

Verfe
blatt
15-38
-04
für den
misch-

Z 50^b



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der Erscheinung des Herrn (6. Januar.)

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 1-12. „Als Jesus geboren war zu Bethlehem (im Stamme) Juda zur Zeit des Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem, und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten. Als der König Herodes dies hörte, erschrock er, und ganz Jerusalem mit ihm. Und er versammelte alle hohen Priester und die Schriftgelehrten des Volkes und erforschte von ihnen, wo Christus geboren werden sollte. Sie aber sprachen zu ihm: In Bethlehem (im Stamme) Juda; denn also steht geschrieben durch den Propheten: Und du Bethlehem, im Lande (des Stammes) Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstentümern Juda's; denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll. Da berief Herodes die Weisen heimlich, und erforschte genau von ihnen die Zeit, da der Stern ihnen erschienen war. Dann sandte er sie nach Bethlehem und sprach: Gehet hin, und forschet genau nach dem Kinde; und wenn ihr es gefunden haves, so zeigt mir's an, damit auch ich komme, es anzubeten. Als diese den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Orte, wo das Kind war, ankam und stillstand. Da sie aber den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude. Und sie gingen in das Haus, fanden das Kind, mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an. Sie thaten auch ihre Schätze auf und brachten ihm Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhen.“

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Der Evangelist Matthäus führt uns, lieber Leser, heute wieder nach Bethlehem: wir bewundern die Liebe und Menschenfreundlichkeit des göttlichen Kindes, da Es nun auch den Heiden die Wohlthat Seiner Ankunft mitteilt. Es sendet den Weisen einen wunderbaren Stern, um sie zu Sich zu rufen, — sie, die Erstlinge und gleichsam die Vorläufer des ganzen Heidentums, das, ihnen folgend, kommen wird, um an den Gnaden der Erlösung teilzunehmen.

Glücklich waren die Weisen, daß sie die Ersten waren, die in das große Geheimnis der Menschwerdung eingeweiht wurden. Bis dahin hatte man geglaubt, daß Juda allein das Privilegium der Messianischen Weissagungen habe; durch die Berufung der Weisen wurde es offenbar, daß alle Nationen daran Anteil haben würden. Damals begann der Sinn jener herrlichen Verkündigungen klar zu werden, die die Herrschaft der Welt „Jerusalem“ versprachen, d. i. der Kirche Gottes, deren Vorbild diese Stadt war.

Aber woher, lieber Leser, kommt gerade den Weisen dieses Glück? — Wir wissen es nicht; wissen nicht, ob sie mehr, als Tausende anderer Heiden gethan haben; das Glück kommt ihnen von der Gnade n. w. a. h. Gottes zu, der, indem Er sie berief, Seine Liebe und nicht etwa ihre Verdienste in Erwägung zog. — So handelte Gott auch in Rücksicht auf uns, lieber Leser, da Er uns nicht im Heidentum, in der Irreligie, oder in einer Familie ohne Religion und christliche Sitte, wie es deren so viele giebt, geboren werden ließ. Der (zukommenden) Barmherzigkeit

Gottes allein verdanken wir es. Ich sage: ihr verdanken wir es, — aber danken wir auch wirklich unserm Gott zuweilen dafür? Bewundernd blicken wir auf zu diesen Weisen: vor der Erscheinung des Sternes lebten sie in den Finsternissen des Heidentums; aber sobald die göttliche Gnade sie durch das wunderbare Gestirn zur Kunde rief, verlassen sie alles, ihre Heimat, ihre Angehörigen, alles, was ihnen lieb und teuer ist, um der sie führenden Gnade mit Einfalt des Herzens und festem Glauben zu folgen, bis sie das göttliche Kind finden und anbetend Ihm huldigen.

Aber war's denn auch ein wunderbarer Stern, dem die Führung der Weisen von der göttlichen Allmacht anvertraut wurde? — Vielleicht ist der gläubige Leser ganz überrascht über die aufgeworfene Frage. Allein seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts glauben viele (namentlich protestantische Schriftsteller) die Annahme eines positiven Wunders entbehren zu können, ohne darum der großartigen Bedeutung des Sternes zu nahe zu treten. Man beruft sich dabei auf keinen Geringern, als den großen Astronomen Kepler, der sich in mehreren seiner Schriften über das „Gestirn der Magier“ ausgesprochen hat. Nachdem dieser Gelehrte nämlich im Jahre 1604 eine überraschend glanzvolle Planeten Konjunktion mit eigenen Augen beobachtet und bewundert hatte, macht er auf die Thatfache aufmerksam, daß diese Konjunktion sich in Perioden von achthundert Jahren wiederhole, und die Berechnung ergebe, daß auch der Geburt Jesu eine solche außerordentliche Konjunktion vorhergegangen sein müsse.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. Januar. Fest der hl. drei Könige, Evangelium Mathäus 2, 1-12. Epistel Jsaia 60, 1-8. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Elementarschulkinder. St. Lambertus. Haupt und Titularfest der Bruderschaft vom allerh. Sakrament, morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion, 9 Uhr feierliches Hochamt, vor demselben feierlicher Umzug. Nachmittags 4 Uhr Rosenkranz-Andacht, 1/2 5 Uhr Fest-Predigt, nach derselben feierl. Komplet und Tedeum. Maria Himmelfahrt-Pfarre: hl. Kommunion der Mädchen. Clarissen-Klosterkirche: 1/2 7 Uhr hl. Messe, 1/2 8 Uhr Hochamt. Karmeliten-Klosterkirche: 1/2 7 Uhr erste hl. Messe, 1/2 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Complet. Ursulinen-Klosterkirche. Fest der heil. drei Könige. Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Andacht.
- Montag, 7. Januar. Reinold.
- Dienstag, 8. Januar. Gudula, Erhard, Bischof.
- Mittwoch, 9. Januar. Julian, Martyrer.
- Donnerstag, 10. Januar. Paulus, Einsiedler. Clarissen-Klosterkirche: Abends 8 Uhr Rosenkranz vor ausgelegtem Hochw. Gute, und Predigt zu Ehren des allerh. Sacramentes.
- Freitag, 11. Januar. Hyginus, Papst u. Martyrer.
- Sonntag, 12. Januar. Ernest, Abt u. Martyrer. St. Lambertus-Pfarre: Morgens 8 Uhr Segensmesse.

54.9.1042

Allein, lieber Leser, damit über des großen Gelehrten wahre Meinung kein Zweifel sei, brauchst Du nur seine Antwort auf die aufgeworfene Frage zu hören: warum denn endlich die Weisen aufgebrochen seien, um den durch den Stern bezeichneten Judenkönig anzubeten? Weil (sagt er) dieser Stern nicht aus der Zahl der gewöhnlichen Kometen oder ein neuer war, sondern ihm eine wunderbare Bewegung in der unteren Luftgegend eigentümlich war. Solange nämlich der Stern im Aether, unter den übrigen aufgehend und untergehend, erschien, erregte er wohl durch seine Neuheit die Aufmerksamkeit der sternkundigen Chaldäer (Weisen), aber an ein bestimmtes Ereignis im Einzelnen gemahnte er nicht. Nachdem er sich aber in die Luft herabzusinken und allmählich nach dem Westen hin zu schreiten anfing und endlich im Westen verschwand, da erst faßten die Magier den Entschluß, ihm zu folgen, und kamen nach Judäa. — Und der gläubige Astronom sagt dann ausdrücklich, nur die Annahme einer so wunderbaren Bewegung, die den Stern, nicht wie andere, hoch im Aether oben zeige, sondern tiefer in der Luft (also unter dem eigentlichen Sternenhimmel); nur ein so außerordentliches Wunder stimme zur Erzählung des Evangeliums. *)

Das Angeführte klingt nicht so „blos natürlich“, wie es es heute manche „Schriftgelehrte“ zu verwerthen suchen. Wer aber der Evangelischen Erzählung nicht geradezu Gewalt anthun will, kann nur einen wunderbaren Stern annehmen; denn — von allem andern abgesehen — sind wir beide, der Leser und ich, gewiß soviel Astronom, um uns zu sagen, daß für die zweistündige Strecke von Jerusalem nach Bethlehem und gar zu einem bestimmten Hause Niemand ein Sternbild oder einen einzelnen Stern zum Führer brauchen kann, so lange dieser nicht aus seiner (täuschenden) Höhe heraustritt! Ein wirkliches Wunder führt die Weisen zum göttlichen Kinde: Und siehe! der Stern, den sie im Morgenlande gesehen, ging vor ihnen her, bis er an den Ort kam, wo das Kind war und still stand.

So hat sich denn die arme Behausung des Heilandes durch die Ankunft der königlichen Weisen in ein fürstliches Heerlager, oder besser: in einen christlichen Tempel, verwandelt; die Weisen huldigen dem Kinde mit entsprechenden fürstlichen Gaben, die zugleich eine Huldigung an den (göttlichen) Messias-König ausdrücken: das Gold gilt dem Könige, der Weihrauch Gott und die Myrrhe dem Erlöser. Es ist also ein göttliches und priesterliches Königtum, das die Weisen im Kinde von Bethlehem anbeten. Nicht anders faßte es auch der römische Herodes auf; er sieht im Heilande einen Thronbewerber; darum zittert er und faßt den Plan, ihn zu vernichten.

Wo finden wir, lieber Leser, einen weiseren, mächtigeren, gütigeren König, als unsern Heiland? Wie herrlich hat Er den Opfermut und den Glauben der frommen Weisen schon da mal belohnt! Und wie ein Strahl ihrer himmlischen Herrlichkeit ist ihre Verehrung in unserer kath. Kirche: das herrliche Fest mit der feierlichen Festoktav; dazu die vielen bildlichen Darstellungen ihrer That, und endlich unser herrlicher Kölner Dom, der sich majestätisch über ihren Reliquien erhebt! Auch von uns, lieber Leser, wird etwas Opfermut verlangt, wenn wir einst das Kind von Bethlehem in Seiner Herrlichkeit dort droben in unaussprechlicher Seligkeit schauen wollen.

S.

Berühmte Frauen.

Von Friedrich Thiem.

Zu einer Zeit, in welcher die Frauenbewegung eine so bedeutsame Rolle spielt, erscheint die Frage von Interesse, welchen An-

teil die Frau — von dem größeren Hervortreten des weiblichen Geschlechts in den letzten 30 bis 40 Jahren ganz abgesehen — eigentlich an der Kulturthätigkeit im allgemeinen gehabt hat. Wollen wir uns mit einer rein generellen Antwort begnügen, so muß dieselbe dahin lauten, daß die Frau überall und zu allen Zeiten des Mannes redliche Mitarbeiterin gewesen ist; nicht nur in civilisirten Ländern, wo die Frau als des Mannes gleichberechtigte Gefährtin gilt, sondern auch dort, wo man sie lediglich als Skavin und Dienerin betrachtet. Hier wirkt sie segensreich als Verwalterin des Hauses und Erzieherin der Kinder, dort ist sie die schwergeplagte Trägerin der physischen Arbeit, das Lastthier des Mannes — immer aber finden wir sie in reger kulturfördernder Thätigkeit, mit alleiniger Ausnahme der Staaten, in denen Polygamie herrscht, und wo, besonders in den Kreisen der Vornehmen und Reichen, das Weib zum bloßen Vergnügungsobjekt herabgesunken ist.

Zu einem anderen Resultat gelangen wir, sobald wir der Frage tiefer auf den Grund gehen und den Anteil der Frauen an den besonders hervorragenden Leistungen der Menschheit zu ergründen suchen. Die allgemeine Arbeit am laufenden Webstuhl der Zeit hat ja hauptsächlich die Erhaltung des Bestehenden zum Zwecke, während die Entdeckung zu höheren Kulturstufen durch die besonderen Verdienste und Thaten ausgezeichneter Geister herbeigeführt wird, die durch ihr Genie oder Talent ihren Menschenbrüdern neue Wege zeigen und dem Fortschritte der Menschheit als Apostel dienen. Inwieweit nun finden wir die Frauen unter diesen Aposteln der Menschheit, den Genies und Talenten, den Erfindern, Entdeckern, Gelehrten, Künstlern usw. vertreten? Oder vielmehr, inwieweit waren sie bisher unter ihnen vertreten, bevor die neue Bewegung neue Ideale in einem Teil ihrer Herzen pflanzte? Dem letztere selbst ist noch zu sehr im Stadium des Werdens, als daß wir sie für unsere Zwecke bereits in Betracht ziehen könnten.

Da drängt sich uns denn die zunächst etwas frappierende Erkenntnis auf, daß die Zahl der berühmten Frauen gegenüber jener der berühmten Männer eine außerordentlich kleine ist — wir sagen zunächst, denn bei näherer Betrachtung finden wir leicht die Erklärung für diese anscheinend so befremdliche Erscheinung, durch welche durchaus nicht etwa, wie mancher denken könnte, die Inferiorität des weiblichen Geschlechts bewiesen wird. Doch halten wir uns zunächst an das tatsächliche Material. Verfasser dieser Skizze hat es versucht eine Antwort auf obige ihn interessirende Frage zu finden, in einer ihm vorliegenden Aufstellung sämtlicher Berühmtheiten der Welt seit Adam, von einem Ungeannten nach Stand und Beruf geordnet und mit kurzen biographischen Notizen versehen, unter den verzeichneten 4486 berühmten Personen diejenigen weiblichen Geschlechts herauszufinden, und erhielt zu seinem Erstaunen das Resultat, daß die Zahl derselben nur 184 betrug, also nur etwas über 4%. Nimmt man auch an, daß der Zusammensteller manchen Namen weggelassen hat, so macht das im Facit nicht viel aus, denn hundert berühmte Frauen mehr würden noch immer nicht viel bedeuten und außerdem befinden sich unter den 184 noch eine ganze Anzahl, die sich nur einer passiven Berühmtheit erfreuen, das heißt, sich nicht durch hervorragende Leistungen und Tugenden auszeichnen, sondern aus anderen Gründen Ruf erlangt haben, sei es durch besondere Schönheit (wie Paula de Bigneris, Ninon de Lençois usw.), oder durch besonderes Unglück, Maria Stuart, Johanna Gray oder durch schwärmerische Verherrlichung berühmter Dichter, wie Bürger's Molly, Goethe's Friederike, Frau von Warens, Heloise, Laura Beatrice, Theresie Levasseur, Christiane Vulpian, Hölderlin's Diotima usw., oder als berüchtigte Selbst-

mörderinnen, wie Henriette Vogel und Charlotte Stieglitz.

Zunächst wird es interessieren, die Verteilung dieser geringen Prozentzahl auf die einzelnen Berufe und Materien kennen zu lernen. Unsere Statistik weist auf: Berühmte

Fürstinnen	73
Schriftstellerinnen	34
Schauspielerinnen	24
Sängerinnen	17
Staatspersonen	12
Heilige	6
Tänzerinnen	5
Historikerinnen	2
Kriegerinnen	2
Malerinnen	2
Reisende	2
Virtuosinnen	1
Erfinder	1
Astronomen	1

Wie aus den angeführten Zahlen hervorgeht, hat unser Zusammensteller sich bestrebt, nur durch wirklich hervorragende Leistungen bekannte Persönlichkeiten herauszugreifen, daher erscheint es um so bemerkenswerter, daß sich, wenn man vom Schauspielerinnen-, Tänzerinnen- und Sängerinnenberufe und dem fürstlichen Stande abzieht, Berühmtheiten ersten Ranges unter den aufgeführten Frauen nicht befinden.

Die fürstlichen Berühmtheiten nehmen der Zahl nach naturgemäß die erste Stelle ein, da die allgemeine Aufmerksamkeit, die sich den Trägern und Trägerinnen der Krone aus erklärlichen Gründen zuwendet, ihnen die Erwerbung von Ruhm und Ansehen leichter macht als gewöhnlichen Sterblichen. Die Zahl jener Fürstinnen, die sich als wirkliche Regentengenies bewährt oder sich sonst durch bemerkenswerte Thaten ausgezeichnet haben, ist bei weitem nicht so groß, unter den 73 möchten wir nur Semiramis, die berühmte Gemahlin des Ninus, Katharina II., Maria Theresia und Elisabeth hervorheben. Bei den Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen handelt es sich um Berufe, auf deren Ausübung nicht nur eine natürliche Anlage die gebildete Frau ebenso hinweist, wie die ungebildete auf die Thätigkeit als Köchin, Schneiderin und Putzmacherin, sondern bei deren Wahl sich der Frau auch die wenigsten sozialen und physischen (in ihrer weiblichen Natur und körperlichen Veranlagung begründeten) Schwierigkeiten entgegenstellten. Was lag einer geistvollen, gebildeten, für die Dichtkunst begeisterten Frau näher, als die Beschäftigung mit der Litteratur? Von der Begeisterung für eine Thätigkeit bis zum Versuch der Ausübung derselben ist nur ein Schritt, der Neiz ist zu mächtig, um den Geist lange im Stadium der bloßen Bewunderung beharren zu lassen. Daher ist auch, wie es uns scheint, die Reihe der schriftstellerischen Talente mit den angegebenen 34 Namen bei weitem nicht erschöpft, zu einer wirklich klassischen Berühmtheit hat es aber seit der edlen griechischen Dichterin Sappho noch keine Frau wieder gebracht. Den Ruhm eines Homer, Shakespeare, Schiller, Goethe, Wieland usw. hat die weibliche Poesie bisher nicht zu überstrahlen vermocht.

Anders auf dem Gebiete der Schauspiel- und Gesangeskunst. Hier feiert das weibliche Genie dem männlichen ebenbürtige Triumphe. Namen wie Klara Ziegler, Schröter, Devrient, Hedwig Raabe, Friederike Gohmann, Franziska Elmendorff und andere reihen sich denen eines Davison, Devrient, Desjouis, Döring usw. würdig an. Dasselbe gilt für Gesangesmeisterinnen wie Adeline Patti, Pauline Lucy, Henriette Sonntag usw. im Verhältnis zu Gesangessternen wie Wachtel, Tichatsch, Niemann usw. Auffällig muß erscheinen, daß die Zahl der berühmten Tänzerinnen nur mit 5 angegeben wird, weil das Weib gerade für die präziöse Kunst des Tanzes eine Naturveranlagung besitzt wie für wenig andere geistige oder körperliche Verrichtungen. Aber man muß erwägen, daß, gerade weil die Frau zu,

*) De Stella nova in Serp. cf. cap. IV, 346.

diesem Gebiete vorzügliches leistet, der Durchschnittswert der betreffenden Leistungen schwerer zu überbieten ist. Uebrigens scheidet auch von den fünf Genannten, Marie Taglioni, Oliva, Fanny und Therese Klöser und Lola Montez, die letztere noch aus, da sie ihre Berühmtheit in der Hauptsache nur ihren Liebesabenteuern verdankt.

Unter den 12 Staatspersonen begegnen wir den Namen Aspasia (die Geliebte des Perikles), Lucretia Borgia, Fulvia, Frau v. Pompadour, Frau v. Maintenon usw. Sicherlich ließe sich die Zahl in diesem Falle bedeutend vergrößern, da das weibliche Geschlecht, bei dessen Ausbildung das Gefühlleben in weit höherem Grade Berücksichtigung findet als bei der des männlichen Geschlechts, dem letzteren hinsichtlich der Reigung zu tiefer Religiosität gewiß nicht nachsteht. Daß wir unter den weiter aufgezählten Berühmtheiten nur 2 Kriegerinnen, 2 Historikerinnen, 2 Reisende und je 1 Erfinderin und Astronomin finden, erscheint nicht befremdlich, weil diese Berufe einerseits der natürlichen Reigung und Befähigung der Frau widersprechen, andererseits zu denen gehören, von welchem die soziale Anschauung (oder sollen wir lieber sagen das soziale Vorurteil?) ihre Aufmerksamkeit bisher willkürlich und unwillkürlich ablenkte. Die wissenschaftlichen und technischen Berufe bedürfen überdies einer besonderen kostspieligen und langwierigen Berufsausbildung, die sich die Frau unter den bestehenden sozialen Verhältnissen und unter dem Druck der herrschenden Anschauungen selbst jetzt noch nur in Ausnahmefällen anzueignen vermag. Daß dagegen die Malerei und Musik nicht mehr weibliche Talente aufzuweisen haben, muß frapieren. Unsere Zusammenstellung nennt auf ersterem Gebiete nur Rosa Bonheur und Angelika Kauffmann, auf letzterem nur Clara Schumann; je oft wenn man noch einige Namen hinzusetzt, bleibt das Mißverhältnis bestehen. Die berühmte Astronomin ist Karoline Herschel, die Schwester des großen Astronomen Wilhelm Herschel, bekanntlich seine treue und eifrige Mitarbeiterin und Gehülfin, die Entdeckerin mehrerer Kometen und Verfasserin eines Sternkatalogs. Die Erfinderin ist Barbara Uttmann (geb. 1514, gest. 1575 zu Annaberg), welche 1561 die Kunst des Spitzenlappels erfunden hat. Von den beiden Geschichtsschreiberinnen verdient nur Anna Komäna (geb. 1083 in Konstantinopel, gest. 1148 im Kloster) Erwähnung, welche die Geschichte ihres Vaters, des byzantinischen Kaisers Alexios I. geschrieben hat. Am fernsten stehen der weiblichen Natur wohl die Berufe des Kriegers und Reisenden, und in der That nennt unsere Aufstellung von den ersteren nur die bekannten Namen Judith und Johanna d'Arc! Unter der großen Menge der Forschungsreisenden dagegen finden wir nur Jda Pfeiffer und Alexandrine Tinne, die allerdings beide den glänzendsten Nachweis für ihre Qualifikation der Frau zu Forschungsreisenden erbracht haben und von denen Alexandrine Tinne sogar auf der Gedenktafel der Märtyrer der geographischen Wissenschaft verzeichnet steht. Jda Pfeiffer (geb. 14. Oktober 1797 zu Wien), bereiste Palästina, Aegypten, Madagaskar, Skandinavien und Island und unternahm zwei Reisen um die Welt. In mehreren Reise werken legte sie die Geschichte ihrer Fahrten, Abenteuer und Beobachtungen nieder. Sie starb am 28. Oktober 1858 in Wien kurz nach ihrer Rückkehr aus Madagaskar. Alexandrine Tinne (geb. 17. Oktober 1839 im Haag) erwarb sich nicht unerhebliche Verdienste um die Afrikaforschung. Erst 17 Jahre alt, unternahm sie ihre erste Reise nach Syrien und Aegypten, 1862 erforschte sie den Nil, 1863 brach sie nach dem Nahr-el-Ghazal auf. Weitere Reisen hatten Griechenland, Italien und Algier zum Ziel; an diese schloß sich 1869 eine

Expedition nach Innerafrika, auf welcher begriffen die tüchtige Forscherin von dem sie begleiteten Duareg am 1. August 1869 ermordet wurde.

Gar nicht vertreten finden wir weibliche Berühmtheiten unter den Architekten, Bildhauern, Botanikern, Buchdruckern, Buchhändlern, Chemikern, Juristen, Kaufleuten, Landwirthen, Mathematikern, Medizineren Mineralogen, Nationalökonomien, Pädagogen, Philologen, Philosophen, Pyisikern, Schachgrößen, Sprachforschern, Technikern und Zoologen. Die Gründe hierfür sind dieselben, die wir schon oben näher dargelegt haben; bei einem Theile stand die natürliche Anlage, bei dem andern die soziale Anschauung hindernd im Wege. Daher läßt sich auch aus der That sache, daß die Frau zahlreichem Gebieten ganz fern geblieben ist und in den meisten andern hinsichtlich der Leistungsfähigkeit mit dem Mann bisher nicht gleichen Schritt zu halten vermocht hat, weder die Inferiorität des weiblichen Geschlechts deduzieren noch irgend ein sicherer Schluß auf das Verhältniß der Leistungen beider Geschlechter in der Zukunft ziehen.

Eritens ist bei der Abwägung des Kulturanteils von Mann und Frau oder besser gesagt des Anteils beider Geschlechter an der Erzeugung von Kulturwerten die weitaus geringere Anzahl in Berücksichtigung zu nehmen, mit der die Frau den Konkurrenzkampf mit dem Manne zu führen hat. Die Frauen aller Völker, die in Vielweiberei leben oder bei denen das Weib in sozialer Unterordnung gehalten wird, scheiden von vornherein aus, es kommen nur die Frauen der Kulturstaaten in Betracht, welche wenigstens in der Hauptsache die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts anerkennen und die Frau durch entsprechende Erziehung und Bildung zur Bethätigung auch in intellektueller Hinsicht in den Stand setzen. Zweitens dürfen wir den Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Ausbildung nicht vergessen, als dessen Konsequenz wir die Erweckung und Förderung ganz andere Reigungen und Eigenschaften anzusehen haben, als die männliche Erziehung sie hervorbringt. Das Ideal der weiblichen Erziehung wies der Frau einen bestimmten Kreis an, den sie ohne Gefahr für ihren Ruf nicht überschreiten durfte: Domäne war das Haus, der Kampf ums Dasein galt als Aufgabe des Mannes. So waren ihr eine Reihe von Berufen von vornherein versagt und für viele andere fehlte Reigung, Vorkenntnisse und viele anderen Voraussetzungen. Als dritter entscheidender Faktor fällt die natürliche Anlage ins Gewicht, die durchaus nicht allein, wie man uns heutzutage oftmals glauben machen möchte, der bloßen Anpassung, sondern den natürlichen Unterschied der Geschlechter ihren Ursprung verdankt. Jedes Mann und Weib, besitzt seine besonderen Eigenschaften, Fähigkeiten und Reigungen, seine spezifischen Tugenden und Fehler. Schon die geringere physische Kraft verschleßt der Frau zahlreiche Berufe oder qualifiziert sie doch zur Ausübung derselben weniger — andere treffen wieder mehr mit den spezifischen Fähigkeiten und Reigungen des Mannes zusammen und widersprechen den ihrigen. Wie somit die Verhältnisse gegeben waren, mußte es der Frau schwer werden, in anderen als den ihr ganz speziell überlassenen Berufen Hervorragendes oder überhaupt etwas zu leisten; diejenigen aber, die man ihr überließ und die mit ihren natürlichen Gaben zusammentrafen, hat sie nicht allein mit Eifer und Erfolg wahrgenommen, sondern sie hat in manchen, ihren natürlichen Anlagen am meisten entsprechenden, geradezu glänzende Leistungen dargeboten.

Man darf außerdem niemals vergessen, daß eben infolge obiger Faktoren die Kulturarbeit des Weibes eine mehr indirekte war und ist. Ihr Walten ist ein internes und dient eigentlich mehr der Vorbereitung jener Kulturthaten,

als daß es solche direkt hervorbringen vermöchte.

„Ein guter Mann wird durch ein gutes Wort von edlen Frauen weit geführt“ —

Geistvolle und edle Gattinnen und Mütter gelten von alters her als die Erzeuger aller guten und schönen Regungen im Manne, sie sind es, die ihre Gatten anzuern und jene harmonische Gemüthsverfassung in ihnen erhalten, welche die Vorbedingung vor allem der geistigen Produktivität ist; sie sind es, die ihre Kinder zu ganzen Menschen erziehen und sie fähig machen, erfolgreich an der Kulturarbeit der Menschheit mitzuwirken. Die Frau hat daher nicht bloß einen ebenso großen Antheil an der Kulturarbeit wie der Mann, sondern sie ist auch, wenn sich auch dieser letztere Antheil nicht sichtbar nachweisen oder in Zahlen und Namen fassen läßt, an der Erzeugung, der großen Ruhmesleistungen der Menschheit hervorragend betheilig. Nach ihrer Stellung, ihrer Eigenart konnte ihr die That nicht immer gehören, aber den Gedanken, der zu dieser thatüberleitet, half sie redlich erzeugen!

Malle Stordis Werbung.

Humoreske von Leo v. Torn.

„Na, Herr Konsul — — seltsames Zusammentreffen, was?“

Leutnant z. S. Emanuel — genannt Malle Stord — zog seinen prächtigen braunen Schnurrbart durch die Finger und blinzelte den feilnehmenden alten Herrn mit so listiger Ueberlegenheit an, daß dieser sich vor Zorn an seinem Kops von verschluckte.

Zum Ueberfluß streckte Malle Stord nun auch noch den mit der blanken Krone bedeckten Arm aus und schlug den hanseatischen Geschäftsträger Sr. Majestät des Königs von Dänemark, Herrn Konsul Jens Peter Erkenjen, hilfreich und zuthunlich aufs Kreuz.

Der alte Herr rückte mit einer heftigen Bewegung ab. Um seiner Entrüstung noch anders Luft zu machen, wie er das, nach seinem Tapsen zu urtheilen, gerne wollte, dazu fehlte ihm momentan der Atem. Nachdem er sich mit seinem buntseidenen Taschentuche umständlich die Augen getrocknet, borg er das faltige blauverleete Kind in der altmodisch geknüpften schlafweihen Halsbinde und wollte den dreisten jungen Mann gerade zurechtsetzen, als der Geheime Admiralsratsrat von Groone, welcher die Herren für ein paar Augenblicke allein gelassen hatte, wieder das gemütliche Bor des Ratskellers betrat.

„Nehmen Sie's nicht übel, Herr Konsul,“ sagte der dicke, kurzleutige Rat, indem er sich niederließ und eine Ecke des Tisches geschäftig abzuräumen begann, „der Kote ist bildschön, aber ich habe nun schon zwei Bullen davon im Weibe, und da ist mir, offen gestanden, ein bißchen schlapperig. Seien Sie jetzt mal mein Gast, und ich werde Ihnen Erwas zu trinken geben, was der ärmste Mensch genießen kann, wenn ihm schlecht ist. Prost Rest, meine Herren!“

Damit hob er sein Glas und goß es mit dem lüthigen Munde des Genußmenschen hinter die Binde.

Malle Stord folgte dem guten Beispiele jedoch nicht, ohne den Rest unter höflicher Verbeugung speziell dem gnädigen alten Herrn zu weihen, welcher sich bei der Proposition des Rats ohne rechten Erfolg um ein freundliches Gesicht bemühte.

Herr Konsul Erkenjen wußte aus Erfahrung, was solche Mariniers zu leisten vermögen. Das allein aber wäre nicht so schlimm; man konnte sich ja einrichten — wie heute z. B. mit zwei Glas, während die anderen je zwei Flaschen intus hatten. Aber wenn diese Leute aufthauten, dann hatten sie so besondere Getränke, auf die sie stolz waren, weil sie sie selbst mischten und die bei aller Verschiedenheit der Namen durchweg das Eine gemeinsam hatten, schrecklich schnell betrunken zu machen.

Und wirklich schwenkte der Kellner mit einem großen Tablett an, auf welchem ein vielversprechendes Stillleben arrangiert war — zwei aufeinander passende silberne Mischbecher, Eis, Eier, Scherry, Madeira, Cognac, Angostura u. s. w.

„Nun, Stord — dalli, Ihren berühmten Cocktail!“ — ermunterte der Rat leuchtenden Auges. Und nach ein paar geübten Griffen rasselte unter den schüttelnden Händen des Leutnants das Eis in den Bechern wie eine samoanische Kriegstrommel. Dabei sah Malle Stord den alten Herrn so verheißungsvoll an, als wenn er sagen wollte: „Na, Du kannst Dir gratulieren!“

Dieser unterhielt sich zwar angelegentlich mit dem Rat, aber einzelne Seitenblicke ließen doch erkennen, daß er nicht übel Lust hatte, sich mit dem jungen Menschen zu prügeln. Eigentlich war es auch zum Teufel holen. Vor ein paar Wochen erst hatte er dem windigen Leutnant rund und deutlich sein Haus verboten, weil er die Stirn gehabt, schon zum zweiten Male um Fenny Erksen, das schönste und reichste Mädchen sämtlicher freien Reichstädte, anzuhalten. Als ob die Tochter des Handelsfürsten Erksen jemand anderes heiraten dürfte, als mindestens einen Handelsprinzen.

Die Hoffnung, den unbequemen Freier überhaupt nicht wiederzusehen, hatte sich leider nicht erfüllt. Der Konsul war wie aus den Wolken gefallen, als ihm vom Reichs-Marineamt der Geheime Admiralsratsrat von Groone und der seiner besonderen Fachkenntnisse wegen zur Werft-Sektion kommandierte Leutnant z. S. Emanuel Stord zwecks Abnahme der letzten Teakholz-Lieferung abisziert wurden. Ein Glück war es, daß sein Haus zur Zeit innen und außen von Maurern und Malern belagert war und die Renovierungsarbeiten einen schließlichen Grund gaben, die Herren nicht daheim zu bewirten.

So sah er denn jetzt neben dem zurückgewiesenen Eidam, welcher eben die Gläser mit einer ganz verdächtigen gelben starkduftenden Flüssigkeit füllte. Sein väterliches Patrizierherz lehnte sich auf gegen die Nachbarschaft eines Menschen, welcher schon so viel Ärger und Unruhe über sein sonst so korrektes, friedames Haus gebracht! Der Kaufmann in ihm dagegen bedingte Duldung, ja sogar eine gewisse äußere Liebeshuldigung. Die Geschäfte hatten sich — abgesehen von ein paar niederträchtigen Bemängelungen seitens des Sachverständigen, Leutnants Stord — ziemlich glatt abgewickelt und der Konsul fühlte sich verpflichtet, den Herren Bescheid zu thun.

Das Zeug schmeckte übrigens nicht schlecht. Bei aller Konsistenz hatte es einen nur leicht süßen, überaus würzigen Geschmack, welcher zu dem vorweg genossenen Rotwein vorzüglich „stand“ und auch durchaus den Eindruck der Ungefährlichkeit machte.

Jens Peter Erksen hatte erst ein- oder zweimal mit hochgezogenen Augenbrauen vorsichtig genippt und nahm nun einen kräftigen Schluck. Als er das Glas bedächtig nieder setzte, drückte er schmeckend die Lippen zusammen und wiegte voller Anerkennung sein würdiges Haupt.

„Na, Herr Konsul — was sagen Sie nun?“ interpellierte der Rat mit triumphierendem Ausblick.

„In der That, ein wohlgeschmeckendes Getränk“, erwiderte der alte Herr, indem er wie zur Bethätigung seines Lobes das Glas nochmals an die Lippen führte. Aber er konnte sich nicht enthalten, die im Grunde doch nur dem Leutnant spendete Anerkennung wenigstens durch eine kleine Malice einzuschränken; und so fügte er denn mit einem gekniffenen süßlauren Lächeln hinzu:

„Haben sehr bemerkenswerte Fähigkeiten, unsere jungen Herren von heute.“

In Malle Stords häßlichem Gesicht spielten eine ganze Anzahl undefinierbarer Schakle. Plötzlich wurde er ernst und schüttelte langsam den Kopf.

„Es ist eigentlich fürchtbar häßlich von Ihnen, Herr Konsul“, meinte er dann, indem er die Schultern wie unter einem leichten Seufzer hob und gleich darauf trübselig zusammenfiel, „entschieden häßlich, daß Sie unsere kleinen Meinungsverschiedenheiten immer hervorhehren. Mein verehrter Chef, der Herr Geheimrat, muß ja fast glauben, daß Ihr Wohlwollen für mich ein begrenztes ist.“

Jens Peter Erksen hob sein Kinn aus der Binde und wollte schon die Versicherung abgeben, daß diese Annahme durchaus den Thatfachen entsprechen würde — aber er brachte es doch nicht recht heraus. Er fühlte ein sonderbares leichtlebigen Wohlwollen in sich, das ihm Dinge von der humoristischen Seite zeigte, die er sonst nur bitter ernst zu behandeln pflegte. Also stimmte er in das gemüthliche Anfluchen des Admiralsrats ein.

„Sie müssen nämlich wissen, Herr Geheimrat“, wandte der Leutnant sich an diesen, „daß ich mit meinem väterlichen Freunde, Herrn Konsul Erksen, der mich schon seit meiner Knabenzeit kennt und schätzt, in einigen kleinen Ansichtsachen disharmoniere. So vertritt er seit längerem schon die Auffassung, daß ich kein geeigneter Schwiegersohn für ihn wäre, wohingegen ich der begründeten Meinung bin, daß ich die ausgesucht vortrefflichsten Qualitäten für diese angenehme Stellung in mir vereinige. Des Weiteren ist Herr Konsul des Glaubens, daß die zwei handlichen Körbe, welche er mir hat zu Teil werden lassen, mich entmutigen müßten, das Glück seiner Familie anzustreben. Das ist ein Fehlschub, der auf einer kränkenden Verkennung meines guten Herzens beruht und —“

„Holla“, unterbrach ihn der Konsul so geräuschvoll lustig, daß Malle Stord aus seiner geduckten Haltung aufschaute und sich, auch an den geröteten Ohren und fidele Augen des sonst so gestrengen Herrn, höchlichst ergötzte, „holla, mein junger Freund, nur lachte gepaßt! Nach unserer letzten Rücksprache —“

„Werde ich Ihr Haus nicht eher und nicht anders wieder betreten“, ergänzte der Leutnant gelassen, „wie als Schwiegersohn.“

„Das werden Sie nie!“ rief der alte Herr mobil und zuberstächlich, nach einem kräftigen Zug Cocktail. „Wie werden Sie auch nur Gelegenheit haben, eine erneute Werbung anzubringen — es sei denn, daß Sie —“

„Zwischen Rotwein und Cocktail? Nein, niemals, Herr Konsul. Ich werde mir erlauben, morgen Mittag zwischen Zwölf und Eins in aller Form noch einmal vorzufragen. — Bitte —“ fügte er hinzu, indem er den lebhaft gestikulierenden alten Herrn mit seinem Stuhl niederdrückte, „ohne natürlich die Schwelle Ihres Hauses zu betreten oder zu überschreiten.“

„Also auf der Straße etwa?“

„Aber ich bitte Sie, Herr Konsul! Außerdem weiß ich, daß Sie zwischen Zwölf und Eins stets zu Hause sind.“

„Nun wohl, so werden Sie schreiben, und ich werde Ihren Brief nicht beantworten!“

„Ich werde nicht schreiben, sondern den Vorzug haben, mich persönlich zu erkundigen, inwiefern Sie sich zu meiner Ansicht bekehrt haben.“

Malle Stord verzog keine Miene, sondern schloß sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit an, einen zweiten Cocktail zu brauen.

Der Konsul sah mit einem seiner weniger schlaunen Gesichter von dem köstlich amüsierten Geheimrat auf dessen Ablatus. Nach wenigen Sekunden konsternierten Schweigens aber überkam ihn eine solche unbändige Heiterkeit, daß er buchstäblich Thränen lachte.

„Nein — das ist köstlich! Haben Sie es gehört, Herr Geheimrat? Leutnant Stord geht in die vierte Dimension! — Wissen Sie, junger Freund“, rief er, indem er mit dem Taschentuch in der Linken sich die Augen betupfte und mit der Rechten sein Glas hin-

hielt für die neue Auflage des „wohlgeschmeckenden Getränks“, — wenn Sie das zu Wege bringen, dann glaube ich auch noch an ein anderes Wunder, daß Sie nämlich doch noch ein vernünftiger Mensch — pardon, in meinem Sinne vernünftig — werden könnten! Darauf trinken wir, meine Herren! —

Als Malle Stord an drei oder vier Stunden später den hanseatischen Geschäftsträger Sr. Majestät des Königs von Dänemark, Herrn Konsul Jens Peter Erksen, durch den großen prächtigen Vorgarten bis hart an die Schwelle seines Hauses begleitet, apostrophierte dieser seinen neuen jungen — Duzfreund mit unsicherer, sehr gerührter Stimme:

„Du bist ein lieber Kerl — und Du kannst mir einen Kuß geben, weißt Du — aber — heiraten werde ich Dich nicht — auf keinen Fall — — und über meine Schwelle kommst Du mir auch nicht — —“

Am anderen Morgen war der Konsul höchst ungnädiger Stimmung — und das hielt so ziemlich bis zum Lunch an, den er mit seiner runden freundlichen Gattin allein einnahm, weil Fräulein Fenny Erksen wegen verweilter Augen sich nicht an den Tisch traute.

Es war ein herrlicher, sonniger Mittag. Die Maler hatten ihr Gerüst draußen verlassen, und man konnte die Fenster aufsperrern. Das ersüßte den alten Herrn sichtlich, und er aß mit relativ gutem Appetit. Die kleinen Einzelheiten von „Odysseus Heimkehr“, welche die kleine Frau Konsul mit Bezug auf gestern Abend zum Besten gab, waren zum Teil zwar etwas generisch für einen älteren Herrn, der nur noch in der Kirche und dann natürlich nicht den „Herrn v. Robenstein“ zu singen pflegte; aber es war doch vieles so überwältigend komisch dabei, daß er schließlich von der neckischen Heiterkeit seiner Gattin sich fortreißen ließ.

Als der Geheime Admiralsratsrat von Groone sich melden ließ, um, wie verabredet, die Abnahmescheine zu unterzeichnen, war die Stimmung des alten Herrn eine so vorzügliche, daß er weder an den roten Augen seines gleichzeitig eintretenden Töchterchens noch auch daran Anstoß nahm, daß der joviale Geheimrat alsbald auf den Leutnant z. S. Emanuel Stord, auf seine Tüchtigkeit und voraussichtlich glänzende Carrière zu sprechen kam.

„Alles sehr schön und gut“, erklärte der Konsul nicht unfreundlich, indem er dem Gaste Rotwein einschenkte, „aber der junge Herr ist ein Bindbeutel und Flausenmacher — erklärte er nicht gestern, hier noch einmal seine Werbung vorbringen zu wollen, ohne die Schwelle meines Hauses zu überschreiten —“

Jens Peter Erksen hatte noch nicht ausgesprochen, als sein Töchterchen mit einem Schrei aufsprang, um dann ihr Taschentuch mit beiden Händen gegen den Mund zu pressen.

In demselben Moment ertönte vom Fenster her ein munteres „Guten Morgen!“

Malle Stord, im Dreimaster und Epaulettes und Schärpe balanzierte auf dem schwanfenden Malergestell, wie auf einer Mars-Raue und grüßte freundlich hinein; dann stützte er sich mit beiden Händen auf das Fensterbrett und sagte:

„Herr Konsul — gnädigste Frau — — i-bitte um die Hand Ihrer Tochter!“

In seinem ersten Schreck hatte der Konsul eine Butterdose ergriffen, um sie nach dem unerhörten Eindringling zu werfen. Er mußte aber das Projektil wieder fortstellen — wenn er nicht sein Töchterchen treffen wollte.

Und „Nein!“ durfte er schon gar nicht sagen, denn nach seinen strengen Grundjähen mußte ein Mann, der von einer Tochter in Gegenwart der Eltern so fürchtbar abgelüßt wurde, diese Tochter nolens volens auch heiraten. — —



Verantwortl. Redakteur: Anton Stöble,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 42-52. Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß seine Eltern es wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagreise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber vorstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Die Kindheit Jesu.

Jesum ist der Sohn Gottes; aber Er kommt in einem Stalle zur Welt wie ein armes Kind. Nur einige arme jüdische Hirten beten ihn an; aber der ganze Himmel feiert in der Nacht, da Er geboren wird, über Seiner Krippe ein Fest. Einen Augenblick, bei der Ankunft der morgenländischen Weisen, wird die Königsstadt unruhig; aber kaum ist dieser irdische Glanz vorüber, so muß das vom Tode bedrohte Kind geflüchtet werden, und das Blut der Kinder, die in der gleichen Zeit geboren werden, fließt in Strömen.

Und diese Gegensätze, lieber Leser, dauern fort im Leben Jesu, sie dauern fort selbst durch die Jahrhunderte in der von Ihm begründeten Kirche. Die Feinde Christi beginnen immer wieder von neuem die Verfolgung, und so wird es sein bis zum Ende der Tage, da der Herr in Majestät und Herrlichkeit erscheint, um die große Abrechnung zu halten.

Das Leben Jesu, wie Er als Kind und Jüngling heranwuchs, wird uns vom Evangelisten in zwei Worten erzählt: „Er nahm zu, wie an Alter, so auch an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.“ — Hätten wir, lieber Leser, in das stille Häuschen zu Nazareth hineinschauen dürfen, wir würden da nichts Außergewöhnliches, nichts zum Anstaunen bemerkenswertes, da war, dem äußeren Anschein nach, nichts, was die der Menschheit von Natur eigentümlichen Gesehe überschritten hätte. Das göttliche Kind entwickelt sich, dem Körper nach, wie alle anderen Knaben. Es zeigt auch von Jahr zu Jahr den Verstand, die Tugenden, das Anziehende, wie es dem betreffenden Alter eigentümlich ist.

Allein nun müssen wir schnell hinzufügen:

Jesum ist das Ideal eines vollkommenen Kindes, dann eines vollkommenen Jünglings, wie Er später das Ideal des vollkommenen Mannes sein wird. Zwischen Ihm und den Erdenkindern besteht dieser Unterschied: Die Besten unter uns trachten nach einer Vollkommenheit, die sie niemals, so wie sie es wünschen, erreichen. — Jesus aber ist der absolut vollkommenste Typus (Bild) der menschlichen Natur (St. Thomas).

Hören wir, lieber Leser, den großen hl. Thomas von Aquin noch etwas weiter: Die gänzliche Einigung in der Person zwischen der göttlichen und der menschlichen Natur verlieh Ihm (Jesu) die Anschauung der unendlichen Wahrheit, wie sie die Seligen im Himmel schauen; verlieh Ihm den unerschütterlichen Besitz der unendlichen Liebe und die durch nichts getrühte unbegrenzte Schönheit. — aber diese Einigung hinderte nicht in der Vernunft die Zunahme in der Erfahrungskennntnis, hinderte nicht das Fortschreiten in der Ausübung der Tugenden, nicht die Bethätigung der Willenskraft, nicht die Mühen des Körpers bei der Arbeit, noch endlich den Schmerz. Dieses ist ja der wesentliche Anteil des irdischen Menschen; und Jesus wollte diesen Anteil für sich in dessen ganzer Ausdehnung, also auch mit all seinem Elende und sogar mit der Sterblichkeit. Seine Einigung mit der Gottheit hielt Ihn nur frei von der Sünde und überhaupt von aller Unvollkommenheit der Seele.

Unserer modernen Erziehung war nichts so wenig ähnlich, wie die eines jungen Israeliten in Judäa oder Galiläa zur Zeit des Königs Herodes. Bei uns spielt dabei die

Kirchenkalender.

- Sonntag, 13. Januar.** Erster Sonntag nach hl. drei Könige. Agritius, Bischof. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 42-52. Epistel: Römer 12, 1-5. Ende der kirchlich geschlossenen Zeit. • **St. Martin's-Pfarrkirche:** Am 1/9 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion für die Schule an der Neufferstraße. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Auspredige für die Marianische Jünglings-Congregation. • **Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche:** hl. Communion der Knaben.
- Montag, 14. Januar.** Hilarius, Bischof.
- Dienstag, 15. Januar.** Maurus, Abt.
- Mittwoch, 16. Januar.** Marcellus, Papst und Märtyrer.
- Donnerstag, 17. Januar.** Antonius, Einsiedler und Abt.
- Freitag, 18. Januar.** Petri Stuhlfest zu Rom. Prisca, Jungfrau.
- Samstag, 19. Januar.** Kanthus, König und Märtyrer.

Ach wie trüb ist meinem Sinn
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Dinge üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß.

Öffentliche Schule eine hervorragende Rolle; sie nimmt das Kind für längere Zeit aus dem elterlichen Hause, um es dem Lehrer anzuvertrauen. Bei den damaligen Juden existierte die Volksschule noch nicht; nur die Stadt Jerusalem besaß, wie die Rabinen berichten, eine solche, und man nannte sie „das Haus des Buches“ (Beth-Hassepher).

Das jüdische Kind wird im väterlichen Hause, in der Synagoge und in der Werkstätte erzogen; im Hause erhält es die Unterweisungen von Vater und Mutter; in der Synagoge lernt es das Gesetz lesen und verstehen; in der Werkstätte bildet es sich zu einem Stande aus.

Um mit dem Lehren zu beginnen: Jeder Israelit, welcher Klasse immer er angehören mochte, mußte ein Handwerk erlernen. Die Arbeit war dem Juden heilig, und das Handwerk hielt er in Ehren; selbst die berühmtesten Rabbinen erlernten ein Handwerk und übten es aus. Jesus, der Pflege Sohn eines Zimmermanns, war Zimmermann wie Joseph. So wuchs Er heran in der Werkstätte, in der Arbeit; Er half dem Pflegevater und lebte von der Arbeit Seiner Hände, wie ein einfacher Handwerker. Er wartet in der Werkstätte, bis Sein Tag kommt, und bleibt inzwischen das Muster der Demüthigen, das Vorbild derer, die die Welt nicht kennt, die — unter dem Blicke des allwissenden Gottes — ein stilles, tugendhaftes Leben führen.

Seit der Rückkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft hatte selbst jedes Dorf seine Synagoge. Es war zwar oft nur ein einfaches Zimmer, ohne allen Schmuck, aber nach der heiligen Stadt und dem Tempel hin gerichtet. In einem Schranke, den ein Vorhang von heller Farbe verhüllte, lag die Thora (das Gesetz), und vor der Pergamentrolle, auf der es geschrieben stand, brannte eine Lampe, ähnlich der ewigen Lampe in unserer Kirchen. Außer am Sabbath hatten die Vorleser noch an zwei anderen Tagen der Woche bestimmte Stellen aus dem Gesetze und ein Bruchstück aus den Propheten dem versammelten Volke vorzulesen: Der Vorleser erläuterte kurz das Gelesene; dann sagt er den Schlussgebet vor, und das Volk antwortet, aufstehend und gegen den fernen Tempel gewandt, mit lauter Stimme „Amen“.

Die Synagoge zu Nazareth hat auch Jesus und die Seinigen gesehen. Aber kein Rabbi konnte sich rühmen, ihn zum Schüler gehabt zu haben, ihn, „in dem die Fülle der Gottheit wesentlich wohnt“ (Koloss. 2, 9).

Darum begreifen wir sehr wohl das Staunen der Tempelbesucher, von dem der Evangelist heute erzählt: Der zwölfjährige Knabe sitzt „in Mitte der Lehrer“, der Angesehenen des Volkes, hört ihnen zu und stellt ihnen Fragen, — „Alle aber, die zugegen waren, konnten über Seinen Verstand und Seine Antworten.“

Nicht, wie es Sitte war, auf dem Boden oder auf niedrigem Stuhle zu den Füßen der Lehrer sitzend, sondern in ihrer Mitte treffen wir den zwölfjährigen Knaben, der sich da fragend und antwortend mit den Gelehrten Israels ergeht. Auch Maria und Joseph, die ihn hier wiederfanden, „erschrafen vor dem Anblicke“, — denn der Knabe erschien ihnen zweifellos in diesem Momente, da Er Aller Augen auf sich zog, in einem unvergleichlichen Schimmer von Verklärung und Majestät.

Wir sind vielleicht versucht, lieber Leser, die Zuhörer des göttlichen Knaben dort im Tempel um ihr Glück zu beneiden; allein erinnern wir uns, daß Jesus zu uns durch Sein Evangelium, durch die Belehrungen Seiner Diener und durch innere Einsprechungen redet. Lasset uns denn hören, bewundern und das Gehörte üben!

Merkwürdige Menschen.

Von Eugen Gallen.

Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die durch ihre außergewöhnliche Begabung oder auch durch eine Mißgestaltung, welche sie zwang einzelne Teile ihres Körpers zu außergewöhnlicher Fertigkeit auszubilden, das Aufsehen der Welt erregten. Freilich sind diese „Schaumenichen“ nicht selten in unserer Zeit in einigen Mißkredit geraten, dadurch daß man durch künstliche Tricks oft solche ungewöhnliche Figuren der Welt vorkührte, die in Wahrheit eigentlich ganz gewöhnlich waren. Die „Dame ohne Unterleib“ ist längst als ein geschickt ausgeführter und daher immerhin der Bewunderung werther Coup erkannt und erregt nur noch auf Jahrmärkten Bewunderung.

Vielleicht beruhte die Merkwürdigkeit mancher Sehenswürdigkeit früherer Jahrhunderte nur auf einem geschickt ausgeführten Kunstgriff, den die Leute von dazumal in ihrer Harmlosigkeit nicht erkannten. Der größeren Aufklärung unserer Zeit bleibt so leicht nichts mehr von derartigen Kniffen und Puffen verborgen.

Die merkwürdigen Menschen aber, von denen im Folgenden die Rede sein soll, waren sicherlich echt in ihre Merkwürdigkeit. Da lebte nun zum Beispiel zu Anfang dieses Jahrhunderts in Italien Colas, der Fisch. Dieser Mensch hieß eigentlich Nikolas, war ein Sicilianer und von armen Eltern zu Catania geboren. Er übte sich von Jugend auf im Schwimmen, wozu er viel natürliche Anlage hatte und wurde einer der geschicktesten Schwimmer seiner Zeit, so daß seine Landesleute ihn „Pesce Colas“ nannten. Frühzeitig wandte er sich der Fischerei zu und er wählte sich besonders die Auster und Korallen. Je mehr er sich auf diese Thätigkeit legte, desto mehr gewöhnte er sich an das Wasser, und diese Gewohnheit wurde so stark, daß er nur ungerne auf dem Lande lebte. Ohne jeglichen Taucherapparat ging er auf den Grund des Meeres und bewegte sich mit solcher Geschwindigkeit im Wasser, wie ein Fisch. Was zuerst nur Vergnügen und Zeitvertreib gewesen, wurde später für ihn beinahe zum Bedürfnis. Hatte er einmal einen ganzen Tag außerhalb des Wassers zugebracht, so klagte er über Brustschmerzen und mußte schnell auf eine Weile in sein geliebtes nasses Element. Er schwam nicht bloß an der Küste hin, sondern er wagte sich, auch oft in die offene See hinein und brachte ganze Tage daselbst zu, indem er auf irgend einer Sandbank übernachtete. Er war allen denen bekannt, welche die Küste von Sicilien und Neapel besuchten, denn er leitete den Schiffen und deren Mannschaften durch seine Vertrautheit mit der ganzen Küste große Dienste. Bei einem Sturme im Jahre 1821 kam er um's Leben, im nassen Element, das ihn verschlang und auch seinen Leichnam behielt.

Ein anderer merkwürdiger Mensch war der Mann ohne Arme, der in dem Dorfe Ditchate in der Nähe von Bristol lebte, mit Namen William Kingston. Er war ohne Arme geboren und hatte es soweit gebracht, daß er fast Alles, was man sonst mit den Händen verrichtet, mit den Füßen ausführen konnte. Er trank, indem er mit den Füßen das Glas oder die Tasse geschickt zum Munde führte. Er schrieb, indem er mit dem linken Fuß das Tintenfaß, mit dem rechten die Feder hielt, gewandter als Viele mit den Händen schreiben. Er brauchte keine Hülfe bei Tische; denn Messer, Gabel und Löffel regierte er sehr geschickt mit den Füßen. Er putzte seine Schuhe, machte sich Feuer an, kleidete sich zum Teil sogar selbst an, ja er rasirte sich auch mit den Füßen. Als Landmann moki er seine Kühe, mähte Heu und verrichtete alle nur möglichen Dienstleistungen so fleißig, daß er es aus einem ziemlich dürftigen Landmann zu einem wohlhabenden

Pächter gebracht hat. Dieses merkwürdige Individuum, das sich trotz seiner Mißgestalt niemals unglücklich fühlte und das verheiratet war und noch in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre einen vollständig wohlgebildeten Sohn zeugte, erreichte ein hohes Alter. Im Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts lebte er noch. Damals ließ ein weitläufiger Ackerbau von ihm, Percy Kingston, eine Monographie über ihn erscheinen, die der Londoner Universität unterbreitet wurde.

Ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße war Eduard Bright, ein Spezereihändler zu Maldou in der Grafschaft Essex. Er hatte noch nicht das zweite Lebensjahr erreicht, als er schon über 144 Pfund schwer war. In seinem 20. Lebensjahre wog er 336 Pfund und bei seinem Tode 616 Pfund. Er war fünf Fuß neun und einen halben Zoll hoch. Unter den Armen war er fünf Fuß, sechs Zoll im Umfange und der Umfang seines Bauches betrug sechs Fuß elf Zoll. Sein Oberarm war zwei Fuß und zwei Zoll und seine Wade zwei Fuß und acht Zoll dick. Nach seinem Tode waren zwölf starke Männer nötig, um ihn auf einen kleinen Wagen zu heben und dann ins Grab zu senken. In seine Kleider konnten sich sieben Personen hüllen. Eduard Bright starb am 12. Mai 1750 im dreißigsten Jahre seines Lebens.

Ein Mann von ungewöhnlicher Fresssucht war der im Jahre 1754 zu Wittenberge gestorbene Jacob Kahle. Dieser Mann konnte nicht nur eine ungeheure Menge Speisen zu sich nehmen, sondern er fraß auch ganz ungewöhnliche Dinge. So soll es ihm eine Kleinigkeit gewesen sein, acht Schock Pflaumen samt den Kernen hintereinander zu verzehren. Glas, Porzellan, Schiefer und Kieselsteine konnte er verzehren, wobei er von einem ungemein scharfen Gebiß unterstützt wurde. Wenn er eine Tasse Kaffee mit der Tasse oder ein Glas Wein samt dem Glase zu sich nahm, so zermalmte er diese Dinge so schnell und so vollständig, als ob er Brod im Munde hätte. Zum Frühstück aß er einmal, wie amtlich von Augenzengen berichtet wird, ein Spanferkel mit Haut und Haaren auf. Einst verzehrte er in einem Wirtshause einen Dudelsack, den er einem reisenden Volen fortgenommen hatte, und dieser ergriff vor dem Wirtstrah noch die Flucht, weil er fürchtete, derselbe stehe mit dem Teufel im Bunde. Kahle, oder wie er in Wittenberge nur genannt wurde, der Fresskahl, war trotz seines unerfättlichen Hungers sehr gesund und stark und starb erst im neunundstebzigsten Lebensjahre. Sein Körper wurde der Anatomie zur Untersuchung überwiesen, doch konnten besondere Eigenheiten, die als Ursache seiner Fresssucht hätten angesehen werden können, nicht gefunden werden.

Dieser Fresskahl steht übrigens nicht vereinzelt da. Auch der berühmte Pater Paulian thut in seinem Wörterbuch der Naturlehre eines Steinfressers Erwähnung, den er einen Wilden nennt und den er selbst gesehen und untersucht zu haben versichert. Er wurde von einem holländischen Schiffe auf einer kleinen wüsten und unbewohnten Insel angetroffen und nach Frankreich gebracht. Dieser Mensch verschluckte nicht allein Kieselsteine, die einundeinhalb Zoll lang und ein Zoll breit waren, sondern machte sich auch aus zerstoßenen Kiesel, Feuersteinen und Marmor einen Teig, der sein größter Leckerbissen war. Als Pater Paulian ihn kennen lernte, konnte er nur wenige Worte aussprechen und stieß sonst nur unartikulirte Laute aus. Durch den Anblick einer kleinen Fliege wurde er sehr gerührt und wollte nicht aufhören sie zu betrachten. Im Allgemeinen war sein Leben zwischen essen, trinken und schlafen geteilt.

Auch im Jahre 1771 starb zu Alesfeld ein Mensch mit Namen Kolnick, der wegen seiner Fressfähigkeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Doch sind die Mittheilungen über ihn so fabelhaft und ersichtlich von jaty-

reicher Eingebung, daß man Genauer über ihn nicht zu sagen weiß. So wird zum Beispiel erzählt, er sei als Soldat bei Einquartierungen stets seiner Freisucht halber für acht Mann gerechnet worden, er konnte nie länger als anderthalb Stunden ohne Speise sein und mußte daher auch Nachts und nicht selten in der Kirche aus seiner Tasche Steine verzehren.

Einer der merkwürdigsten aber zugleich auch unglücklichsten Merkwürdigkeiten ist ein Mensch mit nur einem Sinn, über den uns „Europa, Chronik der gebildeten Welt“ vom Jahre 1862 berichtet. Max Alfons R. wurde in Leipzig am 1. Januar 1844 als Sohn eines Advocaten geboren, der sich durch eigene Schuld um die juristische Praxis, um Ehre, Gesundheit und Vermögen gebracht hatte und schließlich in einer städtischen Versorgungsanstalt elendiglich gestorben ist. Im zehnten Jahre wurde der Knabe von einer heftigen Entzündung der Augen und der Gehörgänge befallen, allein kein Mensch, am wenigsten der Vater, kümmerte sich um das verlassene Kind, das zum Gegenstand des Abscheus wurde. Als endlich ärztliche Hilfe kam, war dieselbe leider zu spät. Der arme Knabe war total erblindet, uglech war aber auch ein so hoher Grad von Schwerhörigkeit eingetreten, daß man mit dem Patienten nur mit Hilfe eines Hörrohrs verkehren konnte. Später der Dresdener Blindenanstalt zugeführt, bedurfte der arme Knabe eines besonderen Privatunterrichts, da er die Stimme des Lehrers in der Schule nicht vernehmen konnte. Nichtsdestoweniger konnte er mit guten Elementarkenntnissen die Schule verlassen. Jetzt wendete er sich der Korbmacherei zu und machte darin überraschende Fortschritte. Bald aber stellte sich völlige Taubheit und Sprachlosigkeit ein, das Gesicht des Beklagenswerten erlitt eine widerliche Verunstaltung und in Folge derselben verschwand auch der Geruch gänzlich und wurde der Geschmack beeinträchtigt. In diesem beklagenswerten Zustande wurde er im April 1862 der Blindenkolonie zu Stößitz bei Riesa an der Elbe übergeben. „Als ich den nun im 19. Lebensjahre stehenden Jüngling abholte,“ so erzählt der Direktor der Dresdener Blindenanstalt, Dr. Georgie, fand ich ihn in der völligen Isolation von der ihn umgebenden engen Welt. Man denke sich einen geistig aufgeweckten, nicht kenntnisarmen und zu selbstständigem Denken gelangten Jüngling mit einem warm empfindenden Herzen und entwickelten Gemütsleben, — aber blind, taub, stumm, ohne Geruch und fast auch ohne Geschmack, mit der Welt also nur noch verbunden durch die schwachen Fäden des Tastsinns. Nicht nur der Ort, an dem er sich befand, und die Personen unter denen er lebte, und unter denen drei seiner früheren Schulkameraden sich befanden, blieben ihm völlig unbekannt. Alle Vorgänge des Lebens gingen spurlos an ihm vorüber. Er lebte mitten im Wogenschlage der Zeit wie ein durch einen Bergsturz Verschütteter, wie ein lebendig Begrabener, dem in seiner schauerlichen Gruft zur qualvolleren Fristung des öftesten Daseins Speise und Trank gereicht wurden. Selbst die Blinden wurden von der Vorstellung dieser qualvollen Abgeschiedenheit von allen Regungen des Lebens tief ergriffen und zu Thränen gerührt. Ihre Bemühungen, dem beklagenswürdigen Genossen durch Liebkosungen und Freundlichkeitsbeweisungen aller Art, einen Ersatz zu gewähren für die Entbehrung des Reizes, der auch ihr armseliges Leben noch verschönt und genussreich macht, waren unendlich rührend. Aber die größte geistige Macht, die Gewöhnung hatte auch diesem Vereinsamten und Abgeschiedenen seine Lage nicht nur erträglich gemacht, sondern die Erinnerung früherer Erlebnisse — die Abendröte vergangener Tage — erleuchtete auch diese Nacht mit ihrem magischen, phantastischen Schimmer und gewährte dem Vereinsamten im neubelebten Ton- und Farbenspiele der Reproduktion eine

erweiternde Beschäftigung und somit angenehme Empfindungen.

Nicht bloß im Ausdrucke seiner lächelnden Mienen, welche nur den sehenden Personen in seiner Umgebung wahrnehmbar sein konnten, sondern auch hörbar in einem leisen, stillvergnügten Lachen gab er diesen beglückenden Empfindungen Ausdruck. An die Beschäftigung seiner Genossen schloß er sich sofort mit Eifer an und arbeitete mit ihnen gemeinschaftlich nach dem Maße seiner Kraft. Seine Bewegung im Freien, nicht mehr geleitet und überwacht durch das aufmerksame Ohr, verrieth längere Zeit einen hohen Grad von Aengstlichkeit. Ungeführt wagte er sich von dem Hause nicht weiter zu entfernen als auf Armeslänge, um fortwährend die Hand mit den Fingern erreichen zu können. Später gewann er es über sich, einen etwa 30 Ellen langen, schmalen Weg zu begehen, dessen Begrenzung ihm durch die Füße fühlbar wurde. Diesen Weg aber verließ er ohne ausdrückliche Führung nie. Dagegen aber verschaffte er sich im Hause selbst bald vollkommene Lokalkenntnis, selbst in Bezug auf die Stellung der vorzüglichsten Möbel und die Orte, wo er seine Effekten untergebracht hatte. — Wann dieser Unglückliche aus seinem elenden Leben geschieden, habe ich nicht erfahren können.

Sinderleid.

Von Bois-Plessi

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Es war im Herbst. Langsam verwandelte sich das Blau des Himmels in ein mildes Grau, und die welken Blätter lösten sich von den Zweigen, fielen zur Erde und wurden von dem Winde weitergeführt, bis sie die Füße der hastenden Menschen zertraten.

Während die Natur sich gleichsam zur Ruhe rüstete, begannen die Menschen einen neuen Abschnitt ihrer Existenz, der doch immer dasselbe hielten, dasselbe Pläneschmieden und das Denken an das „Morgen“ mit sich bringt. In den Läden waren die „Winterneuheiten“ ausgelegt und Seide, Sammet und Pelze zogen manchen verlangenden Frauenblick auf sich.

Vor einem eleganten Geschäft stand ganz in Verwunderung und Verlangen versunken, der Gegenwart entrückt, Magda Ferrier, die Frau des jungen und schon berühmten Bildhauers. Sie wußte, wie gut sie all die reichen weichen Stoffe kleideten, wie sie ihrer eigentümlichen Schönheit noch zur Folie dienten, und es wurde ihr schwer in Anbetracht der bescheidenen Verhältnisse, in denen sie lebte, auf die eleganten Toilettenstücke Verzicht leisten zu müssen. Das ewige „Verzichtenmüssen“ verbitterte Magda Ferrier, machte sie ungeduldig und schroff in ihrer Art sich zu geben, sodas man oft an ihrer Herzengüte zweifeln konnte.

So tam sie denn auch heute von ihren Ausgängen sehr verstimmt und mit einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen heim.

Als der Gotte das bemerkte, spiegelte sich auch auf seinem Gesicht der Ausdruck einer tiefen Verstimmung; die kleine Alice, das vierjährige, reizende Töchterchen, hörte mit ihrem Gepolter erschreckt auf, als sie die finsternen Gesichter der Eltern sah, und das Frühstück begann in der Stille, die einem Sturm vorauszugehen pflegt.

Magda sprach nicht, und auch Wilhelm schwieg; jeder schien zu empfinden, daß seine Worte den andern verlegen würden.

Endlich jedoch kam die inhaltschwere Frage, welche die junge Frau schon so lange bereit hielt:

„Wilhelm!“ . . . sagte sie in herausforderndem Tone.

Er zog die Augenbrauen zusammen. Den Ton kannte er! der bedeutete nichts Gutes.

„Was?“ fragte er kurz.

„Wann kaufst Du mir den Pelzkragen,

den Du mir schon so lange versprochen hast?“

„Sobald es mir möglich sein wird! . . .“

„Und wann wird das sein? . . .“

Er zuckte die Achseln: „Weiß ich nicht! . . . Oh! bist Du bald fertig mit Deiner ewigen Quälerei?“

Magda brauste auf: „Wie! ich quäle Dich, weil ich ein notwendiges Kleidungsstück von Dir verlange? . . . Das ist stark! . . . Ich habe nichts umzubinden! . . . Ob ich diesen Winter friere, ist Dir freilich gleichgültig!“

Jetzt wurde auch Wilhelm hastig: „Nun, da bist Du ja wieder bei Deinem beliebten Thema! . . . Ich thue, was ich irgend kann! . . . Wieviel kostet denn dieser verdammte Pelzkragen?“

„Hier bis fünfhundert Francs . . . Die Frau des Bildhauers Ferrier kann nicht wie ihr Dienstmädchen gehen!“

„Sehr schön!“ spottete der Mann . . . „hättest es mir gleich sagen müssen! . . . Um Dich warm zu halten, würde auch Kaninchenfell genügen! . . . Um Deine 500 Francs zu haben, mußt Du warten, bis ich einen neuen Auftrag bekomme! . . . und nun habe ich für heute genug davon!“

Wilhelm war heftig, wenn er in dem Ton etwas befahl, dann wußte seine Frau, daß es ratsam sei, wenigstens für den Augenblick, zu schweigen. Sie schwieg, aber sie empfand Groll, fast Haß gegen den Gatten.

Alice saß regungslos in ihrem hohen Stuhl; das Kind hatte aufgehört zu essen und sah mit feuchtschimmernden Augen ängstlich von einem zum andern.

Gleich darauf warf Wilhelm seine Serviette auf den Tisch, stand auf und ging zur Thür.

„Du gehst aus?“ fragte Magda kurz.

„Ja,“ kam es schroff zurück, „warum? . . .“

„Warum? . . .“ schrie sie laut und erregt . . . „nun wundert es mich nicht mehr, daß ich das Notwendigste entbehren muß und daß wir bei den Lieferanten Schulden haben! . . . wenn man ausgeht statt zu arbeiten, wenn man im Café und nicht im Atelier ist, dann natürlich . . .“

Wilhelm unterbrach sie wütend.

„Nicht so, beklage Du Dich! . . . Du ganz allein bist daran schuld! Wenn ich zu Hause ein freundliches Gesicht und Verständnis für meine Arbeit fände, dann würde ich wahrscheinlich öfter daheim sein! . . . Ich gehe Dir aus dem Wege, Dir und Deinen ewigen Ansprüchen, Deinen ewigen Klagen.“

Bis ins Innerste erregt, antwortete sie, was der Horn ihr eingab. Schlag auf Schlag gingen Rede und Gegenrede, und jedes Wort traf nur zu oft bei dem Gegner einen wunden Punkt.

Und eine Szene folgte, wie sie sich jetzt so oft zwischen dem Ehepaar abspielte. Als sie sich alles vorgeworfen hatten, was ihnen nur irgendwie einfiel, laut Magda weinend auf einen Stuhl, und Wilhelm warf drohend die Thüre hinter sich zu.

Vergessen auf ihrem hohen Stuhle befand sich die kleine Alice, deren ganzer Körper bebte.

Als Magdas Erregung und die Thränen nachließen, versank sie in Grübeleien über die Vergangenheit und die so traurige Gegenwart. Wie schön hatte sie sich das Leben an der Seite eines Künstlers gedacht . . . Und nun . . . statt des geträumten Glücks, statt der Auszeichnungen, die ihr als der Frau eines berühmten Künstlers dargebracht wurden? . . . Nichts als mühevolleres Ringen, um nach außen den Schein zu wahren und ein ängstliches Warten auf „Bestellungen“. Und dann, Wilhelm war auch nicht in der Ehe das gewesen, was sie sich gedacht. Mit seiner bestimmten, ein wenig brüskten Art, die ihr an dem Verlobten gefallen, schien er ihr nun zu zeigen, daß er der Herr sei, und von Tag zu Tag lehnte sie sich mehr dagegen auf. Der Gatte seinerseits sah mit bitterer Enttäuschung, wie wenig von dem jungen, für die Kunst enthusiastischen Mädchen bei dem

Weibe an seiner Seite übrig geblieben war, die so gar nicht auf seine Künstlernatur einzugehen verstand.

So war denn die Kluft zwischen beiden immer größer geworden, und Magda dachte an das inhaltsschwere Wort „Trennung“ als einzige Rettung aus solcher Existenz, als verzweifeltes Schluchzen sie zusammenfahren ließ.

Sie sah auf: die kleine Alice weinte laut. Ungebuldig sprang die junge Frau in die Höhe und war im Begriff, das Kind zu schelten und ihr Ruhe zu gebieten. Doch in den Kinderangen drückte sich solche unerklärliche Verzweiflung aus, daß die Mutterliebe stärker war als die Ungebuld.

Sie nahm die kleine auf den Arm und sagte zärtlich:

„Weine nicht, mein Liebling! . . . was hast Du denn?“

Das kleine Mädchen gab keine Antwort.

Die zurückgehaltenen Thränen ließen nun den ganzen zarten Körper in Schluchzen erbeben, und während die niedlichen Händchen sich ineinander krampften, legte sich um den ganz blassen, süßen Kindermund ein Zug herben Schmerzes.

Erschreckt liebte Magda das Kind, fragte und streichelte immerzu. Vergebens! Das Kind beruhigte sich nicht. Die Thränen versiegt allmählich, aber auch die Kräfte schwanden. Bald ging der Atem nur noch ganz schwach, das Schluchzen setzte aus und wurde zu einem herzzerreißenden Jammer; ein Jammer und Wimmern, das das Herz der geängstigten Mutter erbeben ließ.

Und Wilhelm kam nicht! Er machte es oft so; wenn eine gar zu stürmische Szene zwischen den Gatten stattgefunden hatte, dann vermied er es, Magda noch an demselben Tage wiederzusehen, und in schweigendem Einverständnis wurde darauf zwischen beiden das Leben wieder aufgenommen, als wenn nichts geschehen wäre.

Mitternacht war an dem Abend vorüber, als Wilhelm Ferrier leise den Schlüssel im Schloß mit der Absicht undrehete, in seinem Atelier auf dem Feldbett die Nacht zu verbringen. Doch da schimmerte ein Lichtstreifen durch Magdas angelehnte Schlafstubenthür und klägliches Wimmern schlug an Wilhelms Ohr.

Er erschrak und sagte sich: Das klingt ja, als wenn Alice weint. Leise öffnete er die Thür und sah seine Frau an dem Bett der Kleinen knien.

Mit einem Sprunge war er an ihrer Seite und neigte sich über das Bett. Das Gesicht des Kindes war farblos, um den Mund lag es wie grenzenloser Schmerz und in den feberheißen Augen stand angstvolles Flehen.

„Mein Gott,“ stöhnte der Vater auf.

Magda richtete sich auf, traurig und vorwurfsvoll sah sie ihn an. Kein Erinnern an den vorausgegangenen Streit war mehr in ihrer Seele, vor dem kleinen Wesen, das da so plötzlich in schwere Krankheit verfallen war, bestand weder der gegenseitige Groll, noch die Unzufriedenheit!

Angstvoll fragte Wilhelm: „Was fehlt ihr?“

Magda zuckte verzweifelt die Achseln.

„Mein Gott! Ich weiß es nicht! . . . Bald nachdem Du fort warst, hat sie angefangen zu weinen! . . . und dann hat dies entsetzliche Wimmern eingesetzt . . . was muß das süße Geschöpfchen leiden! . . . vielleicht ist sie rettungslos verloren.“

Die Finger der Mutter krampften sich um die Bettpfosten, in ihren Augen war ein irres Leuchten . . . die Verzweiflung der Mütter, die an dem Bett eines sterbenden Kindes wachen, stand in Magdas Augen.

„Und der Arzt?“ fragte Wilhelm und klammerte sich wie ein Ertrinkender an diesen Gedanken.

„Ich habe nach ihm geschickt. Er hat etwas verordnet . . . da auf dem Tisch steht die Arznei . . .“

„Was ist es denn, was sagt er“

„Er weiß es auch nicht! . . . morgen wird er wiederkommen . . . morgen . . . wenn unser süßes Kind dann noch lebt . . .“

Wilhelm war an dem Bett in die Knie gesunken, und man hörte in dem Zimmer nichts weiter als das verzweifelte Jammern des Kindes. Die Morgendämmerung beschien dieses Bild trostloser Verzweiflung.

Wilhelm und Magda sahen fast noch bleicher aus als das Kind, dessen wachsgelbes Gesichtchen sich kaum von den Rippen abhob; angstvoll beugten sie sich zusammen über dem Bettchen.

Wie! das war in wenigen Stunden aus ihrem rosigen Liebling geworden! . . . verfallen und alt sah das Kinder Gesicht aus . . . die niedlichen Händchen mit den dicken Grübchen, waren schmal und mager und tasteten unausgesetzt auf der Bettdecke, als wenn sie sich an dem Leben festklammern wollten. Mit lautem Schluchzen lehnte Magda den Kopf an die Schulter des Gatten und deckte die Hand über die Augen, um den Jammer nicht mehr zu sehen, und er fand, um sie zu trösten, sanfte, gütige Worte, fast Worte, wie er sie in der ersten, glücklichen Zeit ihrer Ehe für sie gehabt hatte.

In aller Frühe kam der Arzt. Er untersuchte das Kind, verschrieb eine andere Arznei und empfahl die größte Wachsamkeit. Wilhelm brachte ihn dann bis in den Flur. „Herr Doktor, was fehlt unserm Kind?“

Der Arzt zuckte die Schultern: „Bei Kindern ist es schwer eine genaue Diagnose zu stellen . . . wir wollen abwarten, wie die jetzt gegebene Arznei wirkt . . . vielleicht tritt keine Komplikation ein . . . es kommt mir vor, als wenn eine geringe Besserung stattgefunden hätte.“

Und der Arzt ging und ließ die Eltern mit diesem schwachen Hoffnungsstimmer allein zurück.

Welch langer, endloser Tag war das! Die Eltern wichen nicht von dem Bettchen.

Ab und zu sagte Magda: „Du hast es gehört, Wilhelm, der Arzt meint, es ginge ein wenig besser!“ . . . und er verstand, daß sie Zuspruch brauchte und sagte liebevoll: „Ja, unser Herzblatt ist entschieden besser . . . quäle Dich nicht so, mein Lieb! . . . es geht vorüber.“

Aber er glaubte nicht an seine eigenen Worte. Dennoch hatte Alices Wimmern nachgelassen; zwischen dem Jammern traten kleine Pausen ein, es wurde leiser, schwächer, und die Eltern ängstigten sich nun, daß es nicht mehr so laut vernehmbar, daß der Laut, der ihnen das Herz zerrissen, in seiner Kraft nachließ. Wenn es das Ende wäre?

Vollständig erschöpft war Magda einen Augenblick in leichten Schlummer verfallen. Als sie die Augen aufschlug, horchte sie. Nichts! Nicht das kleinste Geräusch unter den Gardinen des Himmelbettchens!

Nähes Entsetzen packte sie, sie röchelte mehr als sie sprach: „Wilhelm!“ und mit der ausgestreckten Hand wies sie auf das Bett.

Der Gatte hatte auch für Sekunden die Augen geschlossen gehabt.

Er verstand und teilte Magdas Entsetzen. Als er sich aber über das Kind geneigt, richtete er sich gleich darauf mit einem jaghaften Lächeln auf:

„Still! . . . still! . . . sie schläft!“

„Wirklich?“

„Sieh selbst!“

Nun neigte sich auch Magda über das Kind. Leicht und gleichmäßig kam und ging der Atem zwischen den bleichen Kinderlippen. Aber die Mutter hatte noch Furcht. Der Atemhauch war so wenig!

„Mein Gott!“ sagte sie leise, „wenn sie nur wieder aufwacht! . . .“

Es wurde Abend, die Nacht kam, und Alice schlief noch immer.

Dicht neben einander saßen die Eltern und bewachten ihr Kind. Sie wollten es nicht einen Augenblick allein lassen und doch war ihre Kraft zu Ende. Und so, wie sie da

saßen, Hand in Hand in Sorge und Leid vereint, schliefen sie ein.

Stunden waren vergangen, in dem dämmernden Tagesgrauen wurde das Flämmchen der Nachtlampe immer schwächer, da sahen Magda und Wilhelm in die Höhe; ihr erster Gedanke, der sie nicht einen Augenblick verlassen, während der Körper sein Recht beanspruchte, war die quälende Sorge um ihr Kind.

Und fassungslos standen sie da.

Zwischen den Falten der Gardine sah Alice sie an!

Dann wich die Bestürzung der Freude.

„Alice, sie ist gerettet! . . .“

Das süße, kleine Mädchen lächelte und sagte mit ihrem klaren Stimmchen — dem lieben Stimmchen, das die Eltern nie mehr zu hören geglaubt hatten —: „Sag doch Papa, Mama, bin ich denn krank gewesen?“

Magda brach in Thränen aus; Wilhelm nahm das Kind auf den Arm, kühlte es vorsichtig in sein Bettchen, und während er das blonde Köpfchen liebte, sagte er zärtlich:

„Ja, Herchen, Du bist krank gewesen . . . aber nun bist Du wieder gesund . . . nicht wahr?“

Die Kleine nickte als Antwort.

Und alles sprach auch dafür, denn die Augen hatten den klaren Glanz wiedergewonnen und die Wangen waren so frisch gerötet, wie es bei gesunden Kindern nach dem Schlafen der Fall ist.

Magda kühlte das Kind stü-misch, während Wilhelm es immer noch zärtlich in den Armen hielt und losend sagte:

„Ja, mein Herzblatt, mein Liebling, Du bist wieder gesund! . . . und Du wirst nie, nie wieder krank werden, sag mein goldenes Kindchen?“

„Nein,“ versprach Alice ernsthaft, „jetzt will ich nie mehr krank werden, jetzt wo Du und Mama gut miteinander seid, Euch nicht mehr scheltet! . . . wenn Ihr öbfe miteinander seid, thut es mir so weh . . .“

Wilhelm und Martha schrakten zusammen und sahen sich an. Sie erfuhren, was sie nie gedacht: welch Leid die Uneinigkeit der Eltern dem zarten Kinder Gemüt zufügen kann. Bittere Reue ergriff sie.

Sie sprachen nicht, denn in den Momenten höchster Erregung findet man keine Worte, aber ihre Lippen trafen sich im gemeinsamen Kuß auf der Stirn ihres Kindes . . .

Draußen war es inzwischen Tag geworden, und die Morgenröte schien ins Zimmer, wie der Vorbote einer glücklichen Zukunft.

Rätsel.

Die Tiere schuf Gott, wie die Bibel spricht, Doch kenne ich eins, das schuf Er nicht — Freund, deinen Scharfsinn will ich anerkennen, Wirst du das unerhoffte Tier mir nennen!

Charade.

Dem Ersten kann die Zweite hilfreich dienen, Ob's geistig oder leiblich ihm gebracht; Und ist das Ganze leiblich ihm erschienen, Dann ist er klug, folgt er dem Führer gern.

Logogryph.

Wenn mir die Stadt!
Ital'ischer Himmel wölbt sich drüber her;
Ein N am Schluß,
O weh! dann ist's die schöne Stadt nicht mehr;
Ein grinsend' Tier
Ist's dann, doch wahrlich Tiger nicht noch Bär.

Palindrom.

Manches Denkmal längst entschwundner Zeiten,
Aus der Letzten sah man's einst bereiten,
Und das Ganze deckt zu langer Ruf!
Die zwei Ersten fest und sorgsam zu.

Auflösung in nächster Nummer.



Berantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. u. b. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Jesu).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 2, 1-11. „In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Cana in Galiläa: und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das thut. Es standen aber dafelbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet diese Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener aber, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn die Gäste genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Cana in Galiläa: und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.“

Die Hochzeit zu Cana.

Die vom Evangelisten Johannes heute erzählte Begebenheit fällt, lieber Leser, in jene Zeit des irdischen Lebens des Herrn, da Er eben angefangen hatte, Jünger um Sich zu sammeln. Am zweiten Tage nach Seiner Taufe im Jordan folgten dem Herrn nach: Andreas und dessen Bruder Simon, dem später der Namen Petrus beigelegt wurde, dann Philippus und Nathanael. Am dritten Tage war in Cana die Hochzeit von Verwandten des Herrn, zu der Seine Mutter Maria, die bereits Witwe war, sowie Jesus und Seine Jünger geladen waren. Und Er nahm die Einladung an und ließ Sich herbei, an der Menschen irdischer Freude teilzunehmen, um ihr Seelenheil zu fördern.

Schon öfter ist die Frage aufgeworfen worden, warum wohl der Herr der Einladung zur Hochzeitsfeier gefolgt sei; und je nach Beantwortung der Frage hat man (aus dieser Teilnahme an der Hochzeit) verschiedene Folgerungen abgeleitet. Schon der hl. Augustinus († 430) giebt in jener Familie, welche die Priester als Lesung im heutigen Breviergebiet haben, als Grund an: Jesus habe dadurch zeigen wollen, daß Er selbst die Ehe eingesezt habe. Jesus (fährt er fort) sah voraus, daß später Leute aufstehen würden mit der Behauptung, daß das Heiraten verboten sei, und daß die Hochzeiten vom Teufel stammten. Deshalb habe der Heiland auch im Evangelium auf die Frage, ob der Mann seine Frau (durch Scheidung) entlassen dürfe, geantwortet: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“ So stammen denn die Eheschließungen von Gott, die Ehescheidungen stammen aber vom Teufel. Darum kam der Herr zur

Hochzeit (in Cana), damit die eheliche Keuschheit geschützt und der sakramentale Charakter der Ehe dargethan würde.

So der hl. Augustinus. Es hat aber, lieber Leser, auch nicht an Leuten gefehlt, die aus dem Erscheinen des Herrn beim Hochzeitsmahl in Cana einen Freibrief herleiteten für ihre übermäßige Sucht nach weltlichen Vergnügungen. Sie argumentierten so: Auch Christus, der Herr, ist in Cana beim Hochzeitsfeste gewesen und hat dort das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein gewirkt zur Vermehrung der Hochzeitsfreude; daraus geht klar hervor, daß wir die Freuden der Welt nicht nur genießen dürfen, sondern sie genießen sollen; Christus, unser Vorbild, giebt uns das Beispiel, das wir nachzuahmen haben! — Wer so spricht, lieber Leser, ist sicher weit entfernt, sich Jesum zum Vorbild und Muster für sein eigenes Leben zu nehmen; denn bekanntlich war das Leben des Herrn nichts weniger als der Vergnügungssucht geweiht, vielmehr eine fortlaufende Kette von Abtötung und Selbstverleugung. Dieser Jesus, der dort in Cana am Hochzeitsmahl teilnimmt, hat nicht einmal, „wohin er Sein Haupt hinlegen könne;“ es ist derselbe Jesus, der uns allen zugewendet: „Wer Mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und so folge er Mir nach!“

Nichtsdestoweniger dürfen wir aus der Thatfache, daß Jesus bei jenem Freudenmahl Sich einfand, einen Beweisgrund dafür entnehmen, daß auch uns Christen ehrbare Freuden und Vergnügen keineswegs verboten sind. War auch das ganze Leben des Herrn ein Leben der Armut, der Entsagung, der Verfolgung und des Schmerzes, so hat Er

Kirchenkalender.

Sonntag, 20. Januar. Zweiter Sonntag nach hl. drei Könige. Fest vom hl. Namen Jesu. Tobias und Sebastianus, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 21. Epistel: Apostelgeschichte 4, 8-12. St. Lambertus: Heute findet das Hochamt ausnahmsweise um 10 Uhr statt, nachmittags 4 Uhr von Seiten der Rosenkranz-Bruderschaft Vesper für das verstorbene Mitglied H. Justenhoven. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten, nachmittags 3 Uhr Dankgottesdienst mit Predigt. Morgens 10¹/₂ Uhr Offizium der Männer-Sodalität, nachmittags nach der um 4 Uhr beginnenden Predigt Andacht der Bruderschaft vom guten Tode. St. Martins-Pfarrkirche: Um 1¹/₈ Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und an der Achenerstraße, nachmittags 1¹/₄ Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Männer-Sodalität. Carmelitessen-Klosterkirche: Fest des hl. Namens Jesu. Morgens 1¹/₂ Uhr erste hl. Messe. 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt; darnach Andacht und feierlicher Umzug durch die Kirche. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Montag, 21. Januar. Agnes, Martyrin. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe für H. Justenhoven von Seiten der Rosenkranz-Bruderschaft. St. Andreas: Morgens 1¹/₂ Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode.

doch durch Seine Gegenwart auf jener Hochzeit und besonders durch das dort gewirkte Wunder des irdischen Lebens schuldblose Freuden gesegnet und geheiligt. Die Brautleute bei jener Hochzeit waren Verwandte des Herrn; sie waren Seelen, die Ihn liebten, und die Er zweifellos tief betrübt hätte, wäre Er, der so innig Verehrte, diesem ihrem Feste ferngeblieben; und so teilte Er denn mit denen, die Ihn also liebten, auch die Erdenfreuden. Er freut sich mit den unschuldig Fröhlichen, sucht aber die der Freude sich Hingebenden durch ein „freudiges“ Wunder an Sich zu ziehen, sie zum Glauben und dadurch zu den wahren ewigen Freuden hinzuführen. Und was Jesus hier gethan hat, das thut, lieber Leser, in gewissem Sinne auch Seine Kirche, wenn sie das Sinnliche geheiligt den Kludern Gottes zum Genuße zurückzugeben sucht. Sie heiligt die Natur, indem sie ihre Produkte im Namen Jesu segnet: Del, Brot, Wein, Feldfrüchte etc. Sie weiß ja, wie ihr Herr und Meister es liebt. — Daß indeß die natürlichen Freuden des Lebens sich in den Schranken der Ordnung und Mäßigung halten müssen, daß sie der gewissenhaften Erfüllung unserer Standes- und Christenpflichten nicht hemmend in den Weg treten dürfen, versteht sich eigentlich von selbst. Und doch! wie viele Feste werden jetzt am Sonntagabend gefeiert, damit man Gelegenheit habe, die Dauer des Festes recht auszu dehnen: Der folgende Sonntag ist aber doch nicht nur ein „Ruhetag“, sondern er soll im wahren Sinne des Wortes „der Tag des Herrn“ sein, an dem wir vorzugsweise für die Gewinnung der ewigen Freuden sorgen sollen! Wie viele fühlen sich nach einer durchschwelgenen Nacht am Sonntagmorgen „nicht aufgelegt“, dem pflichtmäßigen Gottesdienste beizuwohnen!

Auch der Umstand, daß Jesus zur Hochzeit Seiner Verwandten geht, ist für uns lehrreich: wir ersehen daraus, daß wir trotz der Verpflichtung, alle Menschen ohne Ausnahme zu lieben, doch denen, die durch verwandtschaftliche Bande uns näher stehen, ein größeres Maß von Liebe und Zuneigung schenken dürfen und sollen. Das ist auch sonst in der hl. Schrift klar ausgesprochen; so werden wir im Buche Sirach ermahnt, den Auserwählten nicht etwa Schande zu bereiten durch ein lasterhaftes Leben und sie in der Not und Trübsal nicht zu verlassen, sondern in Liebe ihnen beizuspringen (Sir. Kap. 41). Und der Psalmist rühmt die Lieblichkeit und Anmut des einträchtigen Zusammenlebens der Brüder und Verwandten (Ps. 132). Denken wir ferner an die Beispiele aus dem Alten und Neuen Testamente: an Tobias, und den ägyptischen Joseph und vor allem an Maria, die über das Gebirge eilt, um ihrer Base Elisabeth beizustehen; und wieder treffen wir sie auf der Hochzeit zu Kana, wo der Herr auf ihre Bitte hin Sein erstes öffentliches Wunder wirkt. In welcher rührender Weise hat Maria dort ihre theilnahmvolle Liebe gegen ihre Verwandten betätigt! Nun, lieber Leser, sie steht auch uns nahe, denn sie ist auch unsere Mutter! Empfehlen wir uns täglich ihrer mütterlichen Liebe, damit es uns gelinge, einst das himmlische Hochzeitmahle mit ihr und ihrem göttlichen Sohne feiern zu dürfen.

S.

Der hohe Orden vom schwarzen Adler.

Zur Wiederkehr des 200. Stiftungsfestes desselben, 17. Januar 1701.

Von Dr. Paul Adolf Schumacher.

Auf denselben Zeitpunkt, an dem wir die vor 200 Jahren erfolgte Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreich feiern, fällt auch das zweihundertjährige Jubiläum

der vornehmsten preussischen Ordensauszeichnung „des hohen Ordens vom schwarzen Adler“. Es ist nicht nur die älteste, sondern auch die höchste Ordensauszeichnung, welche der König von Preußen zu vergeben hat, und da es besondere Reichsorden nicht giebt, deren Verleihung dem Kaiser zustände, sagt man nicht zu viel, ohne dem berechtigten Stolz der Deutschen in den anderen Einzelstaaten des Reiches nahe zu treten, wenn man ihn als den ersten Orden im deutschen Reiche bezeichnet.

Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg stiftete den Orden zu Königsberg am 17. Januar 1701, dem Tage bevor er sich im alten Schlosse am Bregel die Königskrone aufs Haupt setzte, angeblich, um damit dem alten polnischen weißen Adlerorden ein Paroli zu bieten. So sehr es nun auch dem zur königlichen Gewalt aufsteigenden, ehrgeizigen und prunkliebenden Kurfürsten bei den Krönungsfeiern in Königsberg darum zu thun gewesen sein mag, zu betonen, daß das alte deutsche Ordensland, die älteste Stätte germanischer Kultur im Nordosten ein souveränes, von polnischer Lehnsoberrherrlichkeit freies Land sei, so überflüssig wäre doch ein Wettstreit mit der genannten polnischen Dekoration gewesen, deren damals kein Mensch mehr gedachte und welche erst 4 Jahre später, im Jahre 1705, — wohl gerade in Folge der Stiftung des schwarzen Adlerordens — von König August II. von Sachsen-Polen wieder neu ins Leben gerufen wurde, um später, als die Selbstständigkeit Polens in den Theilungen dieses Landes zu Grunde ging, von Rußland übernommen zu werden, unter dessen Ordensauszeichnungen er noch jetzt an dritter Stelle steht. Der Adler war vielmehr ohnehin das beliebteste Wappenthier und heraldische Emblem Kurbrandenburgs, und die Wahl der schwarzen Farbe lag sehr nahe in der Erinnerung daran, daß schwarz auf weißem Grunde die Farbe des Deutschordens gewesen war, der die heidnischen Preußen für die westliche Kultur gewonnen hatte und dessen Hochmeister fast 200 Jahre vorher jener Fürst aus hohenzollernischem Stamme, Herzog Albrecht, gewesen war, der das geistliche Ordensland in ein weltliches Fürstenthum umwandelte.

Da nur verhältnismäßig wenige Menschen in die Lage kommen, sich einen Inhaber des schwarzen Adlerordens einmal im vollen Schmuck aller seiner Insignien zu betrachten, seien hier die Abzeichen der Dekoration kurz beschrieben. Das eigentliche Ordenszeichen ist ein blaues, achtspeichiges Kreuz mit Adlern in den Winkeln und der Namensschiffre F. R. (Friederleux Rex) in goldnen Mittelschilde, welches an einem breiten, über die linke Schulter laufenden orangefarbigem Bande getragen wird, sodas der Orden sich über der rechten Hüfte befindet. Ferner wird auf der Brust ein silberner achtspeichiger Stern getragen, der auf orangefarbigem Felde einen schwarzen Adler zeigt und die Devise „Sum cuique“ („Jedem das Seine“) trägt. Endlich ist die Kette zu erwähnen, welche um den Hals getragen wird und aus Adlern mit Donnerkeilen und vierfach gekröntem Namenszug, umschlungen von einem blauen Bande, und der Devise im Schilde besteht. Als Ordensstracht kommt hierzu ein langer samtener Purpurmantel, der durch goldene Schnüre auf der Brust zusammengehalten wird.

Die Ritter sind zugleich Inhaber des Großkreuzes des Roten Adlerordens, der 4 Jahre später als sein vornehmerer Bruder, im Jahre 1705 als Ordre de la sincérité vom Erbprinzen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth gestiftet, am 23. Juni 1777 neu konstituiert und am 12. Juni 1792 zum zweiten Orden der preussischen Monarchie erhoben wurde.

Nach den Satzungen des Ordens besteht der schwarze Adlerorden nominell nur aus einer Klasse; doch existiren thasächlich noch innerhalb dieser Unterschiede, da er mit und

ohne Kette verliehen und in besonderen Fällen noch mit Brillanten geschmückt wird, die, wie alle mit Brillanten verliehenen Orden, nach dem Tode des Inhabers von den Angehörigen zurückbehalten werden dürfen, während die eigentliche Dekoration an die Ordenskommission zurückwandert oder, wie es bei Personen von Stand üblich ist, von einem der Hinterbliebenen dem Monarchen in Audienz wieder überreicht wird. Die Abstufungen des Ordens sind also wesentlich einfacher als jene des Roten Adlerordens, welcher mit mit seinen 41 verschiedenen Spielarten vom Großkreuz mit Eichenlaub, Krone, Szepter und Schwert, Schwertern am Ringe und Kette bis zum einfachen Roten Adler vierter Klasse ohne alle diese Zuthaten an Mannigfaltigkeit seines Gleichen sucht. Uebrigens wird der mit dem schwarzen Adlerorden Beliehene eo ipso Inhaber des Großkreuzes des Roten Adlerordens.

Nach § 6 der Statuten erlangt ferner jeder Ordensritter durch Verleihung der Dekoration von selbst den erblichen Adel und den Rang eines Generalleutnants, also das Prädikat „Excellenz“ und auch der Altmeister der deutschen Malkunst Adolf Menzel, dem diese für deutsche Künstler einzig dastehende Ehreung vor nicht langer Zeit zu Theil wurde, ist dadurch Herr von Menzel und Excellenz geworden. Da der Gedanke der ganzen Ordensinstitution an sich in den mittelalterlichen Ritterorden und in der Vorstellung wurzelt, daß der Monarch die Edelsten seines Landes durch das Ordensband zu einer Association in seinem Dienste vereint, ist es begreiflich, daß bei der Stiftung des Ordens vor 200 Jahren in die Statuten mancherlei Bestimmungen aufgenommen sind, die später vor der Erfordernissen der Neuzeit weichen mußten. Dahin gehörte die ursprüngliche Vorschrift, daß nur Personen von altem Adel mit dem Orden ausgezeichnet werden durften, und es heißt hinsichtlich dieses Erfordernisses in den Ordensstatuten: „Alle und jede, so in diesen Unseren Orden aufgenommen werden, sollen aus rechtem, aufrichtigem, adeligen, rittermäßigem Geschlecht entsprossen und Herkommens sein, sich auch, ehe sie noch einige Ordenszeichen bekommen, durch Beibringung und Beweis der auf sie abstammenden 8 Ahnen, 4 von der väterlichen und 4 von der mütterlichen Seite, dazu fähig machen. Damit auch dieser Unser königlicher Orden und dessen sämtliche Mitglieder ohne allen irgend begründeten Vorwurf und Tadel seien, soll niemand zu demselben zugelassen werden, der unehelicher Geburt sein möchte oder dem wegen seines vorher geführten Lebens und Wandels mit Zug etwas Schimpfliches und Verkleinerliches vorgerückt werden könnte. Absonderlich aber sollen diejenigen davon ausgeschlossen sein, welche Gott gelästert, Uns und Unserem königlichen Hause untreu geworden sind oder sonst gegen Ehre und Gewissen gehandelt haben und dessen überwiesen sind.“

Heute sieht man von der Ahnenprobe, die früher durch 2 oder mehr Adlige eidlich bekräftigt werden mußte, ehe sie ins Ordensprotokoll eingetragen wurde, ab, und außer Menzel haben schon wiederholt Mächtige, z. B. in neuerer Zeit der Finanzminister Miquel den Orden und damit gleichzeitig die Nobilitierung erhalten. Ebenso unmöglich wäre früher die Verleihung des Adels an Nichtchristen gewesen, während heute Abdul Hamid, der türkische Sultan und Nutsuhito der buddhistische Kaiser von Japan und noch einige andere hohe Persönlichkeiten der außereuropäischen Welt den Orden tragen.

Die ersten Ritter des Ordens wurden am Tage nach seiner Gründung am 18. Januar 1701 ernannt; das erste Kapitel desselben wurde jedoch erst 2 Jahre später, am 19. Januar 1703 abgehalten. Der König ist Großmeister und jeder seiner Söhne geborener Ritter des Ordens, dessen Insignien sie jedoch jetzt erst an dem Tage erhalten, an dem sie

das zehnte Lebensjahr vollenden und, entsprechend einer alten Tradition der hohenzollernischen Familie in das erste Garderegiment zu Fuß in Potsdam eingereiht werden.

Dem ersten preussischen königlichen Prinzen jedoch, der nach der Stiftung des Ordens zur Welt kam, wurden die Insignien desselben schon in die Wiege gelegt, und zwar geschah dies am 23. November 1707, wo dem damaligen Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm I. der erste Sohn geboren wurde, der nach seinen beiden Großvätern König Friedrich I. von Preußen und Kurfürst Georg Ludwig von Hannover auf die Namen Friedrich Ludwig getauft wurde. Die Freude im Schlosse an der Spree war groß, vielleicht so groß wie in dem Momente, als dem alten Feldenkaiser Wilhelm I. am 6. Mai 1882 der erste Urenkel, der jetzige Kronprinz Friedrich Wilhelm geboren wurde; denn die dritte Erbfolge schien nunmehr auf 3 Generationen hinaus gesichert. Auf dem damals noch von Ball und Graben umgebenen Berlin standen seit Wochen die Kanoniere mit brennenden Lunten bei ihren Geschützen auf Wache und als am obengenannten Tage spät Abends vom Dache des königlichen Schlosses 3 Raketen in die Luft stiegen zum Zeichen, daß der ersehnte Prinz geboren sei, donnerten ihm die Kanononen aus ehernem Munde ihren Gruß entgegen. Der König aber ernannte in seiner Freude den eben geborenen ersten Enkel sofort zum Ritter des Schwarzen Adlerordens. Dem Leben des jungen Ritters leuchtete aber kein günstiger Stern, denn er starb schon nach einem halben Jahre, und auch der zweite Enkel, der am 18. August 1710 geboren ward, verschied bereits als kaum einjähriges Kind; erst der dritte am 24. Januar 1712 zu Berlin geborene Prinz überdauerte seine Kindheit; es war Friedrich II.

Der Preis der Ordensritter hat sich naturgemäßer Weise auch der Zahl nach bedeutend vermehrt; fast sämtliche regierenden fremdländischen Fürsten und ebenso viele nicht regierenden Prinzen gehören zu denselben; auch die Zahl der verdienten Generale und Staatsmänner des In und Auslandes, welche mit dem Schwarzen Adler dekoriert sind, ist nicht gering, während die Mitgliederzahl mancher höchster ausländischer Orden, w. z. B. des österreichischen und spanischen goldenen Vlieses viel kleiner ist. Das hat aber dem Werte der Auszeichnung keinen Eintrag gethan, sondern ist nur ein Beweis dafür, wie sich unsere internationalen Beziehungen in den zweihundert Jahren erweitert haben.

Um keinen Preis.

Erzählung aus der Zeit der Distanzritte.

Von Marie Brigge (Vrook).

Auf meiner diesjährigen Reise führte mich mein Weg in die Nähe des thüringischen Städtchens A., wo seit circa zwei Jahren meine beste Jugendfreundin lebte. Ich hatte Marie nicht mehr gesehen, seit sie vor zehn Jahren dem flotten Leutnant Eschholz zum Altar gefolgt und nur gehört, daß dieser jetzt als Rittmeister bei den Dragonern in A. stehe.

Lebhaft erwachte in mir der Wunsch, die Freundin wiederzusehen, ich schrieb an sie und meldete mich zu kurzem Besuch. Ungeheuer erhielt ich Antwort. Marie freute sich außerordentlich auf unser Wiedersehen und auch ihr Mann hatte freundliche einladende Zeilen zugefügt.

Meine Erwartungen wurden denn auch noch übertroffen. Marie war unverändert und empfing mich mit ungekünstelter Herzlichkeit. Die zehn Jahre entwichen im Nu unserm Gedächtnis; Fragen und Antworten schwirrten hin und her wie: „weißt Du noch dies?“ und „erinnerst Du Dich an das?“

überdort das andere. Kurz, wir waren beide die Alten geblieben.

Nachdem der erste Gefühlsüberschwang sich gelegt, fand ich Zeit und Muße, den Rittmeister näher zu betrachten. Er war ein hoher schöngewachener Mann mit kühnem, fast trotzigem Gesicht. Zwischen den von Lebenslust und Mut strahlenden Augen zog sich eine tiefe Falte hin, die ihm zuweilen etwas Finsteres gab, doch wurde dieser Zug durch das überaus gütige Lächeln gemildert, welches den fein und energisch geschnittenen Mund umspielte und besonders zu Tage trat, wenn er sich an seine augenscheinlich noch immer zärtlich geliebte Frau wandte. Mein Urteil über ihn stand denn auch bald fest. Hans Eschholz mußte ein guter lebenswerter Mensch sein.

Daß er außerdem ein hervorragender Soldat, ein schneidiger Reiter, kurz ein Mann war, dem man Carrière versprach, hatte ich vor Jahren oft gehört, außerdem benutzte Frau Marie unser erstes Alleinsein, um mich ausgiebig mit den militärischen Tugenden ihres Hauses bekannt zu machen.

„Sie treffen es schlecht bei uns, meine Gnädige,“ meinte der Rittmeister am Abend. „Das Einzige, was unser Städtchen bietet, ein gutes Militär-Concert, fällt leider diesmal aus, da unsere Leute so kurz vor dem Manöver anderweitig beschäftigt sind. Wie wär's aber mit einem Abschiedsspekte zu übermorgen?“ wandte er sich an seine Frau, nachdem ich einige passende Worte erwidert hatte.

Marie griff diesen Vorschlag begeistert auf. „Du hast prachtvolle Ideen, Männchen,“ sagte sie. „Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, wie ich's machen soll, um Annemarie wenigstens mit unsern Spigen bekannt zu machen. Obersten nehmen es uns entschieden übel, wenn sie erfahren, daß wir eine angehende Berühmtheit, eine Schriftstellerin, zu Gast hatten, ohne sie ihnen vorzustellen, und dann interessiert Du Dich doch auch für unser Regiment?“ wandte sie sich lächelnd an mich.

Ich bejahte eifrig, suchte aber dem lebenswürdigen Paar die Idee, mir zu Ehren ein größeres Fest zu geben, auszuweisen. So kurz vor dem Ausrücken werde den Meisten nicht viel daran gelegen sein, meinte ich.

Marie beruhigte mich über letztern Punkt.

„Erstens ist man hier entsetzlich neugierig und zweitens niemals abgeneigt, sich auf Kosten des lieben Nächsten zu amüsieren,“ belehrte sie mich. „Zudem haben unsere Herren einen 24stündigen Distanzritt hinter sich und werden die Gelegenheit, sich vor den Ohren des gestrengen Obersten einmal ordentlich über diese Menschen- und Tierchinderei, auszulassen, mit Freuden begrüßen. Heute an mich, die erste Stunde reden sie von nichts anderem.“

Die kleine Gesellschaft war vollzählig versammelt als ich eintrat, da ich mich beim Arrangieren der Blumen für die Tafel verspätet hatte. Aller Augen waren erwartungsvoll auf mich gerichtet, als mich der Rittmeister der Frau Oberst zuführte, einer kleinen korpusculierten Dame, die in einsamer Majestät auf dem Sopha thronete. Mit zurückhaltender Würde erwiderte sie meinen Gruß, dann ein Schwall von Namen, Verbeugungen, von denen ich von erstern kaum einen verstand, während ich letztere dankend erwiderte und ich befand mich inmitten des Dragonerregiments A.

Wie Marie vorhergesagt, sprachen Alle nur von dem Distanzritt. Ich bewunderte die Pferdekenntnis der jungen Damen, die sich mit ungeheuerstem Interesse erkundigten, ob Titania gestürzt, Thor gedrückt sei, ob es wahr, daß Leutnant Weseners Stute total zusammengebrochen sei, das alles schwirrte umher, bis sich die Frage erhob, wer wohl der Sieger sei?

„Darüber läßt sich heute noch nichts sagen,“ nahm der Oberst, ein beweglicher noch jugend-

lich blinkender Herr das Wort. „Sie wissen, daß es bei unseren Distanzritten nicht sowohl auf die Schnelligkeit, als auch darauf ankommt, in welcher Condition sich der Gaul nach der Leistung befindet.“

„Nicht auch der Reiter?“ bemerkte ein junges vorlautes Dämchen.

Der Oberst ignorierte die Frage und eine Pause entstand, die von der Namensnennung meines Gastgebers unterbrochen wurde.

„Eschholz gewinnt, Eschholz wird's sein, natürlich wer sollte auch sonst, und Ihn kann keiner“, riefen die jungen Herren durcheinander.

Ein älterer Major unterbrach das Stim-mengewirr.

„Ich wette auf Eschholz, wer hält?“

Bevor ihm einer antworten konnte, trat der Benannte auf den Sprechenden zu und sagte mit lauter vernehmlicher Stimme:

„Wetten Sie nicht, Herr Major, ich gewinne nicht. Grundsätzlich bei keinem Distanzritt.“

Einen Augenblick war die Gesellschaft starr nach dieser im tiefsten Ton gegebenen Erklärung. Der Oberst trommelte nervös mit der Hand auf den Tisch und gewann erst allmählich seine Fassung wieder.

„Ist das Ihr Ernst, Eschholz,“ fragte er erregt. „Bedenken Sie, wie eigentümlich eine solche Bemerkung wirken muß aus dem Munde eines Kameraden, den wir als unsern besten Reiter und tüchtigsten Schwadronsführer achten. Und Sie, gerade Sie wollen Front machen gegen eine unserer Einrichtungen, die —“

„Verzeihung, Herr Oberst,“ unterbrach der Rittmeister den Erregten, „Sie sowohl wie die anderen Herren scheinen mich mißverstanden zu haben. Sie sagen es, Herr Oberst, und ich darf es in Anspruch nehmen, daß ich ein tüchtiger Reiter bin. Mein Leben lang ist mir mein Beruf das Höflichste gewesen und ferne sei es von mir, mich wider eine einzelne Einrichtung aufzulehnen. Ich verurteile zwar die Institution der Distanzritte im Innern sehr, wie es gewiß die meisten meiner Kameraden thun, allein mich dagegen aufzulehnen, ist mir nicht in den Sinn gekommen, ich wäre auch als Einzelner machtlos dagegen. Sie werden nie erleben, daß ich mich von einem Distanzritt, obschon er die freie Leistung eines Offiziers sein soll, zurückziehe, es wird befohlen, folglich reite ich. Um den Preis bewerbe ich mich aber nie wieder, nachdem ich ihn mir zweimal geholt. Doch daran knüpft sich eine traurige Geschichte, mit der ich die Herrschaften nicht langweilen möchte.“

„Erzählen, erzählen,“ drängten Damen und Herren.

„Später,“ beruhigte der Hansherr. „Ich sehe meiner Frau an, daß sie mich und meine Erklärung in alle Winde wünscht und Ihren Gästen dafür die Unnehmlichkeiten des Buffets vorführen möchte. Hab' ich nicht Recht, Wiezeten?“

„Um Ihre Geschichte kommen Sie aber nicht“, drohte die Frau Oberst, der Eschholz jetzt den Arm bot, um sie in's Nebenzimmer zu führen.

Es war interessant, zu bemerken, welchen Sturm die Worte des Rittmeisters heraufbeschworen hatten. Wo zwei Herren beisammen standen, durfte man sicher sein, sie redeten vom Distanzritt und da ich, Marie unterstützend, mich zwischen den Gästen hin- und herbewegte, fing ich manches Bruchstück der Unterhaltung auf.

„Eschholz hat Recht,“ sagte ein blutjunges Kerlchen zu einem wenig älteren Kameraden. „Eigentlich ist's unanständig, auf Kosten der armen Gänse so wild und toll zu reiten. Wenn nun der Wesener den Preis bekommt. Schlägt so lang auf seinen Gaul ein, bis er am Boden liegt.“

„Na, aber das Gesicht, das ihm der Alte schnitt,“ erwiderte der Andere. „Der kriegt den Preis im Leben nicht!“

Die Glast war gestillt und die Gesellschaft fand sich auf der Veranda zusammen, deren Tisch von der Ordnung mit zwei großen Bowlen und den erforderlichen Gläsern besetzt worden war.

Wenn gnädige Frau gestatten, schicken wir jetzt die Bedienung fort und Ihr Gemahl erzählt seine Geschichte, ich bin recht neugierig," meinte der Oberst zu Marie gewandt.

"Ich komme schon, Herr Oberst," rief Eschholz von der Thüre her, in der er, einen großen zinnernen Humpen in der Hand, eben erschien.

"Platz, meine Herrschaften, der gehört dazu," sagte er, das Prachtstück auf den Tisch stellend.

Neugierig sahen aller Augen darnach hin. Der Humpen ging von Hand zu Hand. Oben eingraviert standen die Worte:

"Dem besten Reiter das P... er Husarenregiment." Dann folgte eine Menge Namen mit der Jahreszahl. Der Eschholz war der erste und letzte.

Das Gefäß schien einen Unfall erlitten zu haben, denn eine große Beule verunstaltete den reich verzierten Fuß. Sinnend strich Eschholz mit der Hand darüber hin, bevor er begann:

"Ich trat, wie sie Alle wissen, als neunzehnjähriger Fähnrich bei den P. Husaren ein. Von Jung auf ging mein Sinn und Trachten dahin, ein fröhlicher Reitermann zu werden, wie es vor mir mein Vater und Großvater gewesen. Schon als Knabe war mir kein Gaul zu wild, ich mußte ihn besteigen und merkwürdigerweise hatte ich immer Glück. Ob's dahel kam, daß ich stets an die Weisung meines Vaters dachte, der mich gelehrt, daß man sein Roß lieben muß, wie ein Säugling von sich selbst.

"Es giebt kein edleres Tier," pflegte er zu sagen. "Das Pferd ist das einzige Tier, das seinem Reiter über die Kräfte dient, bis es zusammenbricht, ob er es nun in wilder Schlacht zum Siege führt, ob er es auf grauem Feld frevelhaft zu Tode heßt." Das habe ich mir gemerkt, wie seine zweite Lehre, "nie mehr aus einem Gaul heraus zu holen, wie er hergeben kann." So kam es, daß ich mir im Regiment bald einen Namen machte und als der beste Reiter galt. Natürlich verlegte ich mich auch auf's Kennen und wenn mir meine Mittel auch keinen Rennstall gestatteten, habe ich mir doch auf meinen Chargenpferden nach und nach all die schönen Preise geholt, die Sie sämtlich kennen und oft bewundern haben. Dieser Pokal hier (er wies auf den Humpen) war mein letzter Preis, daß ich ihn gewann, sind jetzt fünf Jahre her."

Er räusperte sich und fuhr dann fort:

"Mit mir war ein lieber Kriegsschulkamerad bei den Bern eingetreten. Der Einfachheit halber nannte ich ihn Fritz. Befagter Fritz hatte nun für einen Husaren die unglücklichste Figur der Welt, schon im Cadettenhause hieß er das Mamut. Natürlich fiel ihm das Reiten bei seiner Schwere, er wog mit zweiundzwanzig Jahren zweihundert Pfund, recht schwer und manchmal gestand er mir vertraulich, daß ihn im Sprunggarten doch oft die Angst anwandele, er halte es nicht durch. Aber Mut hatte er, das mußte man ihm lassen, unermüdetlich trainierte er an sich und ritt schließlich ebenso gut, wie alle andern. Als Soldat aber war er der beste, keiner hatte seinen Zug so auf dem Schwung, kurz, er war ein Prachtmensch. Jahre standen wir so zusammen, Schulter an Schulter, die besten Freunde. Da kommt er eines Tages zu mir: "Hans, alter Junge, wünsch mir Glück!" rief er mir zu, "nun hast Du bald nichts mehr voraus. Ich habe mich verlobt mit dem besten liebsten Mädchen von P." Ich freute mich aufrichtig über das Glück des lieben Kerls, nahm ihn mit zu meiner Frau und wir drei sahen die ganze Sommernacht zusammen und freuten uns an seinem Glück. Als ich ihm hinausleuchtete, sagte er mir die Hand. "Du Hans," sagte er, "denke nur, wie

lieb sie ist, ich bin doch nun mal so'n dickes Ungetüm und da sagt sie mir, das gefiel ihr gerade, sie habe sich immer einen Herkules gewünscht."

Er ging und ich hörte ihn noch leise lachen, so recht glücklich.

Bald darauf wurden wir Oberleutnants. Mein Fritz lernte und seine Frau war wirklich ein liebes Weibchen, der brave Kerl lebte wie im Himmel. Inzwischen kamen die Distanzritte auf. Das Armeekorps stütete natürlich privatim gleich einen Preis, die Regimenter folgten nach.

Der Preis, ein Wanderpreis, ging herum und wer ihn zum zweiten Male hatte, mochte ihn behalten. Das erste Mal errang ich ihn; ich hatte gerade ein sechsjähriges Halbblut, von dem ich wußte, es hielt durch. Mir selbst bekam die Geschichte nicht so gut. Die Hitze brannte an dem Tag erbarmungslos, der Weg war ohne Schatten, ich kam zum ersten Male in schlechter Verfassung heim und erschreckte meine Frau nicht wenig. Zum Glück erholte ich mich rasch und wir hatten den Zwischenfall bald vergessen. Nicht so Fritz's Frau. Die war ganz außer sich, meinte, solch ein Unfug müsse verboten werden, es sei Menschen- und Tierquälerei. "Ein Glück, daß Distanzritte freiwillig sind," sagte sie erregt, "wüßte ich, daß der Fritz je einmal mitmachte, ich käme um vor Angst, der Fritz hielt das nicht aus."

Er beruhigte sie lachend. Als Oberleutnant könne man sich den Zauber schon schenken, dachte er. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Wieder wars Sommer, der des Jahres 189. Eine Hitze, die Menschen und Tiere kaputt machte. Wir thaten unsern Dienst fast nur des Nachts, so furchtbar brütete die Sonne. Unser guter Oberst war in Karlsbad, zu seiner Vertretung unser bestgehabter Major, den Streber hießen wir ihn, bestellt. Dem fiel ein, bei dieser Hitze einen Distanzritt in Szene zu setzen, obgleich alle murrten. Natürlich war die Beteiligung eine freiwillige, aber der Herr Major war ganz der Mann, eine solche auch wider die Vorschrift zu erzwingen.

Ich ritt natürlich mit, ohne gewinnstüchtige Absicht, da mir mein Gaul zu lieb war. Meine Frau, die weiß was ich mir bieten kann, war eben dabei, meine Siebensachen zu packen, als es stark klingelte. Fritz steht draußen erregt, hochrot. "Ich muß mit," stößt er heraus, "der Major läßt nicht nach."

Von mir gedrängt erzählt er, daß der Major ihn dringend aufgefordert, doch wieder einmal seine Felddienstfähigkeit zu beweisen, indem er den Ritt mitmache. Dagegen half kein demonstrieren. Ich tröste ihn und gab ihm den guten Rat, sich gar nicht anzustrengen. "Und Deine Frau?" fragte ich noch als er ging. "Die ist verzweifelt," antwortete er gepreßt.

Ich war am anderen Tage acht Stunden geritten, als ich zum ersten Mal einkehrte. Der Wirt sprach mich an: "Es ist einer von Ihren Herren hier, Herr Leutnant," sagte er, "ich glaube, der will sterben."

Eine böse Ahnung erfaßt mich. Ich fliege die Treppen huan. Oben liegt mein Freund Fritz mit ganz verändertem aschgrauen Gesicht.

"Gut, daß Du kommst, Hans," sagte er tonlos. "Hol meine Frau, es geht zu Ende."

Ich that, was ich konnte, schickte zum Arzt, ließ Eis holen, Cognac, Aether, alles vergebens. Bleich und bleicher wurde das liebe Gesicht, ruhiger friedlicher sein Ausdruck.

Der Arzt kam. Er schüttelte den Kopf. "Herzschlag," konstatierte er, "bald wird's zu Ende sein."

"Und die Frau?" schrie ich verzweifelt auf. Der Doktor zuckte die Achseln. "Zu spät."

Der Sterbende mußte meinen Schrei gehört haben. Noch einmal schlug er die Augen auf.

"Die Lore, Hans, grüße sie, ich hab Euch lieb gehabt. Nicht mehr felddienstfähig."

Der Wittmeister schwieg. Keiner sprach ein Wort, verstoßen trauerten die Damen ihre Augen.

"Und die Frau?" fragte endlich die Oberstin. Eschholz wehrte mit der Hand. "Erlassen Sie mir das, meine Gnädige," sagte er fast rauh. "Ich hab's ihr sagen müssen und in der Nacht darauf brachte sie ein Kind — aber tot — zur Welt, einen Knaben. Wie würde mein Dicker sich gefreut haben, wenn er gelebt hätte."

"Aber die Beule hier, Herr Wittmeister?" Ein junges schüchternes Mädchen that die Frage.

"Das will ich Ihnen noch erzählen," erwiderte Eschholz, mit seiner Bewegung kämpfend. "Beim nächsten Ritt errang ich mir den Wanderpreis. Ich wollte ihn haben und behalten, weiß selbst nicht warum. Die Frau meines Fritz lag lange krank in einer Krankenheilanstalt. Sie lebte dann genesen bei ihrer Mutter und sollte uns besuchen. Ich dachte nicht mehr an den Preis. Mit fünfzig anderen stand er an seinem Ort. Das Wiedersehen ging besser vorüber, als wir befürchtet hatten. Da sieht die arme Frau von ungefähr den Pokal. Ihn nehmen und mit aller Gewalt zu Boden schmettern, war das Werk eines Augenblickes. Mit einem Schrei fiel sie nieder. Jetzt ist sie wieder in der Anstalt."

Allerlei.

* Durch die Blume. "Herr Doktor, da Sie uns jetzt verlassen, erlaube ich mir, Ihnen eine Flasche Wein zum Abschied vorzugeben!" — "Aber lieber Freund, warum machen Sie mir den Abschied gar zu sauer?"

* Moderne Anzeige. Intelligenter junger Mann, mit der Konkursordnung wohl vertraut, sucht Stelle in einem besseren Warenhaus.

* Ein Unterschied. "Ist das eine höhere Tochter, die Du eben grüßtest?" — "Nein, die studiert Medizin, das ist eine höchste Tochter."

Rätsel.

Lach ab, so lang' mich anzublicken.
Sonn' blendet dich mein reiner Schein;
Und wirft du mich zu lange drücken,
So werd' ich meine Mutter sein. —

Charade.

Die ersten Beiden nennen dir etwas,
Das zehnmal liegt in einer graden Zahl;
Die beiden Letzten meidest du wohl gern,
Und greiffst nach ihnen dennoch bei dem Wahl.
Das Ganze kennet dies Jahrhundert nicht,
Doch ist's aus der Geschichte dir bekannt,
Des Despotismus Kind, und gleichwohl ward
Doch seine Mutter Republik genannt.

Auflösung der Rätsel aus No. Nummer:

Rätsel: Maulwurf.
Charade: Freilicht.
Logogryph: Pavia, Pavian.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Dienstag, 22. Januar. Vincenz, Anastasius, Martyrer. • St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.

Mittwoch, 23. Januar. Maria Vermählung. • Clarissen-Klosterkirche: Abends 1/5 Uhr Segens-Andacht.

Donnerstag, 24. Januar. Timotheus, Bischof und Martyrer.

Freitag, 25. Januar. Pauli Bekehrung. • St. Andreas: Anfang der 10. Freitage zu Ehren des hl. Franziskus Xaverius. Morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 7 Uhr Andacht mit Predigt. Hiernach findet die gewöhnliche Sühne-Andacht statt.

Samstag, 26. Januar. Polykarpus, Bischof und Martyrer. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Mathäus 8, 1-13. „In jener Zeit als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es Niemanden sagst; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapharnaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegerknechte unter mir; und wenn ich zu dem Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: thu' das! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich sage ich euch, solch' großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isak und Jakob im Himmel am Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh' hin, wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen.“

Der Glaube.

Bei einem Hochzeitsmahle unter heiteren Festgästen ließ das Evangelium vom verflohenen Sonntage, lieber Leser, uns den Gottmenschen sehen und bewundern. Es entzückte uns die freundliche Teilnahme, die Jesus, der kurz vorher als Lehrer des Volkes ins öffentliche Leben getreten war, gleichwohl einem häuslichen Freudenfeste bezeugte: wie groß aber mag die Ueberraschung und Freude der Festgenossen, und namentlich des Brautpaares, erst gewesen sein! Die Juden waren gewohnt, von einem öffentlichen Lehrer nicht nur Ernst, sondern auch eine fast finstere Strenge zu fordern, und wie weit darin der Vorläufer des Herrn, der große hl. Johannes, gegangen war, ist uns allen ja bekannt. Die Wüste war sein ständiger Aufenthaltort, ein rauhes Kleid von Kameelhaaren deckte seine Glieder, Waldhonig und Heuschrecken waren seine Nahrung: ein Beispiel der Abhärtung und des Verzichtes auf alles, was das Leben bequem und angenehm macht, stand er da unter seinen Zeitgenossen.

In welch' lieblichem Lichte teilnehmender Freundlichkeit kündigt sich dagegen Jesus an, da Er der Einladung zur Hochzeitsfeier folgt! Fürwahr, schon hier vernehmen wir Sein späteres Wort: „Mein Joch ist sanft und Meine Bürde leicht!“

Heute nun, lieber Leser, sehen wir Ihn unter Unglücklichen und Leidenden: wie Er in Kana Seine Teilnahme an dem Glücke Seiner Freunde und Verwandten offenbarte, so giebt sich hier Sein Mitleid bei dem Glücke Seiner Bräuter kund. Dort erhöht Er durch

Seine Wunderkraft die Freude des häuslichen Festes und weicht es zu einem Feste des Glaubens, — hier hilft Er dem Jammer der Kranken und Geprehten durch dieselbe himmlische Kraft und führt, indem Er den Körper heilt, zugleich die Seele auf den Weg des Heils. Da verstehen wir das andere Wort: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken!“ So ist Er bereit, Allen Alles zu sein: Er freut sich mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden.

Das heutige Evangelium führt uns zwei Begebenheiten vor Augen, die beide wohl geeignet sind, uns zu überzeugen, daß man aber ohne Glauben keine Hilfe von Christus, dem Herrn, erwarten darf: diese Wahrheit ist das den beiden wunderbaren Begebenheiten Gemeinsame trotz der verschiedenen äußeren Umstände unter denen die Wunder gewirkt wurden. Den Aussätzigen nämlich heilte Jesus, indem Er ihn mit der Hand berührte und mit dieser Berührung Sein allmächtiges Wort verband, — während der Knecht des Hauptmanns gar nicht anwesend war und also in weiter Entfernung durch den bloßen Willensakt des Herrn die Gesundheit wiedererlangte. Aber beide Hilfesuchenden waren erfüllt von einem festen, lebendigen Glauben und darum wurden sie der Heilung gewürdigt. Mit dem Glauben verbanden sie auch eine tiefe Demut, die sie der Erhörung ihrer Bitten um so würdiger machte.

Also vor allem der Glaube führt sowohl den israelitischen Aussätzigen wie den heidnischen Hauptmann zum Heile, — aber wo

Kirchskalender.

Sonntag, 27. Januar. Dritter Sonntag nach hl. drei Könige. Fest der hl. Familie. Johannes Chrysostomus, Bischof. Evangelium Mathäus 8, 1-13. Epistel: Römer 12, 16-21. Vollkomm. Ablass für die Mitglieder des Vereins von der hl. Familie. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation und des Vereins der christlichen Familie zu Ehren der hl. Familie von Nazareth. 9 Uhr feierliches Hochamt. 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Jünglings-Kongregation. 1^{1/2} Uhr Rosenkranz-Andacht. 6 Uhr Predigt, nach derselben Kreuzweg-Andacht. Karmelitessen-Klosterkirche: Vermählungsfest der allerheiligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph. Hauptfest der Bruderschaft des hl. Joseph. 6^{1/2} Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht und feierlicher Umzug durch die Kirche. Zum Schluß Leiden und Verehrung der Reliquie des hl. Joseph. Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marienverein.

Dienstag, 28. Januar. Karl, Kaiser. Karmelitessen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierliches Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der St. Josephs-Bruderschaft.

Dienstag, 29. Januar. Franz von Sales, Bischof.

Mittwoch, 30. Januar. Adelgandis, Jungfrau. St. Anna. Epistel: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht zu Ehren des hl. Joseph.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Ist dieses Glaubens Ursprung? Ist vielleicht zu den beide Hilfe-Suchenden des Erlösers Predigt gedrungen? Aber es gab doch so viele, die mit eigenen Ohren hörten und doch nicht glaubten! — Oder hatten sie vielleicht von der Wunderkraft Jesu Kunde erhalten? Aber es gab ja so Viele, die des Hellandes Wunder mit eigenen Augen gesehen und doch nicht glaubten! — Oder haben sie in ihrem Glende sich vielleicht anders nicht mehr zu helfen gewußt und war es also einzig und allein die Not, die sie zu dem Erlöser trieb? Aber es gab damals so Viele, die auch bei der Welt keine Hilfe mehr fanden in ihrem Glende und doch nicht glaubten!

Woher denn nun, lieber Leser, der Glaube dieser Heiden? Zweifellos von Gott: „Vom Vater des Lichtes, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt! Diese herrliche Gabe des Glaubens kommt aber auch uns von Oben, denn: nie man kann zu Mir kommen (sagt der Herr) wenn der Vater, der Mich gesandt hat, ihn nicht (mittels der Gnade) zieht! Gott ist der Vater unser aller und einem Jeden bietet Er, was das Heil seines (übernatürlichen) Lebens fordert. Unsere Sache ist es, daß wir, als mit Vernunft und freiem Willen ausgestattete Wesen, für Ihn uns entscheiden und dem Zuge Seiner Gnade folgen. Jedem Menschen aber hat Gott die Fähigkeit, ja, das Bedürfnis des Glaubens verliehen; auch die von Christus und Seiner Kirche nicht wissen, auch die Zuden und Heiden, finden in der, dem gefallenen Geschlechte durch das Gewissen geliebten (natürlichen) Gnade schon das Verlangen nach Erlösung d. h. im Grunde nach dem im Christo uns verliehenen Glaubensheile. Daher sagt der Apostel Paulus, daß sie „keine Entschuldigung haben,“ wenn sie jede bessere Erkenntnis und jeden höheren Drang in sich und andern zu unterdrücken suchen.

Wir aber, lieber Leser, die wir durch die heilige Taufe in Christo Jesu wiedergeboren und zur Teilnahme an der durch die Sünde verlorenen und durch den Erlöser wieder verdienten übernatürlichen Gnade berufen sind, — wir, die wir recht eigentlich in des heiligmachenden Glaubens Elemente geboren und erzogen, von unserer Mutter, der Kirche, ohne Unterlaß mit „der unverfälschten Milch“ des Evangeliums und mit der göttlichen Speise der Heils sakramente genährt werden, — wir müssen erst dem Lichte und der Gnade Gottes widerstehen, wenn wir im Glaubenskampfe so ganz und gar erliegen, daß dieses göttliche Kleinod des Glaubens uns verloren geht! Ach, lieber Leser, wie viele im Bereiche des Christentums sehen wir heute in dieser traurigen Lage! Und doch sehen sie, in ihrer Blindheit, in ihrem Wahn, mit einer gewissen Geringschätzung auf die Christusgläubigen herab, sie, die modernen Heiden!

Wer von den Lesern in den alten heidnischen Klassikern sich etwas umgesehen hat, ist oft und oft dem Gedanken begegnet: der Mensch sei ein elendes Wesen, wenn man ihn mit den Geschöpfen vergleiche, die ihn in der Welt umgeben! Von Homer bis zu Plutarch und von Lukretius bis zu Plinius sind die Klagen der Dichter und Denker zahlreich und beredt, daß der Mensch eigentlich nur eine Mißgeburt der Natur sei. Erst das Christentum hat uns gelehrt, wozu wir auf der Welt sind, und im Lichte des christlichen Glaubens erscheint der Mensch als das größte aller erschaffenen sichtbaren Wesen! Das übersehen unsere Neuheiden: sie schließen die Augen vor dem Lichte „Der Sonne der Gerechtigkeit,“ — von der wir Christen hoffen, daß sie uns einst dort droben leuchten wird zu unserer unaussprechlichen, nie endenden Seligkeit.

S.

Tierische Trunkenbolde.

Von Dr. Hans Körte.

Wenn in der Spruchweisheit des Volkes auch eine Menge kerniger Wahrheiten steckt, so treffen doch in vielen Fällen die Aphorismen dieser Art nicht zu. Man macht einem betrunkenen Menschen den Vorwurf, daß er „bejecht sei wie ein Vieh“ und in demselben Atemzuge hält man ihm vielleicht das Tier als nachahmenswertes Vorbild der Mäßigkeit mit den Worten vor: „Das Tier hört sogar auf, wenn es genug hat; und Du . . . usw.“

Wie gewöhnlich, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Fanatische Anhänger von Bacchus und Gambrius sind die Tiere schon deswegen nicht, weil es ihnen für gewöhnlich an der Gelegenheit mangelt, zu alkoholischen Getränken zu gelangen und obendrein bewahrt den weitaus größten Teil der Tierwelt die instinktive Abneigung gegen die durch alkoholische Gährung entstandenen Getränke vor den Gefahren des Alkohols. Aber nicht alle sind Temperenzler; es giebt vielmehr eine ziemliche Reihe unter ihnen, die, wenn sie zu Wein, Bier oder Schnaps gelangen, es eben so arg treiben, wie der ärgste Quartalsjäger und — es giebt doch noch eine Gerechtigkeit in der Welt — für ihre Exzesse ebenso mit Magenjammer büßen müssen, wie das Ebenbild Gottes.

Wenn man vom größten aller Säugethiere, dem Walfisch absteigt, der begreiflicherweise kaum je in die Lage kommen kann, sich zu berauschen, ist gleich der nächstgrößte aus dieser Tierklasse, nämlich der Elefant, ein arges Kneipgenie. In Asien, wo dieser intelligenteste aller Vierfüßler als dienender Genosse des Menschen mit jenem in engster Berührung lebt, kann man das Bild eines total betrunkenen Walfischjägers nicht gar selten sehen. In Hinterasien und auf den Sunda-Inseln werden Arak und ähnliche Alkohole aus Reis und anderen mehlfreien Feldfrüchten in genau derselben Weise gewonnen, wie bei uns Korn aus Roggen und Spiritus aus Kartoffeln, d. h. es wird erst das Mehl in Zucker und dieser durch Gährung in Alkohol verwandelt, der dann abdestilliert wird. In der Mitte dieses Gährungsstadiums ist die Reismaische bereits ziemlich alkoholreich, während sie auch noch einen beträchtlichen Teil Süßstoff besitzt und wirkt so ungefähr wie der einige Tage alte süße junge Wein, in größeren Mengen genossen, höchst berauschend. Wehe der Brennerei, wenn durch eine unverschlossene Thüre um diese Zeit ein Elefant über das süße Getränk kommt. Dem Gemüthe, der nicht eher unterbrochen wird, als bis der Magen bis auf das letzte Plätzchen gefüllt ist, folgt ein Ausbruch der ungebundensten Heiterkeit; nur zertrümmern diese Riesentiere in ihrer guten Laune häufig alles, was sich in ihre Nähe befindet und nehmen erst wieder Raison an, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben.

Noch ärger treiben es die Affen, welche, wenn sie erst einmal von dem süßen Tranke der Lethe gekostet haben, leidenschaftliche Alkoholiker werden. In Ländern, wo man Palmwein als Hausgetränk genießt, muß man denselben daher auch ängstlich vor den trinklustigen Bierhändlern verbergen, die übrigens in den verschiedenen Stadien der Trunkenheit von der höchsten Exaltation bis zur todähnlichen Betäubung einen höchst possirlichen Anblick gewähren.

Unter unseren Haustieren huldigt eine große Anzahl dem Trunke. Daß man feurigen Rennpferden häufig kurz vor Beginn des Rennens eine Flasche Champagner einschüttet, um sie zu einer außergewöhnlichen Kraftleistung anzuspornen, ist bekannt. Aber auch der friedliche Acker Gaul und unser Rindvieh, welches ja vielfach ohnehin mit Schlempe gefüttert wird, trinkt mit besonderem Vergnügen, wenn ihnen der Zufall einmal einen Eimer süßer alkoholreicher Maische beschert.

Hunde gewöhnen sich überaus leicht an Biertrinken und wenn sie z. B. in einer

Restauration leicht über das Abtropfbier geraten können, so gewöhnen sie sich derart an den Saft des Gambrius, daß sie schließlich täglich ihr Deputat förmlich fordern und leicht hin 4—5 Glas bewältigen, ohne einen Rausch davonzutragen. Man sagt ihnen nach, daß sie einen Widerwillen gegen Wein haben; das trifft aber in Wahrheit gar nicht zu; der Wein muß nur entsprechend gesüßt sein, und der Verfasser dieser Zeilen besitzt als Beweis hierfür noch jetzt einen alten Vorsteher Namens „Punzel“, der schon als einjähriges Tier die Süßigkeiten der Bacchusgabe entdeckte, als er einmal dazu kam, etwas vergossenen Glühwein aufzulecken, und der seitdem auch einen Schluck spanischen Wein oder Marfala nicht verschmäht.

Als absolute Verächterin des Alkohols gilt im allgemeinen die Katze, und das trifft ungefähr zu. Da aber keine Regel ohne Ausnahme ist, möge hier der selbstbeobachtete Fall in einer befreundeten Familie erwähnt werden, wo ein lungenleidendes Familienmitglied täglich Milch und Cognac trank, von welchem ja nicht übles Gemisch die schöne Hauskate, ein mächtiger Angorakater, jedesmal seinen Anteil bekam und mit Würde aufschlürfte.

Hiermit ist die Reihe der Trinker unter den Säugetieren noch lange nicht abgeschlossen. Ratten, Mäuse und Meererschweinchen haben eine wahre Leidenschaft für den Alkohol und trachten, wenn sie erst einmal auf den Geschmack gekommen sind, auf jede Weise sich in den Besitz desselben zu setzen. Auch andere Rager, wie Hamster und Bieselmäuse, verschmähen einen herzhaften Trunk nicht und daß unser bei Alt und Jung beliebter Meister Pech, ein Allesesser in des Wortes bester Bedeutung, sich gern einen gehörigen Fegen antrinkt, können alle, namentlich im Osten häufigen Wandertuppen, bestätigen, die mit einem oder mehreren Tanzbären von Ort zu Ort ziehen und deren zottiger, in einem leeren Stalle logierender Kumpaa recht oft den Weg zu Bier und Wein zu finden weiß.

Unter den Vogelgeschlechtern sind ganz gefährliche Trunkenbolde die Gänse. Sind sie erst einmal zur Kenntnis der berausenden Wirkung von Wein und Bier gekommen, so lassen sie nicht davon ab, und auf Landgütern, wo die alkoholhaltigen Abfallwässer von Brennereien über den freien Hof laufen, gewöhnen sich die Wächterinnen des Kapitols regelmäßig das Trinken an, so daß sie in dem darauf folgenden Zustande schwerlich durch ihr Schnattern ein modernes Kapitel vor einem Gallier, nehmen wir an ein deutsches Sperrfort in den Vogesen vor einem heraufkletternden Franzosen retten würden. Die Ente, das genußsüchtigste und gefährlichste von unseren Haustieren, thut es natürlich ihnen nach. Am närrischsten gebärden sich aber unsere Hühner. Um ein Hühnervolk im Zeitraum von 10 Minuten total betrunken zu machen, ist nichts weiter nötig, als sie, namentlich wenn sie recht hungrig sind, mit kleinge schnittenem Brod oder Weißgebäck, welches man in einen süßen Schnaps getaucht hat, zu füttern. Der Scherz ist ziemlich ungefährlich, und es gewährt einen grotesken Anblick, unsere Eierlegerinnen, die Dank ihrer Zweibeinigkeit die Bewegungen eines schwerbezeichneten Menschen sehr getreu kopieren, augenverdreht in Bückbewegungen über den Hof torkeln zu sehen.

Unsere Pier- und Singvögel, einheimische, wie exotische, gewöhnen sich fast ausnahmslos leicht an Spirituosen. Ein Stückchen Biskuit oder sonst eine Lieblingsdelikatesse in süßen Liqueur getaucht, wird von den wenigsten verschmäht, und Papageien, selbst die zierlichen Inseparables (Wellensittiche) erheben, nachdem sie sich einmal an die Bacchusgabe gewöhnt haben, ein so mörderisches Geschrei, wenn ihnen dieselbe einmal vorenthalten wird, daß man ihnen des lieben Friedens wegen gern nachgiebt.

Unser Indian, oder wie man ihn in vielen Gegenden Deutschlands nennt, Puter oder

Erthahn, verliert beim Alkoholgenuss alle seine Würde und Einsamkeit, die ihn sonst zum unbestrittenen Herrscher des Geflügelhofes machen, und wenn er Alkohol genossen, kennt man den majestätischen Granden im schwarzen Gewande mit Purpurbesatz gar nicht wieder, der dann tänzelt und in die Luft springt und Käber schlägt, bis die zunehmende Betäubung sich seiner bemächtigt, und er seinen Kausch ausschläft.

Dass sich endlich auch die Schweine gerne betrinken, könnte man nach einer hier nicht wiederzugebenden volkstümlichen Redensart schon von vornherein vermuten. Diese Annahme trifft auch zu. Denn das in seiner Nahrung so wenig wählerische Thier nimmt recht gern die Rückstände der Branntweimbrennereien, in denen wenig guter Alkohol, aber große Mengen des betäubenden Fusels enthalten sind, zu sich und die Folgen sind dann auch danach.

Sollte man alle Vertreter der niederen Tierwelt aufzählen, welche sich gelegentlich einmal einen tüchtigen Kausch holen, so würde der Umfang dieses Aufsatzes ungeheuerlich anschwellen. Es genügt daher der Hinweis darauf, dass sich die so lästigen Schwaben und Russen, ferner auch Schmetterlinge, allerhand Käfer und zahllose Insektenarten, wie Bienen, Hummeln, Wespen, Fliegen, bis zur Bemühtlosigkeit betrinken.

Schlangen, die lange in der Gefangenschaft gehalten werden, gewöhnen sich leicht daran, Milch aus einer an bestimmtem Plage stehenden Schüssel zu trinken. Verfasser dieses sah nun einmal in der Behausung eines Kräuterkrautlers in Kärnten, der mit einer nahezu 2 Meter langen, zahmen Aeskulapsschlange das Zimmer teilte, wie dies, übrigens ganz ungefährliche Thier, einen Milchnapf leerte, in welches sein Besitzer ein ganzes Glas stark gefüllten Schnaps gegossen hatte. Die Schlange, deren Art übrigens die größte der in Mitteleuropa heimischen ist, fing bald an, sich an das lebhafteste zu ringeln und förmlich zu tanzen, lag aber, vom Kausch übermannt, eine Viertelstunde absolut beweglos da und reagierte auf keine Berührung mehr.

Äußert sich bei den Tieren schon der Kausch in ganz ähnlicher Weise wie beim Menschen, so ist dies auch mit dem Kauschjammer der Fall. Bienen und Hummeln streichen sich mit den Füßen ihren glänzenden Pelz, als ob sie richtiges Haarwusch hätten, und verlaterte Hunde kann man Sauerampfer essen sehen, während in derselben Verfassung befindliche Schafe und Ziegen sich an sauren Beeren delectieren, ganz wie wir einen marinirten Hering genießen.

Ein Teil der Menschen trägt vom ersten schweren Kausche einen dauernden Widerwillen vor alkoholischen Exzessen davon, während ein anderer wieder dabei erst auf den Geschmack kommt und „nie wieder trinkt bis zum recht baldigen nächsten Male“. Auch hierin halten es die Tiere ganz wie wir; denn während die Minderzahl durch die Qualen des „Jammers“ für immer kurirt ist, betrinken sich die meisten Tiere bei der nächsten Gelegenheit ganz ebenso wie beim ersten Male.

Sonderbare Uhren.

Von Dr. Paul Strehle-Danzig.

Die Genfer und die amerikanischen Uhren in ihrer denkbar einfachsten Gestalt haben den Weltmarkt gewonnen, und man ist geneigt, alle Uhren, welche von dieser gewohnten Form abweichen, für sonderbar zu halten.

Sonderbar sind demnach alle historischen Arten von Zeitmessern, die Sonnenuhr, die Wasseruhr, die Sanduhr u. a. Jedoch auch sie haben wieder ihre einfachen Formen und ihre sonderbaren Abarten.

Beginnen wir mit der Sonnenuhr, so sei nur an die Memnonssäule, den Obelisk des

Augustus auf dem Marsfelde, die Nabel der Kleopatra erinnert, welche nicht nur Denksäulen waren, sondern auch die Rolle der Sonnenuhr-Weiser spielten.

Eine Wasseruhr hat wohl selten jemand gesehen. Es darf aber nur an die bekannten Sanduhren (die ja noch immer im Handel sind) erinnert werden. Die Wasseruhren beruhen auf demselben Prinzip.

Sonderbare Wasseruhren findet man bei außereuropäischen Volksstämmen noch heute. In Canton besteht eine Uhr aus vier übereinandergesetzten Steinkrügen, welche mit Wächern versehen sind, aus denen das Wasser vom oberen Krug in den untern tropft. Im untersten und kleinsten schwimmt ein Floß, auf dem ein mit Zeichen bedeckter Stab aufrecht steht, und je nachdem dieser Stab aus dem Deckel des Kruges mehr und mehr auftaucht, zeigt er die Zeit an.

Die Hindus lassen ein kupfernes, mit einem Loch versehenes Becken in einem Bassin schwimmen. Sobald es unter sinkt ist eine gewisse Zeit verstrichen. Etwas Ähnliches giebt es in Tirol. Die Malayen bedienen sich in gleicher Weise einer Kokosnussschale.

Einzelne Völker haben auch Feueruhren. Die Südsee-Inulaner befestigen auf der Mittelrippe eines Palmblattes eine Reihe brennbarer Nusskerne. Alle Kerne sind von gleicher Größe. Der erste wird angezündet, brennt mit heller, klarer Flamme und zündet den zweiten an.

Chinesische Aerzte markieren die Zeit zum Medizin-Einnehmen, indem sie einen Weihrauchstab anzünden. Sie weisen den Kranken an, die Medizin zu nehmen, sobald der Stab zu Ende gebrannt ist.

Wie in fernen Orten, so finden wir auch in fernen Zeiten sonderbare Uhren. Hier handelt es sich aber nicht mehr um die einfachen Formen der Zeitmessung, sondern um Haus- und Taschenuhren.

Wasseruhren gab es schon in früher Zeit, freilich nicht in moderner Art. Man hatte z. B. Uhren, welche zu bestimmter Zeit einen Schuß abfeuerten.

Auch heute fehlt es wahrlich nicht an Uhren sonderbarster Art, die wir namentlich auf den Ausstellungen finden. Im Petit Palais der Pariser Ausstellung konnte man die Stockuhr „Les trois grâces“ bewundern, die genau 1 Million Mark Wert ist. Der erste Pariser Besitzer dieser Uhr hatte sie von einem Frankfurter Antiquitätenhändler für 1500 Francs erworben.

Auf der Londoner Ausstellung von 1851 wurde eine astronomische Uhr von Dr. Henderson aus Liverpool gezeigt, welche fast alle Zeitbestimmungen zeigte, die man in einem Kalender liest, und zwar auf 10 000 Jahre hinaus. Das rascheste Rad dreht sich in einer Minute, das langsamste in 10 000 Jahren einmal herum. Die Uhr durfte nur alle hundert Jahre einmal aufgezogen werden. Sie geht also noch heute, ohne inzwischen aufgezogen zu sein.

Auf der Pariser Ausstellung zeigte man auch die „kleinste Uhr der Welt“, ausgestellt von dem Magdeburger Uhrmacher Hermann Siede. Sie ist kaum einen Quadratcentimeter groß. Derselbe Uhrmacher hat auch eine Uhr aus Messing mit vier Pendeln ausgestellt.

Für die nächste Weltausstellung in St. Louis ist die „größte Uhr der Welt“ bestimmt, in deren Innern man spazieren gehen und Treppen steigen wird. Sie soll 30 Meter hoch, 15 breit sein und 80 Centner wiegen.

Der einst sehr berühmte Pariser Uhrmacher Bregnet soll für einen reichen Engländer, der sich gerade verlobt hatte, eine Uhr mit dessen Porträt auf der Innenseite des Deckels hergestellt haben, welche markierte, wie oft der Deckel geöffnet worden war, um das Porträt zu betrachten. Das war nämlich für den Engländer von Wichtigkeit, weil er viel auf Reisen war und weil er wissen wollte, wie oft die Braut in seiner Abwesenheit sein Por-

trät betrachtete. Er schenkte ihr die Uhr, fand bei der Rückkehr von der Reise, daß das Porträt mehrere mal täglich betrachtet worden war und heiratete daraufhin die Braut, die er mit sich in die Heimat nahm. Nun aber ergab es sich, daß die Uhr von der jungen Frau gar nicht mehr geöffnet wurde, und schließlich stellte es sich heraus, daß die Uhr während der Brautzeit von dem jüngeren Bruder der Braut geöffnet worden war, der den Mechanismus der Uhr kennen lernen wollte.

Ein wasserdichte Uhr ist für die englischen Soldaten in Südafrika hergestellt worden. Die hintere Wand ist statt mit einer Feder mit Schraubengewinde versehen, und die Aufziehvorrichtung wird durch eine Schraubekapsel geschützt. Der Gang der Uhr soll weder durch Hitze noch durch Kälte beeinflusst werden, und ein Exemplar ist Monate lang gelaufen und hat genau die Zeit angegeben, während es in einem Gefäße mit Wasser lag, das in einem Schaufenster in London aufgestellt war.

Schließlich erwähnen wir noch die Wiener Westbahnhof-Uhr, welche die Abfahrt der Züge angiebt. Sie ist elektrisch und besteht aus mehreren Uhrwerken.

Welch ein Unterschied! Heute und bei uns eine so große Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit der Uhren; vor tausend Jahren und noch heute bei den Wilden nur der Stand der Sonne als Zeitmesser.

Was ich ihm schenkte.

Humoristische Plauderei von Valentin Traudt.

„Das passendste Weihnachtsgeschenk ist ein photographischer Apparat!“ so las ich und glaubte. Wer viel glaubt, erlebt auch viele Enttäuschungen und ich sagte jetzt schon: „Es ist eine Plage für mich geworden.“

Mit strahlenden Augen empfing er die Camera am heiligen Abend, die inmitten aller anderen Hilfsmittel der Photographie auf dem Gabentisch stand.

„Ah, Schatz!“ — Er schloß mich in die Arme.

„Nun siehe Dir ihn aber genau an, ob er Dir gefällt,“ sagte ich und veranlaßte ihn so leider, alle Schrauben und Federn zu untersuchen, so daß er gar kein Auge für den klimmernden Weihnachtsbaum und unseren jubelnden Jungen hatte.

„Ja, ich will einmal das Einführen der Platten versuchen!“

„Thue es nur!“

„Aber es muß im Dunkeln geschehen.“ Und schon kroch er unter den Tisch, der mit einer großen Decke überhangen war.

„Reiß die Decke nicht herunter! — Um Gotteswillen, August.“ Ein tiefes Brummen antwortete mir.

„Papa, Papa — gud — gud!“

Unser lieber Junge kroch zu ihm und sagte ihm am Bart. Ich vernahm das Aufeinanderfallen von Glasplatten. Es gab Scherben.

„Pack Dich!“ rief er nun ganz unanft.

„Ja, ich hielt Dich für vernünftiger.“

Ich schwieg und zog Bubi unter dem Tisch hervor.

„Nach nicht so hell, die Platten verderben. Zwei sind so wie so schon entzwei. — Jetzt muß ich sie auch erst abstauben. Du weißt, mein Bruder hat das auch immer gethan.“

„Soll ich Dir das Tischbürstchen reichen?“

„Was? — Tischbürstchen? Hast Du keinen Plattenpinsel?“

„Daran habe ich nicht gedacht, August.“

„Was nehmen wir denn da? — Hast Du eine alte Straußenfeder?“

„Morgen suche ich eine, August.“

Aber er hatte keine Ruhe, es mußte in der kalten Kumpellammer nach einer alten Straußenfeder gesucht werden. Mittlerweile

blieb Bubi allein in dem Bescheerzimmer. Als wir wieder eintraten, sah er seelenvergnügt auf dem Teppich und warf Klöße in den Rußholzkasten der Camera, die von oben bedient wurde.

Ein Blick, ein Sprung, ein Schrei! Er schimpft, Bubi weint und ich schlage die Hände zusammen und seufze still: „Das passendste —“

August faßt sich aber schnell wieder, überfliegt einige Seiten in der kurzen „Anleitung“ und verschwindet dann wieder lautlos unter dem Tisch.

„Was spinnst denn Papa?“ rief der Kleine wieder und trippelte nach dem sich bewegenden Tuche.

„Kommt, Bubi!“ flüchte ich sanft

„Halt ihn doch,“ donnerte er mir auch schon entgegen. Und dann kam er hervorgekrochen, pustend und wichtig tuend. „So, jetzt kann's losgehen. Soll ich einmal Bubi unterm Weihnachtsbaum photographieren?“

„Geht das denn? — Ist's denn hell genug?“

„Der Christbaum brennt ja und wir können die Lampe noch anzünden.“ Nun mußte ich Bubi ein frisches Schürzchen anziehen und sein Lockenköpfchen neu ordnen. Wir rückten sein Schaukelpferd an den Baum, hoben Bubi drauf

„So, nun mache ich erst Momentaufnahme und danach Zeitaufnahme. Du gibst Bubi einen Stoß und ich nehme ihn dann als Reiter zu Pferd ab. Dann stellen wir ihn neben sein Ross und ich arbeite mit dem Zeitverschluß.“

Das „ich arbeite mit dem Zeitverschluß“ kam so voller Selbstbewußtsein heraus, als sei er schon der Hofphotograph vom Kurfürsten von Asten. Da August die zehn Platten, welche von dem Duzend übrig geblieben waren, eingelegt hatte, machte er den Vorschlag, auch gleich mich aufzunehmen und dann solle ich ihn photographieren. „Aber Du bist hübsch vorichtig dabei; zählst langsam bis sechs. Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs und läßt den Zeitverschluß zuschnappen. Ich glaube am Besten ist es, wir machen erst unsere Aufnahmen. Wir halten still und bekommen auch Übung dabei Bubi unter dem Weihnachtsbaum muß sehr, sehr schön sein.“

„Aber wir machen ein Palmenarrangement für Dich und mich,“ sagte ich.

„Ach ja, Ida. Die Idee ist gut,“ stimmte er mir zu und wir hingen nun aus irgend einem bis jetzt noch unaufgeklärten Grunde ein großes Tischtuch an die Wand, rückten unsere schönsten Topfpflanzen davor und richteten den Apparat.

„Also ich zuerst, Ida,“ sprach er und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Ich hing mir ein Tuch über den Kopf und suchte und suchte bis ich auf der Mattscheibe ein ganz verwachsenes Bild fand.

„Wird's etwas?“ rief er ungeduldig.

„Es scheint mir so matt!“

„Ja Schah, das ist ja auch nur die Mattscheibe. — Bin ich in der Mitte? — So? — Nun, dann knipse.“

Ich knipste und zählte langsam bis sechs. Voller Fröhlichkeit sprang er auf, riß mir mit dem schwarzen Tuch meine ganze Friir herunter, so daß ich mich noch einmal frisieren mußte. Er wollte mich doch auch photographieren.

„Endlich!“ seufzte er, als ich aus dem Rebenzimmer trat. Ich setzte mich nun auch unter Palmen.

„Ob das so recht ist mit der Mattscheibe? — Ich sehe gar nichts. — Ach da — da kommt etwas! — So! — Die Mattscheibe scheint sehr gut zu sein, Schah; die macht kolossal matt.“

Endlich knipste er auch und zählte bis sechs.

„Nun, Bubi!“

Die Momentaufnahme war bald gemacht, nicht aber die Zeitaufnahme. Bubi wurde

bald so, bald so gestellt und August war recht unliebenswürdig dabei.

„Jetzt wollen wir aber auch sehen, wie sie geworden sind, das kann man gleich. Mache doch die Lampe zurecht.“

Ich mußte nun am lieben heiligen Abend die Lampe mit Petroleum füllen, da unser Dienstmädchen bei ihren Eltern war. Vorsichtig stellte er das Rotlicht unter den Tisch.

„Ach Papa, Papa!“ jubelte unser Junge. Der aber las mit fliegenden Augen etwas über Entwicklung und Fixierbad und kramte dann unter den braunen Flaschen.

„So, nun muß ich Wasser haben!“

„Wasser?“

„Gewiß! Mach' doch, daß wir sehen, wie es ist. Bring einen Eimer herein.“

„Aber, August, wir hatten noch nie einen Eimer im guten Zimmer. — Wenn jemand käme.“

„Hole nur und dann riegele mir ab. Wie ich gespannt bin.“ Folgsam wie immer, besorgte ich alles. Er schüttelte nun den Entwickler nach Vorschrift zusammen und legte dann die erste Platte in das Bad. Er schüttelte und rüttelte hin und her. Ich knie mich auch auf den Teppich und frage ganz leise:

„Wie ist es?“

„Noch ganz weiß!“

„Bubi, Bubi!“ rufe ich mit Entsetzen; denn Kleinblondchen hat seine Armechen bis über den Ellenbogen in's Wasser gesteckt.

„Ich muß Bubi zu Bett bringen, August.“

„Bst, bst!“ macht er. „Es wird schon schwarz.“

„Kann man Dich erkennen?“

„Ich glaube, jetzt kommt's. Lies mir einmal schnell vor, wie es herauskommt!“

„Ich muß Bubi legen. Bubi friert.“

„Er wird nicht gleich sterben,“ brauste er auf. „Lies; es wird schon ganz schwarz.“

Ich fange nun an zu lesen: „Die exponierte Platte, auf welcher —, und ich lese erregt weiter bis zum Abschnitt „Vom Fixieren.“

„So,“ sage ich dann.

„Ja „so!“ ruft er spöttisch. „Nun ist sie schwarz.“

„Du bist schwarz?“

„Ich bin gar nicht da. — Du hast nicht richtig gezählt. — Ich habe es gleich gemerkt.“

Er polterte ganz unwirsch auf mich ein.

„August, werde doch nicht gleich böse. — So, Bubi, gib Papa einen Kuß.“

Papa aber willfahrte nur unwillig. Er steckte seinen Kopf unter der Tischdecke hervor, wie ein Raubtier aus seinem Käfig.

„Papa, Buxemann,“ lallte er mit seinem fröhlichen Stimmchen.

„Ja, Bubi, ganz schwarz.“ Er mußte doch lachen jetzt. Als ich den Kleinen zur Ruhe gebracht hatte, fing gerade die zweite Platte an, schwarz zu werden.

„Ida, lies noch einmal von da ab: „Es erscheinen zuerst die hellsten Stellen —“

Wieder lese ich.

„Du scheinst gar keine hellen Stellen zu haben? Donnerwetter, nun wissen wir's!“

„Gut getroffen?“

„Ja, Du bist mir ganz ähnlich,“ lachte er.

„Ich glaube, der ganze Apparat taugt nichts. Du bist schön angeführt.“

Ich ließ mich enttäuscht in einen Sessel fallen und flüsterte vor mich hin: „Das passendste Geschenk.“

Er warf auch die Platte in den Eimer.

„So, nun kommt Bubi. — Die Momentaufnahme. — Die wird doch etwas sein! — Vielleicht ist der Entwickler nichts.“

„Sicher, August.“

Und nun müchte er einen neuen Entwickler. Ich mußte ihm alles dazu unter den Tisch reichen.

„Wie Du das Knieen nur anhältst, Schah,“

sage ich, „mit Bubi spielst Du doch gar nicht gerne auf der Erde.“

„Spielen und photographieren!“ zischte er accentuiert. Dann schüttelte und rüttelte er wieder, während ich das Pflanzenarrangement beseitigte.

„Kommt Bubi?“ frage ich mit zarter Stimme.

„Ja, er schlägt in unsere Familie,“ entgegnete er bitter.

„Sieht man das Schaukelpferd und die Weihnachtslichter?“

„Ich, ich — Donnerwetter. Und das soll ein Vergnügen sein? Eine Freude?“

Resigniert ließ er die dritte Platte in das Wasser sinken.

„Jetzt werde ich mich anstrengen! Er schüttelte nun an einem fort, bis auch da wieder die Familienähnlichkeit mehr und mehr herauskam. Mit einem Fluche blies er das Licht aus und sprang auf, die Decke mit allen den schönen Lortzen- und Confecttellern herunterreisend. Ich lasse vor Schrecken ein

Palme fallen und Bubi, der noch nicht geschlafen hatte und das Gepolter hörte, fing an zu schreien.

Wütend ging August auf mich zu und drückte mir den Apparat in die Hand. „Da,“

sagte er trostlos.

„Eine schöne Bescheerung! Mir kamen die

Tränen und erst bei Bubi wurde ich wieder gefaßt. Mittlerweile wurde auch mein Mann ruhiger und sagte mit sanftem Tone: „Liebe

Ida, nimm es mir nicht übel; aber wir tauschen ihn um.“

„Probire es doch morgen erst noch einmal.“

Thatsächlich stand August am ersten Feiertag gegen alle Gewohnheit sehr früh auf. Gespannt beobachtete er die Abnahme der Dämmerung und beim ersten Sonnenblick knipste er schon die ganze Nachbarschaft ab. Dann verschwand er mit Lampe und Schale und Luchern an einen Ort, wo man sich für gewöhnlich nur vorübergehend aufhält.

Aber mit einem triumphierenden Lächeln kam er in die Küche. „Siehst Du, Frau, es

wird!“ Ich besah mir die Platte, auf der ganz schwache Andeutungen aus dem grün-grauen Tone abstrichen. Er zeigte sie auch dem Dienstmädchen mit der Erklärung: „Das ist die Post.“

„So,“ fragte die ungläubig und sah uns zweifelhaft an.

„Das ist das Negativ, Anna; weißt Du —“

Er hielt einen langen Vortrag. Als das Bild gedruckt war, sah es auch wieder uns mehr ähnlich als dem Postgebäude.

Freilich wurde es mit der Zeit besser; aber es stehen jetzt überall so viele Flaschen umher, es wird so viel mit den Mischungen und Platten verträpelt, daß man gewiß nach einem halben Jahre sagt: „Es ist meine größte Dummheit gewesen!“

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Schnee.
Charade: Zehnergericht.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 31. Januar. Ludovika, Wittve.
Freitag, 1. Februar. Brigitta, Jungfrau. Ignatius-Martyrer. St. Andreas: Zweiter Laverius-Freitag: 10 Uhr Segensmesse, 7 Uhr Abends Andacht mit Predigt, darauf Sühne-Andacht. St. Anna-Stift: 6 Uhr Herz Jesu-Andacht. Karmelitesen-Klosterkirche: Herz Jesu-Feier. Morgens 7 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachmittags 1, 6 Uhr Predigt, darnach Herz Jesu- und Armenjelen-Andacht.
Samstag, 2. Februar. Maria Reinigung. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 22-32. Epistel Malachias 3, 1-4. St. Andreas: Haupt- und Titularfest der Marianischen Junggesellen-Sodalität, morgens 7 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher heiliger Kommunion, 9 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Complet, Aufnahme neuer Mitglieder, Umzug durch die Kirche, Abendmahl. Karmelitesen-Klosterkirche: 7, 9 Uhr erste hl. Messe, 1, 9 Uhr Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festandacht, danach wird der St. Blasius-Segen erteilt.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 20, 1-16. „In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingem. Als er nun mit den Arbeitern um einen Pehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah Andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde wieder ausging, fand er (wieder) Andere da stehen, und er sprach zu ihnen: Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zum Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Pehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Pehner. Und da sie ihn empfingen, murmelten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einen aus ihnen, und sprach: Freund! ich thue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Pehner mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesen Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu thun was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“

Der Osterfestkreis.

Das Fest „Mariä Lichtmess“ und der Darstellung Jesu im Tempel bildet den eigentlichen Abschluß der Weihnachtszeit; es ist das letzte Fest, das mit der Verherrlichung der Kindheit Jesu in engem Zusammenhange steht. Fürwahr, ein rührendes Bild, lieber Leser, das sich uns dort im Tempel zu Jerusalem darbietet: die reinste Jungfrau und Mutter bringt dem himmlischen Vater ihr Kind dar, „das Lam“ Gottes, das die Sünden der Welt nun ald hinwegnehmen wird durch Seinen Opertod am Kreuze.

Diese Vollbringung des Erlösungswerkes Jesu führt uns der Osterfestkreis vor Augen, der mit dem heutigen Sonntag „Septuagesima“ seinen Anfang nimmt. Im Weihnachtsfestkreise feierten wir vornehmlich die Geburt des Erlösers, Seine Kindheit, Sein Heranreifen zum Mannesalter und damit Seine Vorbereitung für die Gründung des Reiches Gottes auf Erden. Wir sahen aber auch schon, lieber Leser, wie der gottmenschliche Charakter Jesu sich zeitweise in ganz augenfälliger Weise offenbarte: die wunderbaren Umstände seiner Geburt, die Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande und deren Opfergaben deuteten Seine Gottheit und Menschheit an; dann betrachteten wir den Erzähl göttlicher Weisheit, der zum Staunen der jüdischen Gelehrten aus dem zwölfjährigen Knaben im Tempel aufleuchtete; erfrenten und erbauten uns endlich an der

liebenswürdigen, menschenfreundlichen Art und Weise, in der Jesus auf der Hochzeit zu Kana zuerst Seine göttliche Macht offenbarte. Am versloffenen Sonntag lernten wir Ihn kennen als Helfer in der Not, als Arzt der Kranken, als Denjenigen, der durch bloße Berührung mit Seiner Hand die (sonst unheilbaren) Aussägigen reinigt und durch einen bloßen Akt Seines Willens ganz entfernt liegende Kranke gesund macht. Diese Wunder waren aber nicht nur Beweise Seiner göttlichen Macht, sondern auch Werke der Gnade und Barmherzigkeit, und als solche waren sie Sinnbilder jener unendlichen Barmherzigkeit, die der Herr als Erlöser der Welt den kranken, sündigen Seelen zuwenden wollte.

Nun soll uns, lieber Leser, im heute beginnenden Osterfestkreise vor Augen gestellt werden, was der menschgewordene Sohn Gottes nicht allein durch Seine Lehre, sondern mehr noch durch Sein Leben und durch Sein bitteres Leiden gethan hat, um die Menschen wieder mit Gott zu versöhnen, sie aus der Knechtschaft des Teufels zu befreien und zur Kindshaft Gottes wieder zu erheben, damit sie einst befähigt seien zur Aufnahme in die Herrlichkeit des Himmels. So ist also die Erlösungsthat des menschgewordenen Gottesohnes, vollbracht in Seinem Leiden und Sterben, der eigentliche und wesentliche Inhalt des Osterfestkreises.

Nun ist aber die Erlösung der Menschen

Sirajenkalender.

- Sonntag, 3. Februar. Septuagesima. Blasius, Bischof und Martyrer. Evangelium nach dem hl. Matthäus 20, 1-16. Epistel: 1. Korinther 9, 25-29 und 10, 1-5. St. Andreas: Die Kaverius-Predigten finden von jetzt an bis Ostern Freitags abends 8 Uhr, nicht wie bisher um 7 Uhr, statt.
- Montag, 4. Februar. Veronika, Jungfrau.
- Dienstag, 5. Februar. Agatha, Jungfrau und Martyrin.
- Mittwoch, 6. Februar. Dorothea, Jungfrau und Martyrin. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 7. Februar. Konwald, Ordensstifter.
- Freitag, 8. Februar. Johann von Natha, Ordensstifter.
- Samstag, 9. Februar. Apollonia, Jungfrau und Martyrin.

Sinnsprüche.

Wenn sie dich loben, wenn sie dich tadeln,
 So wolle bedenken:
 Ein Tadel kann adeln,
 Ein Lob kann tranken.
 Ist dir der Tadel unbequem
 Frag' auch beim Lob: von wem, von wem?

Zu erlangen des Böbels Günst
 Ist eine leichte Kunst.
 Aber der Besseren Beifall gewinnen
 Bleibet für immer ein schweres Beginnen.

und die Zurückführung der Menschheit zu ihrem Herrn und Gott das eigentliche Ziel, auf das sich das gesammte Wirken Gottes nach außen bezieht, — wenigstens insoweit es uns nach dem Sündenfalle unserer Stammeltern klar erkennbar wird. Oder ist nicht schon die erste trostvolle Ankündigung, die Gott den gefallenen Stammeltern im Paradiese gegeben, die Verheißung des Erlösers, der der „Schlange“ den Kopf zertreten soll? Hat nicht Gott, um den Glauben und die Hoffnung auf die bereinstige Ankunft des Erlösers zu erhalten, Sich ein eigenes Bundesvoll auserwählt? Hat Er nicht in demselben beständig die Messias-Hoffnung wachgerufen und genährt durch die Propheten, die in immer deutlicherer Sprache hinwiesen auf die Zeit und den Ort der Geburt des Erlösers, auf die Umstände Seines Lebens, auf die verschiedenen Arten Seines Leidens, auf die näheren Umstände Seines Todes, auf Seine Auferstehung, auf die Gründung Seiner Kirche? Und ist nicht die Zeit nach Christus dazu bestimmt, die Früchte des Erlösungswerkes fort und fort den einzelnen Gläubigen zu vermitteln und zuzuwenden?

So ist denn die durch den Opfertod Jesu am Kreuze bewirkte Erlösung der Menschheit der Mittelpunkt der Welt- und Menschengeschichte. „Alle Zeit vorher oder nachher (sagt ein Gottesgelehrter der Neuzeit,) hat vorzubereiten oder zu vollenden; alle Führung der Völker zielt dahin und gehet von da aus. Alles, was schon vor Christi Geburt und nach dieser bis zu Seinem Opferleiden in der Menschheit gewirkt wurde, war vorzugsweise die prophetische Thätigkeit Christi, aber gleichsam in sich tragend, entwickelnd, vorbereitend die priesterliche Thätigkeit in den Tagen Seines Leidens und Sterbens. Alles, was von Seinem Opfertode an gewirkt wurde und gewirkt wird für das Heil der Menschen, gehört vorzugsweise zu Seinem Königtum, — aber es wird dadurch nur fortgeführt Sein Priesterthum. Somit ist die hochpriesterliche Thätigkeit des Erlösers der Mittelpunkt Seines Lebens in der Kirche und jeglicher kirchlichen Feier und deswegen auch O f f e r n mit der Charwoche der Mittelpunkt des ganzen Kirchenjahres, Alles, was vorhergeht, ist vorbereitend, und was nachfolgt, ist fortführend bis zur einstrigen Vollendung.“

Ist also der O s t e r f e s t k r e i s der eigentliche Mittel- und Gipfelpunkt des Wirkens unseres Erlösers, auf den der W e i h n a c h t s f e s t k r e i s vorbereitet, und von dem aus der P f i n g s t f e s t k r e i s die Darstellung der Wirklichkeit des Erlösungswerkes weiter fortführt, so ist von selbst einleuchtend, daß auch das O s t e r f e s t selbst „als das Fest aller Feste, als die Feierlichkeit aller Feierlichkeiten, über alle andern nicht nur menschlichen und irdischen Feste, sondern auch über die (andern) Feste des HELLANDES, um so viel erhabener gepriesen werden kann, als die Sonne die übrigen Gestirne überstrahlt“ (Gregor v. Nazianz).

Aus diesen Bemerkungen wirst Du ersehen haben, lieber Leser, daß im Laufe eines Kirchenjahres sich das Leben und Wirken des Heilandes gleichsam erneuert und wiederholt vor unserem, durch den Glauben Jesu geschärften, geistigen Auge, — das Leben Jesu ist aber auch das Vorbild und die Norm für das Leben des Christen! Jeder aus uns soll seinem göttlichen Vorbilde möglichst nahe zu kommen suchen.

Schon am „frühen Morgen“ unseres Lebens hat der gütige himmlische Hausvater uns durch die Taufe in Seinen „Weinberg“ berufen. Benutzen wir denn zunächst die heute anbrechende heilige Zeit zu gewissenhafter „Arbeit“, um des himmlischen Denars teilhaftig zu werden am Abende unseres Lebens: Das ist die große Hauptsache unseres Lebens und zunächst diejenige des heute beginnenden Osterfestkreises!

S.

Dr. Hufeland's Lebensregeln.

Zu den edelsten Erscheinungen an der Wende des 18. Jahrhunderts gehörte der am 12. August 1762 zu Langensalza in Thüringen geborene berühmte Arzt und Professor Christoph Wilhelm Hufeland. Selbst der Sohn und Enkel berühmter Aerzte, die sich den Titel weimarischer Leibärzte erworben hatten, studirte der junge Mann vom Jahre 1780 an in Jena und Göttingen die medizinischen Wissenschaften, denen er sich mit solchem Eifer hingab, daß er bereits nach sechs Semestern mit der Doktorwürde ausgezeichnet zu seinem Vater nach Weimar zurückkehren konnte. Später ging er als Geheimrat und königlicher Leibarzt nach Berlin, wo er bei Gründung der Universität im Jahre 1809 die Professur für Pathologie und Therapie übernahm. Dort starb er auch als Staatsrat der Medizinalsektion im Jahre 1836.

Hufeland gelangte dank seiner vorzüglichen Schreibweise auch zu großem Ansehen als Schriftsteller, vor allem als Lehrer des Volkes auf gesundheitlichem Gebiete. Seine hohe allgemeine Bildung, seine erschöpfende Kenntnis des Gesamtwesens der Medizin, verbunden mit einer geistreichen Auffassung und einem scharfen, treffenden Urtheil leiteten ihn bei der Abfassung seiner Schriften so glücklich, daß dieselben auch unzähligen Nichtärzten eine Fülle lehrreicher Vektüre gewährten und noch zur Stunde gewähren können. Es kann hier nicht der Ort sein, seine zahlreichen Werke auch nur zu nennen. Es genügt, ein einziges aufzuführen, seine „Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern,“ die in fast alle europäischen Sprachen, ja selbst in die chinesische überseht wurde, Beweis genug, welche kernige, ja goldige Lehren sie enthält.

In einer Mußestunde hat Hufeland sich auch einmal als Dichter versucht, und zwar als Dichter im Dienste des Volkswohls: er verewigte die Quintessenz seiner Makrobiotik in Reimen. Vielleicht mag er nicht besonders viel von seiner Dichtkunst gehalten haben, vielleicht auch hat er das ganze als eine wertlose Spielerei betrachtet, kurz, meines Wissens sind seine gereimten Lebensregeln bisher noch nicht durch die Druckerpresse gegangen. Ich fand sie bei einer Düsseldorfer Familie, in deren Besitz sie seit wohl 80 Jahren sich befinden sollen und in welcher sie hochgehalten werden bis an den heutigen Tag. Auf einen langen Pappstreifen vergilbt im Laufe der Jahre, stehen sie sorgfältig aufgezeichnet. Zum Ruh und Frömmen der Menschheit, dem körperlich längst dahingewelkten, in seinen Werken aber unsterblichen großen Arzte zum Ruhme seien sie hier wieder gegeben:

Lebensregeln.

Eine Makrobiotik in Merkversen von Dr. Hufeland.

Willst leben hoch und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng',
Genieße alles, doch mit Maß,
Und was dir schlecht bekommt, das laß.

Mit Mäß fängst du dein Leben an,
Mit Wein kannst du es wohl beschließen,
Doch fängst du mit dem Ende an,
So wird das Ende dich verdrießen.

Die Luft, Mensch! ist dein Element,
Du lebest nicht von ihr getrennt;
Drum täglich in das Freie geh'
Und besser noch auf Bergeshöh'.

Das zweite ist das Wasserreich,
Es reinigt dich und stärkt zugleich;
Drum wasche täglich deinen Leib
Und bade oft zum Zeitvertreib.

Dein Fisch sei stets einfacher Art,
Sei Kraft mit Wohlgeschmack gepaart;
Nicht du zusammen vielerlei,
So wird's für dich ein Hexenbrei.

Iß mäßig stets und ohne Hast,
Daß nie du fühlst des Magens Last
Genieß es auch mit frohem Mut,
So giebt's dir ein gesundes Blut.

Fleisch nährt, parlet und macht warm,
Die Pflanzkost erschlafft den Darm,
Sie kühlt und eröffnet gut
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab,
Es labt, erfrischt und kühlt ab;
Doch über allem steht das Brot,
In jeder Nahrung thut es Not.

Die beste Nahrung ist das Brot,
Gieb uns es täglich, lieber Gott,
Ja, jede Speise kann allein,
Mit Brot nur dir gesegnet sein

Das Fett verschleimt, verdauet schwer,
Salz macht scharf Blut und reizet sehr,
Gewürze ganz dem Feuer gleich,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Willst du gedeihlich Fisch genießen,
Muß du ihn stets mit Wein begießen,
Den Käse is nie im Uebermaß,
Mit Brot zum Nachtisch taugt er was.

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
In viel getrunken macht er Säuerz;
Er öffnet sträglich deinen Mund,
Und thut selbst dein Geheimnis kund.

Das Wasser ist der beste Trank,
Er macht fürwahr dein Leben lang,
Er kühlt und reiniget dein Blut
Und giebt dir frischen Lebensmut.

Der Branntwein nur für Kranke ist,
Gesunden er das Herz abfrischt,
An seinen Trunk gewöhn' dich nie,
Er macht dich endlich gar zum Vieh!

Beseufige dich der Reinlichkeit,
Luft, Wäsche, Bett sei oft erneut,
Denn Schmutz verdirbt nicht bloß das Blut,
Auch deiner Seel' er Schaden thut.

Willst schlafen ruhig und komplet,
Nimm keine Sorgen mit in's Bett,
Auch nicht des vollen Magens Tracht
Und geh' zur Ruh' vor Witternacht.

Schlaf ist des Menschen Pflanzengeit,
Wo Nahrung, Wachstum best gedeiht,
Und selbst die Seel', vom Tag verwirrt,
Hier gleichsam neu geboren wird.

Schläfst du zu wenig, wirst du matt,
Wirst mager und des Lebens satt,
Schläfst du zu lang, und kehrt es um,
So wirst du fett, ja wohl auch dumm.

Willst immer froh und heiter sein,
Denk' nicht: „Es thante besser sein“;
Arbeite, bet', vertrau auf Gott,
Und hilf den Nächsten aus der Not.

Vermeide allen Mähiggang,
Er macht dir Zeit und Weile lang,
Giebt deiner Seele schlechten Klang,
Und ist des Teufels Ruhebank.

Halt' deine Seele frei von Haß,
Neid, Zorns und Streites Uebermaß,
Und richte immer deinen Sinn
Auf Seelenruh und Frieden hin.

Bewege thätig deinen Leib,
Sei's Arbeit oder Zeitvertreib;
In viele Ruh' macht dich zum Sumpf,
Sowohl an Leib als Seele stumpf.

Willst sterben ruhig, ohne Schen,
So lebe deiner Pflicht getreu,
Betracht den Tod als einen Freund,
Der dich erlöst, mit Gott vereint.

Der kleine Tyrann.

Skizze von Dr. Willibald.

Ich bin Junggeselle! Warum? Das ist meine Sache!

Ich bin Philologe! Warum? Nun, das ist eine andere Sache!

Es würde zu weit führen und am Ende auch zu wenig interessieren, wenn ich hier den Weg meines Werdens darstellen wollte von der Thatfache an, daß mein seliger Vater Schlächtermeister war und mich durchaus zum Tiermörder heranzubilden wollte, bis zu der weiteren Thatfache, daß ich bei der Zoologie stehen geblieben bin und Bücherwurm wurde.

Es macht mir immer riesigen Spaß, wenn ich hier oder da bei guten Bekannten oder Verwandten einem häuslich-erzieherischen Gespräch beizubohnen kann. Und warum? Nun, weil sich die meisten Eltern in diesem Punkte

einfach selbst belügen oder, soweit sie von der guten Erziehung ihrer Kinder zu anderen sprechen, eben diese belügen. Da auch ich alter Junggeselle schon hunderte Male belogen worden bin, will ich zu Ruh und Frommen heranreisender Ehepärchen in folgendem den Nachweis erbringen, daß die sogenannte „gute Erziehung“ in den meisten Fällen Chimäre ist, ja, noch mehr, daß im Hause nicht die Eltern die Kinder regieren, sondern die Kinder die Eltern!

Was? Was sagt der alte Pinsel? So höre ich fragen.

Nun, ich sage es noch einmal: in den meisten Familien sind die Kinder nicht nur die Regenten, sondern geradezu die Tyrannen! Hier einige lose Blätter aus dem Merkbüchlein des alten Philologen.

„Mimi, ach sieh doch nur, was unsere Vissi für ein herziges Kind ist! So gut, so ruhig, so artig... was doch alles das bischen „gute“ Erziehung macht, Schatz!“

„Siehst du, Männchen, das ist auch meine Arbeit. Vissi muß auf's Wort folgen, so waren wir es zu Hause auch gewöhnt, einen eignen Willen darf ein Kind überhaupt nicht haben. Und wenn Vissi immer hübsch, gut und artig ist, dann gebe ich ihr gerne zur Belohnung eine Apfelsine.“

„Oh, Mimi, meinst du Vissi versteht diese Art süßfrüchtlicher Belohnung? Ist es nicht besser, ihr, wenn sie 'mal so recht ungezogen ist, ein kleines Klapschen irgend wohin zu versetzen? Das meinte ich eigentlich vorhin unter dem bischen guter Erziehung und bin noch jetzt der Ansicht, wenn die nicht hilft, dann vielleicht ein bischen noch „bessere“ Erziehung.“

„Aber Männe, ein Kind hauen? Ich bitte dich, wo sollte da die Grenze sein zwischen schlechter und guter Erziehung?“

Mama und Papa wollen mit Geheimratsausfahren, die schon vor der Thür im Wagen warten. Eben verlassen die Eltern des Kindes Schlafgemach, wo sie sich noch einen Moment am Anblick ihres schlummernden Lieblings geweidet, da schlägt Vissi die großen blauen Augen auf. Die Eltern sehen, auffahren, aufschreien, heulen und weinen ist eins, man möchte glauben, das arme Kind habe eine Tarantel gestochen! Kein Zureden hilft, nicht das der Kinderfrau, nicht Mamas, nicht Papas! Die Frau Geheimrat kommt, das Töchterchen aus dem Pensionat, der Herr Geheimrat: alles nützt nichts, Vissi schreit, als würde sie schon gerädert. Man kommt in Verlegenheit, hält Vissichen für krank, Geheimrats empfehlen sich und fahren alleine aus, die Eltern verzichten auf das Vergnügen, Papa ist abergläubisch und wendet schnell eine Portion „guter“ und als die nichts hilft, „besserer“ Erziehung an. Vergebens! Mama kommt dieserhalb bestürzt aus dem Nebenzimmer, wirft auf ihren herzlosen Gatten einen verächtlichen Blick und reicht Vissichen eine Apfelsine! Bei Gott, der Schreckhals wird ruhig! Ach, diese gute Erziehung!

Noch ein Blättchen nur aus meinem Merkbüchlein!

Ich war zu einem guten Freunde zu Gast geladen, es war in der schönen Matenzeit, da alle Knospen sprangen. Am meisten freute ich mich — warum sollte ich nicht offen sein! — auf die Raibowle, die die Frau des Hauses ganz vorzüglich zu brauen verstand.

Da bekanntlich alle Jahre nur einmal der Mai blüht, der Waldmeister gedeiht und — demnach bei guten Freunden die Raibowle mundet, Herr Gott, warum sollte ich mich dann auf die Raibowle nicht freuen?

Wir saßen bei prächtigstem Abendwetter in der Gartenlaube meines Freundes, wir plauderten von diesem und jenem, als die teure Hausfrau ganz bestürzt gelaufen kam und nur das eine Wort zu sprechen im Stande war: „Die Bowle.“

„Na ja, die Bowle, mein Schatz, die Bow-

le, auf die warten wir ja eben mit Schmerzen“, sekundierte mein freundlicher Gastgeber.

„Ach Gott“, lamentierte sie, „die hat Peppi soeben ausgegossen in den Patscheimer.“

„In den Patscheimer? Weib, was sagst du da?“

„Die Wahrheit, und du allein bist Schuld daran. Warum gestattest du dem nunmehr schon fünfjährigen Lämmel noch immer, aus der Kaffetasse, dem Theeglas usw. den zurückbleibenden Zucker auszulecken?“

„Und was hat der mit unserer Bowle zu thun?“

„Sehr viel! Als ich den Jungen zur Rede stellte, meinte er, Papa habe ihm ein für alle Male erlaubt, den Zucker vom Boden der Gefäße aufzulecken. Von der Bowle hätte er ja auch nichts genommen, sie sei im Patscheimer; nur den Zucker habe er da unten ausgeleckt!“

„Ach, diese gute Erziehung! Mein Merkbüchlein könnte noch viel über dieses Thema plaudern, daß es gerade die verkehrte Erziehung ist, welche vielen Familien das Haus gerade zur Hölle macht, in dem irgend ein solcher kleiner Tyrann mit allen seinen Launen zu herrschen weiß. Fort mit dieser falschen „guten“ Erziehung! Kein Kind darf verzogen werden, Artigkeiten soll man nicht alle belohnen, Ungezogenheiten aber alle bestrafen! Eigensinn aber muß auf alle Fälle gebrochen werden durch „gute“ und wenn es sein muß, „bessere“ Erziehung! Denn alles im Hause — nur keinen kleinen Tyrannen!“

Das Erkennungszeichen.

Novellette von Eudoxie Dupuis.

I.

Porto-Novo, 20. Dezember 1892.

„Mein lieber Paul!“

Sieg! Sieg! Whomey ist genommen und ich habe Urlaub bekommen, um mich von einigen Wunden zu erholen, die ich in den letzten Kämpfen erhalten habe. Ich habe nämlich Glück gehabt; ich bin im Gesicht und an der Schulter verwundet worden.

Eben sah ich mich in den Spiegel und ich muß gestehen, diese Schmarre steht mir nicht übel! Außerdem bin ich nicht mehr Leutnant, sondern Kapitän. Kapitän Dymard, das klingt gut! Kapitän zu 27 Jahren, das ist hübsch, nicht wahr? Uebrigens bin ich auch zum Kreuz vorgeschlagen. Das ist ein Schmuck, der sich unter den Hochzeitsgeschenken sehr gut ausnehmen wird — denn und das ist der Hauptzweck meines Briefes, ich will Dir meine Heirat mitteilen.

Meine Heirat! Du fällst aus den Wolken! Ich, der ich geschworen hatte, ich würde niemals...

Ach, mein Freund, wie sechs Monate Dathomey einen Menschen verändern können!

Ich kehre also nach Frankreich zurück, um mich zu verheiraten, und wenn ich es Dir zuerst mitteile, so rechne ich auf Dich, um mir dabei behilflich zu sein. Du bildest Dir vielleicht ein, ich hätte in Paris eine trostlose Braut zurückgelassen und brenne vor Verlangen, sie wiederzusehen. Ach, nein, lieber Freund, kein blondes, junges Mädchen senkt nach mir, doch ich habe auf Deine Freundschaft gerechnet, um mir eines ausstudig zu machen.

Erstens habe ich bemerkt, daß wir in vielen Dingen denselben Geschmack haben. Ich verlasse mich also ganz auf Dich. Daß die betreffende Dame wohlgezogen sein muß, versteht sich von selbst, auch muß sie einen guten Charakter haben, um meine Fehler ertragen zu können; ihr Aüßeres muß angenehm sein, ohne daß sie eine vollendete Schönheit zu sein braucht; nicht zu groß, eher klein; ich schwärme für kleine Frauen. Und blond muß sie sein. Seit sechs Monaten sehe ich nur Schwarze! Was das Vermögen anbetrifft, so spreche ich nicht davon, denn ich habe

sei Dank genug, um mir meine Frau zu wählen, ohne mich mit diese Frage beschäftigen zu müssen.

Und nun vorwärts, mein Freund, vorwärts! Mein Freund wird 14 Tage bis drei Wochen vor mir eintreffen, denn ich werde erst gegen Mitte nächsten Monats abreisen können. Ich zähle auf Dich, wie auf mein zweites Ich. Und vor allem laß' Dich nicht von Deiner Freundschaft hureißen, ein allzu verführerisches Bild von mir zu entwerfen, denn die Enttäuschung wäre nachher groß. Aber vergiß meine Narbe nicht! Denke an meine Narbe! Auf sie rechne ich ganz besonders. Dein Freund Georges.“

II.

Einen Monat nach diesem Briefe sah Paul Salleraz einen großen Menschen von 25—28 Jahren mit offenem Gesicht und der Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch in sein Atelier treten. Bevor der Maler Zeit hatte, ihn zu erkennen, fühlte er sich von zwei nervigen Armen umschlungen und auf beiden Wangen geküßt. Einige Minuten später saßen die beiden Freunde nebeneinander auf dem Kanapee und Georges fragte, das Streichholz fortwerfend, mit dem er eben seine Cigarre angezündet:

„Run?“

„Run?“ wiederholte Paul. Georges betrachtete seinen Freund mit erstaunter Miene.

„Du thust, als wüßtest Du nicht, was ich meine! und meine Frau?“

„Ach so!“

„Hast Du Dich etwa nicht damit beschäftigt. Hast Du sie nicht gefunden?“ rief Georges und sprang von seinem Sitze auf.

„Doch, doch! Aber sei nur ruhig! Doch ich konnte doch nicht ahnen, daß Du kaum von Bord gekommen!...“

„Ich komme ja nur deshalb! Und seit den 6 Wochen, da ich Dir geschrieben, habe ich nicht aufgehört, an die Sache zu denken. Nun, wie stehts?“

„Ich habe, was Du brauchst!“

„Bravo! Schieß' los!“

„18 Jahre!“

„18 Jahre! Brillant! Weiter“

„Blond!“

„Sehr gut!“

„Klein!“

„Ausgezeichnet!“

„Sehr gute Familie, sehr gut erzogen, sehr...“

„Brillant! brillant! sage ich Dir!... Wo kann ich sie sehen?“ fügte Georges hinzu, erhob sich hastig und zog eiligst seinen Paletot an.

„Einen Augenblick!“ versetzte Paul und legte seinem Freunde die Hände auf die Schulter. „Wie erregt! Welcher Vulkan! Du kannst Dich doch nicht so vorstellen; ich muß doch die Eltern benachrichtigen.“

„Die Eltern! Was frage ich nach den Eltern! Die heirate ich doch nicht!“

„Und wir müssen doch ein Rendezvous verabreden,“ fuhr Paul mit größter Seelenruhe fort. „Madame Verteaux giebt gerade übermorgen einen Ball, das ist eine Freundin der Familie des jungen Mädchens; ich werde Dir eine Einladung verschaffen.“

„Übermorgen! Du glaubst, ich kann bis übermorgen warten!“

„Du hast doch einen Monat gewartet.“

„Eben darum. Meine Geduld ist erschöpft. Sage mir, wo ich diese reizende Person sehen kann.“

„Mein Ehrenwort! er ist verrückt...“

„Das ist möglich, aber ich muß...“

„Du mußt Dich bis übermorgen Abend 10 Uhr bis zu dem Augenblick, wo ich Dich vorstellen werde, ruhig verhalten.“

„Zwei Tage soll ich warten! Das kann ich nicht!“

„Gut, gut! Auf übermorgen! Und vor allen Dingen zieh' Deine Uniform an; die jungen Mädchen lieben die Uniform!“

III.

Am nächsten Tage erhielt Georges in der That die versprochene Einladungskarte; doch als er am Abend des folgenden Tages Paul erwartete, übergab man ihm ein Billet seines Freundes, das folgendermaßen lautete:

„Mein lieber Georges!

Ich bedauere, Dich nicht zu Madame Vertaus begleiten zu können. Ein Engländer, ein großer Kunstfreund, der sich vorübergehend in Paris aufhält, wird mein Atelier heute Abend besuchen. Da sich die Gelegenheit mir einmal bietet, muß ich sie beim Schopfe fassen. Verzeihe mir also, wenn ich Dich im Stiche lassen muß. Uebrigens ist die Sache nicht so schlimm; den Eltern ist es lieber, wenn ich Dich heute nicht vorstelle; sie wollen freie Hand behalten und haben ihrer Tochter nichts gesagt, denn sie wünschen Dich zuerst zu sehen. Sie werden Dich an der berühmten Schwarze erkennen und Du wirst die junge Dame an einem blauen Bande in den Haaren erkennen. Du kannst ganz ungestört auftreten und alle Deine Vorzüge entfalten. Also vorwärts, und viel Glück!

Paul.“

IV.

„Entzückend, mein Freund! entzückend!“ rief Georges am nächsten Morgen in das Atelier seines Freundes stürzend.

„Was hatte ich Dir gesagt? Ich freue mich, daß Du meiner Ansicht bist. Erzähle mir, wie sich die Sache gemacht hat.“

„Also! Um 10½ Uhr trete ich in den Salon und erkenne sofort das junge Mädchen, das Du mir beschrieben hast.“

„Du hast doch Deine Uniform angelegt, wie ich es Dir geraten habe?“

„Nein, das hatte ich ganz vergessen!“

„Na, also weiter!“

„Ich habe das junge Mädchen also sofort erkannt, besonders an dem ja Band, das sie in den Locken ihres Haars trug.“

„Rosa? . . . Du meinst blau!“

„Nein, nein, rosa! Du hast es mir doch selbst mitgeteilt; aber was thut das, ob blau oder rosa.“

„Aber ich weiß doch genau . . .“

„Das Orchester stimmte einen Walzer. Ich stürzte auf das rosa Band zu, fordere es zum Tanze auf, und habe die Ehre, angenommen zu werden. Sie tanzt zum Entzücken, mein Freund; ein Talent, von dem Du mir nichts gesagt hattest.“

Paul zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „Als wenn ich das wüßte!“

„Nach dem Walzer haben wir geplaudert.“

„So, so!“

„Ja, und zwar lange geplaudert!“

„Und sie plaudert gut, das Fräulein Marie?“

„Sie heißt nicht Marie, sondern Therese!“

„Ich sage Dir, sie heißt Marie!“

„Und ich sage Dir, sie heißt Therese!“

„Was hast Du denn da für eine Konfusion angerichtet?“

„Von einer Konfusion ist gar keine Rede. Warum kann sie denn nicht Marie-Therese heißen? Die Doppelnamen sind doch jetzt modern!“

„Na, das ist allerdings möglich! . . . Und Du sagst, Madame Vedru hat Dich mit ihrer Tochter plaudern lassen?“

„Wer? Madame Vedru?“

„Na, die Mutter Deiner Zukünftigen.“

„Sie ist Waise!“

„Waise! Sie ist keineswegs Waise! Sie hat Vater und Mutter, die sehr lebendig sind und zum Sterben gar keine Lust zu haben scheinen.“

„Und ich sage Dir, sie hat keine Eltern mehr; ihr Vater, der wie ich Kapitän war, ist gestorben als sie noch ganz klein war; ihre Mutter hat ihn nur kurze Zeit überlebt und sie ist von einer alten Tante erzogen worden.“

„Aber wir haben ja etwas schönes da angerichtet.“

„Aber wieso denn?“

„Na, fahre nur fort . . . Und dieses Fräulein ist blond?“

„Blond? warum nicht gar! wer spricht denn von blond! Es ist eine prächtige Brünette; matter Teint, Haare so schwarz wie Rabenflügel und Augen, mein Freund, Augen wie schwarze Diamanten.“

„Na, Du hast mich ja schön hineingerudert!“ rief Paul und ließ erregt seinen Pinsel fallen.

„Was willst Du damit sagen?“

„Das junge Mädchen, der Du den Hof gemacht hast, ist ja nicht die, von der ich Dir erzählt habe.“

„Nicht möglich!“

„Wie! Du sagst mir, ich solle Dir eine blonde Frau suchen — vor Allem eine Blondine! — Ich mache Dir eine hübsche, kleine Person aus: blond wie ein Sonnenstrahl . . . und nun verließst Du Dich in eine Brünette! Ja, was soll denn daraus werden? Was soll ich denn Herrn und Frau Vedru sagen?“

„Und das ist noch nicht alles; Du vergißt ganz, in welche Verlegenheit Du mich gebracht hast,“ sagte Paul, sich erhebend. „Ich muß sofort zu diesen braven Leuten hingehen. Sie werden schön wütend auf mich sein; ich muß versuchen, sie zu beruhigen. Sie sollen nicht glauben, daß ich mich über sie lustig gemacht habe. Erwarte mich hier; in zwei Stunden bin ich zurück.“

V.

Als Paul nach Verlauf der angegebenen Zeit zurückkehrte, fand er Georges auf dem Atelier-Divan in tiefem Schlummer.

Nachdem er das reizende Bild des jungen Mädchens mit dem rosa Haarbande eine Zeit lang in den bläulichen Ringeln seiner Cigarre betrachtete, hatte er es für angemessen erachtet, einen gesunden Schlaf zu halten, um so mehr, da er die hübsche Erscheinung im Traume wiederzusehen hoffte.

Die fröhliche Stimme Paul's entriß ihn dieser angenehmen Beschäftigung.

„Du würdest nie erraten, was geschehen ist! . . . Eine wahre Komödie, mein Lieber, eine wahre Komödie!“

„Was giebt's denn?“

„Ich erwartete Borwürfe, die ich im Voraus als berechtigt anerkannte. Aber nein, ich werde mit offenen Armen empfangen und die Leute danken mir in der herzlichsten Weise. „Er ist reizend, wenn er auch keine Narbe hat; wenigstens haben wir keine gesehen; aber er ist reizend, er hat Geist, eine vorzügliche Haltung, die Uniform kleidet ihn brillant und Marie (die heißt wirklich Marie) ist bis über beide Ohren in ihn verliebt; aber er ist nicht so brünett, wie Sie es uns gesagt haben; auch in der Nummer seines Regiments haben Sie sich getäuscht.“ — Kurz und gut, Du scheinst auf jenem Ball nicht der einzige schöne und liebenswürdige Kapitän gewesen zu sein. Es war noch ein anderer, ebenfalls dekorierter da, der aber Uniform trug, keine Narbe hat und den . . .“

„Den Fräulein Marie für mich gehalten, den sie reizend gefunden hat, obwohl er sich keiner Narbe erfreut, und den sie heiratet; infolge dessen kann ich Fräulein Therese heiraten und darum mit gutem Gewissen sagen: „Ende gut, alles gut!“

Vom ersten Glückstopf.

Das Lotteriespiel ist, wenn man von den Spenden der römischen Kaiser und anderer hohen Herren (congiaria) mittels Los- oder Kugelanzweisungen (tesseræ oder missiæ) absieht, aus den Glückstopfen oder, wie man in Süddeutschland sagt, Glückshäfen hervorgegangen.

Solche Glückstopfe oder Auspielungen durch's Los wurden an Jahrmärkten, besonders aber bei feierlichen Stahl- und Armbrust- oder Büchsenjagen veranstaltet; daher finden sich in litterarischen Werken aus

dem 15., 16. und 17. Jahrhundert zahlreiche Beschreibungen solcher Veranstaltungen, dem „Glück ein Fensterchen zu öffnen“.

Allerdings beklagen sich die Autoren in bitteren Worten über die Betrügereien der Unternehmer. Natürlich fanden solche Unregelmäßigkeiten nicht statt, sobald der „Glückstopf“ von Personen in's Leben gerufen wurde, die durch ihre Lebensstellung und ganze Persönlichkeit hinreichende Gewähr für die Ehrlichkeit des Spiels boten.

Der erste Glückstopf wurde — und dies dürfte wenig bekannt sein — im Jahre 1477 zu Erfurt abgehalten. Es scheint daher nicht unangebracht zu sein, eine Schilderung dieses Vergnügens mitzuteilen. Heinrich schreibt in seiner „Nachricht von den vornehmsten Begebenheiten der uralten Hauptstadt Erfurth in Thüringen“ (Frankfurt und Leipzig 1713) Seite 229—231 Folgendes:

„Anno 1477, auf den Montag nach St. Jakobstag und die Woche über ward ein groß Schützenjagen zu Erfurth. Der Fürst Herzog Wilhelm, geseßen zu Weimar, und Graf Heinrich der Alte, mit seinen Eöhnen, Graf Ernst von Gleichen und andere große Herren und Städte im Lande zu Thüringen kamen gen Erfurth und schossen drei Tage in der Leimengrube vor dem Löwenthor um zehn Kleinode, silberne Becher und silberne Schalen; das beste war 30 Gulden werth, das gewann ein Schützenmeister von Erfurth, und der Fürst gewann Gewandt. Und unter dem Schützenhof machten die von Erfurth Frölichkeit und gaben Kleinode aus, der waren 17 silberne Becher, der beste war 12 Schok wert, und Schalen, güldene Ringe, seidene Borten, Gewandt, Pargent, und daß jedermann, wer da wollte, Fürst, Graf, Ritter und Knechte, Bürger und Bauer, Mann und Frau, Knecht und Magd, mochte einlegen einen neuen Groschen vor einen Zettel, und schrieb seinen Nahmen darauf und that die in ein Faß, als man die gesammelt hatte, als man gesagt hat, sieben oder achthundert Schok. Darauf machte man Kleinode als vorgeschrieben stehet; und so viel Zetteln, als man mit der Leute Nahmen gezeichnet hatte, also viel machte man ungeschriebene Zetteln, und die auch in ein Faß, und machte dann Zetteln, darin schrieb man die Gewinne und mengte die unter die ungeschriebene Zetteln. Und man hand die Fasse oben veste zu und schickte einen Knecht, der da ungelehrt war, der die Zetteln offenbarlichen auf dem Fischmarkt, auf einem Gehäuffe, das der Rath dazu machen ließ, ausnahm, in Gegenwart der Rathsherrn, die dazu geschickt waren, und auf jegliche Seite des Knechts einen Schreiber, und ein jeglicher nahm von dem Knechte die Zetteln, die gegen ihm was, aus der Hand und band die auff, und der Schreiber auff dem Ort, da die Zetteln mit dem Nahmen waren, der lasse den Nahmen des Mannes, so sprach der andere auf der andern Seite, wenn er einen ungeschriebenen Zetteln fand: Nichts! Nichts! Wenn er aber einen Zetteln fand, darin Gewinn inne geschrieben war: Was! so trommete man auf, und lasse die Zetteln gegen einander, was Nahmen man dann fand, der gewann das Kleinod. Der allererst gewann zwei Gänse und ein Pfund Ingwers; der letzte gewann Einen Gulden, das war ein Stubenheker von der Langenbrücken. Der Zetteln waren also viel, daß man fünf Tage darüber auslaß. Herzog Wilhelm und der Graf von Schwarzburg und andere Grafen, Ritter und Knechte, hatten viel eingelegt, sie aber gewannen nichts. Und einer solchen Kurzweil gedachte kein Mensch mehr zu Erfurth. Dieses habe ich vom ersten Glückstopf zu Erfurth des willen beifügen wollen, weil vor der Zeit dergleichen in Deutschland so viel nicht üblich gewesen, aber nochmals daraus die heut zu Tag so gemein gewordene Lotterien entstanden sind.“

Auch Falkenstein im ersten Bande seiner „Sijtorie von Erfurth“ (Seite 341) thut dieses Glückstopfes Erwähnung.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 W. u. b. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Sezagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 8, 4-15. „In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwuchsen ersticken es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeute. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den Andern aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen, und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingeden und in den Sorgen, Reichtümern und Wohlständen des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Geduld.“

Die Parabel vom Sämann.

Wie die göttliche Vorsehung uns im Reiche der Natur mannigfache Heilmittel für leibliche Krankheiten aufzufinden läßt, so sind uns, lieber Leser, durch den göttlichen Erlöser im Reiche der Gnade die entsprechenden Heilmittel für die Krankheiten der Seele dargeboten. Im Worte Gottes aber werden wir darüber belehrt, wie wir von diesen Heilmitteln zum Nutzen unserer unsterblichen Seele Gebrauch machen sollen. Indes geht die Wirksamkeit des Wortes Gottes viel weiter, wie schon die verschiedenen Bilder andeuten, deren sich die hl. Väter bedienen: der hl. Chrysostomus nennt es einen fruchtbaren Regen, der die Herzen der Menschen befruchtet, so daß sie reich werden an jeglicher Tugend; der hl. Hieronymus nennt es einen Schild, den wir schützend den mächtigsten Feinden unseres ewigen Heils entgegenhalten können; der hl. Augustinus nennt es die Speise der Kräftigen und Erwachsenen und die Milch der Schwachen und Kleinen.

Das schönste und treffendste Bild aber verdanken wir dem göttlichen Lehrmeister selber: Das Wort Gottes ist ein Samen! Wie verborgen, wie geheimnisvoll, lieber Leser, ist die Lebens- und Triebkraft des in die Erde gesenkten Samenkorns! In noch höherem Grade ist die Lebens- und Triebkraft des in die menschliche Seele gesenkten göttlichen Wortes ein Geheimnis der göttlichen Gnade. Ja, das Wort Gottes ist — abgesehen von der Laune — das Grundprinzip des Christlichen Lebens;

denk wenn der Apostel Paulus sagt: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, — (Milde Güte, Langmut, — (Treu, Bescheidenheit, Enthaltjamkeit“ (Gal. 5, 22 f.) — und wenn sich in den ersten drei Tugenden die beseligende Gottesliebe bekundet, in den folgenden drei die thätige Nächstenliebe und in den letzten drei die selbstverleugnende Opferliebe — so ist diese Tugendfrucht ein glänzender Beweis für die Kraft des göttlichen „Samens“.

Jesus sagt nicht eigens, daß Er der Sämann ist; aber leicht erkennt es jeder aus uns. Kein Bild kann genauer und tiefer Seine Aufgabe (als Erlöser) bezeichnen, als dieses. Er allein besitzt die Samenkörner und hat sie in Seiner Hand, — nicht etwa den Samen für ein vergängliches Leben, sondern die Samenkörner des ewigen Lebens. Selbst die größten unter den Menschen säen zuletzt doch für den Tod; Jesus säet für die Ewigkeit.

Der ausgestreute Same bleibt aber unfruchtbar und geht verloren unter drei Umständen und bei drei Menschenklassen. Ist das Herz einem hartgetretenen Wege vergleichbar, ist es wegen seines weltlichen Sinnes unempfindlich, so bleibt der göttliche Same an der Oberfläche liegen, — durch die Herrensörungen und Vergnügungen der Welt wird der kostbare Same „zertreten“, und der böse Feind hat leichtes Spiel, um das Wort des Glaubens aus dem Herzen zu rauben. — Wie viele, insbesondere junge Leute, in unsern Tagen sind aller religiösen Bestimmung so bahr, sind der Kirche, ihrer Mutter, so entfremdet,

Kirchenkalender.

- Sonntag, 10. Februar. Sezagesima. Scholastika, Abtissin. Evangelium nach dem hl. Lukas 8, 4-45. Epistel: 2. Korinther 11, 19-33 und 12 1-9. Anfang des Jubiläums in der Erzdiözese Köln. St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Jungfrau-Kongregation. 1 1/2 Uhr nachmittags Vortrag und Andacht für die selben. St. Martins-Pfarrkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion um 1/8 für die Marianische Jünglings-Kongregation und um 1/9 Uhr für die Schule an der Neufferstraße. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion für die Knaben. Clarissen-Klosterkirche: Nachmittags 3-4 Uhr feierliche Beistunde zur Eröffnung des Jubiläums. Dominikaner-Klosterkirche: 3. der 6 Sonntagen zu Ehren des hl. Thomas von Aquin.
- Montag, 11. Februar. Euphrosine, Jungfrau. St. Andreas: 1/10 Uhr Seelenmesse für Verstorbenen der Sodalität. Dominikaner-Klosterkirche: Um 9 Uhr feierliches Hochamt für die Familie Joseph Seul.
- Dienstag, 12. Februar. Eulalia, Jungfrau und Martiriu.
- Mittwoch, 13. Februar. Jordan, Dominikaner. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr zweite St. Josephs-Andacht. (Kochrezepte siehe letzte Seite.)

daß wir uns unter ihnen vorkommen, als seien wir plötzlich unter Heiden versetzt, mit uns fremden, Gedanken, Sitten und Gebräuchen!

Fassen wir die folgende Menschenklasse ins Auge, deren Herz einem „felsigen Boden“ gleicht; „sie nehmen das Wort mit Freude auf, aber sie haben keine Wurzeln; sie glauben eine kurze Zeit, aber zur Zeit der Prüfung fallen sie wieder ab.“ — Sie hören die Ermahnungen an, und ihr Herz wird gerührt, denn es ist kein „hartgetretener Weg;“ sie nehmen vielmehr das Wort mit Freude auf; sie machen Vorsätze, fassen Entschlüsse, — aber was sie zur Ausführung bringen, ist nur von kurzem Bestand. Es bedarf nur eines Wortes aus dem Munde eines frechen Spötters, und alle guten Vorsätze werden durch die Furcht vor einem Nachteile im Geschäft, durch die Furcht vor einer Zurücksetzung im Abancement, durch die Furcht für weniger gebildet gehalten zu werden, niedergeschlagen! Die Seele, die nicht fest an ihrem Gott haftet, hat keine Tiefe: was in sie hineingejätet wird, verdorrt unter dem Feuer der Versuchung.

Noch eine dritte Klasse unterscheidet der Herr: „Einiges fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwachsen, ersticken es,“ — es war also weder auf den „hartgetretenen Weg,“ noch auf „felsigen Boden“ gefallen, sondern auf gutes, fruchtbares Erdreich, das an und für sich geeignet gewesen wäre, die schönsten Früchte zu treiben; allein der Feind war dem Sämann zuvorgekommen und hatte bereits mit vollen Händen den Samen des Unkrauts auf den Acker geworfen, das weit schneller wächst und den guten Samen erstickt. Gerade so verhält es sich mit einer verhältnismäßig großen Zahl unter den Christen: sie bewegen sich in dem verhängnisvollen Irrthum als könnte man ein Jünger Jesu Christi und dabei doch ein rechtes Weltkind sein. Sie sind überzeugt von der Wahrheit des Evangeliums, sie erkennen darum auch die Notwendigkeit, alle Pflichten, die das Christenthum vorschreibt, gewissenhaft zu erfüllen; sie zweifeln selbst nicht einmal daran, daß von dieser Erfüllung ihre einstige Seligkeit abhängig sei. Die Lehre vom Kreuze ist ihnen eine Kraft Gottes, — aber nur so lange sie unter dem Kreuze, bzw. unter der Kanzel stehen: sobald sie wieder mit der Welt in Verührung kommen, müssen Gewissen und Religion dem zeitlichen Interesse weichen. Nach ihrer Meinung soll die Frucht mit den Dornen zugleich aufwachsen. Wie manche vielversprechende „Saat“ mag, lieber Leser, in den kommenden tollen Tagen wieder völlig erstickt werden!

Der Same des göttlichen Wortes hat (bei der letzten Klasse) aber auch ein besseres Schicksal; er geht auf, wächst heran und bringt hundertfältige Frucht an Glaube, Gnade, Tugend und Verdienst. Die nächste Ursache ist die gute Beschaffenheit des Erdreichs, die gerade in dem Gegenteil von dem besteht, was in den andern die Fruchtbarkeit hindert. Eine andere wesentliche Ursache der Fruchtbarkeit ist die Gnade Gottes. Der Heiland führt dieses aus in einer kurzen Parabel, die der hl. Evangelist Markus der obige Gleichnißrede angefügt hat (Mark. 4, 26 — 29). Wie nämlich in der Erde geheimnisvolle Kräfte wirksam sind, die den in gut-befruchteten Boden aufgenommenen Samen auch ohne weiteres Gethum entwickeln, so daß dem Landmanne, nachdem er das Seine gethan, nichts mehr zu thun übrig bleibt, als die herangereifte Frucht einzuharsten, — ähnlich auch im Reiche Gottes: da wirkt die Gnade im Herzen des Menschen, nachdem er das Seine gethan, fort, bis der Same des göttlichen Wortes in Frucht aufgegangen.

Wie viele und große Opfer, lieber Leser, hat es dem göttlichen Sämann gekostet, um den Samen uns zu bringen und ihn auszusäen! Wie freigiebig streut er in Seiner unendlichen Güte diesen Samen in die Welt und in unsere Herzen! Wie oft aber

vergebens! Kein Sämann hat ein so sehnsüchtiges Verlangen, von seinem Samen zu ernten, wie Er. — Kommen wir denn, lieber Leser, diesem Verlangen unseres besten Freundes gern entgegen, indem wir in der bevorstehenden hl. Bußzeit den Acker unseres Herzens zu einem guten Boden für den göttlichen Samen zu bereiten suchen.

S.

Die Witwenverbrennung in Indien.

Kulturhistorische Skizze von C. v. Bodmann.

Unter den zahlreichen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, welche der Hinduismus, jene Religion, zu der sich die überwiegende Mehrheit der Bewohner Indiens bekennt, immer mehr und mehr von seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit sich entfernend, im Laufe der Zeit eingeführt hat, finden sich nicht nur viele, die mit unseren Ansichten von Moral und Sittlichkeit gänzlich unvereinbar sind, sondern sogar solche, wie insbesondere das Verbrennen von Wittwen, im Indischen Sattis genannt, welche wir mit vollem Rechte als höchst unmenschlich und grausam bezeichnen. Wie man auch sonst über die englische Regierung in Indien urtheilen mag: hierin kann man ihr den gerechten Beifall nicht verweigern, daß sie seit einer Reihe von Jahren unablässig bemüht ist, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln jene barbarischen Sitten in Indien abzuschaffen, die dort seit Jahrhunderten unter dem Deckmantel der Religion zur Schande der Menschheit ausgeübt wurden.

Wenn auch in den Vedas, den geheiligten Gesetzbüchern der Inder, die Verbrennung der Wittwen nicht ausdrücklich vorgeschrieben ist, so wird sie doch an mehreren Stellen als etwas Verdienstvolles gepriesen, ja nahezu angeraten, und hierauf sich stützend, haben die Brahmanen im Laufe der Zeit das verdienstliche Werk des Verbrennens in ein direktes Gebot verwandelt. Im Allgemeinen herrschte bei den unteren Kasten der Hindus die Sitte, daß sich von den Frauen, die sich der Mann während seines Lebens hielt, nur diejenige nach seinem Tode verbrennen ließ, welche als die rechtmäßig angeordnete galt und eben dadurch eine hervorragende, bevorzugte Stellung eingenommen hatte. Anders war es bei den höheren Kasten; bei dem Tode eines angesehenen Brahmanen oder eines mächtigen Rajahs haben sich wenn nicht alle, so doch gewöhnlich viele ihrer Frauen dem Scheiterhaufen überliefert, und nicht sowohl aus freien Stücken, als dem Zwange gehorchend, der auf sie ausgeübt wurde. Bei solchen Anlässen sind zwanzig und dreißig, ja sogar einmal vierundachtzig Frauen verbrannt worden.

Häufiger jedoch, als man glauben sollte, kam es vor, daß sich Frauen freiwillig bei dem Tode ihres Mannes verbrennen ließen und hierdurch eine That verübten, die ihrer Ansicht nach zur Erlangung eines künftigen Lebens voll Glückseligkeit unumgänglich notwendig war. Wie tief diese Ueberzeugung bei einzelnen Hindufräuen gewurzelt war, dies möge folgendes Beispiel zeigen.

Ein Brahman faßte gegen die Frau, mit der er sich erst seit kurzem rechtmäßig verheiratet hatte, plötzlich eine so tiefe Abneigung, daß er sie verstieß. Die Unglückliche, die sich während ihrer kurzen Ehe stets so benommen hatte, daß nicht die geringste gerechtfertigte Veranlassung zu einer solchen, sie tief erniedrigenden und verletzenden Behandlung vorhanden war, lehrte trostlos zu ihren Eltern zurück, die arm und alt waren und nur kurze Zeit die ihrer Tochter angehangene Schmach überlebten. Die Verstoßene, die sich als die rechtmäßige Frau eines Brahman einer nach indischen Anschauungen glänzenden Existenz hätten erfreuen sollen,

wandelte als Bettlerin von Dorf zu Dorf und lebte von den lärglichen Almosen, die ihr mitleidige Leute reicheten. Der Brahman aber, der sie so schmähtlich behandelt und so grenzenlos unglücklich gemacht hatte, erhob eine der anderen Frauen seines Harems zu seiner rechtmäßigen Gattin und lebte mit ihr zehn Jahre hindurch in ungetrübtetem Glück, bis sie ihm dann durch den Tod entriß ward. Wenige Jahre später starb auch er. Schon war seine Leiche auf den Scheiterhaufen gebracht, schon waren einige Frauen im Begriff, ihn ebenfalls zu besteigen, als sich plötzlich durch die Zuschauermenge ein abgemagertes und ärmlich gekleidetes Weib Bahn bricht, sich als die erste, rechtmäßig angeordnete Frau des Verstorbenen zu erkennen gibt und mit seiner Leiche verbrannt zu werden verlangt, eine Bitte, die ihr auch gewährt wurde. Bald lodert hell auf die Flamme, und die Asche der Unglücklichen, die auch im größten Elend ihrem Manne treu geblieben war, vermischt sich mit der Asche des Grausamen, der sie ohne ihr Verschulden verstoßen und dem bittersten Elende preisgegeben hatte.

Besonders unmittelbar nach der Veröffentlichung des Gesetzes, welches Wittwenverbrennungen strengstens untersagte, mehrten sich die Fälle, in welchen Frauen so bestimmt verlangten, zugleich mit der Leiche ihres Mannes verbrannt zu werden, daß ihnen die Erlaubnis hierzu gewährt werden mußte, da bei der Verweigerung bedenkliche Ausbrüche des Fanatismus zu befürchten waren. Uebrigens zog die Regierung doch indirekt Nutzen aus solchen Fällen, indem sie die Erlaubnis, den Scheiterhaufen besteigen zu dürfen, der Wittwe nur dann erteilte, wenn ihre Verwandten einen Revers ausstellten, in welchem sie sich verpflichteten, keine ihrer eigenen Frauen verbrennen zu lassen. Ohne thätige Mitwirkung einflussvoller Eingeborenen hätte die Regierung nicht die Mittel gehabt, das Gesetz in Betreff der Abschaffung der Sattis allgemein zur Ausführung zu bringen. Uebrigens finden noch gegenwärtig, ungeachtet aller Aufsicht und aller hiergegen erlassenen, sehr strengen Gesetze einige Wittwenverbrennungen statt, wenn auch allerdings nur wenige. In dem ganzen großen indischen Reiche mögen jezt alljährlich etwa vier bis sechs Frauen verbrannt werden — natürlich mit der größten Heimlichkeit, während im Jahre 1818 in Bengalen allein der englischen Regierung 839 Sattis offiziell angezeigt wurden.

Solange die Sattis geduldet waren, fanden sie nicht heimlich und in der Stille statt, sondern mit Aufwand von viel Glanz und Pomp, mit Beobachtung von vielen Zeremonien. Festlich gepußt und geschmückt wie eine Braut, gestützt auf die nächsten Verwandten, umgeben von Brahmanen und Fakiren und begleitet von rauschender Musik, wird die Unglückliche, die sich dem Feuertode widmet, zu dem Scheiterhaufen geführt. Der Weg von ihrer Wohnung bis dahin ist bestreut mit Betelblättern, mit Palmzweigen und mit Blumen. Die Frau teilt, soferne sie hierzu noch Kraft und Besinnung besitzt, Kupfermünzen unter die Anwesenden aus; doch wird das arme Geschöpf gewöhnlich in ganz unzurechnungsfähigem Zustande zu dem Scheiterhaufen gebracht. Nicht durch geistige Getränke sucht man sie zu betäuben, sondern durch schnelle und sicher wirkende narkotische Stoffe, wie Opium und Haschisch.

In lautloser, unheimlicher Stille umgibt eine zahllose Menschenmenge den Scheiterhaufen, um welchen die Wittwe dreimal in langsamen Schritt geht. Hierauf besteigt sie ihn, gestützt und geleitet von Brahmanen; nach wenigen Schritten schon findet sie sich bei dem Leichname ihres Mannes, der zu ihren Füßen, horizontal ausgebreitet, auf dem Scheiterhaufen liegt. Die Wittwe wird mittelst eines Strickes an einen hohen, hölzernen Pfahl ge-

bunden, der sich in der Mitte des aufgestürzten Holzhauses befindet. Wenn nun Leute mit Del den Scheiterhaufen begießen, wenn andere mit Fackeln herbeieilen, und ihn anzünden, wenn überhaupt der entsetzliche Moment gekommen ist, in welchem wahrlich in Folge der fürchterlichsten Todesangst auch der stärkste Geist anfängt, seine Fassung zu verlieren, sich zu verflüchten und zu umnachteten; dann beginnen die Brahmanen laute Gebete herzusagen und Hymnen zu singen, die Fakiere ein Gebet zu erheben und die Trompeten zu schmettern, von allen Seiten begleitet von Trommel- und Paukenschlag. Diese lärmende Musik hat einen zweifachen Zweck; sie dient zunächst dazu, die Schmerzenslaute zu übertönen, welche etwa die Unglückliche in ihrer Agonie ausstößt, dann aber auch ihre letzten Worte unhörbar verhallen zu lassen, welche als prophetische Aussprüche gelten, aber als solche, die meistens den Verwandten nur Unheil verkünden.

Wenn die Flammen von allen Seiten hell aufblühen, wenn sie an den Füßen der unglücklichen Wittve hinauszüngeln, wenn sie ihre Kleider erfassen, dann kommt es wohl vor — und es geschah dies mehr als einmal — daß sie, wenn noch nicht so betäubt, mit einem Male enttäuscht wird, daß sie dann plötzlich klar und deutlich das Entsetzliche und Schreckliche ihrer qualvollen Lage erkennt und erstieht, daß sie einen gellenden, die lärmende Musik weitübertönenden Schrei ausstößt, daß sie mit fast übermenschlicher Kraft ihre schwachvollen Bande zersprengt und mit einem Kühnen, gewagten Sprunge dem sie von allen Seiten umgebenden Flammenmeere zu entgehen sucht. Aber die den Scheiterhaufen umringenden, unmenschlichen, Brahmanen eilen ihr nach, ergreifen sie wieder und schleudern sie wuthentbrannt in die Flammen zurück.

Ein Sträuben einer Wittve, überhaupt irgend ein Widerstand von ihrer Seite gegen das gräßliche, ihr bevorstehende Loos gilt den Brahmanen sowohl, als auch den Verwandten als schlimmes Zeichen; es wird dahin gedeutet, daß die Seele des verstorbenen Mannes nach seinem Tode keine Ruhe finden könne. Um daher überhaupt einem solchen Widerstande vorzubeugen — er war in den meisten Fällen nutzlos, da in Folge starker, sorgfältiger Bewachung keine Frau ihrem Schicksale entgehen konnte — wurden häufig der Unglücklichen, sowie sie den Scheiterhaufen bestiegen hatte, lange Bambusstöcke über die Schulter gelegt, mittelst welcher sie niedergestoßen wurde, wenn sie den Versuch machte, zu entkommen.

Während der Scheiterhaufen noch glimmt, zerstreut sich lautlos die Menge. Die Verbrennung ist stets eine sehr unvollkommene. Wenn der Scheiterhaufen ausgebrannt ist, werden die Ueberreste der Leichen gesammelt; einzelne Knochen werden, wenn dies nur immer möglich ist, in den Ganges, den von allen Hindus hochverehrten Strom geworfen; über die anderen wird eine kleine Denkhäule von drei bis fünf Fuß Höhe, bei den höheren Hindus sogar ein kleines tempelartiges Gebäude errichtet.

Durch die Abschaffung der Sattis ist dem Brahmanismus einer der vielen, so tief in das praktische Leben eingreifenden, höchst unsinnigen Gebräuche genommen worden, und zwar nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch die Macht der unaufhaltsam fortschreitenden Zivilisation. Je tiefer diese in alle Schichten der Hindus eindringt, um so weniger wird der Brahmanismus fortleben können. Es wird ihm ergehen, wie einem mächtigen Baume, der dadurch zum sicheren wenn auch langsamen Absterben gebracht wird, daß er zuerst seiner Blätter, dann seiner Rinde und endlich seiner Rinde beraubt wird.

Glück im Unglück.

Humoreske von Dr. Curt Abel.

Ich hatte schon meinen Hut aufgesetzt und die mir anvertrauten Schlüssel zum patentierten Geldschrank in der Tasche, mit einem Wort, die Geschäfte unserer Bank waren für heute glücklich erledigt, und da es schon acht Uhr schlug, so war das auch nicht mehr wie in der Ordnung. Da trat eiligst ein Herr ein und legte einen Beutel mit Geld auf den Bahrtisch.

Ich bedauerte, daß ich nichts mehr annehmen könne.

„Schade, schade,“ sagte er, „ich muß nach Hamburg mit dem Abendzuge. Uebermorgen geht mein Schiff nach Yokohama.“

„Schöne Gegend,“ sagte ich bedauernd, „aber das Geld kann ich Ihnen heute nicht mehr abnehmen.“

Er bat, er beschwor mich, denn es handelte sich um eine Wechselbegleichung, woran auch meinem Hause gelegen war. Ich erfüllte also schließlich seinen Wunsch, da aber der Kendant schon fort war, so steckte ich den Beutel mit Geld fest und sicher in die ein wenig ungewöhnlich angebrachte Tasche, welche ich mir in meine Ueberzieher hatte machen lassen, um den Taschendieben das Geschäft nicht zu leicht zu machen.

In der rechten Seitentasche meines Ueberziehers hatte ich zufälligerweise auch noch ein Stück Papier, mit dessen Anwerbung ich am Nachmittage desselben Tages einem armen Teufel aus der Verlegenheit geholfen hatte. Es war unser Kassenbote, der, da seine Mutter auf den Tod erkrankt war, seine silberne Zylinderuhr für zehn Mark „versetzt“ hatte, obwohl dieselbe einen Wert von dreißig Mark repräsentierte. Er hatte mich angewimmert, mit der Bitte, ihm den Pfandschein abzunehmen, da er sein Pfand nicht einklösen konnte und den Verfall seines Wertgegenstandes befürchten mußte. Ich that ihm den Gefallen in der festen Absicht, den guten Mann wieder in den Besitz seines Eigentums zu bringen. Wie eine solche gute That sich im Leben lohnen kann, wird man bald sehen.

Ich hatte nun also den Pfandschein und den Beutel, der beiläufig 60 000 Mark in Gold, Banknoten und Checks enthielt, in meinem braunen Ueberzieher, und stürmte so schwerbeladen nach Hause, ja — ich stürmte, trotz Wind und Glatteis, denn zu Hause erwartete mich unser Gesellschaftsabend.

„Aber Oskar,“ rief mir meine Frau entgegen, „wie kannst Du so lange bleiben!“

Es war unsere erste Gesellschaft seit unserer Verheiratung und ich konnte nicht anders, als mir Vorwürfe machen.

„Sind schon viele hier?“ fragte ich kleinlaut.

„Bankier Meyer noch nicht,“ flüsterte sie, mir einen Kuss gebend, „spring schnell in das Ablegezimmer und zieh die schwarzen Sachen an, ich habe sie dort zurechtgelegt.“

Ich war dabei, ehe sie noch ausgerebet hatte. Eins—zwei—drei war ich im Negligee. Aber in demselben Augenblicke klingelte es mit Jubelstimm. Es waren Meyers — unser bester Trumpf. Meyers hatten eigne Equipage.

„Wie freundlich von Ihnen!“ rief meine junge Frau entzückt und küßte Frau Meyer wiederholentlich.

„Wie reizend!“ rief Frau Meyer nicht minder entzückt — es waren Jugendfreundinnen —

„Sie verstehen wahrhaftig ein Haus zu arrangieren! Sie müssen mir nächstens helfen. Alfred macht eine Reise nach der Wallachei und während dessen will ich die Möbel anders placieren; Sie haben einen Geschmack — nein!“

Währenddessen litt ich Höllequalen, negligiert, wie ich war. Die Weste hatte ich an, aber — und auch den Rock, aber — das unnehbare Kleidungsstück. — Ein Wein war drin. Als ich eben das zweite bergin wollte, hörte ich ein seltsames Rauschen an der Thür

— jedenfalls Frau Meyer — was thun? Ich lehne mich mit aller Gewalt gegen die Thür — diese Thür aber, und daran dachte ich in dem Augenblicke nicht, öffnete nach außen! Im nächsten Moment lag ich auf dem Flur in den Armen meiner Frau, die hatte zusehen wollen, ob ich fertig sei, und Meyers standen daneben und wollten sich frank lachen. Und mit gutem Grund, denn der Anblick, den ich darbot, soll entschieden komisch gewesen sein. Genug, nachdem Meyers im Gesellschaftszimmer abgelegt hatten, erzählten sie die ganze Geschichte und stellten sie pantomimisch dar, und ich, der ich eine Viertelstunde lang mein Haupt zwischen Muffen und Hüten verbergte — in einem Zustand innerster Verkümmung, ich galt nachher während des ganzen Abends als Gegenstand gerechter Belustigung.

Und trotzdem war es ein schöner Abend. Wir kamen herrlich vorwärts, und der alte Bankier Meyer war in köstlicher Laune. Er hatte die Gewogenheit, mir mit dem Daumen nach der Magenruhe zu spießen und mich für einen kapitalen Menschen zu erklären, der noch einmal sein Glück machen würde und was sonst noch. Genug, es war ein famoser Abend gewesen, darüber waren sich alle einig. „Zu schön, wahrhaftig,“ sagte Meyer, mit seiner Familie die eigene Equipage besteigend, denn ich selbst geleitete diesen Millionär bis an die Thür.

Sie waren weg, und ich und meine junge Frau waren selig über den zwar kleinen, aber niedlichen Anfang. Wir gingen zu Bett und träumten von Meyer und seiner Herrlichkeit, wie ein paar Kinder kurz vor Weihnachten von Nußknackern träumen und von — gerechter Himmel! Ich fuhr wie ein Schnupftabaksmännchen im Bett empor. Wo hatte ich meinen Ueberzieher gelassen? Mit den 60 000 Mark!

Meine Frau wachte auf. Ich verständigte sie mit kurzen Worten von der Ursache meines Schreckens. „Wo ist der Paletot geblieben?“ fragte ich, in meinen Schlafrock sagend.

„Du hast ihn in der Eile gleich draußen auf dem Korridor ausgezogen, Oskar,“ sagte sie, „ich hab' ihn an den Ständer gehängt, damit er nicht unter die übrigen Sachen käme.“

„Fürchtbarer Leichtsin!“ sagte ich, „der Korridor stand offen, als die Gäste gingen, er hat möglicherweise den ganzen Abend — die Worte erstarrten mir zwischen den Zähnen — einen Portier hatten wir auch nicht. Ich tappte hinaus; wie ein Wahnsinniger fuhr ich auf dem Korridor umher, kein Paletot hing am Ständer, noch lag er auf der Erde, noch sonst wo; meine Frau kam mit Licht. Na, das war eine schöne Bescheerung. Im Schrank, in der Küche, in der Dienstmädchenstube — nirgends — nirgends! Nirgends der Paletot! An das Beutelchen in der besonderen Seitentasche rechts getraute ich mir gar nicht zu denken. Wir hatten einen Aufwärter gehabt, sollte der —? Ich stand mit meinen Gedanken still wie ein Prellstein an einer Straßenecke und wußte nicht, wohin. Meine Entlassung, völliger Ruin aller guten Ansichten, ewige Schande! Das sah ich vor mir in schmählicher Perspektive. Ich wäre am liebsten gleich wieder ins Bett gekrochen mit dem Wunsche, einzuschlafen und nimmer wieder aufzuwachen; aber wohl mir, daß ich ein Weib hatte.“

„Oskar,“ rief sie, mir mit einem alten Ueberzieher entgegenkommend, „zieh Dich schnell an und lauf zur Polizei!“

Ich küßte sie und einige Minuten später war ich auf dem Wege zur Polizei. Der Kommissar hörte meine Geschichte, die ich wohl ziemlich unzusammenhängend herausholte, mit permanentem Kopfnicken an und maß mich mit einem gelegentlichen Seitenblick, welcher zu deutlich sagte, daß er am liebsten in mir den Dieb erkennen würde. Während des Nachfolgenden beäugelte er mich aufmerksam.

„Ah,“ sagte er, „ich glaube, ich weiß, wer's gewesen ist.“

Ich schnappte natürlich vor Freude nach Luft — und das, so gestand er mir nachher offenherzig zu, sei das Hauptmerkmal für ihn gewesen, daß es am Ende doch wohl mit diesem Diebstahl seine Richtigkeit haben könne, so unwahrscheinlich es sei.

„Oh!“ rief ich, „das — das ist herrlich; Herr Kommissar, dann können Sie ihn noch am Ende vor morgen früh festnehmen lassen — er soll laufen, wohin er will, wenn ich — wenn ich nur das Geld habe, sonst bin ich ein ruiniertes Mann!“

„Ja,“ sagte er, „dazu ist die Polizei nicht in die Welt gesandt, um solche Beute laufen zu lassen. Erzählen Sie mir erst mal, wie der Kunde, den wir in Verdacht haben, dazu gekommen sein kann, das zu erfahren, daß Sie Geld im Paletot hatten.“

„Ich habe keine Ahnung,“ sagte ich. „Haben Sie denn sonst nichts in dem Paletot gehabt?“

Ich besann mich. „Ja — der Pfandschein.“

Ich erzählte kurz, wie ich dazu gekommen war.

„Aha! Und wo steckte der?“

„In der Seitentasche, unten.“

„Nicht in derselben, worin das Geld —“

„Bewahre, das ist unmöglich,“ rief ich.

„Wissen Sie, welches Pfandhaus es war?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Es ist gut,“ sagte der Leutnant, „wir werden in einigen Stunden zu Ihnen schicken und den Thatbestand näher festsetzen lassen. Machen Sie bis dahin keinen Lärm davon.“

Ein Schuhmann trat ein und begleitete mich bis an die Thür.

Ich kam nach Haus, miserabel und voll Verzagens. All' meine Hoffnungen, mein ganzes Erbglück hing an einem Pferdehaar. So ein Unglück in einer so jungen Ehe! Was sollte denn erst das Ende davon sein? Genug, es waren schreckliche Stunden. Meine Frau kößte mir Kaffee und Ei ein — so eine Frau! Der liebe Gott schuf sie in seiner wohlwollendsten Stunde. Es kommt zwar viel Glend zu Stande durch die Frauen, aber noch weit mehr wird wieder gut gemacht. Ich erzählte ihr die Episode mit dem Pfandschein.

„Weißt Du was, Oskar,“ sagte sie, „geh' zu dem Kassenboten und nimm ihn mit zum Pfandleiher, der soll Licht geben, wenn etwa der Dieb die Uhr einlösen will, und dann geh' sofort zum Bankdirektor und erzähle die ganze Geschichte. Das erste Wort mußt Du haben.“

Ich stülpte meinen Hut auf und sah in den Spiegel. Mein Gott, welch' ein Anblick! Können ein paar Stunden einen Menschen so verändern! Bleich, schlaff, in den Knochen hängend. Und die abgeseffenen Sachen von gestern Abend rings umher, die Kükenknochen und das zerfloßene Gelee und dieser Geruch von saurem Wein. —

Genug, ich raffte mich auf, setzte mich in eine Droschke und nun zum Kassenboten. Kaum hatte ich von dem Erschrockenen die Adresse des Pfandleihers erfahren, so war ich auch schon wieder fort. Tausend Dinge sausten mir durch den Kopf — ich habe sie alle längst wieder vergessen. Ich schnappte vor der Thür des Pfandhauses ein paar Mal nach Atem und ging hinein. Drinnen im Halbdunkel unterschied ich alsbald zwei Gestalten, den Pfandleiher hinter seinem Pult und davor eine halb anständige, halb rübe Erscheinung — kein Kommiss, kein Metzgergeselle, kein Schusterjunge und auch kein Baron, aber etwas von allen vieren; eine fettige Mütze mit triefend fettigem Haar, ein dicker Kopf, ein hoher Stehfragen von voriger Woche, ein modischer Rock, pechschwarze Manschetten, so daß die schmutzigen Hände beinahe wie weiße Wäsche daneben aussahen, Reitosen und Stulpsstiefel zc., aber keine Weste, sondern ein richtiges Schusterjungen-

hemde an deren Stelle. Es ist sonderbar, wie ich im Halbdunkel dazu kam, alles dies ohne Mühe mit einem Blick zu bemerken.

„Guten Morgen,“ sagte ich etwas schüchtern und von dem Dunst des Orts benommen.

Der junge Herr in der fettigen Mütze sah mich an, es war ein stechender Blick; aber mein schäbiger alter Leberzieher, mein bleiches, verfürtes Aussehen nötigten ihm keine Antwort ab.

„Der braune Rock,“ brummte er, auf ein Bündel vor sich hindeutend, das mit einer Schnur zusammen gebunden war, „ist zehn Mark wert, ich habe zwanzig davor gegeben.“

Der braune Rock — mir wurde ganz schwindlig.

„An uff den Schein für die Uhr siebt es ooch küsse, sonst können wir keen Geschäft miteinander machen.“

Der Pfandleiher schielte nach dem Schein, nach mir und nach seinem noblen Kunden.

Ich hätte abwarten sollen, was dieser Gentleman nun that, doch ich konnte mich jetzt nicht länger halten. Ich weiß nicht, was ich schrie oder lachte, ich stürzte auf den braunen Rock zu und erkannte ihn sofort als den meinen. Mit der Kraft und Wut eines Tigers wollte ich nun über den Herrn mit der fettigen Mütze herfallen, aber der hatte sich bereits entfernt und die Thür hinter sich aufgelassen. Ich lief hinaus. „Mein Geld!“

Ich schrie, „Schurke, mein Geld!“

Auf der Straße lagen sich zwei Herren in den Armen. Der Eine hatte eine fettige Mütze auf und der Andere eine Pickelhaube. Sie waren einander unversehens in die Arme gelauert. „Halt den Dieb!“ schrie ich, „mein Geld!“ und sprang dem Schuhmann zu Hilfe.

Wir halten ihn fest. Der junge Herr sah, daß wenig Aussicht war, uns abzuschütteln.

„Mein Geld!“ leuchte ich und erwürgte ihn halb.

„Ich habe kein Geld,“ grölte er mit einem Kluck.

„In dem Rock hat's gesteckt,“ schrie ich, „er muß wissen, wo's ist.“

„Wird wohl noch drin sind,“ hohnlächelte er. „suchen Sie sich et man!“

Ich schob wie ein Blitz die Treppe hinauf, den Pfandleiher umarmend, ich zerschchnitt die Schnur mit dem Taschenmesser und fuhr mit der Hand in die Tasche auf der rechten Seite unter der Schulter. Da steckte der Beutel mit den 60 000 Mark.

Wie ich den Morgen in's Komptor gekommen bin, ob fliegend oder koboldschießend, weiß ich heute noch nicht. Ich deponierte das Geld in den Stahlschrank und stiefelte heim. Meine Frau sah sofort an meinem Gesicht, daß alles in Ordnung war. Wir tanzten wie Indianer zwischen den Trümmern unseres gestrigen Festes herum, bis die Polizei kam und durch ihre Kreuz- und Querfragen uns wieder zu Verstande brachte. Der biedere Polizeimann, dem mein Paletotdieb in die Arme lief, war eben der nämliche, den der Kommissar, nachdem er auch seinerseits bei dem Kassenboten Informationen eingezogen, abgesandt hatte, um den Pfandleiher zu informieren, daß der Schein gestohlen worden.

Mein Kassenbote bekam am nächsten Morgen seine Uhr zurück. Der Herr mit der fettigen Mütze, der sich in seiner Branche bereits bedeutenden Ruf erworben hatte, fand nunmehr Zeit darüber nachzudenken, daß es gut sei, gestohlene Paletots sorgfältig nach Geldresten zu untersuchen. Hätte er das diesmal gethan, ich wäre auf ewig ein ruiniertes Mann gewesen.

Allerlei.

* Das Höchste. „Sag, Hannes, was würdest Du thun, wenn Du der reichste Bauer im Dorfe wärst?“ — „I, i' wollt Euch schon zeig'n, was a reicher Bauer ist. Vert'lagen thät' ich die ganze Gemeind' sammt dem Bürgermeister!“

* „Tiefenlieb“ nennt der Dichter B. Scharrelmann folgenden poetischen Erguß:
Und die blauen Dichter stehen starr und ruhig wie
Lobtenlichter am Sarge . . .

Die Todtenlichter am Sarge meiner Seele . . .

Und ich bin der Sarg . . .

Und das starre Auge stiert und bohrt . . .

Und das starre Auge stiert und bohrt . . .

Und das starre Auge stiert und bohrt . . .

Wenn Scharrelmann so weiter stiert und bohrt,
wird er eine tiefe Grube für seinen dichterischen

„Reinfall“ erhalten.

* Ein Muster von Höflichkeit. Richter (leise zur Zeugin): „Jetzt, bitte, sagen Sie mir recht laut, wie alt Sie vor 15 Jahren waren!“

* Rentables Geschäft. Womit nur die alte Wahrsagerin, die Zigeuner-Kathi, gar so viel Geld verdient?“ — „Ja, sehen Sie, die zieht nämlich von einer Station der Sekundärbahn zur anderen, und da lassen sich die Reisenden die Ankunft derzüge prophezeien.“

* Goshast. „Ja, lieber Doktor unser Millionärklub repräsentirt ein kolossales Vermögen!“ —

Doktor: „So! . . . Wie viel Nullen zählt er denn jetzt?“

* Politik in der Kinderstube. „Paß' auf, Nitschi, der ganze chinesische Krieg geht an uns aus! Die Chinesen werden Alle umgebracht, und wir Zwei müssen den Reis essen!“

* Eine glückliche Braut. Braut (einen Brief ihres Bräutigams in der Hand, glückstrahlend zur Freundin): „Ach, es ist entzückend, wie unendlich mein Oskar schreibt, da hat man dreimal so lang zu lesen.“

* Ein Viertisch-Kalauer. A: „Der Doktor Müller ist jetzt Kugelrund geworden.“ — B: „Ja, seit einiger Zeit ist er ja auch Kreis ar.“

Rätsel.

Ich schwimme stets im Wasser frisch,
Und bin doch weder Frosch noch Fisch;
Ich bin kein Vogel und doch geschwind
Dehn' ich die Flügel im flatternden Wind;
Ein Bote bin ich zu jeder Stund'
Und lauf' mir doch keine Füße wund.
Und willst du alles wissen auch:
Hab' Zucker und Kaffee im Bauch!

Charade.

Die Erste hat niemals gesungen,
Auch nie es zum Reden gebracht.
Dem glücklich die Zweite gelungen,
Der hat sich ins Häuschen gelacht.
Das ganze, ein schwarzer Gejelle,
Der uns seine Reise beschreibt
Und fleißig an heimlicher Stelle
Sein Werk im Verborgenen treibt

Topogrpbh.

Ich sproß im Thal und auf der Flur
Und nimmst du mir ein Zeichen nur,
Hat, was so vieles Große schafft,
Natur- und Menschen-Geisteskraft
Mich im Verein hervorgebracht;
Lacht ihr nun noch ein Zeichen schwinden,
Wird man beim Kartenspiel mich finden.

Palindrom.

Ich bin ein haltlos, schwaches Wesen,
Und doch zum Halten anseherles;
Ein Band, aus Pflanzenstoff gewoben,
Hab' manche Pflanze ich gehoben,
Doch willst du lesen mich von hinten,
So wirst du eine Stüge finden,
Die sicher führt den Greis zum Ziele,
Dir aber dient zu heitrem Spiele.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Dinstoch, 13. Februar. Jordan, Dominikaner.
• St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des hl. Joseph. • Dominikaner-Klosterkirche: 3. der 7. Mittwoche zu Ehren des hl. Joseph, Fest der hl. Katharina von Ricci, Jungfrau unseres hl. Ordens. Um 9 Uhr feierliches Hochamt, abends um 7 Uhr Segensandacht.
Donnerstag, 14. Februar. Valentin, Priester und Martyrer.
Freitag, 15. Februar. Kautin und Jobita, Martyrer. • St. Andreas: 4. Kaverius Freitag, 10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Predigt mit Andacht, 8 Uhr Säne Andacht.
Samstag, 15. Februar. Juliana, Jungfrau und Martyrin. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 31-43. „In jener Zeit nahm Jesus die zwölf zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angespien werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, saß ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, fuhren ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir thun soll? Er aber sprach: Herr daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Der letzte Gang nach Jerusalem.

Die hl. Bußzeit naht wieder, in der wir, lieber Leser, mit der Kirche das bittere Leiden und Sterben unseres Erlösers in besonderer Weise betrachten und beherzigen sollen. Es ist daher ein schöner Gedanke, die Weissagung Jesu über die näheren Umstände Seines Opfertodes heute, unmittelbar vor Beginn der Fastenzeit, als Evangelium vorlesen zu lassen. Unsere hl. Mutter, die Kirche, nimmt ihre Kinder gleichsam bei der Hand und spricht: Siehe, wir gehen nun wieder (im Geiste) nach Jerusalem hinauf und betrachten, wie einst Alles buchstäblich erfüllt worden ist, was die Propheten und zuletzt der Herr selber geweissagt haben von dem bitteren Leiden und Sterben, das Er aus unendlicher Liebe zu uns armen, elenden Menschen auf Sich genommen!

Es ist ein tief-ernster Moment, der uns vom Evangelisten mit wenigen Strichen gezeichnet wird; mit Seinen zwölf Aposteln befindet der Herr sich auf dem letzten Gange nach Jerusalem: „Siehe“, spricht Er, „wie steigen hinauf nach Jerusalem, und Alles was durch die Propheten geschrieben ist, wird sich erfüllen an dem Menschensohne. Er wird nämlich den Hohenpriestern und Schriftgelehrten ausgeliefert werden, die Ihn zum Tode verurteilen werden; und Er wird den Heiden ausgeliefert werden, daß diese Ihn verspotten, anspien, und mißhandeln, Ihn geißeln und ihn töten, und am dritten Tage wird Er wieder auferstehen.“ Der hl. Evangelist Lukas fügt noch hinzu, die Apostel hätten diese Worte des Herrn gar nicht verstanden. Wie der Messias Israels den sie als Sohn Gottes erkannt haben,

dieser Mächtige, der eben erst einen Lazarus aus dem Grabe gerufen, sterben, ja, von Seinem eigenen Volke getötet werden könne, das geht notwendig über ihre Fassungskraft, über alle Vorstellung; genug, daß sie heute das Unbegreifliche mit Ergebung hinnehmen und die Enthüllung des Geheimnisses ruhig der nahen Zukunft überlassen. Der Schluß der Rede des Herrn — die Ankündigung Seiner Auferstehung — entbehre ja auch nicht eines Trostes für sie.

„Durch diese Vorherverkündigung“, sagt der hl. Cyrill von Alexandrien († 444), „schneidet Jesus jeden Vorwand des Aergernisses ab. Die Seine Wunderthaten gesehen, die sich an Seinen Worten zu männlicher Tüchtigkeit geäußert hatten, sollten Ihn bald zu einem Gegenstande des Spottes für den Böbel werden und am Kreuze hängen sehen. Da schien es zu natürlich, daß sie (die Jünger) eben daran Aergernis nehmen würden, indem sie also bei sich dächten und sprächen: der voller Kraft war und mit einem bloßen Wink Wunder that; der behauptete, daß die Vorsehung des himmlischen Vaters selbst die Sperlinge sorgend umfasse, der Eingeborene und der Erstgeborene, wie? Er wußte nicht, was mit Ihm geschehen werde? und ergriffen von Feinden wurde Er, der uns (die Jünger) zu retten versprach? — Damit sie also erkannten, daß Er das Leiden vorher wußte und, obwohl im Stande ihm zu entfliehen, freiwillig in dasselbe ging, darum kündigt Er ihnen das (später) Eintreffende an. Er fügte aber auch hinzu, daß alles schon durch die Propheten vorherverkündet sei; auch deren Weissagungen waren im voraus angeordnet, damit, wenn das Leiden (des Herrn)

Kirchenkalender.

Sonntag, 17. Februar. Quinquagesima. Konstantia, Jungfrau. Evangelium nach dem hl. Lukas 18, 31-43. Epistel: 1. Korinther 13, 1-13. St. Lambertus: Monats-Sonntag der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth, morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion. St. Martins-Pfarrkirche: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und an der Nachenerstraße. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Clarissen-Klosterkirche: An den 3 Fastenstagen 40stündiges Gebet. 6 Uhr Andacht des Allerheiligsten, 7/7 Uhr hl. Messe, 1/8 Uhr Hochamt, abends 1/7 Uhr Komplet, Litanei und Segen. St. Andreas: An den 3 Fastenstagen 40stündiges Gebet. Ausziehung des hochwürdigsten Gutes morgens um 6 Uhr. Um 9 Uhr feierliches Hochamt. Die Betstunden sind am Sonntag den 17. Februar wie folgt: 12-1 Uhr Schulkinder, 1-2 Uhr Junggesellen-Sodalität, 2-3 Uhr Männer-Sodalität, 3-4 Uhr Ursula-Gesellschaft, 4-5 Uhr Confidentia, 5-6 Uhr Sakraments-Andacht, 6-7 Uhr Sühne-Andacht, 7-8 Uhr Komplet. Am Montag den 18. und Dienstag den 19. Februar sind die Betstunden wie folgt: 12-1 Uhr Schulkinder, 1-2 Uhr Junggesellen-Sodalität, 2-3 Uhr Männer-Sodalität, 3-4 Uhr Ursula-Gesellschaft, 4-5 Uhr Sakraments-Andacht, 5-6 Uhr Sühne-Andacht, 6-7 Uhr Komplet.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

eintrübe, überhaupt keiner ohne eigenes Verschulden geärgert würde. Nicht vergewaltigt, sondern nach freier Wahl hat Er gelitten, denn Er wußte, daß Sein Leiden die Erlösung der ganzen Welt bewirken werde. So erlag Er dem Tode dem Fleische nach; aber Er ist auferstanden, die Verwesung niedertretend und Sein Leben den menschlichen Leibern einpflanzend; denn in Ihm kehrte die ganze menschliche Natur wieder zur Unsterblichkeit zurück.*

So der hl. Cyrill. Was nun die Weissagungen der Propheten über das Leiden und Sterben Jesu betrifft, so findet der hl. Chrysostomus († 407) schon im „Segen“ des Patriarchen Jakob (1. Moses 49.) Hinweisungen auf das Leiden Christi, z. B. in den Worten: „Er (Juda, das Vorbild Jesu Christi) hat sich gelagert und liegt (schläft) wie ein Löwe, wie ein junger Löwe, wer wird ihn aufwecken?“ — dann fährt Chrysostomus also fort: Wer anders, als er selbst? Was bedeuten aber die Worte: „er schläft wie ein Löwe?“ — Wie der Löwe (sagt er dann) nicht bloß wachend, sondern auch schlafend gefährdet ist, so war Christus nicht bloß vor dem Kreuzestode, sondern auch im Tode zum Schrecken, da Er die größten Wunder wirkte: die Sonne verfinsterte, Felsen spaltete, die Erde erschütterte, den Tempelvorhang zerriß.

Die Jünger, mit ihren zu sehr auf das Irdische gerichteten Messias Hoffnungen, verstanden ihren Meister gleichwohl nicht. Das Geheimnis des Kreuzes waren ihnen innerlich noch gar nicht aufgegangen; erst die Heralkunft des hl. Geistes sollte ihnen auch hierüber Licht und Klarheit bringen. Aber uns Christen, lieber Leser, darf das Geheimnis des Kreuzes nicht fremd oder gleichgültig sein: die andächtige Besuchung des „Kreuzweges“, das geduldige Ertragen der kleinen täglichen Wiederwärtigkeiten und vor allem der kindliche Gehorsam gegen die Fastenvorschriften unserer hl. Kirche — alles das wird uns tiefer in dieses Geheimnis einführen, das so reich ist an Trost für die, welche Christo ganz angehören wollen.

Der Evangelist Lukas berichtet weiter: „Als Jesus sich Jericho näherte, saß ein Blinder am Wege.“ Dieser Blinde — sagen die Erklärer — deutet unverkennbar auf die geistig Blinden hin, die auch „neben dem Wege sitzen“, der nach dem himmlischen Jerusalem führt; die auch „arm“ sind an Tugend und Verdienst, sich an geringwertigen irdischen Dingen erfreuen, die ihnen auf Betteln hin gleichsam in den Schooß geworfen werden. Allein von dem Blinden bei Jericho heißt es weiter: „Da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er was das wäre!“ Hätte er gleichgültig da gesehen, hätte er nicht gefragt, so wäre er wohl zeitlebend blind geblieben; denn eine solche Gelegenheit, den einzigen Arzt, der ihn heilen konnte, so nahe zu haben, wäre für ihn nicht mehr gekommen.

Auch wir, lieber Leser, werden eine „vorübergehende Menge“ wahrnehmen in dieser nun beginnenden heiligen Fastenzeit, eine Menge guter Christen, die ihrem Herrn und Meister treue Gefolgschaft leisten. Wir hören diese Menge wieder vorübergehen in der schon begonnenen heiligen Jubiläumzeit: sollen wir etwa „am Wege“ sitzen bleiben, ohne uns zu rühren, ohne mit jenem Blinden zu rufen: „Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Ach, da würde unsere Gleichgültigkeit großen, unersetzlichen Schaden im Gefolge haben. Wer eine solche Gnadenzeit achlos vorübergehen läßt, setzt sich der Gefahr aus, daß jenes schreckliche Wort des Herrn auf ihn Anwendung finde: „Ich gehe dahin, sie werden Mich suchen, aber nicht finden, und sie werden in ihrer Sünde sterben.“

Wie einst jener Blinde in Jericho, so wollen auch wir uns durch keine Schwierigkeit, kein Hindernis abhalten lassen, die Gnade des

Herrn in dieser Jubiläumzeit anzunehmen: Er wird auch uns heilen, und wir werden, Gott lobpreisend, Ihm nachfolgen.

S.

Mummenschanz in alter und neuer Zeit.

Karnevals-Plauderei von Theodor Koch.

Die alten Herren, die manchmal auf den Masken-Redouten unserer Tage erscheinen, werden nicht müde zu versichern, daß die Maskeraden dem Verfall anheim gegeben seien, daß Alles, was dieselben heute an Geist und Witz bieten, nichts bedeuere gegen den Frohsinn, den Uebermut, die heitere Lebensfreude, deren Stempel alle Maskeraden früherer Tage an sich trugen. Sie mögen Recht haben, aber das Eine ist gewiß: wenn die Maskeraden dem Verfall entgegengehen, so wird derselbe sicher kein dauernder sein. Die Geschichte der Maskeraden beweist ja, daß „Epochen des Niedergangs“ in denselben häufig waren, und dennoch blühte immer wieder neues Leben aus verschliffenen Domogewändern, verblähten Phantasielokstümen und verstaubten Harleinslarven auf. Die nie versiegende Lust zu heiteren Intriguen, die harmlosen und doch amüsanten Abenteuer, zu welchen die Maskeraden Anlaß geben, die lustigen Quiproquos, das Vergnügen an den Vorbereitungen zum Mummenschanz erwiesen sich allezeit wieder als mächtige Hebel, diese angenehmen Vergnügungen in Schwung zu bringen.

Es ist eigentümlich, daß die alten Griechen, welche die Maske erfanden, die Maskeraden im privaten Leben nicht kannten. Die Larve war nur das Symbol der theatralischen Kunst und stand ausschließlich in ihrem Dienste. Die Maskeraden als gefellige Unterhaltungen wurden von den alten Römern eingeführt, erfreuten sich bald großer Beliebtheit und zur Zeit der Saturnalien*) auch eines besonderen Kultus. Italien blieb auch bis heute das Land, welche das lebhafteste Maskentreiben besaß und in welchem es den größten Maskenunfug gab. Es ist bekannt, daß der Letztere schon zur altrömischen Kaiserzeit große Dimensionen annahm. Kaiser Nero der selbst in der Nacht maskirt auf den Straßen umher, verhöhnte durch Kostüm, Gebilden und Rede den Ernst der Senatoren und beschimpfte die Frauen, die ihm in den Weg kamen.

Die Maskenspiele gerieten denn auch bald in Verruf, vielleicht auch in Verfall. Erst die prunkliebenden italienischen Fürsten der Renaissance verhalfen ihnen zu neuem Glanze, indem sie prächtige Maskenbälle veranstalteten. Im Laufe der Zeiten gewannen denn auch der Karneval in Venedig und der Karneval in Rom große Berühmtheit. Freilich blieb auch dieses Maskentreiben nicht frei von Unfug. So geschah es in Rom, daß übermüthige Frauen in höchst ungehörigen Toiletten sogar in den Kirchen erschienen. Damals erregte der Fall bei allen ernst Denkenden großen Anstoß. Ich besitze das Büchlein eines Abbés aus jener Zeit, das ausschließlich gegen den Toilettenunfug in den Kirchen gerichtet ist. „Nicht nur“ — schreibt der ehrwürdige Mann — daß man in allen Privathäusern, auf allen Gassen, in den Gassen, auf den Promenaden defolletirte und verlarvte Frauen sieht, so gibt es sogar eine Anzahl, die mit erschreckender Verwogenheit Gott sogar am Fuße des Altars zu beleidigen wagt. Die Gerichtshöfe der Pönitenz, die von den Thränen dieser weltlichen Frauen benezt werden sollten, werden durch ihre Frivolität profanirt.“

*) Das römische Sonnenwend- oder Neujahrsfest, eingesetzt zum Andenken an den glücklichen Naturzustand der Menschen. Während des Festes, das zuletzt drei Tage, vom 17. bis 19. Dezember, dauerte, herrschte überall in Rom die ungezügeltste Freiheit; den Gefangenen wurden die Ketten abgenommen, Sklaven wurden von ihren Herren begeben, die Wohlhabenden hielten offene Tafel etc.

Als der Unfug mit den Larven in den Gotteshäusern immer mehr zunahm, sah sich Papst Innocenz XI. (am 30. November 1683) veranlaßt, in einem besonderen Hirtenbriefe die Frauen, welche das Gotteshaus mit Larven vor dem Gesichte betreten sollten, mit allen kanonischen Strafen zu bedrohen. Es legte sich auch die Polizei ins Mittel und verhängte für jede Entheiligung der Gotteshäuser durch frivolen Mummenschanz hohe Geldstrafen.

Die Maskenbälle, wie sie an den Höfen der italienischen Fürsten und später der französischen Könige — Katharina von Medicis verpflanzte die Masken-Verlustigungen zuerst auf französischen Boden — in Mode waren, hatten nicht immer denselben Charakter. Man unterschied vornehmlich drei Arten von Maskeraden.

Auf den Maskenbällen der allerersten Sorte war der Gebrauch, daß einige „Quadrillen“, gebildet aus vier, acht, zwölf oder sechszehn Personen in bestimmten Verkleidungen, zusammen auf einem Balle erschienen, der irgendwo veranstaltet wurde. Diese Masken erfreuten sich der größten Freiheit und waren keinem Gesetze unterworfen.

Sie hatten auch das Recht, auf den fremden Bällen von den Musikkapellen die Weisen aufspielen zu lassen, die ihnen angenehm schienen, um die mit ihren Verkleidungen übereinstimmenden Charaktertänze auszuführen zu können. Auf einem Balle, den eine Herzogin von Berry im Januar 1393 in Paris veranstaltete und auf welchem Karl VI. als der Anführer von fünfzehn „Bilden“ erschien, wäre der König beinahe verbrannt, indem sein leichtes Federgewand, sowie das einiger seiner Begleiter Feuer fing. Der König wurde nur durch die Aufopferung der Letzteren gerettet, von welchen zwei an den erhaltenen Brandwunden starben. Eine in der Geschichte der Maskenbälle berühmte „Quadrille“ war die der „Bauberer“ Heinrichs IV., welche sich durch ihre charakteristische, besonders prächtige Kostümierung und ihre ausgeführten Tänze auszeichnete.

Die zweite Art der Maskenbälle bestand in der regelrechten Darstellung eines Stoffes der Fabel oder der Geschichte. Man bildete zwei und auch mehr Quadrillen zur Ausführung historischer Vorgänge oder poetischer Märchen und tanzte nach einer Musik, welche im Einklange mit den gewählten Sujets stand. Waren die Stoffe weniger bekannt, so wurde zu den Gruppentänzen oft auch ein erklärender Text, in das Gewand einer poetischen Erzählung gekleidet, vorgetragen. Es waren das gewissermaßen Maskenballette, die besonders in Frankreich großen Anklang fanden. Eine ganze Reihe von französischen Balletdichtern, wie Tobelle, Pajerot, Baif, Ronjard, Venierade und Andere, bemühen sich, durch solche Kompositionen den Beifall des Hofes zu gewinnen, der sie auführte. Schließlich gab, es noch eine dritte Art von Maskeraden, bei welchen der Tanz durch den Gesang ersetzt wurde. Es waren das Maskensingspiele, wie Venierade und auch Lully einige für den Bedarf des Hofes komponirten.

Alle diese Maskenspiele waren an den Höfen der Könige und Fürsten sehr beliebt, weil sie Geist und Geschmack erforderten und der Galanterie ihres Zeitalters freundlich entgegenkamen. Wie aus Italien nach Spanien und Frankreich, so gingen sie aus Frankreich nach Deutschland und England über, wo sie überall an den Höfen den Fürsten Gelegenheit boten, ihre Prachtliebe zu bethätigen. Heinrich IV. der jede Art von Zerstreungen liebte, war auch ein großer Freund des Tanzes und der Maskeraden. In den 21 Jahren von 1589 — 1610 wurden am französischen Hofe nicht weniger als 80 große Masken-Ballette aufgeführt, und unzählig sind die Maskeraden und gewöhnlichen Faschingsunterhaltungen, die außerdem stattfanden.

Es war gerade während einer großen Maskerade als man dem Könige die Nachricht von der Eroberung Amiens' durch die Spanier brachte. Die Maskerade stellte die Fürkingszusammenkunft (den Friedensschluß) von Thonars dar, welche dem Könige Philipp II. von Frankreich die Normandie, die Bretagne und Anjou eingebracht hatte. Zu dem pompösen Auftreten des Königs bildete man ganze Damenlegionen, welche junge Ritter darzustellen hatten und in prächtigen Gewändern, mit kostbaren Waffen, in seinem Gefolge erschienen. Diese Schaar wurde von der schönen Gabrielle d'Estrees angeführt. Als nun Heinrich die schlimme Kunde vom Verluste Amiens' erhielt, rief er aus: „Das ist ein Schlag des Himmels! Jetzt haben wir genug den König von Frankreich gespielt und wollen wieder der König sein.“ Dann wandte er sich an Gabrielle und sagte hinzu: „Meine schöne Dame, wir müssen unsere Waffen niederlegen und zu Pferde steigen, um einen anderen Krieg zu führen.“ Und trotz aller Einsprüche wurde der Maskenball abgebrochen. Heinrich sammelte noch in derselben Nacht Truppen und brach, begleitet von den Edelleuten seines Hofes, gegen Amiens auf.

Es war während der Regentschaft Philipps von Orleans, daß die Maskenfeste in Frankreich auf die breitere Basis der Volksbelustigung gestellt wurden. Ein Höfling gab den Anlaß dazu. Derselbe arbeitete ein großes Projekt zur Abhaltung von Maskenbällen im Pariser Opernhaus aus und ersand, um das Projekt dem Regenten noch annehmbarer zu machen, eine besondere Maschine, durch welche in wenigen Stunden der Zuschauerraum und das Orchester des Opernhauses auf das Niveau der Bühne gehoben werden konnten. Der vergnügungssüchtige Herzog von Orleans genehmigte das Projekt, und bald erließen eine besondere Ordonnanz der Regentschaft, welche die Abhaltung von Maskenbällen im Opernhaushaus dreimal in der Woche gestattete.

Die köstlichen Maskenfeste gingen dabei mit den Volksbelustigungen Hand in Hand und noch in dem eben zu Ende gegangenen Jahrhundert feierte Prinz Karneval in Frankreich große Triumphe. Als Walter Scott Paris besuchte, veranstaltete die Herzogin von Berry zu seiner Ehre eine Maskenball, auf dem alle die Romanheldinnen des berühmten Erzählers zu sehen waren.

Die graziose „Kartenaquadrille“ unter Louis Philippe wird in den Annalen des Karnevals nicht vergessen werden. Die Prinzen des Hauses erschienen als „Könige“ und die vornehmsten Damen des Hofes, als ihre „Königinnen.“

Die Kaiserin Eugenie zauberte später sogar den Olymp auf die Erde, und dieser „Olymp“ beschäftigte das Volk von Frankreich zu seiner Zeit vielleicht mehr, als die roten des Kaisers in der Orientfrage.

Die Opernbälle popularisierten die Maskeraden in Frankreich, wo sich lange nur der Hof und die Großen des Reiches damit vergnügt hatten. In Italien und Spanien waren alle Masken-Arrangements längst zu beliebten Belustigungen des Volkes geworden. — Auch in Deutschland hatten sich die Maskeraden als Volksbelustigungen längst ganz selbstständig entwickelt, die „Karrenfeste“ am Faschingsdienstag waren überall im Schwung, und in Köln, Düsseldorf, Mainz, München u. s. w. wurden die Maskenaufzüge am Rosenmontage so pompös, daß sie als ebenso glänzende wie gelungene Volksfeste bezeichnet werden konnten. Vieles von diesen lustigen Arrangements hat sich bis auf unsere Tage erhalten, und es muß nur die Welt wieder ein wenig heiterer und sorgenreicher werden, damit sie den alten Glanz ganz und gar wieder erlangen und diejenigen Sügen gestraft werden, die den Verfall der Maskeraden in absehbarer Zeit voraussehen.

Der Karneval.

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.
Frei dem Französischen nachgezählt von
Magda Wern.

(Nachdruck verboten.)

17. Februar. Welcher Lärm da draußen! Was bedeutet dieses Geschrei, dieses wilde Durcheinanderrufen? Ein Blick auf den Wandkalender sagt's mir: wir haben heute den ersten Karnevalstag; es sind die Masken, die vorüberziehen.

Das Christentum hat diesem altheidnischen Gebrauch nicht unterdrücken können, und so gehen diese ausgelassenen Freudentage der ersten Zeit der Buße und Enthaltbarkeit voran. Begegnet man doch zu allen Zeiten und bei allen Völkern einem ähnlichen Feste der Freude! Es scheint, als ob die menschliche Natur, das ganze Jahr über zur Rächternheit und Arbeit gezwungen, sich an solchen Tagen mit Gewalt Luft machen und für den Zwang entschädigen wolle, den die Verhältnisse ihr auferlegen.

Das Geschrei unter mir in den engen Straßen nimmt zu; so wetteifert man, die Aufmerksamkeit oder den Reiz der andern zu erregen, bis man am andern Tage erschöpft und enttäuscht, mit dem Alltagskleide die Alltagsorgen wieder aufnimmt.

Und doch bedarf der Mensch der Feste, die seinen Geist aufzufrischen, seinem Körper neue Spannkraft geben. Die Socialpolitiker zerbrechen sich den Kopf, dem Volke immer neue Erwerbsquellen zu eröffnen, neue Arbeit aufzufinden. Möchten sie es sich doch auch, mehr als bisher, angelegen sein lassen, ihm neue edlere Quellen der Freude aufzuspüren, als sie der gegenwärtige Karneval mit seinen rohen Ausschreitungen bietet! —

Ich schloß das Fenster wieder und schürte das Feuer an. Weil heute jedermann feiert, so will auch ich es thun. Ich zünde die kleine Spirituslampe an, auf welcher ich mir bei besonders festlichen Gelegenheiten eine Tasse echten Mokka bereite, den der Sohn meiner Pförtnerin aus der Levante mitgebracht, und dann suche ich mir aus meinem Bücherstrome die Abenteuer des Don Quixote mit ihrem unverwundlichen Humor als erheitende Lectüre.

Doch da fällt mir ein, daß ich versprochen habe, einen Brief zu schreiben, der keinen Ausschub erleidet. Mein Zimmernachbar, ein kleiner rüstiger Alter, der keine andere Leidenschaft als Gemälde und Stahlstiche kennt, hat mich gestern darum gebeten. Sein einziger Sohn ist vor kurzem in England gestorben, und seine Witwe, die mit einer alten Mutter und einem Kinde ganz mittellos zurückgeblieben ist, hat ihn gebeten, ihr ein Obdach zu gewähren. Ich habe dem Alten den Brief aus dem Englischen übersetzt und ihm versprochen, für ihn eine ablehnende Antwort zu schreiben. Erfüllen wir also vor allem andern dieses Versprechen.

Soeben im Begriffe zu beginnen, fällt mir ein, daß ich mein englisches Wörterbuch zum Buchbinder gebracht. Nun aber ist es bekanntlich fast undenkbar, daß ein Parier in einer andern Sprache als seiner geliebten Muttersprache einen Brief ohne Wörterbuch zustande bringen soll. So eile ich also zu dem Buchbinder, der in der Nähe wohnt.

Die Thüre ist halb geöffnet. Ich höre dumpfes Wehklagen, trete ohne anzuklopfen ein und bemerke den Arbeiter vor dem Bett seines Zimmergenossen, der heftiges Fieber hat. Pierre betrachtet ihn mit offenbarem Mitleid. Ich erfahre von ihm, daß sein Landsmann heute das Bett nicht hat verlassen können und daß es ihm von Stunde zu Stunde schlechter geht.

Ich frage ihn, ob er zu einem Arzte geschickt habe.

„Ach, das fehlte noch,“ antwortet Pierre in mürrischem Tone, „dafür muß man Geld haben, und der da hat nichts als Schulden.“

„Aber Sie,“ sage ich einigermassen erstaunt, „sind Sie nicht sein Freund?“

„Was heißt Freund!“ ruft der Buchbinder spöttisch; „ja, wir sind Freunde wie zwei Pferde, die zusammen angespannt sind und von denen jedes seine Last ziehen muß, um sich sein Futter zu verdienen.“

„Sie wollen ihn doch nicht hier im Elend liegen lassen ohne Pflege?“

„Meinetwegen mag er sich's in unserm Bette bequem machen bis morgen; ich bin ja auf dem Ball.“

„Sie lassen ihn allein?“

„Soll ich denn den Ball im Stich lassen, weil der da nicht klar im Kopfe ist?“ fragt Pierre verbrießlich. „Ich tresse mich mit den andern beim Vater Desnoyer. Daß er Medizin nimmt, soviel er will, mein bester Trank ist der blaue Zwirn.“

Bei diesen Worten knüpft er ein Packet auf, nimmt einen Harlekin-Anzug heraus und beginnt sich anzukleiden.

Umsonst bemühe ich mich, Mitleid mit dem Unglücklichen, der neben ihm stöhnt, bei ihm wachzurufen. Nur mit dem Gedanken an das Vergnügen beschäftigt, das seiner wartet, hört er mich mit Ungeduld an.

Endlich, durch diese rohe Selbstsucht zum Wenigsten gereizt, gehe ich von Vorstellungen zu Verwünschen über und mache ihn verantwortlich für die Folgen, die seine Hartherzigkeit für den Kranken haben kann.

Da bleibt der Buchbinder, der schon im Begriffe ist fortzugehen, stehen.

„Aber zum Donnerwetter! was soll ich denn machen?“ ruft er aus, zornig aufstampfend, „soll ich vielleicht meinen Karneval damit verbringen, ihm Fußbäder zu machen?“

„Sie sind verpflichtet, einen Kameraden nicht ohne Hilfe sterben zu lassen,“ sage ich ihm.

„Daß er ins Spital geht!“ antwortete er.

„Wie kann er das allein?“

„Nun gut, meinerwegen, ich will ihn hinbringen,“ versetzt er in mürrischem Tone, „dann bin ich ihn wenigstens los. Voran, geh auf, Bursche!“

Er schüttelt seinen Gefährten, der noch angekleidet ist. Ich sage ihm, daß er zu schwach ist, um zu gehen; der Buchbinder würdigt mich keiner weiteren Antwort, zwingt ihn aufzustehen und schleppt ihn hinunter bis zur Wohnung des Pförtners, der eine Droschke holt; ich sehe den halbbohnmächtigen Kranken mit dem Harlekin einsteigen, und beide fahren weg, der eine um vielleicht zu sterben, der andere, um auf dem Fastnachtsballe herumzutollen. — — —

Ich bin darauf zu meinem Nachbarn gegangen, ihm den Brief zu übergeben. Er dankte mir sehr und lud mich ein, mich ein wenig zu sehen. Es war das erste Mal, daß ich die Mansarde des alten Gemäldesammlers betrat. Sie machte einen sehr dürftigen Eindruck; in einer Ecke erblickte man eine Menge von Stahlstichen und Oelgemälden.

Im Augenblicke, als ich eintrat, saß der Alte bei Tisch und verzehrte sein mehr als bescheidenes Mahl, ein paar Krusten trockenes Brot, die er in ein Glas Zuckerwasser tauchte. Er bemerkte meinen erstaunten Blick und erötete ein wenig.

„Mein Abendessen erscheint Ihnen wohl wenig einladend, Nachbar?“ fragte er lächelnd.

Ich antwortete ihm, daß ich es zum wenigsten sehr philosophisch hielte für einen Karnevalstag. Herr Antoine zuckte die Schultern und setzte sich wieder zu Tisch.

„Jeder feiert auf seine Art,“ versetzte er, indem er sein ärmliches Mahl fortsetzte.

„Es giebt Gourmands verschiedener Art, und nicht alle Leckerbissen sind bestimmt, den Gaumen zu kitzeln. Es giebt deren auch für die Ohren und für die Augen.“

Dabei holte er vorsichtig aus einer Ecke ein Gemälde hervor, das er schweigend an's Licht hielt.

Es stellte einen schönen Greis vor, der mit seiner Frau und seinen Kindern bei Tische sitzt und singt, begleitet von Musikanten, die

im Hintergrunde stehen. Ich erkannte darin auf den ersten Blick eine herrliche Kopie von Jordans, deren Original ich oft im Louvre bewundert hatte, und ich sagte dies dem Alten.

„Eine Kopie!“ rief er aus. „Sagen Sie ein Original, ein Original von Rubens. Betrachten Sie den Gesichtsausdruck des Alten, den prächtigen Faltenwurf des Gewandes des jungen Mädchens. Es ist nicht nur ein Meisterwerk, es ist ein Schatz, eine Reliquie.“

Und indem er es gegen den Ofen stellte, um es ins beste Licht zu rücken, betrachtete er es unverwandten Blickes, seine durchfurchten Bügel verklärten sich: man konnte wirklich sagen, wie er es selbst gethan, es war für ihn ein Festmahl für die Augen.

„Sie sehen, daß auch ich Karneval feiere,“ fuhr er triumphierend fort. „Andere laufen in die Schenken und auf die Bälle. — Das ist das Vergnügen, das ich mir für Karneval bereitet habe.“

„Aber Sie haben dieses Bild doch gewiß sehr teuer bezahlt,“ antwortete ich.

„Für einen Kenner mag es wohl seine zwanzigtausend Franken wert sein, aber diese Auktionäre sind Dummköpfe. Der meinige hat es für die Kopie eines Schülers gehalten. Er hat es nur für fünfzig baare Louis-d'or verkauft, die ich ihm heute Morgen gebracht.“

„Heute Morgen,“ wiederholte ich, indem ich unwillkürlich meine Blicke auf den Absagebrief richtete.

Er beachtete meinen Ausruf gar nicht, sondern fuhr fort, das Gemälde mit einer Art Verzückung zu betrachten.

„Wie meisterhaft er das Hell Dunkel versteht! Welches Feuer! Welche Kraft!“

Und da ich unbewegt zuhörte, hielt er mein Erstaunen für Bewunderung und rief aus:

„Sie sind ganz geblendet, Sie erwarteten wohl bei mir keinen solchen Schatz zu finden! Was sagen Sie zu meinem Handel?“

„Entschuldigen Sie,“ erwiderte ich ernst, „aber ich glaube, Sie hätten besser thun können.“

Herr Antoine erhob den Kopf.

„Wieso?“ rief er aus, „halten Sie mich für einen Menschen, der sich über den Wert oder den Preis eines Bildes täuschen läßt?“

„Ich zweifle weder an Ihrem Geschmack noch an Ihrem Kunstverständnis; aber ich muß unwillkürlich denken, daß Sie für den Preis dieses Bildes, das Ihnen das Familienmahl vorstellt —“

„Was denn?“

„Die Familie selbst hätten haben können.“

Der alte Sammler warf mir einen Blick zu, worin nicht Zorn, sondern Verachtung lag. Ich hatte mich ihm augencheinlich als einen Barbar zu erkennen gegeben, der unfähig ist, die Kunst zu verstehen und sie zu genießen. Er stand auf ohne zu antworten, nahm seinen Jordans schnell wieder weg und trug ihn in die Ecke, woher er ihn genommen. Das war eine Art mich zu verabschieden; ich grüßte und ging hinaus.

In meine Manjarde zurückgekehrt, bereite ich meinen Koffa, was wohl die anziehendste häusliche Verrichtung für einen Junggesellen ist. Hält doch der Kaffee die Mitte zwischen der körperlichen und geistigen Nahrung, er giebt unserm ermatteten Geiste neuen Aufschwung, neue Gedanken. — Alsdann steige ich zur Milchhändlerin unten im Hause hinunter, um mir Sahne zu holen.

Mutter Denis ist eine kräftige Bäuerin, die ganz jung aus Savoyen gekommen ist und gegen die Gewohnheit ihrer Landsleute nicht wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt ist. Sie hat weder Gatten noch Kind trotz des Titels, den man ihr giebt, aber ihre Herzengüte hat ihr den Namen Mutter verschafft. Als mutige Streiterin im Kampfe ums Dasein hat sie sich allein mit ihrer Hände Arbeit ihren bescheidenen Platz errungen, immer wohlgenut, immer hilfsbereit und das Uebrige Gott anheimstellend. Schon

von weitem schallt mir aus ihrem kleinen Laden fröhliches Lachen entgegen. In einer Ecke desselben sitzen drei Kinder auf der Erde. Sie tragen die Kleidung der kleinen Savoyarden und halten große Brotschutten mit weißem Käse bestrichen in der Hand. Der Kleinste hat so eifrig zugelangt, daß er sich das ganze Gesicht beschmiert hat, daher der Grund ihrer Heiterkeit.

Mutter Denis zeigt sie mir.

„Sehen Sie sich nur die armen Kleinen an, wie es ihnen schmeckt!“ sagt sie und fährt mit der Hand liebevoll über den Kopf des kleinen Nimmerjatt.

„Er hatte heute noch nichts zu essen bekommen,“ sagt sein Kamerad, um ihn zu entschuldigen.

„Armes Geschöpf,“ sagt die gutherzige Frau, „so eins läuft verlassen von aller Welt in der großen Stadt herum und hat keinen Vater, der für sie sorgt als der liebe Gott!“

„Und darum ersehen Sie ihnen die Mutter?“ erwiderte ich gerührt.

„Was ich thue, ist sehr wenig,“ sagte Mutter Denis, „aber alle Tage hole ich einige von der Straße herein, damit sie sich einmal satt essen können. Die lieben Kinder! Ihre Mütter werden mir's mal im Himmel vergelten. Und dann erinnern sie mich auch an unsere Verge! Wenn sie ihr Lied singen und wenn sie tanzen, meine ich immer, ich sähe unser Dörschen und meine Geschwister wieder.“

Bei diesen Worten wurden die Augen der Bäuerin feucht.

„Sie fühlen sich also durch diese Erinnerungen für das Gute belohnt, das Sie ihnen erweisen?“ verlegte ich.

„O ja,“ sagte sie, „und auch durch ihre Freude! Das Lachen dieser Kleinen ist wie das Lied der Vögel, das giebt einem Freude und neuen Mut!“

Indem sie dies sagte, schnitt sie ihnen neue Butterbrote ab und gab ihnen Apfel und eine handvoll Mähse dazu.

„Hier, meine Engeln,“ rief sie, „steckt euch das für morgen in die Tasche!“

Dann fügte sie hinzu, indem sie sich zu mir wandte:

„Heute ruiniere ich mich, aber ich muß doch auch Karneval feiern.“

Ich ging fort ohne ein Wort zu erwidern, ich war zu gerührt.

Endlich hatte ich es entdeckt, das wahre Vergnügen. Nachdem ich die Selbstsucht der Sinnlichkeit und des kalten Verstandes gesehen hatte, fand ich hier die freundige Auflockerung reiner Herzengüte! Pierre, Herr Antoine und Mutter Denis hatten jeder ihren Karneval gefeiert; aber für die beiden ersten war es nur ein Fest der Sinne oder des Geistes, während es für die dritte ein Fest des Herzens war.

Allerlei.

* Aufmerksam. Theaterdiener (bei der Premiere zu einem Herrn im Park): „Der Herr Direktor läßt Ihnen sagen, es wäre sehr ratfam für Sie, das Theater zu verlassen!“ — Herr: „Wann denn?“ — Theaterdiener: „Weil sie dem Autor so auffallend ähnlich sehen!“

* Vor dem Ausgehen. „Mama, soll ich mir die Hände waschen oder Handschuh' anzieh'n?“

* Beim Antiquitätenhändler. „Hier habe ich ein Paar Strümpfe der unglücklichen Maria Stuart!“ — „Sind die Löcher in den Fersen historisch?“

* Unter Schnorrern. „Und dann hat er gesagt: Gerad' so oft wie mei' Hemd thät ich wechseln mei' Ueberzeugung!“ — „Gott, was a' Schmeichelei!“

* Kultursfortschritt. Städter: „Nun, seid Ihr in Eurem Dorf auch mit der Zeit fortgeschritten?“ — Bauer: „Ja, freilich! Einer von uns hat sogar schon a' unverständene' Frau!“

Rätsel.

Was ist das wohl in aller Welt:
Im Mittelalter war's ein Held;
Und wird Feihsorah' so benannt.
Ist Dir der Held nun wohl bekannt?

Palindrom.

Nie bin ich in des Wassers Flut,
Nie in der Flamme heißer Glut;
Nicht in der Luft, auch nicht im Himmel,
Nicht im Geräusch und Weltgetümmel;
Bin weder Stein, noch Holz, noch Erde,
Noch Mensch, noch Vogel, noch Insekt;
In Land ich nie gefunden werde,
Des Wassers Flut mich nie bedeckt.
Wohl aber an des Meeres Strand
Siehst du mich kommen oft und gehen,
Dort kannst du immer gleich mich sehen,
Werd' ich auch um und um gewandt.

Logogryph.

Ihre Zahl ist Regionen,
Gleich dem Heer der lieben Sterne;
Doch, wieviel von ihrem Licht
Möcht' die Welt entbehren gerne.
Fügt du noch ein Zeichen ein,
Bin ich wahrlich nur der eine,
Vorwärts dringend als ein Held! —
Längst erleidich ist mein Gebeine.

Charade.

Geleite dich der Ersten Sinn
Durchs ganze Erdenleben hin,
So werden dich in deinen Tagen
Glenbe Grillen niemals plagen.
Weil zweites war im Gange dort
So manches Tapfern Lustort;
Jetzt hört man ihn da und Eulen
Ihr grauses Liedchen krächzend heulen.
Wilst du dem Ganzen auf die Spur
Bald kommen, Freund, so suche nur,
Um dieses Räthchen zu zertreten,
Mich unter Sachsens kleinen Städten.

Homonym.

Mich nützt die arme Bäuerin
Für ihres Güte's Gaben;
Doch hält sich auch die Königin,
Zu brauchen mich, nicht zu erhaben;
Allein so hübsch ich oft auch bin,
So mag mich doch kein Jüngling haben.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Schiff.
Charade: Maulwurf.
Logogryph: Gras, Gas, As.
Palindrom: Last, Stab.

Kirchskalender.

(Fortsetzung.)

Sonntag, 17. Februar. Cinqagesima. Konstantia, Jungfrau. St. Andreas: Am Montag, Dienstag und Aschermittwoch sind hl. Messen wie folgt: 1. hl. Messe 6 Uhr, 2. hl. Messe 7,8 Uhr, 3. hl. Messe 9 Uhr (Hochamt), 4. und letzte hl. Messe 10 Uhr.

Montag, 18. Februar. Simeon, Bischof und Martyrer. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht. Clarissen-Klosterkirche: 6 Uhr Aussetzung, 7,7 Uhr hl. Messe, 7,7 Uhr Hochamt, abends 7,7 Uhr Komplet, Vitae und Segen.

Dienstag, 19. Februar. Leonides, Martyrer. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht. Clarissen-Klosterkirche: 6 Uhr Aussetzung, 7,7 Uhr hl. Messe, 7,7 Uhr Hochamt, abends 7,8 Komplet, Vitae, Te Deum und Segen.

Mittwoch, 20. Februar. Aschermittwoch. Anfang der Fastenzeit. Heute ist gebotener Fast und Abstinenztag. Eucherius, Bischof. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierliche Segnung der Asche darauf feierliches Hochamt. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des hl. Joseph.

Donnerstag, 21. Februar. Genore, Königin. Freitag, 22. Februar. Petri Stuhlfeier zu Antiochien. St. Andreas: Oster Laverius Freitag, morgens 7,10 Uhr Segensmesse, abends 7,8 Uhr Säbne-Andacht, 8 Uhr Andacht und Predigt. St. Rochus: Freitag den 22. abends 8 Uhr Fastenpredigt.

Samstag, 23. Februar. Petrus Damianus, Bischof. St. Lambertus: Morgens 3 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 4, 1-11. „In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versuchter zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht von Brode allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Rinne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich da hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln beinnetwegen befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Uebermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdann verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel traten hinzu und dienten ihm.“

Die Versuchung Jesu.

Die Straße von Jerusalem nach Jericho führt eine weite Strecke durch ödes, unfruchtbares, von tiefen Felschluchten durchzogenes Land. Man nannte es die Wüste, im Gegensatz zu den fruchtbaren Gefilden, die gleich nächter vor dem Auge des Wanderers sich ausdehnten, und aus denen das blühende Jericho sich erhob mit seinen Rosengärten und Palmenhainen, die schon im Zeitalter des Königs Salomon berühmt waren. In dieser Wüste nun, lieber Leser, zeigt man noch heute einen aus schroffen Felsen sich erhebenden Gipfel, den man den Berg der vierzig-tägigen Fasten — „Quarantania“ — nennt, zum Andenken an die vierzig Tage, die Christus unser Herr und Heiland, hier unter Fasten und Beten zugebracht haben soll. Auch der „Berg des Satans“ wird er geheißt, weil hier auch der Versuchter zu ihm getreten sei. Ob das nun in Wirklichkeit die Gegend ist, in die das heutige Evangelium uns verjetzt, oder ob die denkwürdige Begebenheit anderswo sich zugetragen: darauf kommt schließlich wenig an; um so mehr aber, daß wir die Begebenheit selbst im richtigen Lichte erfassen.

Wer sich mit dem Studium der hl. Schrift etwas eingehender befaßt hat, weiß, daß die Ausleger der Schrift von jeher mit der Versuchung Jesu viel zu schaffen hatten, vor Allen die, welche den Herrn nicht für den wahren Sohn Gottes, sondern nur für einen hochbegnadigten Menschen halten, — die daher die Göttlichkeit des Herrn einzig in Seiner Tugend und Weisheit, und Sein Erlösungswerk einzig in der Lehre, die Er uns geoffenbart, sowie in den segensreichen Folgen finden, welche die Verbreitung

Seiner Lehre der Menschheit gebracht hat. Diese „Schriftgelehrten“, die namentlich auf protestantischen Hochschulen ihr Licht leuchten lassen, wissen das Begebnis in der Wüste von Jericho, wie überhaupt das wunderbare Leben und Wirken des Welterlösers, ganz „natürlich“ zu erklären: bald ist es ein verkappter Pharisäer oder Saduzäer gewesen, der damals — in seltsamer Vorant — t der Absichten des großen Nazareners“ Ihn irre zu führen strebte; bald ist die ganze Begebenheit ein „Traum“ gewesen; bald auch eine „Parabel“, die der Meister den Jüngern erzählt habe.

Wir, lieber Leser, die ebenso von der gottmenschlichen Natur Jesu wie von der göttlichen Wahrheit des Evangeliums überzeugt sind, können nur staunen über den „Glauben“, der solch abgeschmackten Deutungen und Vermutungen entgegen gebracht wird. Aber so ist der Ungloubel! — Ein hl. Augustinus und ein hl. Thomas von Aquin wiegen wohl eine ganze Schaar von Vertretern der modernen ungläubigen Wissenschaft auf; dennoch könnte das Ansehen dieser beiden Heroen menschlichen Wissens für uns niemals der eigentliche Beweggrund unseres christlichen Glaubens sein: das ist einzig und allein die göttliche Wahrhaftigkeit, der wir in kindlicher Demut unsern Verstand unterwerfen, — während wir anderwärts durch unsere hl. Kirche eine so feste Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Offenbarung gewinnen, daß jeder vernünftige Zweifel ausgeschlossen ist.

Als auf der jungen Erde das erste Menschenpaar geschaffen ward, alsbald vor eine Probe gestellt ward, daß es sich frei für oder wider seinen Schöpfer entscheide, hatte

Sirhenkalender.

- Sonntag, 24. Februar. 1. Sonntag in der Fasten. Mathias, Apostel. Evangelium nach dem hl. Matthäus 4, 1-11. Epistel: 2. Korinther 6, 1-6. • St. Martins-Pfarrkirche: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Marianische Jungfrauen-Kongregation, um 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für dieselben. • Ursulinen-Klosterkirche: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Predigt und Andacht. • Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: In allen Freitagen in der Fastenzeit ist 6 Uhr Morgens Segensmesse. • Franziskaner-Klosterkirche: Exercitien für den III. Orden und dessen Freunde. Erste Predigt Sonntag, den 24. Februar um 1/3, zweite um 8 1/2, Uhr abends. An den Wochentagen, morgens 1/6, nachmittags 1/5, abends 8 1/2, Uhr. 8 Uhr Rosenkranz. Schluß Sonntag, den 3. März 4 Uhr Nachmittags.
- Montag, 25. Februar. Rechtildis, Abtissin.
- Dienstag, 26. Februar. Alexander, Bischof.
- Mittwoch, 27. Februar. Leander, Bischof. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Joseph.
- Donnerstag, 28. Februar. Romulus, Abt.
- Freitag, 1. März. Suitbertus, Bischof. • St. Andreas: 6. Kaverius Freitag, 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. • St. Martins-Pfarrkirche: Freitag Abend 1/8 Uhr Fasten-Andacht und Predigt. • St. Rochus: Abends 8 Uhr Fasten-Predigt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

sich im Himmel eine ähnliche Prüfung bereits vollzogen, die eine endgiltige und fruchtbare Scheidung der Geisterwelt zur Folge hatte. Den Abfall meldet uns die hl. Schrift zugleich mit der Strafe: „Gott hat der Engel, die sich versündigten nicht geschont, sondern mit Ketten der Hölle sie in den Abgrund gezogen und der Fein übergeben, um sie dem Gerichte aufzubewahren“ (2. Petr. 2, 4). „Dem Gerichte?“ fragt hier der aufmerksame Leser. — Allerdings; die hl. Schrift redet hier (und an anderen Stellen) von einem doppelten Gerichte und so auch von einem zweifachen Stadium der Strafe bei den Dämonen ebenso wie bei den Menschen: auch die vom Himmel hinabgestürzten und nun ewig gebundenen Engel sehen noch dem allgemeinen, den ganzen Weltlauf abschließenden Gerichte des jüngsten Tages entgegen.

Der Unterschied der beiden Teile (Stadien) ihrer Strafe besteht zunächst darin, daß vor dem jüngsten Tage noch nicht — wie nachher — ihre äußere Bewegung und Wirksamkeit vollständig gebunden ist, wie ja auch die Seelen der verdammten Menschen bis dahin noch nicht an den, ihre Qual vermehrenden Leib gebunden sind. In Folge dessen haben die Dämonen noch die Freiheit, in der Ausführung ihrer bösen Absichten und der Unterjochung der Menschen eine gewisse Befriedigung zu suchen, — freilich nur, um sich desto größere Schmach und Strafe für den Tag des Weltgerichtes zu bereiten.

Mit diesem Unterschiede hängt der weitere zusammen, daß diese gefallenen Geister vor dem Weltgerichte noch nicht definitiv in den Ort der Verdammung eingeschlossen sind, und daß sie daher, ihrer Reizung folgend, sich in derselben Sphäre bewegen und mehr oder minder dauernd sich aufhalten können, in der die (irdische) Menschheit sich bewegt und wohnt. Wie das Gesagte seine Bestätigung in der hl. Schrift findet (z. B. Epheserbrieft 2, 2 und 6, 12), so stimmen auch alle Gottesgelehrten in der Annahme überein, daß die Dämonen während ihres jeweiligen Aufenthaltes auf der Erde, dennoch dieselbe Qual erdulden, wie in der Hölle: der Leser behalte dabei im Auge, daß die Einwirkung des höllischen Feuers (auf die reinen Geister), keine natürliche, sondern eine übernatürliche ist, und daß überhaupt die göttliche Allmacht keine Schranken kennt.

Aus diesem unheimlichen Bereiche stammt auch das große Unglück der Menschheit, die Sünde unserer Stammeltern: die Versuchung und Verführung der Stammutter ist das Werk des Höllenfürsten, und darum erscheint auch die Sünde des ersten Menschen mit ihren unabsehbaren Folgen als ein Werk, als ein Triumph der Hölle.

Da erscheint endlich nach viertausendjährigem Harren der verheißene Erlöser, — Gottes eingeborener Sohn, der sich und Seine Herrlichkeit unter der menschlichen Natur verbirgt, — um den siegreichen Kampf gegen die Sünde und die Hölle zu führen. Das Geheimnis Seines Sieges aber, lieber Leser, Seine wirksamste Waffe liegt in Seiner Erniedrigung, in Seinem Gehorsam gegen den Vater. Und in dem Augenblicke nun, da Er Seine messianische Thätigkeit beginnt, also den „Kampfsplatz betritt“, steigt Er, der messianische Streiter, hinab in eine Tiefe der Erniedrigung, wohin kein Menschenauge keine Vorstellung zu dringen vermag: Er läßt sich vom Teufel versuchen! — Das ist nichts Geringeres als: Er, der Selbst Gott ist von Ewigkeit, weicht, nachdem Er einmal den Fluch unserer Sünden freiwillig auf sich genommen, auch vor jener letzten Wirkung dieses Fluches nicht zurück, indem Er nämlich in gewissem Sinne das Reich des „Fürsten der Welt“ anerkennt, — Er tritt unmittelbar unter die Gewalt des Satans, giebt sich selbst der Verführung, den plumpsten Versuchen und Künsten der Hölle preis.

Es ist ja klar, lieber Leser, daß eine auch nur äußerlich: Versuchung des Gottmenschen, jede noch so leise Annäherung des Satans an den Messias ganz unmöglich war, wenn nicht Dieser selbst auf die letzte Spur Seines göttlichen Glanzes — wovon die Hölle zittert — Verzicht geleistet hätte. Darum erscheint aber auch eine tiefere Erniedrigung des „Menschensohnes“, eine Erniedrigung über Seine Versuchung hinaus, kaum denkbar. — Freilich mit dieser Erniedrigung des Herrn ist auch schon „das Gericht“ über den Höllenfürsten hereingebrochen: die Möglichkeit, den Messias zu versuchen, wird für den Satan die Gelegenheit, sich und sein diabolisches Wesen in der denkbar schrecklichsten Gestalt zu zeigen; seine frevelhafte Zornung an den Herrn, ihn „anzubeten“ ist derart, daß selbst die böse dieser Frevel nicht zu überbieten vermöchte, — es ist der Anfang seiner Niederlage, und seine „Flucht“ vor dem Herrn der Anfang unserer Erlösung.

Nun verändert sich plötzlich die Scene. Die Wüste wird ein Paradies; ihre Einsamkeit bevölkert sich mit himmlischen Geistern, die den Herrn für die lange Entbehrung mit himmlischer Speise bedienen. So erfüllt sich das Wort des Herrn: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von jedem Worte aus dem Munde Gottes!“ S.

Die Kalmücken.

Ethnologische Studie von Peter Wlisch.

Ein mongolischer Stamm im europäischen Rußland sind die Kalmücken. Dieses eigentümliche Volk führt in den weiten russischen Steppen sowie in Westsibirien noch ein reines Nomadenleben. Vergebens späht das Auge in der Heimat dieses mongolischen Stammes nach Städten oder Dörfern. Unausgesetztes Wandern ist das vornehmste Lebensbedürfnis des Nomaden, und so errichtet er auf den Weidegründen, welche er besucht, nur flüchtige Lager, die rasch an einen anderen Ort hinübergeschafft werden können. Hier bildet das leichte Zelt, Jurte genannt, das Haus des Kalmücken, welches in seiner äußeren Gestalt und inneren Einrichtung höchst einfach erscheint. Betten aus Filzdecken, einige Packsäcke, welche die bewegliche Habe der Familie bergen, die Utensilien des Hausherrn, wie Sattel, Reitzeug und Flinten, daneben die dürftigen Küchengeräte und in der Mitte die Feuerstelle mit allen ihren Unnehmlichkeiten und Fatalitäten, das ist das gewöhnliche Bild des Innern der Jurte, welche nur durch einige an den Dachstangen aufgehängte Wölbilder geschmückt wird.

Reich und Arm begnügt sich mit dieser Einrichtung; nur hat der Reiche größere Kessel und mehr Säcke. Der Inhalt der letzteren besteht bei den Wohlhabenderen aus Reuten, Fellen und Kleidungsstücken, bei den Armen meist nur aus Schafwolle und abgetragenen Lumpen. Allenthalben herrscht Unreinlichkeit und Unordnung; diese elenden Wohnungen schützen weder im Sommer vor Regen oder Wind, noch halten sie im Winter die Kälte ab; dennoch bewohnt der Kalmück seine Jurte in jeder Jahreszeit. Im Winter schüttet er Erde rings um dieselbe und legt an schadhafte Stellen des Daches neue Filzdecken auf. Trotz des ununterbrochen brennenden Feuers müssen sich die Bewohner doch noch in Pelze hüllen, um nicht zu frieren.

Die Kleidung der Kalmücken ist äußerlich so gleichmäßig wie ihre Wohnungen, und es wäre schwer, Arm und Reich an den Kleidern zu unterscheiden. Freunde der menschlichen Gleichheit müßten sich in diesem Punkte wenigstens unter den Kalmücken außerordentlich befriedigt fühlen, denn kaum dürfte der Fall vorkommen, daß einer „berstet vor Reide“ über die reichere Bewandlung seines mehr begüterten Nachbarn. Im allgemeinen tragen alle ihre Kleidung, bis sie ihnen vom Leibe fällt; es hat also nur der ein stattliches Aus-

sehen, welcher zufällig ein neues Kleid besitzt. Die Kinder laufen gar bis zum siebenten Jahre nackt einher; nur bei Kälte werden ihnen Schafpelze umgeworfen und Filzstrümpfe angezogen. Als Kopfbedeckung dient den Kalmücken eine schwarze Lammfellmütze, welche von den verheirateten Frauen niemals abgenommen wird. Die Männer scheeren sich den Kopf bis auf dem Scheitel, an der sie einen Zopf mit einem langen Zopfbehänge und einer Quaste daran tragen. Frauen und Mädchen lieben auch die bei den Kaiserlichen üblichen Haarverzierungen, falsche Flechten aus Roßhaar. Die Männer gehen bei großer Hitze mit nacktem Oberkörper, die Frauen aber erscheinen stets bekleidet. Unterschiede zwischen Sommer- und Winterkleidung sind unbekannt.

Die Pfeife spielt eine große Rolle im Leben der Kalmücken; allgemeiner als bei ihnen ist das Tabakrauchen wohl nirgends verbreitet, Frauen und Kinder rauchen, ja die Mutter steckt sogar dem Säugling die Pfeife in den Mund. Kommt Besuch in die Jurte, so sind sämtliche Anwesende alsbald beschäftigt, in tiefem Stillschweigen die Pfeife aus dem Stiefel hervorzuholen, zu stopfen und anzuzünden. Darauf beginnt ein allgemeines Ueberreichen der Pfeifen mit der gewöhnlichen Begrüßungsformel: „Nä tabysch bar?“ (was gibst du Schlechtes?) worauf die stehende Antwort: „Tabysch jogula“ (nichts) lautet.

Eine Weile hört man nichts als diese Worte, denn ein jeder ist damit beschäftigt, die Pfeife des Andern auszurauchen und neu zu stopfen. Im Uebrigen behält bei solchen Zusammenkünften der „Sumys“, der aus gegohrener Stutenmilch bereitete Branntwein, das letzte Wort. Man trinkt, so lange nur ein Tropfen von dem „edlen“ Saft vorhanden ist; zuletzt sinkt einer nach dem andern auf der Stelle um, wo er sich gerade befindet, und diejenigen, die nicht abgefallen sind, machen durch Geplauder einen schrecklichen Lärm. Nur die jungen Weiber und Kinder bleiben nüchtern, denn Frauen, die keine erwachsenen Kinder haben, dürfen sich, nach kalmückischen Begriffen vom guten Tone, nicht betrinken.

Die Kalmücken sind meistens mittelgroß, aber unterseht und breitschulterig; ihre Gesichtszüge tragen den mongolischen Typus, etwas schief liegende Augen, breite Backenknochen, nach hinten liegende Stirn und sehr flache Nase. Die Gesichtsfarbe ist nicht leicht zu beurteilen, da der immerwährende Rauch der Jurte gelbbraun färbt und der Kalmück sich außerdem nur selten wäscht, daher auf der Haut ein dunkler Ueberzug entsteht, der nichts von ihrer Hautfarbe erkennen läßt. Obwohl sie grundhässig sind, liegt in ihren Gesichtern doch ein kindlich gutmütiger Zug, der Jedem Vertrauen einflößen muß und in der That durch ihr Benehmen nicht Lügen gestraft wird. Zu Fuß außerordentlich schwerfällig, wozu seine lange, dicke Pelzkleidung und der schleppende Gang nicht wenig beitragen, ist der Kalmück ein gewandter unerschrockener Reiter sowohl zu Pferd als zu Kameel, welche letzteren Thiere er sich hauptsächlich als Lasttiere bedient, wenn er seine Jurte abbricht, um einen anderen Lagerplatz aufzusuchen.

Die Pferde wissen sie sehr geschickt mit einer Art Lasso einzufangen. Merkwürdig ist, daß die Kalmücken sich nicht zu größeren Vereinigungen vergesellschaften, sondern meistens auf die eigene Familie beschränkt bleiben. Mit seinem nächsten Nachbar fühlt sich der Kalmück eins, aber schon seine Stammesgenossen in weiterer Entfernung sind ihm Fremde; besitzt er doch einmal einen Namen für sein Volk, denn Kalmück oder Tatar ist ihm von den Russen überkommen, und er wendet diese Benennung nur an, um sich vom Russen zu unterscheiden. Gewöhnlich aber nennt er sich bloß nach dem Flusse, an dem er lebt, z. B. Tschujschik, das heißt Tschuja-Mensch. In der Nähe der Flüsse liegen nun in der Regel drei

bis vier Kalmückenjurten im Gebüsch derart verborgen, daß man ihrer kaum gewahr wird.

Mehr noch als andere Nomadenvölker ist der Kalmück ein Nichtsthuer, der all des Lebens Mühe und Plage den Weibern aufhals, während er selbst in Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen seine Zeit verbringt. Wenn wir von den Wolgakalmücken wissen, daß sie ihre Frauen mit einer seltenen Achtung behandeln, so hat dies auf den kalmückischen Tagelöhler des Altai keinen Bezug. Nur im Herbst hängt er die Klüte um und streift mehrere Wochen auf Schneeschuhen im Gebirge umher, um die für die Steuern nötigen Felle zu beschaffen. Im Sommer besucht er seine Freunde und Bekannten und labt sich an edlen Kumys. Man kann als gewiß annehmen, daß während des Sommers fast die ganze Bevölkerung des Altai nur festen Nüchtern wird. Seiner Meinung nach führt indeß der Kalmück ein herrliches Leben und hat von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht, denn keine Sorge drückt ihn und kein Wunsch nach irgend einer Veränderung steigt in ihm auf. Hat er keine Kleidung oder keine Speise, so erhält er sie vom reicheren Nachbar, denn sämtliche Bewohner einer Gegend bilden gleichsam eine Familie, und der Reiche ist nur reich, um alle ihn umgebenden ärmeren Hausgenossen mitzufüttern. Dieser im höchsten Grade ausgebildete Kommunismus ist besonders bei jenen Kalmücken im Schwunge, die sich noch am meisten in dem sogenannten „Naturzustand“ befinden; der Kalmück dieser Gesittungsstufe stiehlt nicht, weil er keine Bedürfnisse hat, kennt weder Zug noch Trug, weil es in seinen Bergen nichts zu verheimlichen gibt und er viel zu träge ist, sich zu verstellen.

Ueber die Gottheit selbst haben die Kalmücken nur eine ganz unklare Vorstellung; nach ihrer Angabe gibt es zwei Hauptgottheiten, eine gute, den „Uelgan“, von manchem „Tengri Chan“ (Himmelsfürst) oder „Bajana“ genannt, und eine böse Gottheit „Erlik“, „Kösmös“ oder „Schaitan“. Diese Namen sind den Nachbarvölkern entlehnt, Erlik den Mongolen, Schaitan den mohamedanischen Turkestämmen; auch verehren sie Berge und Flüsse als Herren des sie ernährenden Landes, endlich die Seelen der Vorfahren.

Im Allgemeinen kümmert sich das Volk wenig um die überirdischen Wesen, und ihr ganzer Kultus besteht darin, daß man in jeder Jurte eine geweihte Stelle für die verschiedenen Götzenbilder hat; auch vor der Jurtenthür himmelt zwischen zwei Stangen ein Strich mit bunten Lappen und Bändern zu Ehren der Götter. Damit denkt der Kalmück aber auch genug gethan zu haben, beten thut er nie. Erst wenn Unglück, Krankheit oder andere Leiden ihn drücken, erinnert er sich der Götzen, läßt er den kalmückischen Priester, den Schamanen, kommen, der mit Hilfe seiner Gebettrommel die Geister beschwört und den Urheber des Mißgeschicks zu erkennen sucht. Nachdem er diesen angeblich erfahren, beredet er sich mit seinen Geistern über die Abstellung des Uebels, welche durch Opfer von Pferden oder Schafen bewirkt wird. Entweder opfert man dem guten Geiste, den man um seine Hilfe anfleht, oder dem bösen, um durch die Gabe sich loszukaufen.

Das Fleisch der Opfertiere wird von den versammelten Gästen, die der Zeremonie beiwohnen, verzehrt, und nur die Haut mit den Knochen des Kopfes und den untern Extremitäten wird an der Stange des Opfergerüsts aufgehängt. Bei gefährlichen Bergpässen und Flußübergängen sind sogenannte „Oba“ errichtet, d. h. Steinhäufen, bei welchen der Vorübergehende dem Schutzgeiste ein Opfer bringt, indem er ein Steinchen, einen Zweig oder einige Haarbüschel aus der Mähne seines Pferdes auf den Steinhäufen wirft. An manchen Stellen werden solche Opfer an einem Baume aufgehängt. Alle diese religiösen Handlungen verrichtet aber der Kalmück ohne jegliche Andacht, ja selbst beim Beschwören

der Geister durch die Schamanen sieht man die Anwesenden rund im Kreise scherzend und plaudernd sitzen, als ob die Handlung sie gar nicht berührte. Auch die Schamanen selbst scheinen die Sache nicht sehr ernsthaft zu nehmen, denn sie sind für kleine Geschenke gern erbötig, jedem Reisenden ihre Künste mit der Gebettrommel vorzumachen.

Russische Ansiedler dringen fortwährend mehr und mehr in die Gebiete der Kalmücken; in den weiten Steppen des europäischen Rußlands können diese sich der Berührung mit den Europäern nicht mehr entziehen; aber auch in Sien mehren sich die russischen Einwanderer, und das Häuflein der Kalmücken schmilzt mit jedem Jahre mehr zusammen, da sie sich allmählig auch mit den Eindringlingen vermischen. Die Bergkalmücken werden nach wenigen Jahrzehnten zu den untergegangenen Stämmen gehören, wie die zahlreichen Tatarenhorden, welche vor zwei Jahrhunderten den Nordrand des Altai bewohnten.

Unser Paul.

Eine einfache Geschichte von Oskar Keller.

Paul von Biraly, ein heißblütiger Magyar, zählte zu den sechsten jungen Husaren-Leutnants. Ein übermütig flotter Bursch, eine echte, sorglose Soldatennatur, schien er für seinen Beruf wie geschaffen. Der Oberst hielt viele Stücke auf ihn, die Kameraden hingen in treuer Freundschaft an ihm, manche geradezu in brüderlicher Liebe, — „unser Paul“ war auch ein einziger, prächtiger Junge.

Besonders gut lebte er mit mir, der ich bald nach ihm als ausgemünterter Kadett eines oberösterreichischen Dragoner-Regiments eingerückt war. Nicht lange währte es, und wir waren die zwei Unzertrennlichen der Eskadron; machten sich doch sogar oft die älteren Offiziere den Spaß, ihn meine Mutter zu nennen, und ich wurde von ihnen nach Paul nie anders gefragt, als mit der stereotypen Phrase: „Nun, Kamerad, was macht die Mama? Gewiß irgendwo auf der Jagd nach Pußto-Mädeln.“

In Wirklichkeit dachte aber weder Paul noch ich daran, irgend eine Soldatensiebelei anzuknüpfen; wir waren in unserem ernsten Berufe noch jung genug, ihn mit Leib und Seele, mit ganzem Feuer für alles hinzunehmen, das selbst die Reizungen des leicht entzündbaren Herzens zurückdrängt, bis plötzlich in unserem kleinen Garnisonorte ein Circus aufstach. Früher pflegten wir die Wende im Kasino zu verbringen, jetzt hieß die Losung: Circus Cimbelli. Keiner wußte recht, warum; ich, der Jüngste, hatte es aber bald heraus, — das gesamte Offiziercorps war in die Schulreiterin verarrt. Und Paul am allerheftigsten! Eines Abends nahm ich ihn auf die Seite, und versuchte mich darin, ihm Moral zu predigen, — Vorstellungen wegen dieser „Dummheit“ zu machen.

Er hörte mir ernst zu, wurde blaß bis in die Lippen und drehte ungeduldig an den Schnurrbartspitzen.

„Was willst Du,“ unterbrach er mich endlich. „Leonie ist ein Götterweib, und ich bin in sie kanibalisch verhasst!“

Blötzlich sprang er auf, daß die Sporen klirrten, stellte sich kerkengerade vor mich hin, fuhr mit der Hand über die Stirn, und dunkelrot im Gesicht, stieß er in einzelnen Worten hervor:

„Sag, was Du willst — ich will sie heiraten!“ Ich wollte auslachen, aber der Ernst, mit dem er diese Worte gesprochen hatte, wirkte auf mich lähmend.

„Ja! ja!“ fuhr er sich überhastend fort. leise, — halb und halb von mir gewendet und den Kopf zur Seite geneigt, daß ich bloß eine dunkle, scharfgezeichnete Silhouette seines Gesichtes sah, „ja, ja, und so oft Du hören willst, ja! Ich weiß genau, was Du sagen willst, — sage nur gar nichts, ich mag nichts hören. Es ist meine Bestimmung, es ist Schickung...!“ Er zog mit kurzem plötz-

lichen Ruck die Schultern empor, begann im Zimmer auf- und abzugehen, blieb endlich vor dem Fenster stehen, blickte starr vor sich hin und trommelte mit den Fingern gedankenlos auf die Scheibe. „Es ist Tollheit, ich weiß es ja,“ fuhr er fort, „alle werden sie darüber lachen, aber ich habe das Weib unsäglich lieb. Sie hat mich verzaubert, ich kann dieser Gewalt nicht widerstehen; ich kann mir nicht helfen... So lange habe ich widerstanden, meine ganze, schöne Jugend, — und jetzt, auf einmal packt es mich mit solcher Gewalt. Du kennst nicht das ungarische Blut, — ich werde sie heiraten!“

„Hat sie die Kaution?“ fragte ich in meiner Naivetät. Er wandte sich rasch nach mir um und sah mich erschreckt an.

„Die Kaution?“ riefelte es tonlos über seine Lippen. Eine Sekunde lang schien er mit sich selbst zu kämpfen, dann warf er sich mir an den Hals und begann bitterlich zu weinen.

„Bruder,“ schluchzte er, „ich bin des Todes! Ich bin nicht mehr meines König Reich wert, — nimm mir den Säbel ab.“

Ich suchte ihn zu beruhigen. Mir war vor diesem leidenschaftlichen Ausbruche unheimlich geworden; ich bat, ich beschwor ihn, sich zu beruhigen. Er ließ jetzt los von mir, warf sich aufs Sofa, drückte sich ganz gebrochen und zerknirscht in eine Ecke, rang die Hände und rief in seinen Qualen: „Meine arme Mutter! Meine treue Mutter! Was wird sie sagen, was wird sie jammern über ihren Erstgeborenen? Oh, mein Oberst, mein Oberst, ... und meine Husaren, ... mein Gott!“

Wie mich das ergriff! Ich hätte mit ihm weinen mögen, — im Herzen verfluchte ich den unseligen Circus samt dem Weibe...

Vier Tage danach befahl uns der Oberst zu einem Offiziersrapport. Und im Rapport wurde verlesen, der Leutnant Paul v. Biraly habe eigenmächtig und heimlich das Regiment verlassen. Dieses, sein schimpfliches Verschwinden, sei mit dem plötzlichen Abgange einer Circusreiterin in Verbindung zu bringen. Wenn Leutnant Paul von Biraly sich nicht binnen drei Tagen bei seinem Oberst meldet, wird er als fahnenflüchtig betrachtet und das Ehrengericht wird sich dann mit ihm zu befassen haben.

Und das Ehrengericht befaßte sich mit ihm und kam seiner Pflicht nach. Blutenden Herzens entkleideten ihn seine eigenen Kameraden der Leutnantswürde, richteten sie über einen Deserteur.

Es lastete auf allen, wie eine schwere, niederdrückende Hand, — es that uns bis in die Seele weh, denn wir hatten ihn alle gern, ... so lieb! —

Die Zeit heilt alle Wunden! Nach Monaten trüber Gedrücktheit sprach man nicht mehr von Paul; man suchte diesem peinlichen Thema auszuweichen.

Als schließlich die großen Manöver kamen, da hatte jeder mit sich selbst so viel zu thun, daß für alles andere kein Raum mehr war, — der Krieg im Frieden zog einen dicken Strich unter das Vergangene, — in uns lebte nur mehr der Soldat.

Zu diese Zeit fiel auch meine Ernennung zum Leutnant. Von Rechts wegen sollten Sie die dritte Eskadron bekommen,“ meinte der Oberst, „aber es wird Ihnen vielleicht wehe thun, seine Husaren zu kommandieren, reichen Sie ein Gesuch um Versetzung ein, ich werde es bestens befürworten.“

Es that mir wehe, von meinen mir so lieb gewordenen Kameraden zu scheiden und neuerit zu suchen, aber es schien mir in diesem Falle doch das Beste.

Die Versetzung wurde mir bewilligt, und ich kam zu den Cinjer-Planen nach Galizien. Eine erkleckliche Anzahl von Jahren ist bereits dahingerauscht. Ich bin ein alter Rittmeister, der jeden Tag auf die Ernennung zum Major wartet; auch bin ich schon seit fünf Jahren verheiratet und Vater zweier reizender, lebhafter Buben. Der Erstgeborene heißt Paul. Wenn ich Biraly auch nicht ver-

geffen konnte, die Zeit hat doch bedeutend gemildert, besänftigt, die weihen Stützen und Stanten abgeschliffen.

Ich war mit meiner Frau auf Urlaub in Wien. Die Theater waren noch geschlossen, Kameraden und Bekannte hatten wir nicht, ich wußte wahrhaftig nicht, was mit dem Abend beginnen, als mich meine Frau auf ein Inserat in der Zeitung aufmerksam machte, das in den bekannten selbstlobhudehenden Phrasen uns viel Genuß in einem Circus draußen, „vor der Linie“ versprach.

Wir wollen in Gottes Namen hinausfahren, ermunterte mich mein Schwager, bei dem wir wohnten, und der sonst als Universitätsprofessor schwerlich solche „Seiten sprünge“ machte.

Der Circus, den wir gegen sieben Uhr abends betraten, war ein einfacher, armseliger Zeltcircus, — ein Bretterbau mit Leinwanddach. Wir hatten eine Loge genommen; da es noch ziemlich früh war, bot der Mann eine gährende Leere, die um so unheimlicher wirkte, als das Gas noch nicht aufgedreht war und wir im Dämmerlicht saßen, während in den Winkeln und Logen tiefe Schatten geheimnisvoll woben. Hinter dem Vorhang, der diese armselige Manege abschließt, ist es noch ruhig; hie und da nur vernimmt man einen Zuruf, das Knallen der Peitsche oder ein ängstliches Wehern der Pferde. Hie und da wird dieser Vorhang von außen zusammengerafft, hauchig hinausgeschoben, und es erscheint in der Spalte ein Gesicht, dessen glühende Augen das Publikum mustern, ob es wohl schon an der Zeit zum Ansfangen sei.

Mit Geduld erlebt man auch dies! Die wenigen Gasflammen werden höher geschraubt, die Manegevorhänge teilen sich und ein Troß von Stallmeistern wird sichtbar.

Das Inserat in der Zeitung und das Programm versprachen einen besonders ausgewählten Komiker-Abend. Tatsächlich bemühten sich mehrere Clowns, das leichtempfindliche Vorstadt-Publikum in laute Heiterkeit zu versetzen; der meiste Anteil entfiel auf einen nicht mehr jungen „dummen August“, der fast gar nicht die Manege verließ, bei jeder Programmnummer seine Witze anzubringen versuchte, auf mich aber einen höchst trübseligen Eindruck machte. Ich beobachtete den armen Alten, der nur schlecht die Falteln in seinem schmalen, mageren Gesicht verschminkt hatte, dessen rote Nase grell aus dem blassen, krankhaften Gesicht hervorleuchtete, und dessen Augen bald müde, so tormüde, bald vor innerer Aufregung ruhelos schienen. Ich beobachtete ihn und erkannte aus allen seinen Bewegungen und Mienen eine gewisse, geistige Abgespanntheit, — Okel vor diesem elenden Leben! Er begann mich zu interessieren, ich ließ ihn nicht aus den Augen; jetzt läuft er wie toll herum, fällt ungeschickt zu Boden, — das Publikum auf den billigen Kläppen lacht und lacht vor Vergnügen. Der arme August erhebt sich und lehnt sich apathisch, gleichgültig an einen Pfosten, daß ich sein Profil sehe. . . Ewiger Himmel, wo hatte ich denn meine Augen?! Eine Blutwelle roste mir zu Kopfe, ein Tannmel erfaßte mich, daß ich umzuwinken drohte, ich mußte meine Augen schließen, — dieser „August“ war niemand anderes als Paul von Viraly!

Ich war in höchster Aufregung; jede Ader bebte in mir, selbst die Seele erzitterte. Meine Frau und mein Schwager blickten mich erschrocken an, — ich beruhigte sie und verließ die Loge, um angeblich an die frische Luft zu gehen. Ich mußte ins Freie, denn es schnürte mir die Kehle zu. Dann betrat ich den Circus durch einen anderen Eingang. Ich suchte nach meinem August. Er stand ganz abseits, allein. Langsam, müde wandte er sich nach mir um, die Schminke in seinem Gesicht war vom Schweiß zur Hälfte verwischt, — er bot in seiner gebrochenen Haltung einen unsäglich jammervollen Anblick für den, der ihn als schneidigen Husaren gekannt und gesehen hatte. Wie geistesabwesend

starrte er mich mit seinen tief in den Höhlen liegenden, matten Augen an — offenbar erkannte er mich nicht. Ich bot ihm die Hand, er merkte es nicht, vielleicht wollte er es nicht merken. „Paul“, sprach ich ihn an, und meine Stimme zitterte. „Dein Kadett steht vor dir.“

Eine fahle, wächserne Masse überzog das runzlige Gesicht des Clown, dann kniff er die Augen zusammen und blickte mich durchdringend an.

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr!“ gab er mit heiserer Stimme und abwehrender Bewegung zur Antwort.

„Paul Viraly, sprich nicht so zu mir! Wir waren einst die besten Freunde, wir waren Kameraden, Brüder — Brüder waren wir, Paul . . . Kannst Du vergessen?“

„Einst! Einst!“ brachte er mühsam herher, „was wollen Sie jetzt von mir?“

„Freund! Bruder, Unglücklicher . . .“, ich konnte nicht weiter, ich breitete die Arme aus, und er fiel mir wie damals an den Hals und weinte bitterlich. Wie damals einst . . .

Ich schickte meine Frau und ihren Bruder nach Hause, ich selbst wartete draußen auf Paul. Er kam spät, als die meisten Artisten bereits den Circus verlassen hatten. Ich erschrak vor seinem Aussehen: eine abgemagerte, elende Gestalt, an den Schläfen einwie Büschel weihen Haares. . . ein mühsam dahinschleichernder Greis, ärmlich und verkommen.

Er merkte meinen prüfenden Blick, wandte sich unwillig ab und meinte zornig:

„Was willst Du hier? Mich verspotten? Weißt Du nicht, daß ich in diesem Circus das Gnadenbrot genieße?“

Ich nahm ihn unter dem Arm und sprach ihm freundlich zu.

„Laß das,“ unterbrach er mich rauh, „mir kann nur einer helfen, der Tod.“ Und fester meinen Arm drückend, sich an mich herandrängend, lachte er heiser auf, sein Atem streifte mich . . . mich streifte anwidernder Brautweingeruch. . .

Langsam schritten wir nebeneinander in die Stille, die Nacht hinein.

„Du hast sie gekannt,“ hub er auf einmal von selbst an, sie war so herrlich, so schön! Ein Götterweib und ein Teufel war sie. Und wie sie zu Pferde saß — aber mich hättest Du sehen sollen“, setzte er mit Stolz hinzu, sich aufrichtend. „Es gab bald keinen zweiten Reitkünstler, wie ich einer war. Das Husarenblut — wie es in mir glühte. Bis dann das Unglück kam!“ Er blieb stehen, sah mich irre an, und fuhr dann etwas lebhafter fort: „Meine Mutter starb aus Kummer. Ich erbte viel, wir waren reich. Wir schweigten in Gemüthen, ich vergaß darüber den Tod meiner Mutter . . . und dafür kam das Unglück,“ murmelte er wieder vor sich hin. „Das Geld war bald zu Ende, wir waren wieder arm, — zurück ins Engagement. Und weißt Du, was dann geschah? Weißt Du?“ schrie er auf in wahnwitziger Erregung, mit unheimlich blühendem Blick in den Augen, am ganzen Körper bebend. . . weißt Du? Frage mich nicht, . . . was willst Du von mir? Ich habe Dich nicht aufgesucht . . . Was schleppst Du die Erinnerungen her, um mich zu quälen? Habe ich noch zu wenig gelitten? Was willst Du von mir?“ Er erhob drohend seine Hand gegen mich, heller Wahnsinn sprach aus ihm . . . „Laß ab von mir, Kadett, . . . geh, geh, . . .“ bat er dann wieder, da die Thränen stürzten, „Kadett . . . mein Kadett . . . und seine Arme krampften sich um meinen Nacken, sein Kopf lag an meiner Brust.

„Wie habe ich sie geliebt,“ begann er nach einer Weile, „wie habe ich sie geliebt. Du weißt es ja! Ich habe ihr alles geopfert, meine Husaren, meine Mutter sogar. Ein ehrloser Deserteur, ein Wicht, ein Feigling bin ich geworden, . . . ihretwegen, . . . bis das Unglück kam!“

„Ist sie tot?“

„Oh, wäre sie das, mir wäre wohl!“

„Wo ist sie denn? Dein Weib?“

„Verlassen hat sie mich,“ schrie er gellend auf, „verlassen! Aus dem Kreise meiner Kameraden hat sie mich gerissen, in den Schauderpfuhl mich gestürzt, meine Mutter gemordet, . . . und mich dann verlassen . . .“

„Du armer Junge!“

„Es giebt Momente, da ich vergessen kann, — wenn ich trinke! Das verbrennt die Seele, tötet alles Denken, wischt aus alle Erinnerungen. Was willst Du mehr? Ich habe Engagement bis an mein Lebensende, — mein Direktor ist ihr Bruder, mein Schwager . . .“ Das Weitere murmelte er tonlos vor sich hin, daß ich kein Wort verstand.

„Leider kann ich Dich nicht wiedersehen,“ begann ich nach einer Weile, „da ich morgen schon nach meiner Garnison abreisen muß, . . . aber, Du wirst gewiß nicht böse sein, wenn . . . ich Dich . . . bitte . . .“

„Gieb mir kein Geld! Keine Almosen! Was soll ich mit dem Gelde? Ich habe mein Essen, meine Lagerstatt, und wenn Du mir Geld giebst, vertrinke ich es . . . Warum erzählst Du mir nicht, wie es Dir geht, Kadett? Mein Gott, Du bist ja schon Rittmeister geworden. Ich wäre wohl schon Major,“ setzte er nach einer Weile traumverloren hinzu . . . „Nicht wahr,“ begann er dann leise, fast nur vor sich hinhauchend und fortwährend zu Boden blickend, als schäme er sich vor sich selbst, „nicht wahr, wenn Du sie hie und da mal triffst, weißt Du, die von Einst, die ehemaligen Kameraden, nicht wahr, Du sagst ihnen nichts, garnichts?“

Das klang so bitrend, so flehend, daß es mich erschütterte. „Kannst beruhigt sein, hier meine Hand.“

„Ich danke Dir! Und jetzt lebe wohl.“

„Lebe wohl!“

Ich streckte ihm die Hand entgegen, er bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken. Mir rauh und barich den Rücken wendend, schlüpfte er, den Oberkörper nach vorn gebeugt, davon. Ich blickte ihm nach, bis er hinter dem Hausthore verschwand.

„Welcher Jammer! Und der war mein Kamerad!“

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Bouillon.
Palindrom: Ebbe.
Logogramm: Bücher, Blücher.
Charade: Froburg.
Homonym: Korb.

Kirchenkalender.
Freitag, 1. März. Suitbertus, Bischof. • Karmelitesen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Frier. 7 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
Samstag, 2. März. Simplicius, Papst.

Jubiläums-Ablass.
Um den vom hl. Vater verliehenen Jubiläums-Ablass gewinnen zu können, müssen die Angehörigen der einzelnen Pfarren folgende Kirchen besuchen, und zwar die von der:
St. Andreaßpfarre: die Andreaskirche, Lambertuskirche, Maxkirche, und die Karmelitesen-Klosterkirche.
St. Lambertuspfarre: die Lambertuskirche, Andreaskirche, Maxkirche und die Karmelitesen-Klosterkirche.
St. Maxpfarre: die Maxkirche, Andreaskirche, Lambertuskirche und die Karmelitesen-Klosterkirche.
St. Peterspfarre: die Peterskirche, Dominikaner-Klosterkirche, Franziskaner-Klosterkirche und die Maria Empfängnis-Klosterkirche.
St. Dreifaltigkeitspfarre (Derendorf): die Dreifaltigkeitskirche, Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu, Rochuskirche und die Clarissen-Klosterkirche.
St. Martinspfarre (Bill): Martinskirche, Hubertusstiftskirche, Dominikaner-Klosterkirche und die Peterskirche.
St. Josephspfarrer (Oberbill): die Josephskirche, Franziskaner-Klosterkirche, Maria-Empfängnis-Klosterkirche und die Rochuskirche.
St. Dionysiuspfarre (Bolmerswerth): der viermalige Besuch der Pfarrkirche hier selbst an 15 Tagen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 17, 1-9. „In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen sollet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dies Gesicht, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sein wird.“

Die Verklärung Jesu.

Wenn wir euch, sagt der hl. Petrus zu den Gläubigen in seinem zweiten Sendschreiben, die Macht und Ankunft unseres Herrn Jesu Christi gepredigt haben, so folgten wir dabei nicht gelehrten Fabeln und geistreichen Erdichtungen (nach Art der heidnischen Schriftsteller), sondern haben euch erzählt, was wir selbst gesehen und gehört haben. Ja, als wir mit Ihm auf dem hl. Berge waren, haben wir Seine Herrlichkeit gesehen: unsere Augen waren geblendet von dem Glanze Seiner Majestät, wir hörten Gott dem Vater für Ihn Zeugnis ablegen, und vom Himmel herab, aus dem Schooße hochherlicher Glorie, erscholl das Wort: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem Ich mein Wohlgefallen habe; Diesen höret! (2. Petr. 1, 17. f.). So schrieb mehr als drei Jahrzehnte nachher der Apostel fürst Petrus: offenbar war der Eindruck jenes wundervollen Vorganges noch so lebendig in ihm, daß er allein ihm genügend schien, die Gottheit seines Herrn und Meisters zu beweisen.

Warum aber fährt die Kirche gerade im heutigen Evangelium uns das Wunder der Verklärung vor Augen? Sehen wir einmal zu! Die hl. Fastenzeit ist, wie wir schon sagten, lieber Leser, vorzugsweise auch der frommen Erinnerung an das bittere Leiden und Sterben unseres Heilandes geweiht. Diese Seine Erniedrigung bis zum schmachvollen Kreuzestode hat der Herr in Seinem letzten Lebensjahre wie der holt den Jüngern angekündigt; als Er zum ersten Male davon redete, hatte Er sie zugleich zur Nachfolge auf dem Kreuzestwege aufgefordert mit den bekannten Worten: Wenn jemand Mir folgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und so folge er Mir nach! Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer

aber sein Leben um Meinertwillen verliert, wird es finden“ (Matth. 16, 24 f.). Und nach sechs Tagen (fährt derselbe Evangelist in seinem Berichte fort), nahm Jesus den Petrus, den Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit Sich und führte sie auf einen hohen Berg allein. Da ward Er verklärt vor ihnen: Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, Seine Kleider wurden weiß wie Schnee.“

Achten wir auf den Zusammenhang, in den der Evangelist die Verklärung mit der vorhergehenden Ankündigung des Leidens und Sterbens des Herrn bringt, so liegt der Gedanke sehr nahe: Jesus habe durch das großartige Wunder Seiner Verklärung die drei Augenzeugen stärken wollen in ihrem Glauben, auf daß sie an Ihm nicht irre würden, wenn sie Ihn nun bald der Schmach des Kreuzes überliefert sähen. Darum auch nahm Er dieselben drei Jünger, die Zeugen Seiner Herrlichkeit gewesen, mit Sich auf den Berg, in den Garten Gethsemane, damit sie -- und nur sie -- Zeugen Seiner Todesangst seien.

Dieser Absicht, die Jesus jenen drei Jüngern gegenüber hatte, entspricht auch die Absicht, die die Kirche für uns, lieber Leser, hat: auch sie will uns heute Jesum in Seiner wunderbaren Verklärung zeigen, damit später, wenn wir das schreckliche „Ecco homo“ des römischen Landpflegers Pilatus vernehmen, wir im Glauben an die göttliche Natur und Würde unseres Erlösers nicht wanken, auch an Seiner tiefen Erniedrigung nicht Vergerens nehmen, die uns am verflochtenen Sonntag beschäftigt hat, -- da er den Fluch unserer Sünden selbst soweit auf Sich nahm, daß Er sich vom Fürsten der Finsternis „versuchen“ ließ.

Drei Zeugen Seiner Verklärung hatte Jesus ausgewählt, weil das jüdische Gesetz mehrere Zeugen forderte zur Bestätigung

Kirchenkalender.

Sonntag, 3. März. 3. Sonntag in den Fasten. Küniginde, Jungfrau. Evangelium nach dem hl. Matthäus 17, 1-9. Epistel: Thessalonicher 4, 1-7. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Elementarschulkinder. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr monatliche Kommunion der Kinder. St. Martins - Pfarrkirche: 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Martinstraße. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Dominikaner-Klosterkirche: Heute, am 1. Sonntage des Monats, ist mehrfach vollkommener Ablaß für die Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft. Das feierliche Hochamt um 9 Uhr wird dargebracht für die lebenden und verstorbenen Wohlthäter unserer Kirche und des Klosters. Um 11 Uhr und um 5 Uhr Fastenpredigt. Heute ist auch der letzte der 6 Sonntage zu Ehren des hl. Thomas. Franziskaner-Klosterkirche: Heute um 4 Uhr ist die Schlusspredigt der Exercitien. -- Im Monat März ist in der Franziskanerkirche jeden Morgen in der 8 Uhr Messe Andacht zu Ehren des hl. Joseph. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marien-Vereins. Maria Himmelfahrt - Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen.

Montag, 4. März. Kasimir, Bekenner.

Dienstag, 5. März. Friedrich, Abt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

einer Thatsache: . . . auf Aussage zweier oder dreier Zeugen gründe sich jeder Ausspruch" (5. Moses' 19, 15). Mehr als drei Zeugen aus der Apostelschaar scheint der Herr deshalb nicht mitgenommen zu haben, weil Er wollte, daß die Thatsache Seiner Verklärung nicht offenkundig im Volke werde, bis „der Menschensohn von den Toten auferstanden sein würde.“ Jene drei Apostel aber wurden nicht ohne Grund bevorzugt: Petrus, als das sichtbare Oberhaupt der zukünftigen Kirche, — Johannes, der allein von allen Aposteln unter dem Kreuze beim geliebten Meister ausharren wird, — Jakobus, der als der erste Blutzeuge für die Lehre des Meisters anerkoren ist.

Der Name des Berges, auf dem die Verklärung stattgefunden, wird von keinem der drei Evangelisten, die über das Wunder berichten, genannt; jedenfalls dürfen wir einer alten Uebersetzung Glauben schenken, die als jenen „heiligen Berg“, wie der hl. Petrus ihn oben nennt, den Tabor bezeichnet, der, einige Meilen von Rapharnaum entfernt, einsam in Pyramidenform zur Höhe von sechshundert Meter sich erhebt, und von dessen Gipfel aus man ganz Galiläa vor sich sieht mit seinen Gebirgsketten, seinen Ebenen und einem kleinen Teile des Sees Genesareth.

Eine lichte Herrlichkeit war es, in der Jesus dort sich den Jüngern zeigte, ein über Sein Angesicht ausgegossener, blendender Lichtglanz, der ein Abglanz der Glorie Seiner Seele und der mit ihr vereinten Gottheit war: „Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, Seine Kleider aber wurden weiß wie Schnee.“ Nicht Seine Gottheit selbst zeigte Er ihnen, wie sie die Seligen im Himmel schauen, da ja die Gottheit mit sterblichen Augen nicht angeschaut werden kann. Wohl aber war diese Glorie eine Folge der unzertrennlichen Vereinigung Seiner menschlichen mit der göttlichen Natur: die Strahlen der „Sonne der Gerechtigkeit“ leuchteten auf Jesu Antlitz, und ein überirdisches Licht überkleidete die ganze Leiblichkeit des Erlösers, so daß dieses Licht sich selbst über seine Kleider ergoß. So war also diese Verklärung Jesu allerdings ein Beweis für die Wirklichkeit Seiner göttlichen Natur, die naturgemäß immer und überall die menschliche Natur durchglüht und durchleuchtet hätte, wenn Er — in Seiner Selbstentäußerung — es nicht anders gewollt hätte: bis nach der Vollendung des Erlösungswerkes.

Zwei große Heilige des Alten Bundes erscheinen: Moses, durch den der Herr dem Volke das Gesetz gegeben, und Elias, der größte unter den Propheten, — sie treten huldigend zum Messias, dem göttlichen Gesetzgeber und Könige der Propheten! Ihr Erscheinen bezeugt aber auch insofern Seine göttliche Macht, da Er sich als den Herrn über Leben und Tod verweist.

Die Verklärung des Herrn giebt uns auch eine gewisse Vorstellung von der blendenden Herrlichkeit, die Ihn einst am Ende der Zeiten umgeben wird, da Er als Richter der Lebendigen und Toten kommt. Bestreben wir uns nun, lieber Leser, Seine Jünger zu sein — zunächst in dieser hl. Duzzeit —, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß wir einst dort droben noch Größeres und Wunderbareres schauen werden, als Petrus auf dem Berge der Verklärung, da er, außer sich vor Entzücken, ausrief: „Herr, hier ist gut sein!“

Die Lebensdauer der Tiere.

Vlaudevei von Richard Forstmann.

Welch ein Alter die verschiedenen Tiere erreichen? Dies ist eine Frage von Bedeutung und nicht geringem Interesse; aber bisher haben die Nachforschungen in dieser Hinsicht nur schwankende Resultate geliefert. Es ist

der Satz aufgestellt worden: die Lebensdauer der Tiere umfasse sieben oder acht Mal die Periode zwischen ihrer Geburt und dem Zeitpunkt ihres vollständigen Erwachsenseins. Diese Regel hält indessen nicht Probe, ist auch in vielen Fällen nicht praktisch anwendbar. Gewissere Schlüsse hat das Wachsen und Ausfallen der Zähne dargeboten, und wenn wir uns mit den Erscheinungen bekannt machen, die bei den vierfüßigen Tieren während einer Entwicklung der genannten Organe eintreten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir in Betreff ihrer Lebensdauer allgemein geltende und ziemlich unumstößliche Regeln schöpfen können. Bis jetzt aber besitzen wir für diesen Zweck keine umfassenden Beobachtungen, und wir müssen uns mit denen begnügen, welche über die wichtigsten Haustiere angestellt wurden.

Der langen Lebensdauer an Tieren ist bei weitem nicht so oft Erwähnung geschehen, als der menschlichen. Beispiele von hohem Alter an menschlichen Wesen sind nicht selten berichtet worden, aber selbst diese Berichte sind keineswegs verlässlich, es darf demnach nicht Wunder nehmen, wenn wir hinsichtlich untergeordneter Geschöpfe im Unklaren geblieben sind. Solche Tiere, deren erreichtes hohes Alter zur Kenntnis gelangt ist, befanden sich in häuslicher Zucht und unter fortwährender Beobachtung. Da sie jedoch häufig in einem Klima leben, welches ihnen nicht so zusagte, wie das ihrer Heimat, der Freiheit beraubt, also schädlichen Einflüssen mehr unterworfen waren, nicht das natürliche einfache Futter bekamen, genötigt wurden, zu arbeiten, auch wohl Schläge erlitten, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie in diesem Zustande kein so hohes Lebensziel erreichten, wie es ihnen frei zu Teil geworden wäre. Von Beispielen der tierischen Lebensdauer wollen wir einige hervorheben.

Der Hund ist in zwei Jahren erwachsen; nach Ablauf von fünf Jahren wird er schon alt genannt, und die Grenze seines Daseins liegt selten hinter zwanzig Jahren; Jagdhunde werden älter, als die andern. Der Wolf hat mit dem Hunde gleiche Lebensdauer. Der Fuchs erhält seine volle Größe in anderthalb Jahren und soll Beobachtungen zufolge dreizehn bis vierzehn Jahre leben. Diese Beobachtungen hat man jedoch an Füchsen in der Gefangenschaft gemacht, im freien Zustande mögen sie wohl älter werden.

Löwen haben eine ungewöhnlich lange Lebensdauer; man schließt dies daraus, daß man gänzlich zahnlöse gefunden hat. Der große Löwe Pompey, welcher 1760 starb, war siebzig Jahre in der Londoner Menagerie gewesen. Ein anderer, von Gambia eingeführt, verendete dreißig Jahre alt.

Die Hauskatze wird selten älter als fünfzehn Jahre, obgleich so häufig von ihrem „zähen Leben“ gesprochen wird.

Das gezähmte Eichhörnchen soll sieben Jahre alt werden. Der Hase verendet gewöhnlich nach dem siebenten oder achten Jahre. Dagegen verfällt das Kaninchen dem Tode schon vor Ablauf des siebenten.

Der Elefant sollte nach der Meinung des Altertums 400 Jahre leben. König Zuba von Sybien hatte nämlich einen Elefanten gefangen, der eine Abzeichnung trug, aus welcher sich ergab, daß er vor vierhundert Jahren aus einer Schlacht nach dem Berge Atlas geflohen sei — so wird erzählt. Doch hat diese Erzählung nur geringe Glaubwürdigkeit. Elefantenwärter in Indien behaupten, daß das Thier hundert, auch wohl hundertundzwanzig Jahre alt werde. Alte Schriftsteller schreiben ihm zwei bis dreihundert Jahre zu, und die Römer nahmen sogar in poetischer Uebertreibung den Elefanten als ein Symbol der Ewigkeit. Blumenbach stellt dessen Lebensdauer auf zweihundert Jahre.

Das Schwein erreicht ein Alter von 25 bis 30 Jahren.

Das Rhinoceros braucht zum Auswachsen

zwanzig Jahre. In Versailles starb 1793 eines, kaum sechsundzwanzig Jahre alt. Viele Stimmen sind der Ansicht, daß das Tier gewöhnlich einige Jahre nach erlangter voller Größe sterbe.

Die Lebensdauer des Pferdes reicht selten über dreißig Jahre hinaus, obgleich man wissen will, das einzelne doppelt so alt geworden sind. Im Museum zu Manchester befindet sich ein ausgestopftes Pferd, welches hatte tüchtig arbeiten müssen und doch zweiundsechzig Jahre alt geworden war. Dagegen wurden in England von sechs testamentarisch mit fünfundvierzig Pfund Sterling jedes „pensionirten“ Pferde fünf nur achtundzwanzig, neunundzwanzig und einunddreißig Jahre alt. Nur eines genöß seine „Pension“ bis zum vierunddreißigsten.

Der Esel hält in seiner Lebensdauer mit dem Pferde gleichen Schritt. Aber das Maultier überholt beide. Das Kamel wird hundert Jahre alt. Das Elentier ist erst nach vierzehn Jahren vollständig ausgewachsen; es soll sehr alt werden. Die Indier glauben, sie werden lange leben, wenn sie oft von dem Tiere träumen. Der Hirsch soll nach neueren Wahrnehmungen etwa fünfzig Jahre erreichen. Die Lebensdauer der Kühe umfaßt fünfzehn Jahre, der Ochse wird doppelt so alt und der Auerochse noch zehn Jahre älter.

Der Walfsch erreicht ein sehr hohes Alter. Man schließt aus den Ansätzen seiner Knochen (des Fischbeins), daß er drei- bis vierhundert Jahre alt werden kann.

Das Alter der Vögel soll, wie einige meinen, noch der Form des Schnabels geschätzt werden können. Die meisten derselben sind schon nach einigen Monaten erwachsen. Im Verhältnis zu der geringen Größe ihres Körpers leben sie länger als Menschen und vierfüßige Tiere, fünfzehn, zwanzig, ja dreißig mal so viel Zeit, als sie zu ihrer vollständigen Entwicklung bedürfen. Man schreibt ihre lange Lebensdauer der Organisation ihrer Knochen zu, die viel zarter und leichter sind, also länger porös bleiben, als die der Säugetiere. Das hohe Alter des Adlers ist gewissermaßen sprichwörtlich geworden. Schriftsteller des Altertums halten es für wahrscheinlich, daß die Sage vom Phönix dem Adlergeschlecht entnommen worden sei. Nach ihrer Meinung lebe der Adler bis in das Unendliche, oder doch wenigstens fünfhundert oder sechshundert Jahre.

Der gezähmte Habicht wird dreißig Jahre alt, der freie vierzig. Die Lebensdauer des Geiers umfaßt beinahe ein Jahrhundert.

Der kleine Kanarienvogel ist sehr langlebig. Man weiß von einem solchen der in seinem Bauer sechsundzwanzig Jahre hindurch von seiner Herrin gepflegt wurde. Die Nachtigall macht eine Ausnahme: sie lebt in der Gefangenschaft länger, als in der freien Natur. Man hat Beispiele, daß eine Nachtigall fünf- undzwanzig Jahre gesund und frisch im Käfig zubrachte. Der Nabe bringt sein Dasein freilich nicht, wie man man im Altertum behauptete, auf sechshundert Jahre, aber doch, wie Buffon versichert, auf ein Jahrhundert. Eben so lange weilt die Krähe auf Erden.

Der Papagei hat ebenfalls eine ungemein lange Lebensdauer. Der Besitzer eines solchen Vogels fütterte ihn zweiunddreißig Jahre hindurch, nachdem ihn der frühere Eigentümer bereits einundvierzig Jahre im Käfig gehalten hatte; das Tier lebte also in der Gefangenschaft siebzig Jahre und war doch schon völlig ausgewachsen, als es nach Europa gebracht wurde. Ein Göttinger Professor versicherte, daß ein Papagei, der 1633 aus Italien nach Frankreich kam, erst 1743 gestorben sei.

Der Pfau lebt zwanzig Jahre und entfaltet seine Farbenpracht erst nach Ablauf von drei Jahren; Fasanen und Rebhühner sechzehn, die Ringeltaube sechzig, die Holztaube nicht über fünf bis sechs, und die Tureltaube sieben Jahre. Die Lebensdauer

des Reihers umfaßt sechzig Jahre, die des Kranichs vierundzwanzig und die der Rotgans vierzehn.

Dem Schwan schreiben Einige eine hundertjährige, Andere gar eine dreihundertjährige Lebensdauer zu. In Holland starb 1672 ein Schwan, der auf seinem Halsbände die Jahreszahl 1573 trug. Solcher Beispiele gibt es mehrere. Ein in einem Museum ausgestopft befindlicher Schwan soll zweihundert Jahre alt geworden sein.

Das Wurmgeschlecht soll, wenn es den Angriffen seiner zahlreichen Feinde entgeht, eine sehr lange Lebensdauer haben.

Der Schildkröte zähes Leben ist bekannt. In einer Sammlung befindet sich die Schale eines solchen Tieres, welches von 1683 bis 1753 gelebt haben und in dem letztgenannten Jahre nur durch die Nachlässigkeit des Aufsehers umgekommen sein soll. In St. Petersburg will man eine Schildkröte besessen haben, die zweihundertundzwanzig Jahre alt geworden. In England starb 1821 eine, der man ebenfalls ein Alter von zweihundert Jahren zuschreibt.

Die Kröte lebt sehr lange, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß man Einzelne lebendig in Stein oder Holz eingeklemmt vorgefunden hat, wo sie eine geraume Zeit verweilt haben müssen, bis sich ihre Umhüllung bis zu dem wahrgenommenen Grade ausgebildet. Ein Naturfreund hatte eine Kröte in einem Blumentopf eingesperrt, wo er sie zwanzig Jahre hindurch fütterte, und auch dann noch legte sie keine Lust zu verenden an den Tag.

Das Krokodill überlebt ein Jahrhundert. Auch die Eidechse bringt es zu hohem Alter. In Edinburgh wurde eine Eidechse in einer seit zwanzig Jahren an beiden Enden verschlossenen Wasserleitung gefunden, und das Tier war munter und wohl.

Schlangen haben eine Lebensdauer, die sich nach ihrer Größe richtet, jedenfalls eine sehr lange. Ihre Fähigkeit, sich des Futters zu enthalten, mag hierzu beitragen. Man sagt, daß ein Paar ägyptischer Schlangen in einer zugefickten Flasche, wo sie keinen Vissen Nahrung erhielten, fünf Jahre hindurch lebend aufbewahrt wurden; sie müßten denn aus dem Sande des Grundes, der ihnen zum Lager diente, etwas für sie Genießbares gezogen haben. Am ältesten wird die Anacumbu (aus dem Boa-Geschlecht), sie müßt zuweilen zweiundvierzig Fuß.

Die Lebensdauer der Fische ist ungewiß, da ihr Aufenthalt unter dem Wasser eine Beobachtung nicht zuläßt. Manche Naturforscher wollen das Alter derselben aus ihren Schuppen abnehmen können, welche, unter ein Mikroskop gebracht, Ringe zeigen, die sich wie beim Holze des Baumstammes, nach ansehen. Die Erklärer bringen es nicht über Vermutungen. Soviel ist aber gewiß, daß Fische sehr alt werden, weil sie ein Element bewohnen, welches weniger den Wechselfällen ausgefetzt ist, als der Dunstkreis. Bei ihnen wird sich die Lebensdauer gewiß, wie bei den Schlangen, meistens nach ihrer Größe richten. Ihr Magen scheint ohne Nachteil alles Mögliche aufnehmen zu können. In Frankreich wurde 1865 ein fünf Fuß langer Hecht gefangen, in dessen Magen sich ein zweischneidiges Messer, ein kleiner, eiserner Schlüssel und das stählerne Schloß einer Geldbörse befanden. Das Tier wurde einem Museum übergeben.

Von langer Lebensdauer der Insekten weiß man nichts, wohl aber von ihrem außerordentlich kurzen Dasein. Die Ephemeren, eine Gattung von Fliegen, leben nur einen Tag, manche nur einige Stunden. Doch hat man beobachtet, daß Einzelne dieses Geschlechts drei Tage lebten und im Larvenzustande sogar zwei Jahre.

Die Mollusken (Weichtiere) haben ein außerordentlich zähes Leben, namentlich die das Festland bewohnenden. Manche liegen geraume Zeit erstarrt, wie tot, da. Aber

Wärme und Feuchtigkeit erwecken sie bald aus ihrem Schlafe. Eine Gartenschnecke wurde im Hochsommer in eine Schachtel gesperrt, wo sie keine Nahrung finden konnte. Schon nach zwei Tagen hatte sie sich ein dünnes Gehäuse bereitet und sich mit demselben an die eine Wand der Schachtel angelehnt. Sie verharrte dort ohne Nahrung lange im Zustande eines Halbschlafes. Kein Temperaturwechsel übte einen Einfluß auf das Tier, aber sobald man es in Wasser tauchte, fing es an, sich zu bewegen. In England hat man Schnecken Jahre lang auf diese Weise bewahrt, sie erschienen dann verändert, aber einige Tropfen Wasser erweckten sie sofort zum Leben. Es ist unglücklich, wie lange solches Geschöpf in der Erstarrung lebendig bleiben kann. Authentische Berichte erzählen, daß ein Kaufmann in Dublin eine Schnecke in solchem Starischlafen fünfzehn Jahre hindurch aufbewahrte, und daß diese, nachdem sie mir Wasser beneßt worden war, munter umherkroch.

Die Schwiegermutter.

Humoreske von S. Rittweger.

W., d. 24. 10. 99.

Lieber Werner! Du fragst in Deinem letzten Brief zum drittenmal dringend danach, wie ich mich als nunmehr einjähriger Ehemann befinde und sehest mir damit gewissemaßen die Pistole auf die Brust. Denn antworte ich wieder nicht darauf, so stehst Du darin nicht mehr Bergeglücklichkeit — die Dir allerdings an Deinem alten Leibburschen eigentlich entzweifelbar sein müßte — ich hatte doch stets fünf Knoten im Taschentuch und wußte nie mehr, was sie bedeuten sollten — ja also nicht mehr Bergeglücklichkeit würdest Du darin sehen, sondern Absicht. Und was würdest Du aus dieser Absicht schließen? Daß ich kreuzunglücklich mit meiner Frau lebe, nicht wahr? Deshalb beantworte ich heute Deine wiederholte Frage und versichere Dir, daß ich ein sehr, ein überaus glücklicher Ehemann bin. Denn ich habe eine liebe, kluge, häusliche, tüchtige Frau — daß sie hübsch ist, weißt Du ja von der Hochzeit — und ich liebe sie, und sie liebt mich. Also, lieber Junge, Deine Frage ist genügend beantwortet. Nur, hm, aber, na — als Ehemann bin ich sehr glücklich, versteh' mich wohl, als Ehemann an sich, als Gatte meiner Gattin. Doch, da ist noch etwas — nämlich, seit einem Vierteljahr lebt meine Schwiegermutter bei uns. Versteh' mich nicht falsch, ich habe eine sehr gute Schwiegermutter, der besten eine, und dennoch — wenn mir etwas meinen Ehestand vergällt, so ist's eben diese gute Schwiegermutter. Wie Du das verstehen sollst? Ich sage Dir ja, sie lebt bei uns, in demselben Haus, auf derselben Etage meiner so überaus geräumigen Dienstwohnung! Sie ist an allem schuld. Wäre sie klein und eng, dann hätten wir keinen Platz für die Schwiegermutter. Aber so! Kommt' ich denn meinem geliebten Fräulein, als ihrer Mutter die Wohnung gekündigt wurde, die Bitte abschlagen, ihr zwei Zimmer bei uns einzuräumen? Die alte Frau ist so einsam, hieß es, sie hat nur mich — die Söhne sind in Amerika, wie Du weißt, und Frieda ist ein spätgeborenes Nesthäkchen — und Mama ist oft so angegriffen, und ich kann ihr soviel sein. Na ja, und so kam's. Sie ist bei uns und verbittert mir das Dasein mit ihrer Güte und Liebe! Und meinem Fräulein auch, aber die kleine Frau will sich's nicht merken lassen, natürlich!

Weißt Du, meine Schwiegermutter ist sehr gut, ich muß es wiederholen, und sie überhäuft uns mit Beweisen ihrer Dankbarkeit, seit sie bei uns wohnt. Aber diese Beweise sind entgeglichs. Mir strickt sie Socken. — Socken, ich sage Dir, so dick, als seien sie für einen Aufenthalt am Nordpol berechnet, und ich liebe ganz seine seidene Strümpfe. Darüber wundert sie sich. Es ist ja ein Luxus, ich geb's zu, aber ich kann ihn mir erlauben, diesen

Luxus. Was braucht sie sich zu wundern? Sie wundert sich überhaupt sehr häufig. J. B. darüber, daß wir all' die hübschen Hochzeitsgeschenke, die silbernen Vasen, Aufsätze, Schalen u. s. w. offenstehen haben, das findet sie höchst wunderbar. Und da sie so gut ist, schenkt sie uns einen kleinen Schrank, da sollten wir alles hineinstellen, damit es sich besser hält. Der Schrank ist reizend, und Fräulein stellt natürlich, um Mama nicht zu kränken, all' die Sachen gehorsam hinein. Mama hat es so gut gemeint, so sagte sie zu mir. Na ja, aber unser Büffet hatte vorher so voll ausgehoben mit all' den hübschen Sachen, ich bin nun mal für so etwas. Und Fräulein sah jeden Morgen, wenn sie etwas abstaubte, während ich meine Zeitung las, so beglückt aus, daß ich eines Tages alles wieder aufstellte und erklärte, den Schrank gebrauchte ich für meine Cigarren. Die Folge war, daß ich nach ein paar Tagen einen Cigarrenschrank von der Schwiegermutter bekam, und daß das Silber wieder verschwand. Es ist nichts zu machen. Das sind so kleine Beispiele, aber man muß sich eben dran gewöhnen, es bleibt nichts weiter übrig. Nun kennst Du das „aber“ in meinem sonst so glücklichen Ehestand.

Für heute Schluß. Höre, alter Werner, wenn Du einmal heiratest, überlege erst genau die Lebensumstände Deiner Schwiegermutter und vor allem, miete nie eine zu große Wohnung.

Leb' wohl, in alter Freundschaft

Dein Hans.

W., d. 28. 11. 99.

Lieber Werner! Dank für Deinen freundschaftlichen Trostbrief, mein Alter; es hat mir wohl gethan, zu sehen, daß Du immer noch regen Anteil an meinem Geschick nimmst. Du hast ja recht, wenn Du meinst, es sei doch kein Unglück, sich Sachen von der Schwiegermutter schenken zu lassen, die einem nicht immer gefallen und passen. Du hättest auch schon zweiundvierzig Uhrständler von Deinen zehn Cousinen und Nichten. Aber, das ist etwas anderes. Cousinen und Nichten sind keine Schwiegermütter. Und es ist ja auch das nicht allein; es giebt schlimmeres. Meine Frau ist so sehr Rücksichtsvoll, bei jedem Schritt nimmt sie Rücksicht auf „Mama“. Und von mir verlangt sie dasselbe. Es ist schauerhaft. Plane ich einen Bergspaziergang, so heißt's: „Aber Hans, Du weißt doch, Mama kann nicht steigen.“ Schlage ich vor, eine Ruderpartie zu machen: „Aber Hans, wo Mama die feuchte Luft so schlecht vermagt.“ Fräulein seht es selbstverständlich voraus, daß Mama unter allen Umständen unsere Vergnügungen teilen muß. Und Mama in ihrer großen Güte kann es nicht über's Herz bringen, uns allein gehen zu lassen.

„Ich will den Kindern den Spaß nicht verderben,“ so sagt sie bei solchen Gelegenheiten. Und die Folge ist, daß wir tagaus, tagein, wenn meine Bureaustunden zu Ende sind, ebenso Sonn- und Feiertags, zu dreien, um die Promenade wandeln, in langsamem Schritt, denn — Du weißt, Mama kann das schnelle Gehen nicht vertragen. Und ich sehne mich dannach, mit meinem Fräulein allein durch Wald und Flur zu streifen, unbeobachtet von einem spazierengehenden Publikum. Da kommt' ich, wenn mich die Lust ankam, mein Fräulein einmal umarmen, mir einen Fuß stehlen, ein Liedchen mit ihr singen — ach, und das war so schön! Vorbei, vorbei! Der guten Mama kund und zu wissen thun, wie störend uns ihre Begleitung ist, das würde ich schon auf mich nehmen, wenn Fräulein nicht wäre. Aber das gute Kind bittert mich immer wieder stehentlich zu unterlassen. Ach, und die Abende, als wir noch allein waren! Ich las ihr vor, und sie häfelte oder strickte dabei — es war so gemütlich bei uns. Jetzt, — o du liebe Güte! Mama kann nicht vorlesen hören, aber sie spielt leidenschaftlich gern Dame und Mühle. Fräulein muß als fleißige Hausfrau „handarbeiten,“ aber der liebe Hans, der hat

sonst nichts zu thun, der spielt gewiß gern ein paar Partien. Jawohl, natürlich, sehr gern. Und dabei habe ich schon als halberwachsender Junge einen Abscheu vor den albernen Spielen gehabt! So stehen also die Sachen. Uebrigens hat mich Mama gestern mit einem Halstuch erfreut, eigene Arbeit, einem Monstrum, welches sie mir nur wahrscheinlich jedesmal, wenn ich eine Gerichts- fahre habe, eigenhändig umknuten wird.

Na ja, im Wagen kam ich's ja abthun, aber man geniert sich schon beim Einsteigen mit einem so vorurtheillichen Dings. Und bisweilen fahren Mama und Frischchen auch mit, natürlich im geschlossenen Wagen, dann muß ich den Bürgel dran lassen, sonst wundert sie sich wieder ohne Ende.

Ja, siehst Du, lieber Freund, sei vorsichtig in der Wahl Deiner Gattin, und sieh zu, ob ihre Mutter nicht zu gut ist.

Ich muß schließen, das Aussprechen hat mir wohl gethan. Laß' gelegentlich mal wieder etwas von Dir hören, alter Freund.

In Freundschaft Dein Hans.

W., d. 15. 5. 00.

Mein lieber Werner! Lange, lange habe ich Dir nicht geschrieben, aber nunmehr sollst Du es erfahren, das Glück meiner Ehe ist wieder ungetrübt! Mein — doch halt, der Reihe nach. Nach meinem letzten Brief blieb alles beim alten und es hätte keinen Zweck gehabt, Dir zu schreiben. Ich mochte Dir nicht immer dasselbe Lied singen. Das mir Mama zu Weihnachten eine wollene Decke — 4 Centimeter im Durchmesser, 2 Meter lang, 1,50 Meter breit, gehäkelt hat, diesen Schlag wollte ich Dir nicht extra mitteilen. Die Decke, nun, die hätte ja sein mögen, aber daß sie jedesmal, wenn ich mich an meinen Schreibtisch gesetzt hatte oder auf der Chaiselongue lag, in mein Zimmer kam — Mama nämlich — und mir das mindestens fünf Kilo wiegende Opus über die Knie breitete mit den freundlich strafenden Worten: „Hat er's richtig wieder vergessen, der zerstreute Mann, daß er eine warme Decke hat“ — das war entsetzlich. Und immer lugte hinter ihr Frischchen und sah mich sehentlich an, und dieser stehende Blick hieß: „Sag' bitte nichts, kränke die gute Mama nicht.“

So ließ ich's über mich ergehen, aber wahrhaftig, blaue Flecke hat mir die Decke auf die Knie gedrückt.

Ich hatte mir eine gewünscht, jawohl, so 'ne leichte italienische aus flocciger Seide, in lebhaften schönen Farben, und ich hatte gehofft, Frischchen würde mir eine solche schenken. Aber sie wollte der guten Mama die Freude nicht verderben, die mir die hübsche Arbeit machte. Ala und grün karriert ist diese nun, zwei Farben, die ich zusammen nicht ausstehen kann. Aber ich komme ganz ab von meiner Erzählung. Weißt Du, von überstandenen Schmerzen und Leiden spricht man gern. Ich habe sie ja nichts mehr, die entsetzliche Decke, mein — ja so, wir sind noch nicht so weit. Also, der Zustand in meinem „gemüthlichen Heim“ begann mir immer unerträglicher zu werden. Frischchen hatte häufig verweinte Augen, und ach, wenn Du wüßtest, wie reizend, wie lieb, wie einzig Frischchen ist, bis auf den einen Fehler — die Rücksicht auf Mama — so würdest Du verstehen, was das für mich bedeutet.

Es war mir aber nicht möglich, meine schlechte Laune besser zu verdecken. Die Mama zerbrach sich den Kopf, was mir wohl fehlen möchte und versuchte mich mit allen Sorten Thee's zu kurieren. Täglich zur bestimmten Stunde brachte sie mir ein anderes Höllegetränk, welches ich am liebsten zum Fenster hinausgeschossen hätte. Aber sie blieb dabei stehen, bis der letzte Tropfen getrunken war. Dem Thee zu Ehren schaffte ich mir einen Gummibaum an, und wenn ich etwas getrunken hatte, drehte ich mich gegen das Fenster, besah scheinbar die Pflanze und goß dabei einen Teil des Gebräus auf den Topf. Das konnte ich so unbemerkt bewerkstelligen.

Aber der Gummibaum vertrug das Getränk noch schlechter als ich — er ging ein. Na, das nebenbei. Wie ich mich danach sehnte, mal einen richtigen Wandel machen, wie ich ein lustreinigendes Gewitter herbeisehnte — ja, es wäre mir eine Lust gewesen! Aber es giebt so zarte Pflänzchen, die kein Gewitter vertragen, und mein Frischchen ist ein solches Pflänzchen, und ich hatte mir einst gelobt, das süße Geschöpf vor allen Stürmen zu bewahren, soweit es in meiner Macht steht. Also mußte ich weiter dulden. Um den Thee nicht länger schlucken zu müssen, schaffte ich mir wieder bessere Laune an, äußerlich, denn in mir sah es schwarz aus, schwarz, schwarz! Und da gerade, als ich, äußerlich heiter, mich innerlich mit den verweirtesten Gedanken trug — es war einige Woche nach Weihnachten — da nahte die Hilfe.

Ein Brief meines Vaters langte an. Du weißt, er lebte seit dem Tode meiner Mutter recht einsam mit einer alten Magd. Ich besuchte ihn ab und zu, aber er war noch nie bei uns gewesen, er scheute das Hin- und Herreisen, wie er überhaupt ein Gewohnheitsmensch ist. Der Brief nun meldete, daß die Magd Karline, trotz ihrer 54 Jahre, in den Stand der heiligen Ehe zu treten gedenkt. Vater schrieb empört und so unglücklich zugleich. Es sei ihm ganz unmöglich, sich an eine neue Person zu gewöhnen, ich soll ihm raten, was zu thun sei. Er habe die ganze Haushaltsgeschichte satt, am liebsten kaufte er sich in ein Stift ein. Wahrlich, ein alter Armenhändler habe es besser, als er; für einen solchen werde doch gesorgt, und so weiter.

Unter uns gesagt, mein guter Papa überreibt gern ein bißchen. Aber diesmal paßte mir die Uebertreibung, denn sogleich bei der Lektüre dieses Schreibens schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: das ist die Hilfe, du brauchst kein künstliches Gewitter, keinen Sturm. Nur ein einfaches Naturgesetz rief ich mich in Erinnerung, das nämlich von den entgegengesetzten Polen, die sich gegenseitig anziehen. Und darauf baute ich meinen Plan. Der Vater des Mannes, die Mutter der Frau — wenn das keine entgegengesetzten Pole sind, so giebt's überhaupt keine. Sie müssen entschieden einander nahe gebracht, sich anziehen. Mein Gedanke wurde zur That. Frischchen mit ihrem mitleidigen Herzen war sofort bereit, auch meinen Vater in unsere Häuslichkeit aufzunehmen, da unsere Wohnung immer noch Raum bietet. Nur ein Punkt schien ihr bedenklich, nämlich ob die Anwesenheit des alten Herrn „Mama nicht stören würde“. Na, weißt Du, da wurd' ich aber energisch und erinnerte sie ganz zart an das bekannte Sprichwort: Was dem einen recht, ist dem andern billig. — Mein lieber Papa war sofort mit der Uebereinkunft einverstanden. Und selten ist ein Plan glanzvoller zur Ausführung gekommen. Seit einem Vierteljahr wohnt mein Vater nun schon bei uns, und ich bin so zufrieden wie in der ersten Zeit meiner Ehe. Ich hatte meine Schwiegermutter richtig beurteilt. In ihrer großen Güte nahm sie vom ersten Tag an die denkbarste Rücksicht auf den alten Herrn, gegen den sie sich, beiläufig bemerkt, ganz jugendlich vorkommt. Mein Vater kann nur noch ganz kleine Spaziergänge machen und es geht sehr langsam vorwärts — gegen ihn führt die Mama einen beflügelten Schritt. Er ist sonst gesund und frisch, aber die Beine wollen nicht mehr so recht.

Als wir nun am ersten Tag, nachdem er sich häuslich bei uns eingerichtet, unsere gewohnte Promenade antreten wollten, erklärte Mama, man könne doch den alten Herrn nicht allein lassen, und so blieb sie zu Hause, als sei dies ganz selbstverständlich. Später, als wir zurückkamen, schlug sie „Papachen“ vor, einen ganz, ganz kurzen Spaziergang mit ihr zu machen, und mit welcher Wärme ich die beiden nun abziehen sah, wirst Du mir nachfühlen, alter Werner. Abends erschien Mama wie gewöhnlich mit dem entsetzlichen Damenbrett, ich wollte eben mit einem stillen Seufzer die Zeitung weglegen, da hob sie ent-

schuldigen an: „Du bist nicht böse, Hans, wenn ich mit Deinem Papa spiele — der alte Herr hat sonst keine Unterhaltung.“ Nein, ich war nicht böse, keineswegs. Ich beschloß, meinem Frischchen mal wieder aus meinem Lieblingschriftsteller vorzulesen, holte einen Band Frisch Reuter herbei, und natürlich mußten wir uns zu diesem Behuf in ein anderes Zimmer setzen. Am folgenden Abend schlug Mama vor, wir sollten, um uns gegenseitig nicht zu stören, gleich nach dem Essen eine Zeitung einführen. Sie lud Papa ein, den Abend auf ihrem Zimmer zu verbringen, und ich blieb mit meiner Frau in der Wohnstube. Und so ist's geblieben. Mama geht ganz auf in der Fürsorge für Papa. Die beiden Altchen ergehen sich zusammen in Erinnerungen an frühere Zeiten und Klagen über die heutige verderbte Welt, in der junge Männer seidene Strümpfe tragen.

Apropos Strümpfe. Denk' Dir, Mama hat mir sämtliche dicke Socken wieder abgeklopft für den alten Herrn, da ich ja doch keinen Wert darauf legte! Und gestern, welche Wonne, gestern, es war ein sehr kalter, stürmischer Tag, so ein rechter deutscher Wintertag, da erschien sie sehr verlegen in meinem Zimmer und bat schlüchtern: „Ach, Hans, ich glaube, die Decke, die ich Dir gearbeitet, ist Dir immer ein wenig zu schwer gewesen. Dein lieber Papa hat heute kalte Füße; bist Du mir nicht böse, wenn ich Dich bitte, ihm die Decke abzutreten? Ich habe schon mit Frischchen gesprochen und — unter uns gesagt — es schien mir, als möchte sie Dir gern zum Geburtstag eine leichtere schenken. Ich war großmüthig wie stets und gab die lila und grünkarrierte her.“

„Ach, Werner, was für ein glückseliger Mann ich nun bin! In jedem schönen Tag schweife ich mit meinem lieben Weibchen hinaus ins Freie, und wir eudern zusammen, und wir fahren einmal über Land dazwischen und sind selig, wie in den Älterwochen. Und dabei haben wir das beruhigende Gefühl, unsere beiden Altchen so gut versorgt zu wissen. Mein Papa schmunzelt immer vor Vergnügen und meint, so gut habe er's in vielen Jahren nicht gehabt, und die liebe Mama hat stets Verwendung für ihre große Herzengüte. Es ist einfach großartig schön! Hör', alter Werner, der Sommer ist nahe. Hast Du nichts anderes vor, so besuche uns und überzeuge Dich, wie ein glücklicher Ehemann aussieht. Ein solcher ist ohne jedes „aber““

Dein getreuer Hans.“

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 6. März. Fridolin, Abt, Coleta, Jungfrau. • St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt und Andacht. • Mariasimmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr St. Josephs-Andacht. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht zu Ehren St. Joseph. • Dominikaner-Klosterkirche: 6. Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph. Abends um 7 Uhr Kreuzwegandacht, darauf sakramentaler Segen.

Donnerstag, 7. März. • Dominikaner-Klosterkirche: Thomas von Aquin, Kirchenlehrer und Bekennere unsrerem hl. Orden. Alle Gläubigen können an diesem Tage einen vollkommenen Ablass gewinnen, falls sie nach würdigem Empfang der hl. Sakramente in unserer Kirche nach der Meinung des hl. Vaters beten. Am 9 Uhr feierliches Hochamt, abends um 7 Uhr feierliche Segensandacht.

Freitag, 8. März. Johann von Gott, Ordensstifter. • St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr Segensmesse. Abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. • St. Martins-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr Fasten-Andacht mit Predigt. • Maria Simmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr Kreuzweg und Fastenpredigt. • St. Rochus: Abends 8 Uhr Fastenpredigt. • St. Lambertus: Morgens 7/10 Uhr Fasten-Segensmesse. 9 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Willibrodus. Auch sind an diesem Tage die Reliquien des Heiligen zur Verehrung ausgestellt.

Samstag, 9. März. Franziska von Rom, Ordensstifterin. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 W. u. G., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 11, 14-28. „In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme und das Volk verwunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn euere Kinder sie aus? Also werden sie selbst euere Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffenrüstung, auf welche er sich verließ und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Besen gereinigt und geschmückt. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind, als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger, als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gezogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind die selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten.



Kirchenkalender.

- Sonntag, 10. März.** 3. Sonntag in der Fasten. 40 Märtyrer von Sebaste. Evangelium nach dem hl. Lukas 11, 14-28. Epistel: Epheser 5, 1-9. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marianischen Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Vortrag u. Andacht für dieselben. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben.
- Montag, 11. März.** Rosina, Jungfrau.
- Dienstag, 12. März.** Gregor der Große, Papst.
- Mittwoch, 13. März.** Ernst, Abt. ● St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranz-Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Rosenkranz-Andacht.
- Donnerstag, 14. März.** Mathilde, Kaiserin.
- Freitag, 15. März.** Longinus, Märtyrer. ● St. Andreas Kirche: S. Kaverius Freitag, morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Predigt mit Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 7 1/2 Uhr Fastenmesse mit Segen. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg mit Fastenpredigt.
- Samstag, 16. März.** Heribertus, Erzbischof. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.

Ueber das Wort Gottes.

Mitten in der ernsten Auseinandersetzung mit den boshafsten Pharisäern brach ein Weib aus dem Volke, wie der Evangelist erzählt, in die Lobpreisung der Mutter des Herrn aus. Die Veranlassung dazu war augenscheinlich das vom Herrn gewirkte Wunder der Teufelaustreibung und die majestätische Art, mit der der Heiland Seine verstockten Feinde zurückwies, woraus für jeden, der unbefangenen Urtheil, ein weit überlegenes und erhabenes Wesen sprach.

Die Frau ruft nun aber nicht: Selig das Herz, in dem solche Weisheit wohnt, selig die Lippen, denen solche Worte entströmen, selig die Hand, die mit Wundern spielt, — alles das sagt sie nicht, lieber Leser, sondern sie macht einen natürlichen Sprung in ihren Gedanken und preist mit lebenswürdiger Begeisterung die Mutter des Herrn. Wahrscheinlich war sie auch Mutter und beneidete die Mutter eines solchen Sohnes um das Glück, Ihm nahe zu stehen, Ihm zu dienen und in Seinem Herzen einen besonders berechtigten Platz zu haben.

Der Herr bestätigt zunächst das Wort dieser Frau: „Ja, (sagt Er) allerdings sind selig, die das Wort Gottes hören und es beobachten!“ — Maria ist selig zu preisen nicht nur wegen ihrer Blutsverwandtschaft mit Ihm, sondern auch wegen ihres Glaubens und ihrer Heiligkeit, so daß wir

unwillkürlich an das Wort ihrer Vase Elisabeth denken: „Selig, die du geglaubt hast!“ (Luk. 1, 45).

Indes nicht nur sie, die „das göttliche Wort“ körperlich zu gebären verdiente, sondern auch alle, die dasselbe Wort auf geistige Weise durch gläubiges Anhören zu empfangen und in guten Werken gleichsam zu gebären pflegen, preist der Herr selig Sein Auspruch aber trifft zugleich die gelehrten Juden, die Ihn umgeben, — die das Wort Gottes nicht hören mochten, sondern es zu leugnen und zu lästern suchten (St. Thomas).

Selig auch wir, lieber Leser, wenn wir Verlangen und Hunger nach dem Worte Gottes haben und aus seiner Verkündigung geistigen Nutzen zu ziehen suchen! Aber hat denn — auch heute noch — das Wort Gottes wirklich eine besondere Kraft?

Wenn wir die hl. Schrift oder vielmehr die Erfahrung aller Zeiten zu Rate ziehen, finden wir da wohl, daß die Menschen (der Regel nach) durch etwas anderes, als durch das ihnen gepredigte Wort aus den Finsternissen der Sünde herausgetreten und zum Lichte des Glaubens und der Gnade gelangt sind? Blicken wir auf die Zeiten der Apostel! Offenbar standen der Weisheit und Allmacht Gottes mancherlei Mittel zu Gebote, als es sich darum handelte, die Menschheit zum wahren Glauben zu be-

lehren. Allein, wie wir wissen, lieber Leser, hat der Herr sich auf das Mittel der Predigt des göttlichen Wortes gewissermaßen beschränkt: dieses von den Aposteln vorgebrachte Wort wirkte allerdings zuerst auf das Ohr der Zuhörer, drang dann aber in ihr Herz und setzte die geheimsten Triebfedern desselben in Bewegung.

So hält der heilige Petrus in Jerusalem zwei Predigten, und es bekehren sich achttausend sündige Seelen. Darum finde ich es auch nicht auffallend, wenn derselbe Apostel um die Kraft des Wortes Gottes zu bezeichnen, dasselbe mit einem „zweischneidigen Schwerte“ vergleicht, das durchdringt bis zum Innersten der Seele, das „zerschneidet“ alle sündhafte Anhänglichkeit an die Geschöpfe. — Und wieder sagt derselbe Apostel, daß das Wort Gottes der „Kanar“ sei, durch den die Gnade Gottes unserer Seele wieder zufließt.

Nun hat aber die Kirche das Wort Gottes zu allen Zeiten ebenso rein erhalten wie den Glauben, und sie wird, unter dem Beistande des hl. Geistes, für die Reinerhaltung auch weiter sorgen bis ans Ende der Tage! So wird denn von den Kanzeln unserer Gotteshäuser, lieber Leser, dasselbe Evangelium gepredigt, welches der Apostelfürst Petrus gepredigt hat: dasselbe Wort Gottes, durch dessen Verkündigung damals, in den ersten Tagen der Kirche, Tausende sich bekehrten! Und ebenso wenig, wie damals, wirkt es durch das Verdienst oder die Gelehrsamkeit oder Frömmigkeit des Predigers, sondern es wirkt durch seine eigene Kraft, und seine Wirksamkeit in den Herzen der Zuhörer hängt durchaus nicht ab von dem Willen oder der Absicht des Predigers.

Um die Macht des göttlichen Wortes noch deutlicher zu zeigen, lieber Leser, möchte ich Dich folgendes fragen: Wenn während einer Predigt (durch besondere Zulassung Gottes) ein Verdammter aus der Hölle käme und — ganz von schrecklichen Flammen umlodert, mit den Zähnen knirschend, von Schmerz und Angst gefoltert, kurz, in ganz entsetzlichen Zustände, — sich mitten im Gotteshause aufstellte und mit weithin dröhnender Stimme also ausrufen würde: „O furchtbare entsetzliche Ewigkeit! o unaussprechliche Qual! Wer reicht mir einen Tropfen Wasser, damit ich für einen Augenblick wenigstens die Heftigkeit der Glut etwas mindere, die mich verzehrt? Wer aber aus euch wird ein so großer Thor sein, daß er mich einst in der Hölle wieder auffuchen möchte, nachdem er mich in diesem Zustande hier erblickt hat!“ — Nicht wahr, lieber Leser, dieses entsetzliche Schauspiel müßte notwendig einen furchtbaren Eindruck auf jeden der erschreckten Zuhörer machen! Wer würde noch zögern wollen, seinen Lebenswandel zu ändern? Würden die frommen Christen nicht noch eifriger werden wollen? Und würde der verstockteste Sünder, falls er zugegen wäre, nicht an demselben Tage noch durch eine reumütige Reicht sich mit seinem Gott versöhnen wollen?

Und dennoch muß ich sagen: wenn für einen Menschen das Wort Gottes nicht ausreicht, um sein Herz zu rühren und die Heilung zu bewirken, so wird er seinen Lebenswandel auch nicht ändern, selbst wenn er ein Wunder dieser Art schaute! — Freilich, das scheint Dir, lieber Leser, unglaublich; allein ich beweise es Dir aus dem Evangelium: Als der reiche Präster sich in der Hölle sah und vergebens den Vater Abraham um einen Tropfen Wasser bat, um den entsetzlichen Durst seiner Zunge, wenigstens für einen Augenblick, zu lindern, — da verlangte er, daß doch ein Toter auferstehen möge, um seine noch auf Erden lebenden Brüder vor der, auch ihnen drohenden Gefahr ewiger Qual zu warnen. Allein was wurde ihm geantwortet? — „Sie haben (hieß es,) Moses und die Propheten! Wenn sie diese nicht hören, — d. h. wenn sie das Wort Gottes nicht beherzigen, welches durch den

Mund und die Bücher dieser heiligen Männer verkündet wird, — dann werden sie sich auch nicht bekehren, selbst wenn von den Toten einer zu ihnen käme!“

Und, lieber Leser, besserten sich etwa die ungläubigen Juden in Jerusalem, als sie den vom Tode auferweckten Lazarus gesehen hatten? Und ihre Väter, welche Zeugen der vielen Wunder gewesen, die Gott durch Moses gewirkt: wie das Meer sich teilte, um sie durchzulassen; wie Felsen sich spalteten, um ihnen Trinkwasser zu geben; wie Manna vom Himmel fiel, um sie in der Wüste zu speisen, — wurden sie dadurch etwa gläubiger, besser, folgamer? Hörten sie darum auf zu murren und Abgötterei zu treiben?

Du wirst aus dem Gesagten erkennen, lieber Leser, daß die wahre Bekehrung des Herzens eine Gnade, eine Gabe Gottes ist, die Er (im Allgemeinen) gewähren will nicht durch Wunderthaten, sondern durch das Mittel der Verkündigung des Wortes Gottes in der Predigt; daß Er dieses einfachen Mittels sich bedienen will, um die Herzen zu rühren und aus ihrer Verirrung zurück zurufen.

Soll nun aber das Wort Gottes in unserer Seele Früchte hervorbringen, dann muß dieser göttliche Same, wie wir jüngst hörten, ein gutes, gelockertes Erdreich antreffen; oder mit andern Worten: wir müssen der Predigt des göttlichen Wortes nicht nur mit großer Aufmerksamkeit folgen, sondern auch das Gehörte ernstlich erwägen, — zwei Punkte, die wir demnächst etwas näher ins Auge fassen wollen.

Wichtige Jubiläen der Technik und Forschung im Jahre 1901.

Von Alexander Bauer.

Die Feier der Gedentage großer Männer und großer Ereignisse bildet einen Maßstab für die Dankbarkeit, ja für den Kulturstandpunkt eines Volkes. Deutschland weiß seine verdienten Männer zu ehren, und wenn auch nicht in jedem Falle rauschende Festlichkeiten die Erinnerung an bedeutungsvolle Momente verherrlichen, so widmet doch das Organ der öffentlichen Meinung, die Presse, als die berufene Vertreterin des Volkes, dessen öffentliches Gewissen man sie nennen könnte, deren Gegenstand der allgemeinen Würdigung eine seiner Bedeutung entsprechende Betrachtung, bei deren Lesüre das Volk der auszuzeichnenden Person oder That ehrend gedenkt. Nun giebt es aber auch eine Anzahl historischer Ereignisse, die, wenn auch gerade nicht ersten Ranges, doch wichtig genug sind, nicht vergessen zu werden; jedes Jahr bringt solcher Säkular- und Semisäkularstage, sofern wir diesen Ausdruck für verdienstvolle Handlungen anwenden dürfen, von denen wir nicht einmal das nähere Datum, sondern nur allgemein das Jahr ihres Geschehens anzugeben vermögen. In Folgendem fassen wir einige bemerkenswerte Jubiläen der Technik und des Verkehrs zusammen, würdig genug, uns ihrer zu erinnern, wenn sie auch nicht gerade das „Prädikat „welthistorisch“ für sich in Anspruch nehmen.

Am chronologisch vorzugehen, beginnen wir mit einem Gegenstand, von dem sich wohl jeder schon einen Saft voll gewünscht hat. Wir meinen die Nickelmünzen oder vielmehr das Metall, dessen man sich zur Herstellung derselben bedient, den Nickel. Im Jahre 1901 sind 150 Jahre verflossen, seit Cronstedt und Bergmann das Nickel als eigentümliches Metall erkannten. Gediegen findet sich das Nickel nur im Meteoreisen; es kommt als Begleiter der Kobalterze vor und findet sich ferner in Verbindung mit Arsen, Schwefel usw. in verschiedenen Erzen. Die Gewinnung erfolgt sowohl auf chemischen als elektrolytischem Wege. Das Nickel, ein silberweißes Metall, mit einem Stich ins Gelbliche, wird in der Technik auf die mannigfachste Weise verwandt, z. B. zur Darstellung von Legierungen (u. a. zur Herstellung von Neusilber), zum Ueberziehen von Metallen usw. Vor

allem benutzt man es aber zur Herstellung von Scheidemünzen, ein Verfahren, womit die Schweiz 1850 den Anfang machte. Dem Beispiel derselben folgten 1857 die Vereinigten Staaten, sodann (1863) Peru und in der Folge noch andere Staaten. Deutschland hat die Nickelmünzen 1873 eingeführt; unsere Nickelmünzen bestehen aus 25 Prozent Nickel und 75 Prozent Kupfer. Ein großer Vorzug des Nickelgeldes besteht darin, daß es sehr schwer verfälscht werden kann, einerseits, weil das Metall sehr teuer und hart ist, andererseits, weil Verarbeitung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Es ist alles schon dagewesen, denn Münzen aus Kupfer, Nickel und Eisen waren schon 200 Jahre vor Christi Geburt in Indien in Gebrauch.

Im Jahre 1901 feiern wir auch das 100 jährige Jubiläum des doppeltkohlen sauren Natrons, jener für die Gesundheitspflege und Medizin so ungemein wertvollen Substanz, die man zu den wenigen wirklichen Arzneien rechnet, welche sich in dem ganzen Heilmittelschatz der Apotheke vorfinden. Der Entdecker war der Pharmaceut und Chemiker Valentin Rose der Jüngere, geboren am 30. Oktober 1762 in Berlin, gestorben am 9. August 1807 ebendasselbst.

Auch diejenigen unter unseren Lesern, welche ihren Kaffee gern süß trinken, haben Ursache, sich des Jahres 1801 dankbar zu erinnern. Ist es doch das eigentliche Geburtsjahr der Rübenzuckerfabrikation. Zuckerstoffe hatte man vorher natürlich auch schon, man gewann den Zucker aus Zuckerrohr und Pflanzenäpfeln, aber es bildete einen Luxus, den sich nur die wohlhabenderen Klassen gestatten konnten. Erst im Jahre 1747 entdeckte der Chemiker Sigmund Marggraf in Berlin eine Methode, Zucker aus Runkelrüben zu gewinnen, indem er die getrockneten und fein geschnittenen Rüben in verstärktem Alkohol kochte. Die neue Industrie fand aber erst in den 20er Jahren in Deutschland den ihrer Bedeutung angemessenen Boden und hat sich seitdem zur höchsten Blüte entwickelt, sodaß jetzt, wo man den erheblichen Nährwert des Zuckers immer mehr zu schätzen weiß, die deutsche Zuckerproduktion den Rübenzuckerindustrien aller anderen Länder überlegen ist. Deutschland besaß 1895 405 Zuckerrübenfabriken, während Frankreich 374, Oesterreich nur 228 und Rußland nur 223 verzeichnete.

In der Geschichte unserer guten Hausfreundin, der Nähmaschine, spielt das Jahr 1851 ebenfalls eine bedeutende Rolle. Ihre Erfindung datiert freilich viel weiter zurück. Schon 1790 nahm ein Engländer (Thomas Saint) ein Patent auf eine Maschine, welche das Nähen auf mechanischem Wege zu bewerkstelligen gedachte, sie war jedoch noch so unvollkommen, daß an ihre Benutzung in der Praxis nicht zu denken war. 1804 versuchten die Engländer Stone und Henderson eine Maschine zu konstruieren, bei welcher die Manipulation der nähenden Menschenhand durch eine mechanische Hand ausgeführt wurde, doch ebenfalls ohne Erfolg. Erst 1845 erfand der Amerikaner Elias Howe eine brauchbare Nähmaschine und legte damit den Grund für unsere gesammte heutige Industrie auf diesem Gebiete. Er selbst vermochte jedoch trotz des auf seine Erfindung genommenen Patents derselben keine weitere Verbreitung zu verschaffen, das größte Verdienst um die allgemeine Einführung der Nähmaschine erwarb sich vielmehr der Amerikaner J. M. Singer. Letzterem gelang es, die Maschine Howes bedeutend zu verbessern, er ließ sich 1851 seine Verbesserungen patentieren und gründete in Newyork seine berühmte Nähmaschinenfabrik, aus welcher später die bekannte „Singer Manufacturing Company“ entstand. Bereits im Jahre 1874 hatte diese etwa 250 000 Nähmaschinen an den Mann — oder richtiger an die Frau — gebracht. Jedemfalls nahm seit 1851 die Nähmaschinenindustrie einen ungeheuren Aufschwung, in

Deutschland beschäftigte sie bereits 1893 gegen 14 000 Arbeiter.

Zum Schluß wollen wir noch einige bemerkenswerthe Jubiläen der geographischen Forschung verzeichnen. 300 Jahre sind vergangen, daß die vierte Weltreise vollendet wurde, sie wurde in den Jahre 1598—1601 von dem Holländer Oliver von Noort ausgeführt. Vor 50 Jahren (1851) unternahm der berühmte Afrikaforscher Paul Belloni Du Chaillu (geboren 1835 zu Paris) im Alter von 16 Jahren seine erste Reise in das innere des dunklen Erdtheils; seitdem hat er sich um die Erforschung Afrikas außerordentliche Verdienste erworben. Vor 25 Jahren (1876) erfolgte die Entdeckung des Albert-Eduard-Njansases durch den Amerikaner Stanley, der sich damals auf seiner zweiten großen Expedition in das innere Afrikas befand. In demselben Jahre veranstaltete Heinrich Schliemann seine epochemachenden Ausgrabungen auf der Akropolis von Mykenä, deckte dort die uralten Königsgräber auf und fand so viel Gegenstände aus reinem Gold, daß deren Gesamtgewicht über einen Centner betrug. Auch für die Nordpolforschung bezeichnet das Jahr 1876 einen Meilenstein, denn am 12. Mai genannten Jahres erreichte ein Mitglied der englischen Polar-Expedition, welche 1875 bis 1876 unter Nares' Leitung auszog und mit großen Geldopfern ausgerüstet war, den bis dahin erreichten höchsten Punkt unter 88° 20' nördlicher Breite. Der Erfolg wurde aber nur mit ungeheueren Anstrengungen und Entbehrungen erkämpft, sodaß Nares behauptete, die Erreichung des Nordpols sei für alle Zeiten unmöglich. Bereits 1882 gelangte Lockwood ein paar Minuten höher (bis 88° 24') und dieser wurde wieder von Nansen geschlagen, welcher auf seiner berühmten Schlittenreise, von Johannsen begleitet (1893), bis zum 86° 14' nördlicher Breite gelangte.

Unter Tage!

Skizze aus dem Bergmannsleben von
Fritz Thiel (Zwickau).

Joseph Wagner warf seinen durchdrängten Bergwerkskittel mit einem Seufzer der Erleichterung in die Ecke. Das war heute ein scharfer Tag gewesen! Er hatte die Inspektion gehabt in Schacht III, dem gefährlichsten des ganzen Betriebes. Da hieß es sich durch enge Gänge hindurchwinden, es schien, als ob sich die niedrige Decke jeden Augenblick niederzusenken wollte, — dann wieder kam eine Passage, durch die man sich kriechend hindurchzwängen mußte. Seine Knie schmerzten, an den Ellenbogen war die Haut abgeschunden, sein Gesicht war durch eine dicke Schicht von Ruß, Staub und Schmutz kaum erkennbar.

Der Joseph war ein Mann geformt aus Stahl und Eisen. Seine breiten Schultern, kräftigen Arme, sein frisches Gesicht, — all das legte Zeugnis ab von einer Konstitution, die auch den höchsten Anforderungen gewachsen war.

Joseph befand sich in der heitersten Stimmung. Wenig Minuten noch, dann kehrte er heim zu seiner Frau und seinen Kindern und schon sah er sich im Kreise seiner Familie bei der dampfenden Schüssel sitzen, — das Abendessen hatte er sich heute wirklich redlich verdient.

Er war gerade in seine „Civil“-Kleidung geschlüpft, als plötzlich eine Glocke bei der Auffahrt ertönte. Nun, das war nichts Außergewöhnliches, die Glocke schlug eben in regelmäßiger Folge an. Trotzdem spitzte Joseph die Ohren. Der Klang erschien ihm schriller wie sonst, er war stark, durchdringend, . . . gewaltig; es dünkte ihm, er bilde einen Schrei des Entsetzens, ein Stöhnen der Verzweiflung. Das Echo dieses Gellirres machte sein Herz erbeben, instinktiv wurzelte sein Fuß im Boden, er vermochte nicht sich vorwärts zu bewegen. Vergessen war in diesem Augenblick Frau, Kinder, Abendbrot . . .

Mit brennenden Augen starrte Joseph nach dem Förderhaus. Der Fahrstuhl gelangte

schwerfällig zu Tage. Er war vollgepfropft von Bergarbeitern. Das war nicht die abzulösende Schicht, das waren Menschen, die auf gut Glück nach dem Fahrstuhl gestürzt waren, Menschen, die . . . Joseph raffte sich empor. Er eilte zum Förderhaus. Noch hatte er dasselbe nicht erreicht, noch konnte er an Niemand eine Frage richten, da gellte ihm ein Schrei entgegen, der ihm durch Mark und Bein ging:

„Feuer im Schacht!“

Allmächtiger . . .! Er fühlte seine Knie wanken, sein Herz schien für Augenblicke still zu stehen. Feuer im Schacht, — das bedeutete für den Bergmann soviel wie den Tod, dieses verheerende Element vermochte Menschenmacht nicht zu bändigen. Die enorme Schnelligkeit, mit welcher die Flammen von sich griffen, wird allen verderblich, die sich unter Tage befinden. Wer nicht den Flammentod erleidet, wird von den totbringenden Kohlendämpfen erstickt.

„Feuer!“ rief nochmals ein Bergmann neben ihm mit rauher, gurgelnder Stimme, dann brach er ohnmächtig zusammen.

Joseph drängte rücksichtslos vorwärts. Er kam eben zurecht, um drei Arbeiter bergen zu helfen, welche besinnungslos in der Fördererschale lagen. Dann rief er in die Menge hinein:

„Ist das Feuer in meinem Revier?“

„Nein,“ antwortete einer der Geretteren, dessen Blause in Fegen von seiner Brust herabhäng, „im westlichen Revier.“

„Sind meine Leute von der Gefahr benachrichtigt?“ forschte Joseph weiter.

„Das weiß ich nicht,“ meinte der Andere, „daran hat wohl kein Mensch gedacht. Jeder hat da gerade genug mit sich selbst zu thun, da kümmert sich keiner um den Andern.“

„So, so,“ murmelte Joseph, „da giebt's kein langes Besinnen —, Grubenlicht her,“ rief er mit dröhnender Stimme in die schon zurückweichende Menge.

Man brachte ihm das Gewünschte. Mit einem Sprung war Joseph in der Fördererschale und gab das Signal zur Einfahrt.

„Ich fahre mit hinunter,“ drängte sich einer der Bergleute heran. Sein Haar war schon ergraut, aber der Mut der Jugend blühte aus seinen Augen.

„Bleib' davon, Alter,“ befahl Joseph, „ich bin gewandter wie Ihr. Aber geht zu meiner Frau und sprecht der Trost zu. Glück auf!“

„Glück auf!“ ertönte es in hundertfältigem Echo und unter quietschendem Getöse senkte sich die Fördererschale in die Tiefe.

— Im Schachtgebäude wurde es immer lebendiger. Die Kunde von der furchtbaren Katastrophe verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Kolonie der Arbeiterhäuser und in der gesamten Umgebung. In hellen Haufen strömten sie herbei: Greise, Frauen, Kinder. Jeder wußte, daß es ohne Opfer nicht abgegangen war, aber welche Frau war Witwe geworden, welche Kinder Waisen?

Die Förderung arbeitete ohne Unterlaß. Betäubte, Ohnmächtige gelangten zu Tage. Bei einigen waren die Wiederbelebungversuche von Erfolg begleitet, bei anderen versagten sie . . . man deckte ihnen weiße Tücher über die verzerrten, aufgedunsenen Gesichter.

Das Gedränge vor dem Schacht wurde immer gefährlicher, die von Angst erfüllten Menschen suchten mit Gewalt Zutritt zum Förderhaus zu erlangen. Man sperrte einen Umkreis von etwa zehn Schritt durch eine Postenkette ab, aber jedesmal wenn die Glocke kündete, daß eine weitere Fördererschale zu Tage langte, durchbrach die Menge die Kette, denn Jeder wollte erfahren, ob auch er mit dem Unglück mitbetroffen war. Zuletzt ertönte die Glocke nur mehr leise, klagend . . . die Fördererschale barg nur noch leblose Menschen, Leichen —

Ergreifende, herzzerreißende Szenen spielten sich ab!

. . . Joseph stand aufrecht in der Schale,

die sich rasch in die Tiefe senkte. Neben ihm stiegen sie empor, die Geretteten, die Betäubten, die Toten. Auf halber Strecke hörte er schon das dumpfe Geräusch der sich an die Auffahrt drängenden Menge. Die Bergleute hatten ihre Werkzeuge fortgeworfen, ihre Lampen verlöscht, die Rittel ausgezogen, damit sie nichts an schnellerem Vorwärtseilen hindern könne. Nur die in den Gängen angebrachten Laternen warfen ihr fahles Licht auf die blassen Gesichter. Was war auf diesen aber zu lesen! Furcht, Kummer, — dann aber auch finstere Entschlossenheit, blutige Grausamkeit: la hôte humaine.

Als Joseph unten anlangte, machte man ihm Platz. Die Tollkühnheit, in die Grube zu fahren im Augenblick größter Gefahr, im Augenblick, wo Menschenleben keinen Pfifferling wert waren, imponierte den Leuten.

„Ist Jemand aus meinem Revier hier?“ ertönte Josephs Stimme.

„Nein,“ kam die Antwort zurück, „wir alle sind aus Flöh zwei.“

„Hat man meine Leute gewarnt?“ erkundigte er sich weiter.

„Du lieber Himmel,“ antwortete man ihm, „wir sind froh, daß wir selbst mit dem Leben davon gekommen sind, um die in Schacht III hat sich Niemand gekümmert.“

Joseph hörte die letzten Worte schon nicht mehr. Er zwängte sich mit Mühe durch die schmale Passage, welche die Arbeiter für ihn frei machten; wer ihm nicht gutwillig aus dem Wege ging, bekam einen Rippenstoß, daß er gegen die Verschäalung taumelte. Als er sich durch die Menschen hindurchgearbeitet hatte, beschleunigte Joseph seine Schritte, er lief, er rannte, er leuchtete schweißtriefend vorwärts, unbekümmert darum, ob er mit den Weinen, den Armen, der Stirn an hervortragende Kohlenstücke stieß und sich verletzte.

In 15 Minuten mußte er bei seinen Leuten sein, in dieser kurzen Zeit konnte das Feuer sich noch nicht soweit ausgebreitet haben, daß es den Rettungsweg zur Auffahrt versperre. Aber die Gase, die schlagenden Wetter . . . Jeden Augenblick konnte er in einen Gang geraten, der angefüllt war mit totbringender Luft, — eine Explosion und er würde in Atome zerschmettert.

Joseph lief, so schnell ihn seine Beine zu tragen vermochten. Wenn er nur erst den großen Gang hinter sich hatte, in welchem er fortwährend über die Schienen stolperte, dann würde es schon besser werden. Er kam dann in die Kammer, hatte einige Leitern zu erklimmen und schließlich war er bei seinen Leuten: ein Signal und sie waren alle gerettet.

Ein Fieberschauer durchbedte die muskulöse Gestalt des vorwärts Eilenden. Sein Grubenlicht verbreitete nur schwaches Licht, welches die Finsternis kaum zu durchdringen vermochte. Grabesstille herrschte in dem Gange sobald er den Schritt einen Augenblick anhalt, hörte er das Geräusch der von dem Gestein fallenden Tropfen.

Die furchtbare Aufregung, die Joseph gepackt hatte, ließ ihn fast die Gefahr vergessen, in der er schwebte. Es war ja auch gar nicht zu glauben, daß einige wenige hundert Meter entfernt ein Feuer wüten solle, das mit teuflischer Wut Alles vernichtet, was Menschenhände seit Jahrzehnten geschaffen hatten: Balken, Gerüste, Stämme! Sollten denn wirklich die Früchte mühevoller, langjähriger Arbeit in kurzen Stunden zerstört werden? Sollte denn die mörderische Luft der Schlagwetter all' die schwarzen Kohlengänge im Ru in Totenkammern verwandeln?

Ach was, Unsinn! Er konnte ja noch ganz gut laufen; — etwas unsicher auf den Weinen kam er sich allerdings vor, als ob er viel getrunken hätte. Na aber, da sollte Einer nicht torkelig werden, wenn man solche Strecken zurückgelegt hat.

Da fiel sein Blick auf seine Sicherheitslampe. In deren Licht wurde von Minute zu Minute kleiner, es schien also Ernst zu

werden. Ein Gedanke drängte sich in sein Gehirn, er bildete sich ein, er sei ein zum Tode Verurteilter, der neben sich das Beil des Scharfrichters liegen sieht. Einige Sekunden noch, dann war er einen Kopf kürzer —

Joseph hob die Grubenlampe hoch, noch höher, bis in Augennähe. Das Licht flackerte, blinzelte . . . Jetzt mußte er umkehren, dann konnte er sich schließlich noch retten. Sein Fuß stockte! Aber die Kameraden, seine Leute! Von Neuem drang er vorwärts . . .

Langsam, bedächtig zuerst. Dann schneller. Er spannte alle seine Kräfte an, nahm alle seine Sinne zusammen, . . . da schließlich mußte er stehen bleiben, es war ihm, als ob Herz und Lungen sich weiteten, auseinander springen wollten. Er taumelte gegen die Wand, seine Lampe schien im Wackeln. Noch ein Auflackern, ah, da war ja schon die Kammer, dahinter die Sprossen der Leiter.

Sollte er, der kräftige Mann, hier schlapp werden, gleich einer Memme umkehren? Sollte er hier den Tod erwarten? Und er nicht allein, — sollte er zweihundert wackere, brave Bergleute auch dem sicheren Verderben überantworten? War es denn nicht möglich diese Schwäche zu überwältigen?

Mit seiner letzten Willenskraft arbeitete er sich hoch, sein Scheitel berührte die Kohlenstangen, die oben aus dem Gang hervorragten. Da schien die Luft etwas freier, atmungsfähiger. Einige Schritte strebte er nach vorn, dann überkam ihn von Neuem die nervenlähmende Schwäche. Es war entsetzlich . . . Sollte er denn hier sterben, ohne Hilfe, ohne Rettung, ohne Abchied von seinen Lieben?

Nein, das konnte, das durfte nicht sein, das konnte der Himmel selbst nicht wollen! Er wollte ja nur seine Leute retten, die Frauen und Kinder dieser Leute. Aus seinen Haaren perlte der Schweiß, seine Augen schienen aus den Höhlen zu treten, blutiger Schaum stand vor seinen Lippen.

Nochmals stürmte er vorwärts. Sein Gesicht blutete, Blut rieselte von seiner Schulter, rieselte aus seinem Arm. Aber vorwärts, vorwärts. Da war er in der Kammer, an der Leiter. Er wollte rufen, schreien . . . kein Ton kam aus seiner Kehle. Die Verzweiflung packte ihn, er riß die Sicherheitslampe aus dem Gürtel und schlenkerte sie von sich, sie zerbarst unter lautem Getöse. Mit wichtigem Tritt brach er eine Sprosse aus der Leiter, er hieb damit auf die anderen . . .

„Heh,“ — hörte er da von oben rufen, „vielleicht läßt Du diesen groben Unfug, Du Lämmer . . .“

„Feuer im Schacht!“ rief er. Dann vergingen ihm die Sinne, es kam ihm vor, als ob man ihn beim Schopf packte, emporzog, — — aha, es ging also doch in den Himmel . . .

Und er erwachte. Das Öffnen der Augen wurde mit einem Freudenruf begrüßt. „Kinder,“ jubelte seine Frau, „der Vater lebt . . .“

Dann kamen zwei Menschen und kneteten ihm die Brust, warfen ihm die Arme hoch, knickten ihm die Kniee ein und drangsalierten ihn nach der Schwierigkeit. Er blinzelte von Neuem empor: Der Eine schien der Knappschachtsarzt zu sein, der ihm gerade mit einem Hammer auf den Rippen herumklopfte. So ein widerwärtiger Patron . . .

Dann defilierten lange Reihen von Menschen an seinem Lager vorüber: ach, die kannte er ganz genau, das waren seine Arbeiter aus Schacht III. Na, die lebten also doch noch, er hatte seinen Todesgang nicht umsonst gemacht!

„Seien Sie außer Sorge,“ vernahm er noch, — der Kerl mit dem Hammer sagte es zu seiner Frau, — „einige Tage der Ruhe, dann ist Ihr Mann gerettet. Sie können stolz auf ihn sein, er ist ein echter und rechter Held der Arbeit, ein Held, dem größten Feldherren vergleichbar!“

Oculi.

Eine Liebes- und Schnepfen-Geschichte.
Von K. Brachner.

I.

Oculi: Da kommen sie!

Es war ein erfrischer, heiterer Frühlingstag. Die Sonne war gerade aufgegangen. Nur leichte, weißgelbe Federwölkchen flogen über den blauen Himmel und die Märzsonne begann die ganze Welt mit ihrem langersehnten Goldglanz anzufüllen, so daß die Guck-in-die-Welt von Schneeglöckchen fast zusehends wuchsen und der letzte Winterschnee auf den Halben und Hügeln ärgerlich zusammenschmolz und immer kleiner wurde. Eine naseweise Amsel rief dazu aus dem nahen Gehölz und über die ganze Erde lag es wie ein zarter grünender Flaum.

Hinten am Rand des Gehölzes, wo ein Kirchturm und ein paar rote Ziegeldächer hervorlugten, erhob sich jetzt eine Staubwolke, die sich aber bald wieder zerteilte und Wagen, Pferde, Hunde und eine Meute angepöppelter Hunde erblickten ließ, von denen die letzteren mit kräftiger Lunge laut in den Frühlingsmorgen hinauskäfften. Dann wurden auch die Menschen sichtbar, eine lustige, muntere Gesellschaft, die zur Ehre des Tages zur Schnepfenjagd in das nahe sumpfige Terrain zog, wo sich die zweibeinigen Tiere aufzuhalten pflegten.

Ältere und jüngere Leute, Männer und Frauen befanden sich in diesem Jagdzug, der von kläffenden Hunden eröffnet und von dem Proviantwagen geschlossen wurde. Die Leistung dieses Proviantwagens hatten diesmal nicht die älteren, sondern die jüngeren Leute übernommen, nämlich Doktors Lenchen, eine achtzehnjährige, blonde Nordlandsvenus und Postdirektors Agathe, ein zierliches Brünetten im gleichen Alter, als männlicher Schutz war den beiden jungen Damen Erich Gofler, ein schneidiger Kandidat der Medizin, zugefellt worden, der den beiden Mädchen, anscheinend nach echt großstädtischer Schwere- nörter Art den Hof zu machen schien, wenigstens konnte man aus dem fortwährenden Lachen auf so etwas oder auf etwas ähnliches schließen.

Der Zug war im sonnenhellen März morgen an seinem Bestimmungsort angekommen. Die jagdlustige Gesellschaft hatte die Gewehre um die Schultern gehängt und war der Beschäftigung des edlen Waidwerkes nachgegangen. Die älteren Damen hatten einen Spaziergang zum nahen Forsthaus unternommen, während sich die jüngeren Damen auf die Suche nach Märzweilchen aufgemacht hatten. Auch die Hunde waren inzwischen abgekoppelt worden und bald konnte man durch das Hundegekläff hindurch das Knattern der Flinten hören und die gejagten Vögel aus dem grünbraunen Sumpfterrain aufplatternd sich erheben sehen.

Das Kleeblatt war bei seinen Proviantwagen zurückgeblieben. Die Frauen hatten es nicht vermocht, die beiden Mädchen zum Mitgehen zu bewegen, noch hatten die Männer mit ihren Ueberredungskünften Erfolg gehabt, in dem Jünger Nestlups das Nimrodshäber anzufachen. Die Drei schienen sich jedenfalls unter einander besser als bei der Jagd und Milch und Schinkenbrot zu amüsieren.

Mit der Proviantbewachung schien es allerdings auch dem dreiblättrigen Kleeblatt nicht allzu ernst zu sein, denn als man die Luft rein von Basen, Vettern, Onkels und Tanten wählte, schlug man sich auch hier seitwärts in die Büsche, d. h. in das nahe Gehölz und dieses einzig und allein deshalb, um, wie der Herr Kandidat den Vorschlag machte, den herrlichen Sonntagsmorgen in seiner ganzen unbeschreiblichen Frühlingspracht einmal gründlich zu genießen.

Die Mädchen hatten nichts gegen diesen Vorschlag und willigten gern ein.

Man sprach von diesem und jenem, ehe aber zehn Minuten vergangen waren, hatte man Agathe unter dem Vorwande, Waldmeister zu pflücken, allein gelassen . . .

Agathe sah sich also verfehlt, durchschaute aber das Komplott und dachte nur: Oculi, so kommen sie! —

II.

Oculi: da kommen sie!“

So rief das Kleeblatt — es hatte sich inzwischen wieder vereint und Agathe hatte, als kluges Mädchen, sich gestellt, als ob die Trennung im Holze wirklich nur durch einen bösen Zufall herbeigeführt worden war — den Schnepfenjägern entgegen, als diese etwa um die Mittagszeit mit überreicher Beute zurückkehrten.

Nach einem kleinen kalten Imbiß schickte man sich zum Rückweg an. Der Zug ordnete sich jetzt in derselben Weise wie beim Austritt der Jagd, nur daß diesmal Agathe Unterkunft in einem der vielen Wagen suchte, weil, wie sie vorgab, der Transport, der ja aufgezehrt sei, doch nicht mehr einer dreifachen Bewachung bedürfe, und Doktors Lenchen und der junge Mediziner völlig zur Beaufsichtigung desselben genügten.

Niemand ahnte den wahren Grund und nur die beiden, die sie zur Bewachung des Transportwagens zurückließ, wußten dem guten Mädchen in ihrem Innern nicht genug Dank zu sagen, wenn auch ihr Mund nur bedauernde und förmliche Worte sprechen mußte.

Der Zug setzte sich also in Bewegung: Die Hunde voran, dann die Wagenkette und zum Schluß der Transportwagen, dessen Führung Erich jetzt selbst übernommen hatte, da der Kutscher vorn bei den Hunden gebraucht wurde.

Jedermann im Zuge hatte soviel über die Jagd und das Ergebnis derselben zu sprechen, daß Niemand etwas davon merkte, daß der Transportwagen nur ganz langsam nachkam und schließlich ganz aus dem Gesichtskreis der Jagdgesellschaft verschwunden war.

Am Mühlbach war es, wo die Weiden mit ihren jungen, sammetweichen Käychenknospen stehen, wo der Transportwagen nach einiger Zeit plötzlich stillstand. Bis hierher waren die Pferde, ohne besonders angetrieben zu werden, von selbst gegangen. Erich schien diese Gelegenheit außerordentlich erwünscht zu kommen, denn stammenden Auges hob er mit starkem Arm das leicht errotende Mädchen vom Wagen herunter.

„Lenchen!“ . . .

„Erich!“ . . .

Der Wind wehte durch die im Märzschmud stehenden Weidenbäume! —

„Was werden nur die Leute unserer Jagdgesellschaft sagen?“

„Laß sie sagen, Liebste, was sie wollen!“ —

Dann brachen sie wieder auf. —

Die Sonne stand wie eine rote Feuerkugel am westlichen Horizont, als sie mit der übrigen Jagdgesellschaft zusammenstießen, die ihnen, mitten beim Schnepfenmahl, fröhlich zurief: Oculi, da kommen sie! —

III.

Ein Jahr ist vergangen und der Tag ist wiedergekehrt, von dem im Kalender steht: Oculi, da kommen sie! —

Aus dem Kandidaten Erich Gofler ist ein stattlicher Doctor medicinae geworden, der heute sein Lenchen, mit dem er seit vorigen Ostern öffentlich verlobt ist, als seine kleine Frau heimführen will.

Aus diesem Grunde zieht man denn auch heute nicht hinaus zur Schnepfenjagd, sondern hat diesen jagdbaren Tieren einen gebührenden Ehrenplatz auf der Hochzeitstafel eingeräumt.

Nun kommt das Paar aus der Kirche zurück in das hochzeitliche Haus der Brauteltern.

Da stößt der alte Doktor, Lenchens Vater, seine treue Ehehälfte, vergnügt in die Seite und flüstert ihr mit freudezitternder Stimme in's Ohr: „Siehst Du, Mutter, Oculi, da kommen sie!“ —



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 11, 14-28. „In jener Zeit fuhr Jesus über das galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brod kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Philippus antwortete ihm: Brod für 200 Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas Weniges bekomme. Da sprach Einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat: allein was ist das für so Viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gedankt hatte, theilte er sie denen aus, welche sich niedergelegt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stücklein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücklein von den fünf Gerstenbroten, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaft der Prophet, der in die Welt kommen soll. Als Jesus aber erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermal auf den Berg, er allein.

Ueber das Wort Gottes.

II.

Wie werden diese Leute aufgeschaut und gestaunt haben, lieber Leser, als sie mitten in der Wüste von unserm Herrn gespeist wurden! Sie sahen die Verlegenheit der Jünger, die keinen Rat wußten; ja, Jesus Selbst fragt: „Woher kaufen wir Brod, daß diese zu essen haben?“ — Endlich findet sich ein Knabe, der fünf kleine Gerstenbrote hat; aber wie die Jünger, so erkannte auch Jeder aus der Volksmenge, daß das im Grunde gar nichts für so Viele sei. — Doch siehe! nun gehen die Jünger durch die langen Reihen und teilen Brod aus; und das Brod vermindert sich nicht, sondern vermehrt sich unter ihren Händen; ja, nachdem die Tausende gesättigt sind, werden die übrig gebliebenen Stücklein von den zwölf Aposteln gesammelt und jeder von ihnen bringt noch einen gefüllten Korb zum Meister zurück.

Wie beschämt aber auch dieses Volk, das vom Herrn mit jenem erstaunlichen Wunder begnadigt wurde, — wie sehr beschämt es viele unserer heutigen Christen! An die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse hatten diese Leute aus Galiläa gar nicht gedacht: ihnen war es nur darum zu thun, bei Jesus zu weilen, Zeuge Seiner erbarmenden Liebe zu sein und vor allem das Wort Gottes, jene Speise der Seele (wie der hl. Papst Gregor es nennt) zu empfangen. Ja, es ist, lieber Leser, als ob diese nach dem Worte Gottes hungernden

Leute jenes Wort des Herrn gehört und beherzigt hätten, das er mehrere Jahre vorher an den Versuchter gerichtet hatte: „Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt“.

Niemand von den Lesern wird mir aber Unrecht geben, wenn ich behaupte, daß es in unsern Tagen nicht wenige Katholiken gebe, die schon oft, wenn sie den Prediger zur Kanzel schreiten sahen, ungefähr so bei sich dachten: „Ich sehe wirklich nicht ein, warum man uns so oft predigt; es ist ja doch im allgemeinen nur verlorene Zeit und Mühe! Wenige oder vielleicht Niemand schöpft wirklichen Nutzen daraus! Ich höre zwar den Prediger an: würde mich aber Jemand beim Schlusse des Gottesdienstes fragen, was er gesagt, so käme ich zweifellos in nicht geringe Verlegenheit. Zu noch größere Verlegenheit aber würde ich kommen, wenn ich ernstlich und der Wahrheit gemäß sagen sollte, welche Worte oder welche Mahnungen des Predigers ich besonders auf mich angewendet habe.“ — Und, lieber Leser, wenn unsere Jünglinge und Jungfrauen einmal die Hand aufs Herz legten: von ihnen würden wir wahrscheinlich hören, daß hauptsächlich nur die wahnende oder befehlende Stimme ihrer braven Eltern es ist, die ihr öfteres Erscheinen in der Predigt bewirkt. Das Anhören einer Predigt sieht man als eine „Buße“ an, und selbst die kürzeste Homilie erscheint marternd lang; darum freut man sich auch, wenn irgend ein-

Sirchenskalender.

Sonntag, 17. März. 4. Sonntag in der Fasten. Gertrud, Abtissin. Evangelium nach dem hl. Johannes 6, 1-15. Epistel: Galater 4, 22-31.
 ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion des Vereins der christlichen Familien. ● St. Martinus: Um 1,8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und an der Nachenerstraße, nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Männer-Sodalität. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
 Montag, 18. März. Cyrillus, Bischof.
 Dienstag, 19. März. Joseph, Nährvater Jesu. ● St. Anna-Stift: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 1/2 Uhr Hochamt, nachmittags 5 Uhr Festpredigt und Andacht zu Ehren des hl. Joseph. ● Dominikaner-Klosterkirche: Patronsfeiertag unserer Kirche und des Klosters. Um 6 Uhr ist eine hl. Messe mit Gesang für den III. Orden. Um 9 Uhr feierliches Hochamt. Abends um 7 Uhr ist Rosenkranz, Festpredigt und feierliche Segensandacht. ● Karmelitessen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, um 8 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Andacht und Verehrung der Reliquie des hl. Joseph. Von diesem Tage an ist Morgens um 6 Uhr erste hl. Messe. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Morgens 8 Uhr die erste hl. Messe um 7 Uhr Hochamt und Abends 6 Uhr Komplet.
 (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

mal die erwartete Predigt aus irgend einem Grunde ausfallen muß.

Ich glaube nicht, daß der Leser — sei er nun jünger oder älter, — mir den Vorwurf machen kann, daß ich die Farben zu stark auftrage; aber mit welchen Gefühlen werden denn diese predigtchen Christen nächstens (am Passionssonntage) das Wort des Herrn aufnehmen, das Er einst den halsstarrigen Juden vorhielt: „Wer aus Gott ist, höret auf Gottes Wort. Darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid!“ — Sie haben Ohren und hören nicht! Nicht bei der Predigt weilt ihr Geist, sondern bei den (für den Sonntag) schon geplanten Vergnügungen, Ausflügen, bei den Geschäften und andern ähnlichen Dingen. Das ist es, was ihre Seele beschäftigt, nicht der Gegenstand der Predigt: wenn aber der Geist abwesend ist, was soll denn die Anwesenheit des Leibes im Gotteshause nützen?

Soll das Wort Gottes Frucht bringen, so muß es mit großer Aufmerksamkeit und zwar mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit angehört werden, auch dann, wenn Wahrheiten gepredigt werden, die unserer Schwachheit nicht recht gefallen. Sonst gleichen wir allzu sehr dem Könige Herodes, von dem die hl. Schrift erzählt, daß er großes Vergnügen daran fand, den großen hl. Johannes, den Täufer, zu hören, — solange dieser vom Himmelreiche und ähnlichen Wahrheiten sprach: „Er hörte ihn gern“ (Mark. 6, 20). Er war bei Hofe willkommen, und der ganze Hofstaat hatte große Ehrfurcht vor ihm. Als der Heilige aber eines Tages mit apostolischen Freimute dem Könige sagte: „es ist dir nicht erlaubt, deines (noch lebenden) Bruders Frau zu haben!“ — da war es aus und vorbei mit der fürstlichen Gunst, und der große Prophet büßte bekanntlich seinen Freimut bald nachher mit dem Tode.

Mit dem Propheten Nathan muß ich mir selber in der Predigt zurufen: „Du bist jener Mann!“ An mich wendet sich der Prediger, ohne speziell mein Inneres zu kennen: er hält mir gleichsam einen Spiegel vor, damit ich die Fehler und Mängel meines Lebens erkenne und die bessernde Hand anlege.

Es genügt indessen nicht, lieber Leser, das Wort Gottes aufmerksam anzuhören: man muß nach der Predigt noch einmal ernstlich nachdenken über das Gehörte, damit der Same des Evangeliums im Herzen auch wirklich aufgehen kann. Ja, dächten wir nur während unserer gewöhnlichen Arbeiten darüber nach, so würde es schon mächtige Wirkungen in unserm Innern hervorbringen, und wir würden die Mutter Jesu nachahmen, die in ihrem Herzen Alles sorgsam bewahrte, was nur immer über ihren göttlichen Sohn gesagt ward: „Sie aber behielt alle diese Worte und bewahrte sie in ihrem Herzen.“ sagt ja die hl. Schrift. — Wie segensreich würde es auch sein, lieber Leser, wenn die alte schöne Sitte wieder Eingang in unsern Familien fände, wonach die Besucher der Predigt den daheim Zurückgebliebenen nachher das Gehörte, so gut es eben gehen will, mitteilen, damit auch diese noch Vorteil und Nutzen aus dem verkündeten Worte Gottes ziehen. Wir würden dann jenes samaritanische Weib (am Jakobsbrunnen) nachahmen, das einst dem Heiland als Werkzeug zur Belehrung ihres Volkes diente.

Wie weit aber sind von dieser gottgefälligen Gesinnung entfernt, die die Predigt zu verlassen pflegen, etwa wie sie ein musikalisches Konzert verlassen würden, von dem man auch nichts heimbringt, als das Vergnügen, es gehört zu haben! Derartige Predigtbesucher pflegen sich damit zu begnügen, die gehörte Predigt zu loben, — ohne zu bedenken, daß die Wirksamkeit des verkündeten Wortes Gottes gar nicht vom Prediger abhängig ist, da der ja nur das Werkzeug Gottes ist. Auch die Juden wunderten sich einst, als sie den

Sohn Gottes reden hörten: „die Jhu hörten, verwunderten sich,“ sagt die Schrift; aber (seht der hl. Augustinus bezeichnend hinzu) sie bekehrten sich nicht!

Während der hl. Fastenzeit wird das Wort Gottes mehr, als sonst das Jahr hindurch, gepredigt. Wie aber der Hunger nach Leiblicher Speise eines der untrüglichen Zeichen ist, um zu erkennen, ob einer leiblich gesund sei: so ist auch der Hunger nach der geistigen Speise des göttlichen Wortes, eines der sichersten Zeichen, um zu erkennen, ob die Seele gesund sei.

S.

Medizinische Tiere.

Von F. Clemens.

Wenn man die Zahl der jetzigen Arzneimittel mit der früherer Zeiten vergleicht, so erkennt man bald, daß diese sehr zusammengeschmolzen ist. Mit dem alten Aberglauben, die Natur habe für jede Krankheit auch für ein besonderes Heilmittel Sorge getragen, hat die Wissenschaft längst gebrochen: officinelle Pflanzen kennt das Arzneibuch für das Deutsche Reich nur noch etwa 130, und die Zahl der dem Tierreich entnommenen Medikamente ist noch viel geringer geworden. Was haben die Ärzte und Quacksalber des Altertums und Mittelalters dem Magen und der Konstitution ihrer Patienten nicht alles zugemutet! Pulver aus gedörrter und zermahlener Fledermaus, Fledermausblut und Fledermausgehirn, Zigelgalle, Tigerleber, Wieselfelblut und Wieselherzen, Hundesfleisch, Hundehblut und Hundemilch, Eidechsenhaut, in Del gelegte Eidechsen, gefottene und gebratene Ottern, Schlangensuppe, aus Wibern gewonnene Tränke und ähnliche Delikatessen. Im Volke haben sich noch mancherlei derartige Mittel als sogenannte Haus- oder Sympatriemittel erhalten, so verzehren heute noch Schwindlichtige Hundesfleisch und Hundesfett als Radikalmittel gegen ihr Leiden. Fischgalle halten viele für ausgezeichnet gegen Augenleiden und Spinnengewebe werden trotz aller Abmahnungen und ohne Rücksicht auf ihre durch die häufige Befudelung mit Farbstoff und Schmutz herbeigeführte Gefährlichkeit als Universalmittel zur Blutstillung verwendet. Und was wird in der Apotheke nicht alles noch für merkwürdiges Zeug verlangt: Zigelgalle, Hirschfett, Bärenalg u. s. w. Die naiven Leutchen gehen auch meistens befriedigt nach Hause, nur befinden sie sich nicht im Besitz der gewünschten Substanz, sondern in der Regel verabreicht man ihnen eine entsprechende Dosis gereinigtes Schweinefett, was dieselben Dienste leistet.

Kommen wir nun zu jenen Tieren, welche für die moderne Heilkunst wirklich noch von Wert sind, so erinnern wir uns an erster Stelle unseres alten Freundes — oder sollen wir Feindes sagen — aus der Kinderzeit, des Leberthrans, und beginnen demzufolge unsere Revue mit den Fischen, welche uns zu diesem nützlichen Del verhelfen. Es sind dies vor allen der Kabeljau und der Schellfisch, zwei Vertreter der Meeresfauna, die wir auch um anderer als ihrer medizinischen Vorzüge willen zu schätzen pflegen und deren Beliebtheit sich in dem Eifer, womit die Fischer ihnen nachstellen, zur Genüge dokumentiert. Die Zahl der jährlich gefangenen Kabeljaus allein beläuft sich auf rund 400 bis 500 Millionen Stück, gegen 200 000 Menschen finden dabei ihren Unterhalt, und nur seiner ungeheuren Vermehrungskraft hat der Fisch es zu danken, daß er nicht längst ausgerottet ist. Den Leberthran gewinnt man, wie schon der Name besagt, aus den Lebern der Fische, und es ist die Zubereitung nicht gerade die appetitlichste. Man schüttet die Lebern in große mit Hähnen oder durchlöcherter Boden versehene Bottiche, worin sie der Sonnenhitze ausgesetzt werden. Bei der Auflösung geben sie ihr Fett, den Leberthran ab, der sodann durchgeseiht und in Fässer gefüllt wird. Der

bleibende Rest wird ausgekocht. Der so gewonnene Leberthran ist der braune, derselbe ist also eigentlich ein Fäulnisprodukt, und es sollen die oft mitten in den Städten aufgestellten Bottiche einen nicht gerade angenehmen Geruch verbreiten. Durch eine andere und jedenfalls empfehlenswertere Methode, nämlich mit Hilfe von Dampf und Filtriren, gewinnt man den einigermaßen erträglicher schmeckenden weißen Leberthran. Von einer Million Fische erhält man durchschnittlich 1000 Tonnen; im Ganzen beträgt die jährliche Produktion etwa 60000 bis 80000 Hektoliter. Von der Naturheilmethode wird der Leberthran ganz verworfen, auch in der wissenschaftlichen Medizin schreibt man ihm die Bedeutung einer wirklichen Arznei nicht mehr zu, sondern verordnet ihn nur, weil er seiner leichten Verdaulichkeit halber ein Mittel zur kräftigen Ernährung des Körpers darbietet.

Da wir einmal bei den Fischen sind, so wollen wir gleich hier auch den Haufen und andere Störarten erwähnen, welche insofern der Medizin indirekt Dienste leisten, als man aus den Schwimmblasen derselben jenen unter den Namen Haufenblase bekannten trefflichen Fischleim gewinnt, dessen man sich zur Herstellung des beliebten Englischen Pflasters bedient. Ein eminent medizinisches Tier ist, wie niemand anzweifeln wird, der Blutegel, obgleich uns schon der bloße Gedanke an seine unheimliche Thätigkeit eine Gänsehaut machen kann. Das liebliche Tierchen gehört zu den Gliederwürmern, und ist im Grunde einer der ärgsten Schmarozer der Natur. Gerade diese seine schlechteste Eigenschaft hat sich aber der Mensch zu Nutzen gemacht. Von dem medizinischen Blutegel unterscheidet man zwei Arten, den deutschen und ungarischen, ersterer bewohnt das nördliche, letzterer das südliche Europa. In Deutschland selbst ist der medizinische Blutegel fast verschwunden, einestheils ist er ein Opfer der unausgesetzten Verfolgung, andererseits ein solches der die ihn zum Aufenthalt dienenden Sümpfe austrocknenden Kultur geworden. Er wird daher entweder künstlich in besonderen Teichen gezüchtet oder aus Rußland, Ungarn u. s. w. eingeführt. Die künstliche Zucht geschieht in kleinen, 3—4 Meter im Geviert habenden Wasserbehältern, wo man die Egel mit dem Blut frischgeschlachteter Tiere füttert, und zwar vergestalt, daß man Flanellappen in das Blut taucht und diese den Tieren vorwirft. Für die Jungen genügen kleine Fische oder Frösche. Die geringen Sauger bedürfen einer gar nicht zu geringen Quantität Blut, ein einziger nimmt das drei- bis vierfache seines eigenen Gewichts auf, doch reicht diese Portion Speise dann auch für ein halbes bis ganzes Jahr aus. Will man ihn eher wieder zum Anbeißen veranlassen, so muß man ihm das aufgenommene Blut gewaltig entziehen, was entweder durch Auspressen oder Einlegen in eine Salzlösung geschieht. Die Zucht des Blutegels ist übrigens keine allzu kurzweilige Sache, denn erst im dritten Jahre ist er für den Gebrauch geeignet, weil er vorher nur die Säfte kaltblütiger Tiere genießt. Erst im fünften Jahre ist er ganz ausgewachsen; alt wird er bis zu 20 Jahren. Der Verbrauch ist zur Zeit kein so bedeutender mehr als in der glücklicherweise überwundenen Periode des Aberlassens und Blutentziehens, damals (in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts) saugten 6 bis 8 Millionen Blutegel allein in den Pariser Hospitälern den unglücklichen Patienten gegen 170000 Pfund Blut aus. Auch jetzt noch kommen jährlich für viele Millionen Mark der nützlichen Schmarozer in den Handel.

Nach dem Blutegel, sagte mir einst ein Bekannter, kommt gleich die Spanische Fliege, beide verursachen ja bei der Anwendung an sich nicht gerade Schmerzen, aber jedenfalls hat man meist solche, wenn man sie braucht. Die Bezeichnung „Spanische Fliege“ könnte Naturunkundige leicht irre führen. Das zu-

sekt haust nicht etwa ausschließlich in Spanien, sondern kommt in ganz Europa, vor allem auch in Deutschland vor, und zwar manches Jahr stellenweise in solchen Massen, daß man die Thiere schon von weitem riecht und sie durch das Entblättern der Sträucher großen Schaden anrichten. Unsere „Fliege“, die aber nicht zu den Fliegen, sondern zu den Käfern und zwar zur Familie der Pflasterkäfer (Gattung *Blasenläser*) gehört, mißt 17–20 Millimeter und zeichnet sich durch eine schöne grüne Farbe aus. Die Fortpflanzung des Käfers oder vielmehr die Entwicklung der Larve ist an eine eigenthümliche Bedingung geknüpft. Das Weibchen legt seine Eier in die Erde; die aus denselben kriechenden Larven klettern auf Erdbienen und lassen sich von diesen in ihre Nester tragen (nach Brehm suchen sie die Nester direkt auf), dann kriechen sie in eine Zelle und ernähren sich von deren Inhalt. Die Spanische Fliege enthält einen blasenziehenden Saft, das Cantharidin; das bekannte Spanische Fliegenpflaster bereitet man aus ihr, indem man das getrocknete Insekt zerstoßt und mit einem Bindemittel auf Leinwand streicht, auch Tinktur und Salbe stellt man daraus her. Einen ähnlichen Saft, nur von schwächerer Wirkung, enthält ein naher Verwandter der Spanischen Fliege, der Mairwürm, dessen man sich in der Thierarzneikunde bei manchen Krankheiten der Pferde bedient. Die Mairwürmlarven suchen, sobald sie aus dem Ei geschlüpft sind, eine Blume auf, verbergen sich in der Krone derselben, hängen sich an die erste an der Blume hangende Biene fest und lassen sich in den Bienenstock tragen, wo sie ihre Trägerin verlassen und die Gelegenheit abpassen, bis die Königin ein Ei in die Zelle legt. In diese Zelle kriechen sie mit hinein und lassen sich mit einschließen. Erst verzehren sie nun das Bienenei, häuten sich dann und nähren sich nun von dem für die Bienenlarve bestimmt gewesenen Honig. Die Mairwürmer sowohl wie die Spanischen Fliegen sind noch dadurch interessant, daß sie ein zweimaliges Puppenstadium durchmachen, sie bilden erst eine Scheinpuppe (Pseudochrysalide), aus welcher noch einmal eine Larve entschlüpft, die sich darauf nochmals einpuppt und nun erst entwickelt sich aus der Puppe das vollkommene Insekt.

Das Moschus- oder Bisamthier, ein dem Reh ähnlicher, aber geweißloser Wiederkäuer von der Größe unseres Rehs, liefert den bei Nervenkrankheiten in schweren Fällen zur Anwendung gelangenden Moschus. Das Moschustier ist in den Gebirgsgegenden von China und Tibet zu Hause; den Moschus sondern die Männchen in einem besonderen, in der Nabelgegend liegenden Ventel ab, welcher etwa 30 Gramm der wertvollen Substanz enthält, bei jüngeren Tieren erheblich weniger, bei alten oft auch viel mehr. In frischem Zustande ist der Moschus salbenartig und von röthlichbrauner Farbe, in getrocknetem wird er zu einer körnigen, schwarzbraunen Masse. Das Moschustier ist außerordentlich scheu und daher schwer zu beschleichen und zu erlegen, trotzdem kannten und verwandten die schlauen Chinesen, die ja alles zuerst gehabt zu haben scheinen, und die auch in der Verfälschung des teuren Stoffs das Möglichste leisteten, ihn schon seit Jahrtausenden und verbreiteten auch, um sich die Konkurrenz vom Leibe zu halten, über die Gefahren der Gewinnung die abenteuerlichsten Gerüchte.

Will man den Kreis der medizinischen Tiere noch weiter ziehen, so kann man auch die Bienen und Ameisen, ja sogar die Katzen, Meerischweinchen, Schweine, Ochsen, Kühe und Pferde dazu rechnen. Denn liefert uns nicht die Biene Honig und Wachs, ersterer ein ausgezeichnetes Lösungsmittel bei Husten darstellend, letzteres notwendig zur Bereitung verschiedener Salben und Fette. Und aus den zerstoßenen frischen Ameisen destilliert man den als Hautreizmittel benutzten Ameisenspiritus, während Katzenfelle als vorzügliches

Ballastiv gegen Rheumatismus Ruf genießt. Zu demselben Zwecke finden im Volke noch vielfach die Meerischweinchen Verwendung, die man auf die schmerzende Stelle setzt und dort festhält. Vom Schwein benutzt man in ausgiebigster Weise das Fett zu Salben usw., aus dem Magen des Kalbes, Schweines und Schafes gewinnt man das Peyin, das zur Unterstützung der Magenthätigkeit gebraucht wird, die Pferde liefern größtentheils das Diphtherieheils Serum, während die Kühe als Lieferantinnen der Kuhpockenlymphe der Medizin unendlich wichtige Dienste leisten. Früher galt auch die Ochsenfelle als Arznei gegen Leber- und Magenkrankheiten, jetzt ist sie durch angenehmere Mittel ersetzt worden. Unstreitig die bedauerndsten mezzinischen Thiere sind aber die Versuchsthiere sowie alle anderen unglücklichen Opfer der Vivisektion.

Die gute Partie.

Novellette von D. Halwig.

So war er denn also wirklich im Begriff, die gute Partie zu machen! Na, Mühe genug hatten die lieben Freunde und Verwandten sich's kosten lassen, ihn von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. „Du mußt reich heiraten —“ sprachen sie allesamt mit dem Brustton der Ueberzeugung — „ein Geschäftsmann kann heutzutage ohne Geld nicht fortkommen.“

Darauf hatte er dann zwar erwidert, daß er selbst den Gegenbeweis für diese Behauptung geliefert, da er von Hause aus nichts befehlen und es trotzdem zur Selbstständigkeit gebracht, aber die guten Freunde waren auch jetzt wieder um eine Antwort nicht verlegen gewesen. „Nun ja —“, meinten sie so obenhin, „Du hast ja gewissermaßen Glück gehabt, aber Du mußt Dich doch auch fürchterlich plagen. Wenn Du eine reiche Frau hättest, wäre es doch noch eine ganz andere Geschichte.“

Darin hatten sie ja wohl auch recht, nur fiel ihm der Entschluß, sich für Geld zu verkaufen, so überaus schwer. Er, Fritz Wormitt, war nun einmal bei all seiner geschäftlichen Thätigkeit im Grunde keine materiell angelegte Natur. All seine Träume vom zukünftigen Liebes- und Eheglück, von einer traulichen Häuslichkeit, in der ein holdes Weib fleißig waltete, indes er die Mittel erwarb, die Seinen zu unterhalten, meinte er darangehen zu müssen, wenn er dem Freundesrat folgte.

Aber schließlich hatte er es doch gethan. Freilich, wäre seine Braut nicht solch ein hübsches und verständiges Mädchen gewesen, dann — hm, dann würde er es doch nicht vermocht haben, seiner Ueberzeugung untreu zu werden. Aber mit seiner Olga konnte er es am Ende schon wagen, den Bund für's Leben zu schließen, trotzdem sie die Tochter des reichen Rentiers Ackermann war. Eigentlich wunderte er sich noch immer, daß sie ihn erwählt. Sie behaupteten ja alle, daß er nicht übel aussähe und so ein gewisses Etwas an sich habe, das den Frauen gefiel, aber immerhin — die Olga konnte eine ganz andere Partie machen. Nun, sie liebte ihn eben, und darin lag doch am Ende die beste Gewähr für seine Zukunft.

Das alles ging ihm durch den Kopf, während er jetzt vor dem Spiegel stand und sich zum Verlobungsdiner anleidete, bei dem er der Familie und den Bekannten des Ackermann'schen Hauses vorgestellt werden sollte. Dazwischen kamen ihm zwar auch noch andere Gedanken, er überlegte z. B., wie er sich die Wohnung überhalb seines Geschäftslokals, in die nun bald seine junge Frau einziehen sollte, am besten einzurichten hätte, und ob er für späterhin außer seiner alten Barbe, die ihm bisher die Wirtschaft geführt, noch ein zweites Mädchen würde nehmen müssen usw.

Endlich war er mit seiner Toilette fertig. Nachdem er sein Spiegelbild, das ihn in dem

neuen Gehrock und der tief ausgeschnittenen Weste recht stattlich deutete, einer letzten befriedigten Musterung unterworfen, nahm er von einem Seitentischchen den prächtigen, sorgsam in Seidenpapier gehüllten Rosenstrauß, den er seiner Braut mitbringen wollte und machte sich auf den Weg. Bevor er auf die Straße trat, sprach er jedoch noch einen Augenblick in seinem Geschäft vor.

Die jungen Mädchen warfen sich bei seinem Erscheinen vieltragende Blicke zu, denn natürlich wußten sie sämtlich, was sein feierlicher Aufzug zu bedeuten hatte. Da es ihn genierte, sich so beobachtet zu wissen, ging er rasch von einer zur anderen, nur bei Fräulein Helene, seiner Directrice, verweilte er länger, da er notwendigerweise noch verschiedene mit ihr zu besprechen hatte. Sie besand sich gerade allein in dem langen schmalen Raum, in dem sie die Mäntel, welche die Spezialität des Geschäfts waren, zuzuschneiden pflegte, und während er ihr Weisungen gab, bemerkte er wiederholt, daß sie verstohlen nach dem geheimnisvollen, in Seidenpapier gewickelten Etwas in seiner Hand schaute. Unwillkürlich folgte er einmal der Richtung ihres Blickes, und da wurde er gewahr, daß das Papier an einer Stelle zerrissen war und daß hier eine schöne rosa Rose neugierig durchlugte. Das machte ihn abermals verlegen. „Wenn ich doch nur erst hier heraus wäre!“ dachte er ärgerlich und endete die Unterredung rascher, als er es sonst wohl gethan haben würde.

In dem Augenblick aber, da er sich entfernen wollte, trat zu seiner Ueberraschung das junge Mädchen rasch auf ihn zu und sagte mit leiser, seltsam bedeckter Stimme: „Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche ausspreche, Herr Wormitt.“

Fritz Wormitt war so verblüfft, daß er nichts zu erwidern wußte und seine Directrice nur mit großen Augen anstarrte. Wie sonderbar sie ausah, das weiche, zarte Gesicht so blaß, und fast, als ob — wahrhaftig, als ob sie geweint hätte. Und gleich, als ob Thränen in ihrer Stimme zitterten, so klang es auch jetzt, als sie zögernd fortfuhr, „es ist vielleicht nicht passend, daß ich davon spreche, da Sie uns noch keine Mitteilung von Ihrer Verlobung gemacht haben, aber — aber, ich wollte doch gern —“, was sie eigentlich wollte, erfuhr Fritz Wormitt nie, denn mitten in ihrer Rede abbrechend, drehte sie sich kurz um und ihrem Chef — was jedenfalls wenig respektvoll war — den Rücken zu.

Er nahm es im Uebrigen auch durchaus nicht übel, im Gegentheil zog er — warum er dies that, wird ebenfalls für alle Zeiten ein Räthsel bleiben — die vordringliche Rose, welche vorhin Helene's Aufmerksamkeit erregt, aus dem Bouquett und reichte sie ihr. „Damit Sie heute Nachmittag an mich denken, Fräulein Helene,“ sagte er dabei. Dann ging er rasch hinaus.

Hinterher ärgerte er sich über seine Handlungsweise. Was, in des Teufels Namen, war ihm nur eingefallen, daß er heute an seinem offiziellen Verlobungstage einem anderen Mädchen eine Rose aus dem Strauß schenkte, den er seiner Braut bestimmt? Wenn Helene nun Schlüsse daraus zog, die — „Ach, dazu ist sie viel zu vernünftig“, tröstete er sich, aber aus dem Sinn vermochte er die Geschichte doch nicht zu bringen, weder jetzt, noch während des Verlobungsdiners.

Und so geschah es denn, daß Herr Fritz Wormitt bei dem Diner an eine andere junge Dame mehr dachte, als an seine Erwählte und was noch schlimmer war, sie mit dieser verglich. Hübsch waren sie beide, wenn auch in anderer Art; Helene besaß eine über mittelgroße schlanke Figur und ein schmales, sanftes, von üppigem Blondhaar umrahmtes Gesicht, Olga dagegen, kleiner, voller und frischer, repräsentierte einen ausgesprochenen Brünnettentypus. Mancher würde sie vielleicht

schöner gefunden haben, als die blasse Helene, nicht so Fritz Wormitt, der immer für Blondinen geschwärmt — vermutlich, weil er selbst dunkel war. Ebenso sagte ihre stille bescheidene Art ihm im Grunde besser zu, als das etwas geräuschvolle Wesen seiner Braut, aber immerhin, ein liebes Mädchen war sie auch und vor allem doch — seine zukünftige Frau. Heute zumal kam sie ihm mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen, drückte ihm unter dem Tisch beständig die Hand und flüsterte ihm zärtliche Schmeichelworte ins Ohr. Auch die übrigen Glieder der Familie, die Schwiegereltern voran, behandelten ihn höflich, was in diesem Hause, in dem man auf verbindliche Umgangsformen nicht sonderlich viel Gewicht legte, etwas bedeutete. So hätte er sich denn mit heimlich fühlen können, wenn — ja, wenn der Onkel Theodor nicht gewesen wäre. Dieser, der Bruder des Hausherrn, ein verkümmertes alter Junggeselle, der von seinen Verwandten mehr gesüchtet als geliebt wurde, würdigte Fritz in einer Weise, die diesem nicht gerade behagte, seiner speziellen Aufmerksamkeit.

„Sind doch meiner Treu ein Teufelskerl!“ hatte er ihm nun wohl schon ein Duzend Mal unter dröhnendem Gelächter zugerufen und dann hinzugefügt, „ja, ja, junge Leute müssen Mut haben — Mut ist die Hauptsache im Leben.“

Fritz schwebte es auf den Lippen, ihn zu fragen, was er mit dieser Aeußerung eigentlich meinte, aber da er es ohnehin ganz genau wußte, so schwieg er lieber. Der joviale alte Herr wollte jedenfalls auf die Kühnheit anspielen, die der wenig bemittelte Kaufmann bewiesen, indem er seine Augen zu dem reichen Fräulein Aldermann erhob — sich dergleichen coram publico sagen zu lassen, gehörte aber zweifellos nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Daseins. Es konnte ihm daher auch niemand verdenken, daß er dem „lieben“ Onkel Theodor auswich, wie er nur konnte. Indessen, seinem Schicksal entgegen geht kein Mensch.

„Sagen Sie mal, junger Freund,“ schrie er dem Beklagten jetzt über den Tisch zu — „wie fühlen Sie sich denn eigentlich als Bräutigam? 'n bißchen bänglich — was?“

Der Angeredete zuckte kühl die Achseln. „Daß ich nicht wüßte!“

„Er weiß es nicht —“ lachte Onkel Theodor zu seiner Umgebung — „hört Ihr, er weiß es nicht! Aber ich sage es ja immer — junge Leute müssen Mut haben.“ Und dem Gegenstand seines Interesses mit verschämtem Augenzwinkern zunicke, fuhr er fort, „wenn man sich so'n Goldvögeln einhängt, muß man's doch auch in ein goldenes Bauer setzen — hm? Wie ist es damit?“

„Meine Wohnung ist groß genug für uns beide,“ entgegnete Fritz ausweichend.

Diese letzten Worte erregten die Aufmerksamkeit seiner zukünftigen Schwiegermutter. Sie wollen damit doch nicht etwa andeuten, lieber Wormitt, daß Sie nach Ihrer Verheiratung in Ihrer jetzigen Wohnung zu bleiben gedenken — in dem nämlichen Hause, in dem auch Ihr Geschäft ist?“ fragte die Dame, das Wort „Geschäft“ besonders betonend, mit Schärfe.

Er neigte höflich den Kopf. „Allerdings —“ sagte er — „ist das meine Absicht, gnädige Frau.“ Zu einer traulicheren Anrede hatte er es bis jetzt noch nicht zu bringen vermocht.

„Du Schatzel —“, wandte sich nach einer Weile Olga an ihn — „das war doch selbstverständlich nur ein Scherz, was Du vorhin zu Mama sagtest — daß ich in das Haus ziehen soll, in dem Dein Geschäft ist?“

Aber keineswegs, liebes Herz — gab er bestimmt zur Antwort — „ich habe das Haus gekauft, um gleichzeitig darin wohnen zu können. Ich kann das Geschäft dann viel besser kontrollieren und wohne zudem auch

billiger, als wenn ich eine andere Wohnung mieten wollte.“

Olga streifte ihn von der Seite her mit einem raschen prüfenden Blick. „Billiger?“ wiederholte sie gedehnt. „Ja — sag' mal, Schatzel, bist Du denn nicht reich?“

„Reich? Ich?“ Er lachte kurz auf. „Ich verdiene, was ich brauche, aber — ich brauche auch nicht allzuviel.“

„Na ja, aber — wie wird das denn werden, wenn wir verheiratet sind?“

„Dann wird Dein Vater Dir doch hoffentlich ein nicht zu kleines Kapital mitgeben,“ beantwortete Fritz diese Frage im stillen, da er das laut aber doch nicht sagen konnte, so entgegnete er nur, „ja, dann müssen wir uns eben recht sparsam einrichten.“

„So, so!“ meinte die junge Dame, „das bin ich nun freilich nicht gewöhnt, aber —“ hier schien ein neuer Gedanke in ihrem Kopf aufzublitzen — „ich bekomme doch später einmal ein hübsches Vermögen — allerdings erst nach dem Tode meiner Eltern und da sie noch jung sind, so dauert das hoffentlich noch 30 Jahre und länger — aber immerhin müßte das Deinem Kredit doch sehr aufhelfen, und was ein tüchtiger Geschäftsmann mit Kredit machen kann, ist ja bekannt.“

„Daß Dich dieser und jener hole!“ dachte Fritz. Er war innerlich starr. Also für die nächsten 30—40 Jahre sollte der ganze Vorteil der guten Partie, die er zu machen im Begriff stand, nur in erhöhtem Kredit bestehen! Dieser Aussicht hatte er seine Prinzipien, und wie er jetzt erst fühlte, weit, weit mehr noch geopfert! Wenn er nicht solch' ein gestitteter junger Mann gewesen wäre, würde er groß geworden sein und zwar gründlich. Dann aber kamen ihm gerechtere Erwägungen. Warum war er denn eigentlich so wütend auf das Mädchen? Sie hatte ebenfalls, genau so wie er, eine gute Partie machen wollen. Sie hielt ihn für reich und darum — ja, ja, sie hatten einander beide nichts vorzuwerfen.

Fräulein Olga fuhr indessen unbeirrt fort, „so reich wie die Leute denken, ist Papa ja lange nicht; er hat in den letzten Jahren große Verluste gehabt, aber — das braucht ja schließlich keiner zu wissen. Wenn Du klug bist —“

„Gieb Dir keine Mühe —“ fiel der „glückliche“ Bräutigam hart ein — „auf solch' unsoliden Manipulationen lasse ich mich nicht ein. Wir leben sparsam und arbeiten beide fleißig — das ist die einzige Art, auf die ich meine Verhältnisse allmählich zu verbessern gedenke.“

Jetzt nahm die praktische junge Dame sich nicht einmal mehr die Mühe, ihn eines Besseren belehren zu wollen. Sie hielt den Blick starr auf den Teller gesenkt und schwieg. Fritz hätte darauf schwören mögen, daß sie sich überlegte, wie sie ihm am schnellsten und mit guter Manier den Laufpaß geben könnte.

Plötzlich sah sie auf und zwar gerade auf den Rosenstrauch, den er ihr für sein sauer verdientes Geld gekauft. „Du, Fritz,“ begann sie, „wie kommt es nur, daß das Bouquet da eine Lücke hat? Es ist überhaupt viel zu lose gebunden — wahrscheinlich, um Rosen zu sparen — aber da scheint doch eine zu fehlen? Wie?“

Fritz Wormitt that einen tiefen Atemzug. Wenn das eine Brücke, wenn auch nicht gerade eine goldene bedeutete, die sie ihm bauen wollte, so sollte es nicht vergebens geschehen sein. „Du hast ganz recht,“ entgegnete er mit fester Stimme, „da fehlt eine Rose. Ich habe sie verschluckt.“

„So? Wohl an eine Dame?“ Es sollte scherzend klingen, aber der Versuch mißlang kläglich.

„An eine junge sogar.“
„Das ist ja reizend!“ lachte sie nervös. „Er verschluckt eine Blume aus dem Strauch, den er mir mitbringt, an eine junge Dame! Und das an unserem Verlobungstage! Du mußt mich wirklich für sehr nachsichtig halten.“ Da er nichts erwiderte, setzte sie scharf

hinzuzugewandt, „und wer ist denn die Bevorzugte, wenn man fragen darf?“

„Auf Fragen in solchem Ton gestellt, gebe ich keine Antwort.“

„Wirklich? Nun, dann mußt Du auch die Folgen tragen.“

Er verneigte sich mit ausgesuchter Höflichkeit. „Ich bin vollkommen bereit dazu.“

In diesem Augenblick brachte der Lohndiener den Kübel mit den Sektflaschen herein. Während die Gläser gefüllt wurden, warf Olga ihrer Mutter einen langen, vielsagenden Blick zu, eine Weile korrespondierten die beiden mit den Augen über den Tisch herüber, worauf Frau Aldermann ihrem Gemahl etwas zuflüsterte. Dieser stuzte, nickte dann und schlug an sein Glas. Natürlich dachten die Geladenen, daß der Hausherr beim schäumenden Raß das Wohl des Bräutigams ausbringen und damit die Verlobung offiziell machen würde, aber nichts dergleichen geschah. Herr Aldermann ließ einfach in kurzen, nicht gerade sonderlich wohlgelegten Worten seine lieben Gäste ganz im allgemeinen leben. Und als ob es der Ueberraschungen bei diesem höchst merkwürdigen Diner noch nicht genug gewesen wären, erhob sich jetzt auch, nachdem er vergnügt mit angestohlen hatte, der präsumtive Bräutigam, um unter Ausdrücken artigen Bedauerns zu erklären, daß er nicht länger in diesem geschätzten Kreise zu verweilen vermöge, da die Sorge um sein Geschäft ihn nach Hause rufe. Als Mann von Welt lächelte er seiner Erziehungsleiterin respektvoll die Hand, schüttelte sie deren Gatten und Tochter recht bieder und verließ, von Olgas zornigen Augen gefolgt, stolz wie ein Spanier, das Zimmer.

„Gott sei Dank —“ sagte er sich draußen — „daß ich noch mit einem blauen Auge davongekommen bin! Das hätte schlimm werden können!“

In seinem Hause angelangt, stürmte er ausgelassen wie ein Schulknabe, direkt in Fräulein Helene's Zuchneiderstübchen. Als sie ihn so hastig eintreten sah, schaute sie überrascht auf. „Sie sind schon zurück, Herr Wormitt?“ fragte die liebe Stimme.

Er blickte sie eine ganze Weile lang gedankenvoll an. „Wissen Sie auch, warum ich schon zurück bin?“ meinte er vergnügt. „Nun, so will ich's Ihnen sagen — weil ich nämlich noch gar kein Bräutigam bin. Ich wollte eine gute Partie machen, und da ich das dort nicht konnte, mußte ich rasch zurückkommen. Denn zu einer guten Partie gehört, daß man eine Frau heiratet, die fleißig und sparsam ist und die einen lieb hat und die man auch lieb hat.“

Und dann legte er seine Arme um ihren Hals und küßte sie und sie küßte ihn wieder!

Allerlei.

* Temperenzler-Diner. A.: „So, das Diner war so vornehm?“ — Temperenzler: „Ja, zu jedem Gange gab's ein anderes Mineralwasser!“

* Moderne Frauen. Herr (der eine junge Dame aus dem Wasser gerettet): „Was darf ich Ihnen als Stärkung anbieten, Fräulein?“ — Die Gerettete: „Bitte — eine — Cigarette.“

Sirjenskalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 20. März. Joachim, Vater der allerheiligsten Jungfrau Maria. ● St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt.

Donnerstag, 21. März. Benediktus, Ordensstifter. Freitag, 22. März. Octavian, Martyrer. ● St. Andreas: Neunter Laverius-Freitag. 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Predigt mit Andacht vorher Sühne-Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 7 1/2 Uhr Fastenmesse mit Segen. ● St. Martinus: Abends 1/8 Uhr Fasten-Andacht und Predigt.

Samstag, 23. März. Otto, Bischof. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. 5 Wunden. ● Karmeliten: Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag in der Fasten (Passions-Sonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 8, 46-59. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden; Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort; darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht; es ist Eines, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn Jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein Vater ist es, der mich ehret, von dem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater hat frohlocket, daß er meinen Tag sehen werde: Er sah ihn, und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehedem Abraham ward bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“

Ueber das Wort Gottes.

III.

Die jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäer suchten den Unglauben, den sie dem göttlichen Heilande entgegensetzten, durch allerlei Ausflüchte zu entschuldigen; dabei gaben sie heuchlerisch immer wieder vor: daß Gott ihr Vater sei und sie Diesen als Vater auch anerkennen wollten.

Was sagte der Heiland ihnen darauf? Er antwortet: „Wenn Gott euer Vater wäre, so würdet ihr Mich gewiß lieben; denn Ich bin von Gott ausgegangen und in die Welt gekommen; Ich bin nicht von Mir Selbst gekommen, sondern Er hat Mich gesandt. Warum erkennet ihr Meine Sprache nicht? Weil ihr Mein Wort nicht hören könnt“ (Joh. 8, 42). Diese Juden waren von Hochmut, Neid und Habsucht befangen; darum wollten sie den Herrn nicht hören.

Genau so, lieber Leser, ist's aber auch heute noch: wer das von der Kirche verkündete Wort Gottes nicht hören will, hat zweifellos seine Gründe dafür. Das Wort Gottes soll ja ein Spiegel für unsere Seele sein; es soll unser Thun und Lassen, unsere ganze Handlungsweise wiederpiegeln; kommt nun unser Leben den Anforderungen des göttlichen Wortes möglichst nahe, giebt dieser Spiegel unser Seelenleben nicht als ein wahres Herrbild wieder, — so wird das Wort Gottes uns stets ein recht willkommenes Spiegel sein, in den wir gerne hineinschauen.

Darum sagt der Herr: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort.“

Ein von den hl. Vätern mit Vorliebe angeführtes Gleichnis habe ich bereits kurz erwähnt: Der Hunger nach Leiblicher Speise (sagen sie) ist eines der untrüglichen Zeichen, um zu erkennen, ob Jemand leiblich gesund sei, — ebenso ist der Hunger nach der geistigen Speise des göttlichen Wortes eines der sichersten Zeichen, um zu erkennen, ob Jemand an der Seele gesund sei.

Stellen wir uns vor, es werde für eine große Menge von Gästen ein kostbares Mahl bereitet, etwa ein solches, wie der König Salomon es einst seinen Dienern bereitete (3. Kön. 3, 15). Wer sind wohl, lieber Leser, die Ersten, die erscheinen? welche werden die Pünktlichsten sein? Ohne Frage die Hungerigen. Die sich aber verspäten, haben entweder keinen Appetit, oder wollen sich wenigstens den Anschein geben, keinen zu haben. Dürfen wir also etwa sagen, daß Jene Hunger nach dem göttlichen Worte haben, die gewöhnlich oder absichtlich zu spät zur Predigt kommen, gleichsam wie zu begonnener Tafel? Gewiß nicht! Pflaunders stehen sie vielleicht auf dem Plage vor dem Gotteshause, während sie die Glocken zur Predigt gleichwie zu einem süßlichen Mahle rufen hören, allein sie haben gar keine Eile. Sie sehen Andere eilends vorüberziehen zum Gotteshause, allein sie selbst haben keine Eile: es fehlt eben der Hunger nach der geistigen Speise des göttlichen Wortes.

Und wie gering muß der Hunger nach dem

Kirchenkalender.

Sonntag, 24. März. 5. Sonntag in der Fasten. Gabriel, Erzengel. Evangelium nach dem hl. Johannes 8, 46-59. Epistel: Hebräer 9, 11-15. Heute beginnt die österliche Zeit. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marianischen Kongregation junger Kaufleute. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marianischen Jünglings-Kongregation, 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. ● St. Martinus: 1/8 Uhr gemeinschaftliche Ostertkommunion für die Marianische Jünglings-Kongregation.

Montag, 25. März. Maria Verkündigung. (Gebotener Feiertag.) Evangelium nach dem hl. Lukas 1, 26-38. Epistel: Hiain 7, 10-15. ● St. Andreas: Titularfest der Kongregation. Abends 7 Uhr Festpredigt mit Andacht und Gebet. Aufnahme neuer Mitglieder. ● St. Martinus: 1/8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schule an der Martinstraße. ● St. Anna-Stift: Haupt und Titularfest der Marianischen Dienstmädchen-Kongregation. Während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion, nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht. ● Dominikaner-Klosterkirche: Heute feiern vier neu geweihte Priester unseres Klosters ihre erste hl. Messe. Dieselben lesen die ersten Messen um 6, 7, 8 und 9 Uhr.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)



Worte Gottes bei denen sein, die in den Predigten recht viel rednerischen Schmuck verlangen! Wer sich mit klügellichem Hunger zu Tische setzt, schaut bei den aufgestellten Speisen nicht nach der Verzierung, in der sie aufgetischt werden, noch auf etwaiges Gewürz, das sie besonders schmachtlich machen soll; ja, er ist so weit entfernt, einen Unterschied zwischen den einzelnen Speisen zu machen, daß er, wie der weise Salomon in seinen „Sprüchen“ sagt, „Bitteres für Süßes nimmt“ (Sprüche 27,7). — Der griechische Geschichtsschreiber Plutarch berichtet von dem assyrischen Könige Artaxerxes, daß er in einer Schlacht seine ganze Bagage verloren hatte und in einer ärmlichen Hütte nun mit gewöhnlichem Gerstenbrotte füllig nehmen mußte, um seinen Hunger zu stillen: Da habe der König sich bei seinen Göttern darüber beklagt, daß ihm ein so seltenes Vergnügen bis dahin nicht bekannt gewesen sei, da er zeitlebens eine so schmachtliche Speise noch nicht verkostet habe. So vermag der Hunger auch die gewöhnlichste Speise der Armen schmachtlich und ungenießbar zu machen.

Und nun, lieber Leser, die Anwendung: zeigt sich da Hunger nach dem Worte Gottes, wenn man so leicht nicht zufrieden ist mit einer Predigt und in dieser Hinsicht von Jahr zu Jahr ungenügsamer wird? Der eine beklagt sich über die Predigt, weil ihr ein schöner Stil, eine gebildete Sprache abgehe; der andere, sie sei für den gewöhnlichen Mann, aber nicht für den Gebildeten oder gar für den Gelehrten berechnet; der dritte findet, daß ihr alle Lebhaftigkeit abgehe, daß sie zu wenig auf das Gemüt einwirke, zu kalt lasse etc. Und da soll Hunger nach dem Worte Gottes sein?

Wenn ein Hungeriger sich zu Tische setzt, denkt er zunächst wohl nicht daran, seinen Tischgenossen den Löwen-Anteil an den vorgesetzten Speisen großmütig zu überlassen: er wird, wie Jeder aus uns weiß, vor allem dafür Sorge tragen, daß er genug bekomme, daß er selber sich sättige. Ähnlich ist's, wenn jene geistige Speise vorgesetzt wird: wer Hunger nach dem Worte Gottes hat, wird vor allem an sich selber denken und nicht etwa für andere „besorgt“ sein, — d. h. er wird nicht so leicht versucht sein, das Gehörte auf seine Mitmenschen zu deuten: wie der Tadel des Predigers so genau auf die Nachbarin und ihr Thun und Lassen passe, wie der Nachbar mit seinem Weltfinn, seiner religiösen Lauheit so überraschend treu gezeichnet sei, wie die Kindererziehung in diesem oder jenem Hause thatächlich verurteilt worden sei und — solcher „scharfsinnigen“ Deutungen mehr. Ach, lieber Leser, solche Hörer des göttlichen Wortes gehen in ihrer „Großmut“ viel zu weit: sie selber sollten sich an der vorgesetzten Speise sättigen, — aber dazu fehlt es leider an dem erforderlichen Hunger der Seele. Es zeigt sich, um es wieder mit einem Worte zu sagen, ein wirkliches Krankheits-symptom der Seele.

Nun brennt dem einen und andern meiner Leser schon längst die Frage auf der Zunge: was soll ich denn beginnen, um den Hunger nach dem göttlichen Worte in mir zu beleben? Ich freue mich ob dieser Frage, denn sie liefert den Beweis, daß Dein Seelenheil Dir nicht gleichgültig ist! Sieh, lieber Leser, bei aller Ähnlichkeit zwischen den leiblichen und geistigen Speisen, weisen sie doch namentlich einen sehr wesentlichen und höchst auffälligen Unterschied auf: um den Hunger nach den leiblichen Speisen zu erregen, muß man sich eine gewisse Zeit lang davon enthalten, oder doch nur wenig genießen, — um aber den Hunger nach den geistigen Speisen in sich zu steigern, ist nichts so wirksam, als viel und oft davon zu genießen! Willst du, lieber Leser, die Wahrheit dieses Wortes erproben, so mache den Versuch jetzt gleich in der heute beginnenden hl. Fastenzeit durch fleißiges Anhören des göttlichen Wortes!

Die höchsten Wohnstätten der Erde.

Von Rudolf Curtius.

Die höchsten Wohnstätten der Erde bieten darum ein großes Interesse, weil sie zeigen, wie weit die Anpassungsfähigkeit des Menschen reicht, der selbst mit geringen Mitteln es versteht, der Natur das zum Leben notwendige abzurufen. Zu allererst haben wir sie in Asien zu suchen, dessen Inneres wie bekannt das größte Hochland der Erde ist mit Ebenen, die bis zu 4000 Meter Meereshöhe und darüber ansteigen und von Gebirgen umrahmt und durchzogen werden, welche zum Teil mehr als 8000 Meter über dem Meeresspiegel erreichen. Hier liegen die Quellen der größten Ströme des ungeheuren Kontinents und von hier führen die Flußthäler herab nach den bevölkertesten Ländern der Erde, dem Dreihundertmillionenreiche Indien und dem fast 400 Millionen Einwohner zählenden China. Städte und Dörfer in einer Höhe von 3000 Meter und darüber giebt es da zu hunderten und tausenden und so finden wir hier in einem Seitenthale des Bramaputra in Tibet die Hauptstadt dieses merkwürdigen Priesterstaates, vor welcher seit den Tagen Marco Polos noch jeder Europäer hat Halt machen müssen, Lhasa, das Rom der buddhistischen Welt in einer Höhe von 3566 Meter, während die Hauptstadt der tibetanischen Provinz Tsang, welche über 12000 Einwohner, meistens Buddhistische Mönche, zählt, sogar 3600 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Kleinere Ansiedelungen ziehen sich hier noch weit in die Berge hinauf, und Gartok, die in der Nähe des Indus gelegene Hauptstadt der westtibetanischen Provinz Suardi-Khorum liegt noch volle 1000 Meter höher, nämlich in der Höhe von 4600 Meter, also fast ebenso hoch als der Monte Rosa und Mont-Blanc. Die meisten Einwohner ziehen freilich den Winter über tiefer in die Thäler hinab; immerhin hängen aber doch auch im strengsten Winter einige hundert Menschen hauptsächlich als Wächter in dieser Höhe, wo den Europäer schon nach einem mäßigen Spaziergang die Bergkrankheit mit allen ihren Schrecken überfällt. Damit sind wir aber noch immer nicht an der Höhengrenze der Irdischen Städte angekommen; denn noch fast 400 Meter höher liegt ebenfalls im westlichen Tibet die Zeitstadt der Goldgräber Lobschälung in einer Höhe von 4977 Meter.

Zu den anderen Hochgebirgen Hinterasiens dem Kwenlün, dem Thian-Schan, Altai und Karakorum, ferner im iranischen Hindukusch und im persischen Elburz ziehen sich menschliche Ansiedelungen bis zu 4000 Meter hoch in die Berge; doch ist da von größeren Niederlassungen keine Rede mehr.

Um zu ähnlich hohen Ansiedelungen zu kommen wie in Tibet müssen wir uns fast um den halben Erdball herum nach den nächst hohen Gebirgsländern, nämlich nach den Gebieten der südamerikanischen Anden versehen. Hier finden wir eine große Anzahl Städte und Dörfer in Höhen, welche jenen höchsten Ansiedelungen Hochasiens kaum etwas nachgeben, und wenn in letzteren Ländern es nur verkümmerte Mongolen sind, die der Natur ein nach unseren Begriffen jämmerliches Dasein abtroyen, so sind es hier in den äquatorialen Republiken des südlichen Amerikas Abkömmlinge von Europäern, die Nachkommen der aus der iberischen Halbinsel eingewanderten Spanier und Portugiesen, welche sich in Höhen, wo in Europa ewiger Schnee den Gebirgsfelsen bedeckt, eine Existenz geschaffen haben, welche nicht nur den europäischen „Anstrich“ hat, sondern in vieler Beziehung sich in ihrem inneren Wesen vorteilhaft von der Weichlichkeit unterscheidet, der die Bevölkerung der angrenzenden Tiefländer durch die dort herrschende tropische Temperatur anheimgefallen ist.

Schon Quito, die Hauptstadt von Ecuador, welche 40000 Einwohner zählt, ist geeignet,

uns durch seine hohe Lage von 2850 Meter zu imponieren; trotzdem sinkt dort nur selten das Thermometer in früher Morgenstunde unter den Gefrierpunkt. Wenige hundert Meter hinauf beginnt aber bereits die Paramoregion, wo jede Art von Feldkultur versagt. In derselben Republic liegt übrigens am Fuße des Chimborazzo in 2798 Meter Seehöhe eine noch höher gelegene Stadt, das erst 90 Jahre alt Riobambo mit 12000 Einwohnern.

In noch größeren Höhen liegen verschiedene Städte Perus, zunächst das vom ersten Inka gegründete, von Pizarro 1533 zerstörte und dann neu aufgebaute Cuzco, wo wir uns 3467 Meter über dem Meere befinden. Die Hütten der Indianer und Mischlinge steigen hier bis gegen 4500 Meter in die Berge hinauf, und Alexander von Humboldt fand in der Nähe der genannten Stadt die großartigen Reste der peruanischen Königsbauten, die er denen des alten Roms als ebenbürtig zur Seite stellt, in Höhen von mehr als 4000 Meter. Unter den vielen anderen zwischen 3000 und 4000 Meter liegenden Städten Perus verdient noch das 3798 Meter hohe Huancavelica erwähnt zu werden. Es muß sich jedoch vor dem 4352 Meter hoch gelegenen Cerro de Pasco verstecken, eine Stadt, die für uns Deutsche ein besonderes Interesse bietet, weil unweit davon in den 4650 Meter hoch gelegenen Silberbergwerken von Lauricocha die deutsche Sprache nicht selten gehört wird; denn hier treffen wir auf eine bedeutende Anzahl deutschredender Bergarbeiter, die aus der von rheinischen und Tyroler Bauern gegründeten Kolonie Pozuzo entstammen, welche an der vom Stillen Meer nach dem Amazonenstrom führenden Hochstraße gelegen ist.

Auch Bolivia besitzt eine Anzahl ungewöhnlich hoch gelegener Städte, von denen nur Sucre mit 3217 Meter, Oruro mit 4000 Meter, ferner das 60000 Einwohner zählende La Paz mit 3685 Meter, Corocho mit 4021 Meter und das durch Humboldt weiter bekannt gewordene Potosi mit 4050 Meter Meereshöhe erwähnt seien. Unweit der letztgenannten Stadt befindet sich übrigens am Cerro de Potosi in 5000 Meter Höhe eine Stadt von Bergarbeitern, welche hier die reichen Silberminen bearbeiten. Im allgemeinen reichen also auch hier die höchsten menschlichen Ansiedelungen bis etwa 5000 Meter Höhe, sinken jedoch um so tiefer herab je weiter wir über den Wendekreis des Steinbocks nach den rauheren chilenischen Cordilleren kommen.

Das nördliche Amerika hat gleich oder auch nur annähernd hohe Wohnstätten den südamerikanischen nicht an die Seite zu setzen, und zwar sowohl wegen der bedeutenderen nördlichen Breite und dem dadurch bedingten Herabsteigen der Schneegrenze, sondern auch weil dort wo noch ein subtropisches Klima herrscht wie in Mexiko nur vereinzelte Gipfel vulkanischer Natur sich über 5000 Meter Seehöhe aus dem Hochplateau erheben. Immerhin ist Mexiko mit seinen 340000 Einwohnern ein Unikum unter den Großstädten der Welt, da es bei einer Seehöhe von 2277 Meter die meisten „Hochgeborenen“ beherbergt, die sich hier eines ewig heiteren Wetters und einer erquickenden Höhenluft erfreuen.

In Europa haben wir die höchsten dauernd bewohnten und zur Produktion eingerichteten Wohnstätten natürlich in den höchsten Gebirgen der südlichen Halbinseln und in den Alpen zu suchen. In der Sierra Nevada in Südspanien steigen die Alpenhütten bis zu einer Höhe von 2800 Meter an; nahezu eben so hoch reichen die Sennhütten am höchsten Punkte der Abruzzen, dem Gran Sasso d'Italia und ebenso hoch geht die Kultur in den doch bedeutend weiter nördlich gelegenen Alpen. Am Südfuße des Matterhorns liegt noch in einer Höhe von 2805 Meter eine Sennhütte und ebenso befindet sich auf der Alpe Ponton unweit von Aosta, 2637 Meter über dem Meere

eine Almwirtschaft mit ausgedehnten Stallungen und Vorrathshäusern. Die höchste Schweizer Almhütte liegt im Canton Wallis 2885 Meter hoch auf der Alpe de Lona, 3 Stunden oberhalb Grimenz im Einsiedlerthale. Der Besucher von Zermatt erreicht, am Fündelenbach entlang gehend, in 1 1/2 Stunden das Sommerdorf Fündelen, den mit 2075 Meter höchstgelegenen Ort der Schweiz, wo noch Getreide gebaut wird, und kommt nach weiteren 2 Stunden Streifen zu den Alpenhütten zu Flüß, wo in einer Höhe von 2614 Meter noch jeden Sommer auf einige Tage Vieh aufgetrieben wird. In den österreichischen Alpen sind die im oberen Deythäl gelegenen Dörfer Vent mit 1892 Meter und Gurgl mit 1910 Meter die höchsten Ortschaften.

Höher hinauf liegen nur noch Unterkunfts-häuser, Touristenhotels und meteorologische Stationen. Innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches ist das höchste Unterkunfts-haus zur Zeit die Knorrhütte unter der Zugspitze; in Europa aber dürfte unter Voraus-setzung der Vollendung der Jungfrauabahn die Endstation derselben mit 4167 Meter Meereshöhe auf einige Zeit den besten Rekord leisten.

Bei den Wetterwarten kommt Deutschland natürlich in Ermangelung hoher Gebirge ganz außer Betracht. Frankreich hat seine höchste Station auf dem Pic du Midi (2860 Meter), Italien auf dem Vesuvio (2990 Meter), Oesterreich auf dem Sonnblitz (3105 Meter). Weit übertroffen werden diese von dem auf dem Mont-Blanc in 4810 Meter errichteten Observatorium. Die beiden höchsten Wetterstationen der Erde befinden sich jedoch gegenwärtig in Peru, nämlich auf dem Characani bei Arequipa (5080 Meter) und auf dem Vulkan Mijai (5850 Meter).

„O, diese Frauen!“

Skizze von Emma Kinzle (Mannheim).

Frau Charlotte lag auf dem Divan und träumte mit offenen Augen. Vor ihr gaultete das Bild ihrer Träume so greifbar deutlich, daß sie verlangend die Hand ausstreckte, um dieselbe jedoch mit einem tiefen Seufzer der Enttäuschung zurückzuziehen, denn — ach es war ja nur ein Phantasiegebilde.

Heute Morgen hatte die schöne Frau in einem Schaufenster des ersten Konfektionsgeschäfts am Orte eine Blouse gesehen, deren Besitz ihr der Inbegriff aller Wünsche schien. Eine Blouse wie von Feinhänden geschaffen. — Auf einem Fond elfenbeinfarbenen Peluches schimmerte in einer Nuance dunkle arabeskenartige Perlsiderei. Vorn aus den Voleroteilen drängte sich eine Wolke rahmgelben, plüschigen Chiffons. Den reichgestickten Offizierskragen umschlang eine flotte Negattakravatte aus strohgelber weicher Seide und die Taille umspannte ein breiter Goldgürtel, den eine schöne Simili-Schnalle wirksam zum Abschluß brachte.

Alles in allem ein wahres Meisterstück der Eleganz und — Kleidsamkeit! Ja! Diese Blouse würde sie entzückend kleiden zu ihrem tiefdunklen Haar, dem brünetten Teint. Sie würde eine reizende Ergänzung abgeben zu dem mattgelben Rock aus Liberty-Seide, dessen Taille ohnehin schlecht sah und nicht mehr tadellos frisch genannt werden konnte!

Erregt erhob sich die junge Frau und durchmaß mit kleinen Schritten ungeduldig das gemütliche Schlafzimmer. — Wo er nur so lange blieb heute?

Der Tisch trug zwei Bedeckte und strahlte förmlich, von dem Bestecke angefangen bis zu dem Porzellan mit Delsterwürsten, den zierlichen Kristallgläsern, dem blendenden Leinen des Tafeltuches und der kunstvoll gefalteten Serviette. Aus einer antiken Vase nickten glutrote Georginen, zarte Nejedlen, von zitterndem Farrenkraut übersponnen und einigen Koniferenzweigen überragt.

Eublich! Sein Schritt!

Frau Charlotte atmete erleichtert auf.

Noch einmal überflog ihr Blick kritisch das Tafelarrangement. Sie nickte befriedigt. Das Terrain war geebnet — nun konnte man zur Attacke übergehen.

Man hatte abgeseift. Frau Charlotte trug eigenhändig das Rauchtischchen neben die Chaiselongue ihres Gatten, in welcher dieser behaglich ausgestreckt lag und das Geschäft der Verdauung mit der Lektüre der Zeitung verband. Zuversichtlich reichte ihm die junge Frau mit schelmischer Kokerie eine Cigarre.

„Danke! Du bist ja sehr liebenswürdig!“ meinte dieser mit einem kleinen Anfluge von Malice in der Stimme; denn ihm war diese Zuversichtlichkeit nicht recht geneher — gewiß hatte sie irgend eine Bitte in petto.

„Bist Du zuzagen, lieber Eugen?“

Ihr Auge hing voll gespannter Erwartung an seinen Zügen, während totale Gleichgültigkeit aus ihrer Frage sprach.

Eugen that einige heftige Flüge an seiner Cigarre und schnitt ein säuerliches Gesicht.

„Allerdings!“ brummte er mürrisch. „Was will ich machen? Alles geht zu diesem Ball — ergo — gehen wir auch!“

Frau Charlottens Anlitz strahlte.

„Aber das sage ich Dir — zum Tanzen lasse ich mich nicht pressen!“ Er sah mit einem bezeichnenden Blick — seiner rundlichen Gestalt herab.

„O, sei ohne Sorge, ich werde schon Tänzer finden!“ meinte sie eifrig.

Eugen nickte mit einer großen Gleichgültigkeit auf die Antwort seiner Gattin und vertiefte sich ganz in den Genus seiner Zeitung. Plötzlich fuhr er empor. Seine Frau hatte geseufzt.

„Mann, was ist denn los?“ frug er ganz perplex.

„Ich werde wohl auf den Ball verzichten müssen!“

Mit einer wahrhaft tragischen Schmerzensmiene lehnte sie sich in den Sessel zurück.

„Verzichten müssen?“ Verständnislos sah er zu ihr hinüber.

„Ach — ja!“

Mit einer verzweifelten Geberde strich sie die Haare aus der Stirne.

„Ich — ich — habe ja nichts anzuziehen!“

Resigniert sank ihr rosiges Kinn auf die Brust herab.

„Aha!“

Eugen pfiff leise zwischen den Zähnen und schlenkerte grimmig den Rest seiner Cigarre in den Aschenbecher. Dann stand er auf.

„Wenn Du glaubst, schon wieder eine neue Toilette zu erlangen, irrst Du gewaltig, liebe Charlotte!“ entgegnete er mit forcierter Ruhe und wick dem Blick ihrer schönen Augen aus. „Das cremefarbene Kleid ist ja noch sehr hübsch, und tausendmal gut genug zu diesem Tanzvergnügen!“

Bei den letzten Worten nahm seine Stimme eine ironische Färbung an; denn das Tanzen war nach seiner Ansicht eine Kraft- und Zeitverschwendung. Die junge Frau warf ihrem Gatten einen empörten Blick zu, da sie eine leidenschaftliche Tänzerin war, und sagte schwollend: „Ich wünsche keine ganze Toilette — o nein — aber da sah ich heute eine Blouse — ach, Eugen — eine Blouse — entzückend — wundervoll!“

Nun sprudelte es nur so heraus. All die Schönheiten dieses meisterhaften Toilettenstückes wurden dem wie auf Kohlen stehenden Gatten in den leuchtendsten Farben ausgemalt, und der Refrain dieser Schilderungen lautete:

„Und gar nicht teuer!“

Aber Eugen blieb standhaft. Wie ein starker Fels ließ er sich von den Schmeichelwogen umbräunen, unentwegt. Nein! — Nein! — Er kaufte sie nicht. Er wollte gar kein solches Wunder an Schönheit und Billigkeit. Basta. —

Frau Charlotte aber sank ganz vernichtet in die Divanedecke, hüllte sich in eine Thränen-

wolke und schluchzte zum Götterbarmen in ihr Tischlein über das Ungeheuer von einem Manne.

Es gab unglückliche Tage. — Wenn Eugen müde und abgearbeitet aus seinem Bureau heimkam, empfing ihn mit einer wahren Nickertermine Lina, das Dienstmädchen.

„Die gnädige Frau habe Migräne und sei zu leidend, um bei Tische zu erscheinen!“

Bei dem Worte „leidend“ streifte ihn ein Blick — als ob er das größte Schicksal sei, das auf Gottes Erdboden wandle. — Die Speisen waren schlecht zubereitet, der Tisch schludderig gedeckt, kurz, es war ein Solodineren, das man getrost den Gipfel der Ungemütlichkeit nennen konnte.

„Immer Frikandellen!“ wachte er einmal schüchtern zu protestieren.

„Mein früherer Herr, der Herr Konsistorialrat, aß sie sehr gerne!“ warf Lina gekränkt ein, und schoß hinaus, mit einer nicht eben salonsfähigen Bemerkung auf den Lippen. Seufzend schlürfte Eugen seinen Kaffee, im Stillen alle Konsistorialräte vermüßigend, die gerne Frikandellen essen. — „Abend gab es wieder welche. Veracht!“ — drehte er dem schrecklichen Gerichte den Rücken.

„Sagen Sie meiner Gattin, ich speise heute im Restaurant!“ trug er den Mädchen auf. Ebenso prompt kam die Antwort.

„Ich siehe heute Abend auf ... und diniere mit Mama!“ klang es aus dem anstoßenden Schlafzimmer zurück. —

„Das ist ja ein höchst gemütliches Familienleben!“ murrte er grimmig in sich hinein. „Und alles nur um dieser Blouse willen! O, diese Frauen!“

Am Mittage des Balltages saß Eugen wieder hinter der Lektüre seiner Zeitung. Er war heute nicht in der bekannten galligen Laune, denn Frau Charlotte hatte sich herbeigelassen, selbst mit Hand anzulegen beim Kochen und das Diner war ausgezeichnet gewesen. — Schauernd gedachte er der vielgehofften Frikandellen und unwillkürlich streifte ein zärtlicher Blick die hochkundige Gattin.

„Nun, wie halten wir es heute Abend?“ Er zwinkerte lustig mit den Augen.

„Auf sechs Uhr habe ich die Friseurin bestellt!“ klang es ruhig zurück.

„Also ohne neue Blouse zum Ball?“

„Bitte, mit neuer Blouse!“

„Wie?“

„Ja! — Mama hat sie mir gekauft!“

Frau Charlotte machte sich am Nebentisch etwas zu schaffen, um dem Blick des Gatten nicht zu begegnen.

Dieser fuhr wie von einer Tarantel gestoßen in die Höhe.

„Da soll doch“ — Mit beiden Händen fuhr er sich in die Haare.

„Na, das ist ja nett! — Natürlich, da hat man bei der guten Mama geweint, gelamentiert über den Tyrannen, bis sie weich wurde und — nein, es ist zu toll! — Wer weiß — ich bin ja kein Unmensch! Wenn Du mich recht innig gebeten hättest, am Ende“ — Er gedachte der Frikandellen — „Ich hätte sie schließlich trotzdem gekauft, die Blouse!“ vollendete er heroisch.

„Giebst Du mir darauf Dein Ehrenwort?“

Er überhörte das schelmische, fast übermütige Lachen, welches der Frage folgte.

„Mein Ehrenwort!“ betonte er pathetisch, im Bewußtsein, daß er es ruhig geben konnte, denn die Blouse war ja schon von Mama gekauft.

„Lina, gehen Sie doch mal hinüber!“ wandte sich Frau Charlotte triumphierend an das eintretende Mädchen. „Sagen Sie dem Fräulein, ich hätte mich doch noch anders besonnen und gedächte die elfenbeinfarbene Pelucheblouse zu kaufen! Lassen Sie sich dieselbe gleich mitgeben und die Rechnung dazu!“

„Sehr wohl, gnädige Frau!“ Eugen stand zur Bildsäule erstarrt.

Schmeichelnd legte seine Frau die Hand auf seinen Arm.

„Was fällt Dir ein, Männchen! Ich werde Dich doch bei Mama nicht so blamieren! Außerdem — Du gabst ja Dein Ehrenwort!“ Mit einem Seufzer sank Eugen in seinen Sessel.

„O, diese Frauen!“

Philister der Kunst.

Skizze von Valentin Traudt.

Das Landstädtchen Bernheim zeichnete sich vor den benachbarten Kreisstädten durch eine kunstliebende Einwohnerschaft aus. Fast alle Beamtenkinder hatten Klavierspielen gelernt, viele Bürgerkinder bei den Stadtmusikanten die verschiedensten Instrumente und der Gesangverein zählte über hundert Mitglieder. Wer vormittags zwischen 10 und 12 Uhr durch die Straßen ging, setzte sich der Markter von über einem Dutzend wohlgeputzter Klaviere aus und während der Feierabendstunde erklang da ein verpustetes Waldhorn, dort eine flütelnde und sich oft überschlagende Clarinette, eine kräftige Geige oder ein verstimmter Brummbaß, hierzulande auch „Kuh“ genannt. Kurzum, das ganze Nest war musikalisch.

Daß auch Konzerte gegeben wurden, ist so selbstverständlich wie das Selbstverständliche von der Welt; aber es ging hübsch unterschiedlich her: das Casino für sich, der Gesangverein für sich, die Musiker aber, welche man ja zu dem nachfolgenden obligaten Tänzchen nötig hatte, für alle beide. Das Casinokonzert war das feinste und zeichnete sich gewöhnlich durch das reichhaltigste Programm aus. Violin- und Klaviervorträge wechselten mit Solo- und Quartettgesängen. Im Gesangverein waren nur Bürger, von denen sich keiner angelegentlich mit einer Kunst befaßte und es ging darum auch bei den Vergnügen dieses Vereins meist sehr einförmig her, was in Bernheim freilich als „vornehme Gesellschaft“, „bürgerlich-bieder“ galt. Auch die „Bürger“ hielten etwas auf sich.

Nun war auf das Amtsgericht ein junger Schreiber gekommen mit einem monatlichen Einkommen von 45 Mark, also sozusagen ein Mann ohne Stellung. Im Casino konnte er nicht verkehren und der Gesangverein wollte ihn auch nicht aufnehmen, so daß er ganz auf sich angewiesen war. Als der Winter herankam, suchte er Anlehnung an den Leiter des Gesangvereins, einen jüngeren, unverheirateten Lehrer, der oft mit einem anderen alten Junggesellen musizierte. So entdeckte man den herrlichen Bariton des Schreibers und der Lehrer setzte nun alle Kräfte ein, den jungen Mann mit den Elementen der Gesangskunst, den Noten, Zeichen, Tonbildungsregeln und der Aussprache einigermaßen bekannt zu machen. Das war doch einmal etwas anderes als das gewöhnliche „Geleiere“, und als das Gesangsvereinsvergnügen war, mußte der angehende Sänger einige Lieder vortragen. Trotzdem der Dirigent seine ganze Verehrtheit aufgewendet hatte, wäre es ihm doch beinahe abgeschlagen worden. Jetzt freilich riß man „Augen und Nase auf“. Wie das klang! So frisch, so ungezwungen, so leicht!

„Schön singe' kann er; aber aufgenomme' werd er doch nett“, meinte der Kassierer, schadenfroh lächelnd. Und so war es. Die schwarzen Augen behielten die Gewalt.

„An dem jungen Volt könnten Sie einen Teil Ihres Reichtums gut anwenden“, meinte der Lehrer eines Tages zu dem alten Junggesellen, mit dem er Mozart exekutierte. „Aus dem könnte etwas werden.“

„Sie wissen, daß es mit meinem Gelde nicht weit her ist und dann möchte ich auch nichts an einen wildfremden Menschen hängen.“ Der alte Klingel war aber der reichste Mann im ganzen Städtchen, so nahe an den 200 000.

„Sie werden es schon wieder bekommen; denn er bringt's zu was.“

„Die Sänger in den großen Städten und gar am Theater tugen Alle nichts.“

„Oho, da sind Sie aber schön auf dem Holzweg. Und wenn wirklich, was könnte es Ihnen ausmachen? Ihre Erben sind reich genug. — Sie wollten schon der Stadt eine neue Uhr schenken, eine Orgel für die Kirche stiften, eine Bibliothek einrichten lassen. Aus allem ist nichts geworden!“

Der Lehrer hatte das in etwas scharfem Tone gesagt, durch den allerdings ein leiser Vorwurf klang. Der Rentier sprang auf: „Und Sie nicht auf die Schule für Orgelspiel nach Berlin gehen lassen? Ja, ja, sagen Sie es nur!“

„Dahin gehe ich auch noch ohne Ihr Geld; aber an Volt würden Sie einen Gotteslohn verdienen und der Welt, davon bin ich überzeugt, einen herrlichen Sänger schenken. Sie haben ihn doch selbst gehört!“

„Ich werd es überlegen!“

So ging das fast alle Tage bis das Konzert des Casino herantam.

Da werden Sie aber etwas hören, mein Lieber,“ erklärte der Lehrer seinem Musikfreunde, „da werden Sie weich werden und die Goldstücke springen lassen!“

„Sooh?“ klang es gedehnt von des alten Geizhalses Lippen.

„Ja! — Sie kennen doch „Tom der Reimer“ von Karl Löwe?“

Der Rentier begann sich, strich sich mit der flachen Hand über die Stirn und murmelte dann: „Daß ich nicht wüßte.“

„Der Reimer Thomas lag am Bach,“ hob der Lehrer an zu singen. „Das ist thatächlich etwas für Bernheim. Sie sollen was erleben.“

„Ja, aber darf der Schreiber denn im Casino überhaupt singen? Das paßt sich doch eigentlich nicht, wo dem Gerichtsrat seine Tochter mitwirkt? Und gar wenn er sich nicht blamiert. Ich für mein Teil bin dagegen; aber fragen Sie doch erst beim Vorstand an.“

„Das halte ich für ganz selbstverständlich. Das ist endlich doch einmal ein Genuß. Das wissen Sie doch noch vom Gesangsverein her!“

„Aber vom Casino war Niemand da!“

„Die werden mir doch Glauben schenken, zudem ihre Kinder ihre bescheidene Kunst zum Teil mir verdanken.“

„Aber, es paßt sich nicht. Wo denken Sie eigentlich hin?“

Der Lehrer nahm Hut und Stock und ging mit den erregt klingenden Worten: „Ich will es versuchen.“

Der alte Junggeselle hatte Recht behalten. Volt durfte nicht mitwirken. Aber auch der Lehrer hatte sich ferngehalten. Ja, es geschah noch ein Uebrigtes, der Schreiber wurde plötzlich entlassen und der Lehrer nicht mehr so freundlich behandelt wie früher. Noch einmal hatte sich letzterer an seinen Musikfreund gewendet, dem armen Volt beizustehen, allein vergebens. Mit geringer Barichast, zu welcher der Lehrer noch etwas zugelegt hatte, wanderte er mit einer Empfehlung seines einzigen Bernheimer Gönners an einen bekannten Musikprofessor nach der Hauptstadt und war für Bernheim bald ein vergessener und verlorener Mann, — der „fortgejagte“ Schreiber. — Jahre vergehen.

„Morgen singt der berühmte Kammeränger Schreiber in Cassel. Wollen wir nicht hinfahren?“ fragte der noch geiziger gewordene Klingel den Lehrer.

„Freilich! Das ist bei mir schon lange ausgemacht,“ entgegnete der mit feinem Lächeln.

„Amtrats, Oberförsters, Apothekers, alle Kunstfreunde reisen hin und man könnte vielleicht ein billiges Gesellschaftsbillet bekommen? Wollen Sie die Sache arrangieren?“

„Ich danke für die Ehre!“

Die Sache wurde nicht arrangiert; aber halb Bernheim, die Musikstadt, war in dem Konzert und geberdete sich wie toll in ihren Beifallsbezeugungen, als sie sah wie andere doch sicher nicht so kunstverständige Hörer klatschten.

„Das ist mein Triumph,“ sagte in einer Pause der Lehrer zu den Casinoherrn, „denn der Kammeränger Schreiber ist weiter kein anderer als der einstige Schreiber Volt. Erinnern Sie sich noch?“

„Ach, der gejagte?“ fragte die Frau Doktor gereizt.

„Sooh?“ kam es ungläubig von den Lippen der anderen.

„Aber,“ meinte der Oberförster, „wir sollten ihn begrüßen, wir sollten ihm eine Donation machen.“

Das schien den Herren, vor Allem aber den Damen nicht recht einzuleuchten. Freilich ein berühmter Sänger, doch früher, früher —

„Er sang schon vor dem König!“ sagte ein älteres Mädchen mit gewichtiger Stimme.

„Nicht möglich?“ klang es im Chor.

„Wir laden ihn ein nach Bernheim! — Welche Ehre für uns! Wir befestigen unseren Ruf als echte, warme Verehrer der Kunst,“ setzte der Apotheker auseinander.

Das würde Aufsehen erregen, wenn der „Held der Lieder“, wie man den jugendlichen Künstler nannte, im Casino zu Bernheim singen würde; wenn er vielleicht alle Jahre wiederkehrte. So wurde es denn beschlossen und der Lehrer beauftragt, die Einladung an seinen Freund ergehen zu lassen. Und er folgte ihr wirklich und er kam auch in das Casino, allwo alle Männlein und Weiblein seiner harrten; aber er sang nicht.

„Wie kann ich da vor so vornehmen Leuten singen, wo ich nur ein Schreiberlein war,“ sagte er kurz und bestimmt. „Ich bin nur gekommen aus Dank gegen meinen ersten Gesangslehrer.“

Anagramm.

Kein Mensch lebt ohne mich,
Ist das nicht klar genug?
So wißt: In mir steckt
Erbgut und Betrug.

Palindrom.

Auf mir ruht der Müde
Von des Tages Last;
Unter mir vom Leben
Hält der Pilger Last.
kehr' mich um, so zeig' ich
Dir das Häuslein klein,
Wo der müde Pilger
Wird gebettet sein.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 25. März. Maria Verkündigung. (Gebotener Feiertag.) • Carmelite-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festandacht. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, nachmittags 6 Uhr Andacht. • Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: 6 1/2, und 8 Uhr hl. Messe, nachmittags 3 Uhr feierliche Aufnahme in die Marianische Kongregation, abends 5 1/2, Uhr Abendandacht.

Dienstag, 26. März. Ludgerus, Bischof.

Mittwoch, 27. März. Rupertus, Bischof. • St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranz-Andacht. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr St. Josephs-Andacht.

Donnerstag, 28. März. Felix, Bischof.

Freitag, 29. März. Eustasius, Abt. Fest der sieben Schwestern Maria. • St. Andras: Fehner Faberius Freitag. Morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. 1/8 Uhr Sühne-Andacht. • St. Lambertus: Morgens 7 1/2, Uhr Fastenmesse mit Segen. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 7 1/2, Uhr Fasten-Segens-Messe, abends 1/8 Uhr Kreuzweg mit Fastenpredigt. • St. Martinus: Abends 1/8 Uhr Fasten-Andacht und Predigt.

Samstag, 30. März. Quirinus, Martyrer. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stedie,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

(Palmsonntag).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 21, 1-9. „In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte, und nach Bethphage am Ölberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Eselin angebunden finden, und ein Füllen bei ihr: machet sie los und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Sion: Siehe, dein König kommt sanftmütig zu dir und sitzt auf einer Eselin, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lastthieres. Die Jünger gingen nun hin und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Schaaren, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn.“

Jesus Einzug in Jerusalem.

Schon wiederholt war es geschehen, daß das jüdische Volk in seiner Begeisterung Jesus zum Könige von Israel ausrufen wollte. Allein wir wissen, lieber Leser, daß „Seine Zeit“ noch nicht gekommen war, weshalb Er sich diesem Vorhaben jedesmal entzogen hatte. Nun aber war die Zeit gekommen! Feierlich wollte Er Besitz nehmen von der heiligen Stadt, und es sollte laut vor allen ihren Bewohnern und den zahlreich erschienenen Festpilgern ausgerufen werden: Siehe! Dieser ist Dein König. — der große Nachkomme des Königs David! Und buchstäblich erfüllt sich die Weissagung des Propheten Zacharias, die fast genau ein halbes Jahrtausend früher ergangen war: „Freue dich, Tochter Sions, juble Tochter Jerusalem! siehe, dein König kommt zu dir, gerecht ist Er und voll des Heils, sanftmütig und reitend auf einem Lastthier, dem Füllen einer Eselin“ (Zach. 9, 9).

Und als nun das Volk von Seiner bevorstehenden Ankunft gehört hatte, wurde es von einer unbeschreiblichen Begeisterung ergriffen; es breitete seine Oberkleider über den Weg, streute Palmzweige hin, rief und jubelte: „Hosanna (d. i. Preis und Lob) dem Sohne Davids! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!“ Und in den Hofjannarus, den sie dem Könige Israels entgegen ließen, mischten sie das Lob Seiner großen Thaten, besonders bezeugten sie vor Ihm her: Dieser ist, der den Lazarus aus der Gruft des Grales gerufen und vom Tode erweckt hat! (Luk. 19.)

So ward es also feierlich vor der ganzen versammelten Nation ausgerufen: Dieser ist der König Israels! Und Jesus Selbst bestätigte den Huldigungsdraf, indem Er die Ihm huldigenden Schaaren gegen die darüber

erbitterten Hohenpriester und Schriftgelehrten verteidigt mit dem Worte: „Ich sage euch: wenn diese schwiegen, würden die Steine reden!“ (Luk. 19, 40).

Von nun an, lieber Leser, setzt Er sich die Krone auf, legt das königliche Kleid an und ergreift das Scepter. Siehe, um Seine Schläfe windet sich die Dornenkrone; um Seine Schultern hängt der vom eigenen Blute gerötete Purpurmantel; Seine Hand ergreift das Kreuz und pflanzt es in der Welt auf, als das Zeichen Seiner Macht und Herrschaft. So beginnt eine bis dahin unbekannt Art von Königtum. Der hehre Inhaber des neuen Thrones aber zieht voll Demut und Sanftmut nicht hoch zu Ross, sondern, auf einem schlichten Saumthiere sitzend, in Seine Stadt ein: Hohn, Mißhandlung und Tod, erduldet aus unendlicher Liebe zu Seinen Unterthanen, kennzeichnen Sein Herz und Seinen Willen! Wo in aller Welt ist ein König Diesem gleich? Darum fürchte dich nicht, Jerusalem, Tochter Sions! Dein König kommt sanftmütig und demütig zu Dir! Freust du dich nicht dieses Königs, der nur kommt, um Wohlthaten zu spenden, aber nicht um zu schaden? Der von Natur aus viel mehr zum Erbarmen, als zum Strafen geneigt ist?

Wohl ist dieser König mächtig, wie kein anderer: vor Seinem erzürnten Blicke würde die Sonne verblasen, würden die Säulen des Himmels erbeben! Aber gerade Seine Macht und Stärke (sagt ein alter Schriftsteller) begründet auch Seine Sanftmut und Güte, denn hauptsächlich aus der Schwäche geht der Horn hervor.“ Die Schwachen wähen leicht, daß sie verachtet würden, wenn sie verzeihen; sie befürchten, man möchte, wofern sie für eine Beleidigung nicht Rache nehmen,

Kirchenkalender.

Sonntag, 31. März. Palmsonntag, Valpurga. Evangelium nach dem hl. Matthäus 21, 1-9. Epistel: Philipper 2, 6-11. • St. Lambertus: Nachmittags 4 Uhr Predigt nach derselben Römerfahrt durch die Stadt. • St. Martinus: Die 2. hl. Messe ist um 7 Uhr mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion für die Marianische Jungfrauen-Kongregation; die 3. um 8 Uhr mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion für die Schule an der Neuhofstraße, um 9 Uhr Palmweihe mit Prozession und Hochamt, die letzte hl. Messe beginnt 11 1/2 Uhr, nachmittags 1/4 Uhr ist Andacht und Ansprache für die Marianische Jungfrauen-Kongregation. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation. • Dominikaner-Klosterkirche: 1/9 Uhr Palmweihe und feierliche Prozession. • Karmeliter-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr Hochamt, nachmittags ist die Andacht um 3 Uhr. • Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag im Marienverein. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: 1/10 Uhr Weihe der Palmen, Prozession und Hochamt.
Montag, 1. April. Hugo, Bischof.
Dienstag, 2. April. Franz von Paula, Ordenspater.
Mittwoch, 3. April. Richard, Bischof. • St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Laudate der Sanktänder. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 4 Uhr Tranknetten, abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. • Karmeliter-Klosterkirche: 6 und 8 Uhr hl. Messe, nachmittags keine Andacht. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

es der Feigheit und nicht der Herzengüte, dem Zwange und nicht der freien Wahl zu schreiben. Daher sehen wir auch, daß die Kranken viel leichter in Zorn geraten als die Gesunden, die älteren Leute leichter als die jüngeren, die Unglücklichen schneller als die Glücklichen. Wer aber große Macht hat, läßt sich oft nicht einmal anmerken, falls er von Personen beleidigt wird, die schwächer sind als er, — weshalb beispielsweise der römische Kaiser Hadrian, als er gleich nach der Thronbesteigung einem Menschen begegnete, von dem er früher einmal heftig geschmäht worden war, keine andere Rache an ihm nahm, als daß er ihm sagte: „Du bist nun glücklich (reiner Rache) entronnen!“ — Denn „das sind (sagt der hl. Ambrosius) Gesetze der Natur, nicht mit Buchstaben geschrieben, sondern den Sitten eingeprägt, daß Jene beim Strafen milder seien, die mit der höchsten Macht bekleidet sind.“

Und so dürfen auch wir, lieber Leser, auf das unbegrenzte Erbarmen jenes Mächtigsten aller Könige rechnen, wenn Er demnächst in der hl. Osterkommunion Seinen Einzug in unser armes Herz halten will: im Bußsakramente erhalten wir so leicht Seine Verzeihung: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben!“ — diese Sünden, für die Er selber einst das überaus bittere Lösegeld in erbarmender Liebe gezahlt hat.

Welche Empfindungen mögen bei jenem feierlichen Einzuge in Jerusalem das Herz des Heilandes erfüllt haben! Einerseits richtete Er die letzte Mahnung und Verwarnung an die Stadt: „Ach, daß du es doch erkennst, was dir zum Heile ist!“ — Andererseits dieser jubelnde Triumphzug, und doch: nur ein Gang zum blutigen Kreuzestode! — Dann diese lobpreisende, huldigende Volksmenge, die (wie Er weiß) in wenigen Tagen ruhen wird: „ans Kreuz mit Ihm!“ — Ach, lieber Leser, vor Seinem Alles schauenden Blicke mochten der Charakter und die Geschichte der ganzen Menschheit, zu deren Erlösung Er gekommen war, in diesen Augenblicken vorüberzwehen: Was in Jerusalem geschah, wiederholt sich durch alle Jahrhunderte! Bankendes Geschlecht! Heute wird dem Herrn gehuldigt, und morgen schon ist Er wieder vergessen und vernachlässigt! Und wer aus uns darf sich da wohl ausnehmen wollen?

Der feierliche Einzug Jesu geschah, lieber Leser, an dem Tage, an welchem die (fehlerlosen) Lämmer für das Ostermahl nach geistlicher Vorschrift ausgewählt und ausgesondert wurden. So zog denn auch „das Lamm Gottes“ an diesem Tage in die Stadt ein, bestimmt, auf diesem Osterfeste zur Schlachtkanal geführt zu werden, als das Sühnopfer für die ganze Welt! — Jene Opferlämmer erinnerten nur an die einstige wunderbare Verhöhnung der Erstgeborenen Israels, als der Bürgengel alle Erstgeburt der Ägypter schlug: dieses Gotteslamm dagegen sollte die Befreiung der ganzen Menschheit, und zwar vom ewigen Tode, für jetzt und allezeit, nicht etwa bloß sinnbildlich darstellen, sondern bewirken.

Hilf uns, o Herr! Dein Kreuz betrachten
In sein Geheimnis uns versenken,
Daß uns die Lust der Welt verachten,
Nur an Dein heil'ges Leiden denken.

An Dir allein, Du Mann der Schmerzen,
Soll unsre ganze Seele hängen,
Und Deine Liebe unsre Herzen
Durchglüh'n mit innigem Verlangen.

S.

Die christliche Liebesthätigkeit in der katholischen Kirche.

Wer das Leben und Treiben der Menschen betrachtet, der wird die auffallende Erfahrung machen, daß sie oft entfernteren Dingen mehr Beachtung schenken, als näherliegenden. Schon

der Dichter fragt: „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nahe!“ So sieht man Menschen sich manchen äußerlichen frommen Übungen hingeben, Bittgänge und Wallfahrten machen, Wohlthätigkeitskonzerte besuchen, Beiträge zeichnen für auswärtige guten Zwecke und dergl., während so mancher Arme in ihrer nächsten Nähe, der doch den ersten Anspruch auf die Unterstützung von Seiten dieser Leute machen könnte, keine Beachtung erfährt.

Auch ist es eine traurige Thatsache, daß so viele begüterte und selbst religiöse Leute sich kaum bewußt sind, daß es ihre heiligste Pflicht ist, dem nothleidenden Mitmenschen beizuhelfen. Man glaubt vielfach, es sei dem guten Willen anheimgegeben, diesen etwas mitzutheilen, und es sei schon viel, wenn sie ihnen dann und wann ein für sie unbrauchbares Kleidungsstück oder sonst eine überflüssige Sache zukommen lassen. Solche Leute mögen wohl bedenken, daß der Arme, der Nothleidende ein durch Gottes- und Menschengeß verbürgtes Recht auf die Unterstützung seiner besser situirten Mitbürger hat. Der Unterschied der Stände ist ein von Gott gewollter, und so lange die Welt steht, wird es auch Arme und Reiche geben. Der Heiland selbst sagt: „Arme habt ihr allzeit bei euch.“ Der Reiche ist während der Zeit seines Lebens gleichsam nur Verwalter seiner Güter, Gott hat sie ihm nur geliehen, damit sie ihm dienen als Mittel des Heiles. Wehe dem Reichen, welcher sich der Pflicht des Wohlthuns entzieht! „Ein Gericht ohne Erbarmen über denjenigen, der kein Erbarmen kennt“ heißt es in der hl. Schrift.

Sin und wieder nur eine Kleinigkeit, vielleicht gar etwas Unbrauchbares oder Ueberflüssiges dem Armen geben, kann der Pflicht nicht genügen. Ein Almosen, welches Wert vor Gott haben soll, muß man auch selbst fühlen können, es muß ein persönliches Opfer sein, z. B. man verzichtet auf irgend ein Vergnügen, einen Genuß oder auf ein teureres Kleid und dergl. und giebt dann das Ersparnis den Armen, dies ist die rechte Weise. Ein wohlhergegener Jüngling erhielt von Jemand drei Mark zum Geschenk, damit er ins Theater gehen könne. Der fromme Vater aber sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn nebenan wohnt die arme Familie B., dieser Könnteß du mit dem Gelde eine große Freude machen, wenn du es ihr brächtest und nicht ins Theater gingest!“ Der junge Mann bedachte sich und mit Entschlossenheit ging er auf den Vorschlag des Vaters ein, er verzichtete auf den Genuß des Theaters und bereitete sich durch diesen Akt der Nächstenliebe zeitweilig eine Freude; sicher wird sein Engel diese That eingetragen haben ins Buch des ewigen Lebens.

Um die Pflicht des Almosengebens, der Wohlthätigkeit uns klarer zu machen, wollen wir einmal die hl. Schrift zur Hand nehmen. Eine der schönsten und für uns trostreichsten Eigenschaften Gottes ist unstreitig die der Barmherzigkeit, welcher wir alle bedürfen. Dies erkannte schon im alten Bunde der Prophet David, indem er dieser göttlichen Vollkommenheit einen eigenen Psalm, den 135. widmete, in dem jede Versikel schließt: „Denn seine Barmherzigkeit währt ewig.“ Wie ist uns aber erst die „Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“ im neuen Bunde in der Menschwerdung, dem Leben und Leiden des Heilandes bekannt geworden! Der Gottmensch Jesus Christus ist nicht bloß Mensch geworden, um uns zu lehren, wie wir leben sollen, denn er sagt selbst: „Ich habe ein Beispiel gegeben, damit auch ihr thuet, wie ich gethan. Ich habe euch die Füße gewaschen, so sollt auch ihr einander die Füße waschen.“ Ferner sagt er: „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet.“ Der Heiland ging sogar so weit, die Liebe als das Hauptkennzeichen seiner Jüngerschaft darzustellen mit den Worten: „Daran soll man

erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.

Schon zu Zeiten der Apostel übte die Kirche die thätige Nächstenliebe. Man sammelte Almosen und stellte den hl. Diakon Stephanus als Almosenpfleger an, damit er den ärmeren Christen das Notwendige mittheile. Dieser hl. Stephanus, der Erzmartyrer, betete, seinem Meister gleich, sterbend noch für seine Mörder, ein Beteis, wie er das Gebot der Nächstenliebe auffaßte. Besonders ist mit der Ausdehnung der Kirche auch die Blüte der christlichen Nächstenliebe in Flor gekommen. Viele Orden beiderlei Geschlechts sind im Laufe der Zeit in ihrem Schooße entstanden, deren Mitglieder sich ausschließlich mit Werken der christlichen Caritas befaßten. Viele Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäuser, Waisen- und Armenhäuser haben sie geschaffen und unterhalten dieselben noch heute. Zahllose Wohlthaten spendet unsere hl. Kirche durch fromme Vereine der verschiedensten Art, und viele Helden der christlichen Liebe haben in ihr gegläntzt.

Einer der edelsten war unter diesen der hl. Vincenz von Paul, dieser glühende Apostel der Liebe, welcher im 17. Jahrhundert in Frankreich wirkte. Noch heute muß man staunen über seine enorme Thätigkeit. Er stiftete die Kongregation der Missionspriester der Lazaristen und die Kongregation der Töchter der christlichen Liebe, welche sich der Krankenpflege widmen. Das Elend der Galereenschlaven suchte er zu lindern; er stiftete eine Menge von Vereinen und Genossenschaften zum Unterrichte armer Kinder, zur Besserung gefallener Mädchen, zur Versorgung betagter, arbeitsloser Handwerker, zur Beherbergung dürftiger Fremden, er gründete eine Anstalt für Irren, das Institut der Findelhäuser, die großen Spitäler in Paris und Burgund; er war mit einem Worte die Seele der meisten gottgefälligen Unternehmungen seiner Zeit.

Unter dem Schutze dieses Heiligen und nach seinem Namen benannt hat sich ein Verein gebildet, welcher gegenwärtig in der ganzen Welt ausgebreitet ist und sich einer segensreichen Thätigkeit erfreut. Dieser Verein des hl. Vincenz von Paul hat zum Zwecke neben der Heiligung seiner Mitglieder die Thätigkeit der christlichen Caritas, besonders die Auffindung und Unterstützung verschämter Hausarmen, von denen heute die Großstädte so viele aufweisen. Auch Düsseldorf erfreut sich schon länger als 50 Jahre eines solchen Vereines, welcher sich in 10 Conferenzen auf die einzelnen Pfarreien vertheilt und eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Als Beweis dafür kann ich anführen, daß im Jahre 1900 über 17 000 Mk. Unterstützung meist in Naturalien den Armen vertheilt worden sind, abgesehen von den vielen ungedruckten Gaben und Zuwendungen, besonders in Betten, Kleidungsstücken, Zeitschriften und dergleichen. Viel Elend und Noth, Leid und Thränen sind dadurch gehoben oder wenigstens gemildert worden, viel Trost und Freude bereitet.

Eine Hauptaufgabe des Vincenzvereines ist es, den Armen nicht bloß die materiellen Unterstützungen zu theil werden zu lassen, sondern auch sich zu den Armen herabzulassen, mit ihnen zu verkehren, sie in ihren Dachstübchen aufzusuchen, ihren Klagen und Bitten Gehör zu schenken und nach Möglichkeit helfend einzugreifen, sie zu ermuntern und zu trösten, um so durch Hebung der physischen Uebelstände auch die moralischen und religiösen zu verbessern. Das ist ein edles, echt christliches Arbeitsfeld, und jeder Gutgesinnte sollte da gerne dabei sein! — Leider findet der schöne Verein nicht überall die Aufnahme, welche man erwarten dürfte. Gewiß hat nicht Jeder Zeit und auch nicht Lust für eine solche Thätigkeit in aktiver Form. In passiver Weise aber, durch Zuwendung von Gaben jeder Art, besonders durch eine vierteljährliche oder jährliche Geldspende, wenn sie auch noch so klein ist, könnte sich jeder Bessergestellte

baran beteiligten und so die Zahl der Teilnehmer sehr vermehrt werden. Dadurch würde erreicht, daß so manche würdige Familie nicht mehr wegen Mangel an Mitteln abgewiesen zu werden braucht. Ist es nicht eine Ehrensache, dem Heilande selbst in den Armen dienen zu können? Christus selbst sagt: „Was ihr Einem der Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“

Anmeldungen zum Beitritt in den Verein oder auch Spenden jeder Art nehmen die Herrn Vorsitzenden, jeder Vinzenzbruder, oder die Gefälligkeit jeder Pfarre gern entgegen.

L. H.

Auf der Wohnungssuche.

Humoreske von Dr. Curt Abel.

Herr der Schöpfung! König der Natur! Gottähnliches Meisterwerk des Schöpfers! Hunderte von solchen stolzen Namen hat in maßlosem Eigendünkel der Mensch sich beigelegt und wiegt sich mit Behagen im übermütigen Bewußtsein seiner Würde, seiner Gottähnlichkeit, wenn er auch auf Schritt und Tritt beobachten kann, wie sehr er gegen die Tiere im Nachteil ist.

Ein Stück dieses angemachten Dünkels wollen wir ihm heute gründlich vom Gesichte reißen.

Hat man schon jemals gehört, daß eine Maus ihre Wohnung per Annonce suchen mußte? Müßte je ein Bär für seine Höhle Miete bezahlen? Wo ist ein Löwe oder Tiger durch einen Wohnungsvermittler geprellt worden? Selbst baut jeder Vogel sein Nest und er braucht nicht zu klagen über teure Arbeitslöhne und teure Ziegel, der Streik der Maurer und Zimmerleute macht ihm keine Sorgen. Ohne irgend einen Kontrakt zu schließen, bezieht die Hyäne ihre Höhle und Eichhörnchen ist noch nie gesteuert worden. In dem Bau eines Wibers hat sich noch nie eine „Hausordnung“ gefunden, und der Maulwurf baut rüstig seine weite, unterirdische Wohnung, ohne erst auf die Genehmigung eines wohlwollenden Magistrats zu warten.

Nur der „Herr der Schöpfung“ kennt die Wohnungsnot, und wenn er in Dresden wohnt, da kennt er sie gründlich. Und der Kaufmann Adolf Lehmann hielt sich auch für ein Stück Herr der Schöpfung und er wohnte in Dresden.

Armer Lehmann!

Übermorgen schon soll er seine bisherige Wohnung verlassen, und noch hat er keine neue gefunden.

Wohl hat er länger als einen Monat täglich gewissenhaft den „Anzeiger“ und die „Nachrichten“ durchforscht, wohl hat er schon hundertmal die Stadt durchkreuzt, aber umsonst.

Begleiten wir ihn eine Weile auf dieser verzeuungsvollen Jagd.

Wir sind gerade in der „Rosengasse“. Noch nie hat eine häßlichere Straße einen schöneren Namen geführt.

In eines der düsteren Häuser treten wir ein.

Da war zwei Treppen hoch eine kleine Wohnung zu vermieten. So stand in den „Nachrichten“ zu lesen.

Ägyptische Finsternis herrscht auf dem Flur, die Treppe ächzt und stöhnt unter unseren Füßen, doch wir klimmen todesmutig weiter.

Die Wohnung ist zwar klein, ziemlich dunkel, hat auch sonst der Fehler genug, aber „man muß doch wohnen“, sagt sich Lehmann resigniert.

*) Der Schaulatz dieser Skizze ist Dresden. Würde sich daher durch die Anzüglichkeiten keiner unserer Leser, sollte er etwa Hausbesitzer sein, getroffen fühlen. Denn sowas — wie hier geschildert — ist natürlich nur im „heilen“ Sachjen möglich.

„Wo ist der Hausherr?“ fragt er ein kleines Mädchen, das auf der Treppe spielt.

„Meine Mutter wohnt eine Treppe höher,“ antwortet das Kind.

Lehmann erinnert sich zwar nicht, nach der Mutter dieses Kindes gefragt zu haben, muß sich aber gleichwohl entschließen, die leiterartige Treppe zu erklettern. Er klopft an die Thüre.

„Wer ist da?“ fragt eine dünne Zistelstimme von innen.

„Ich komme wegen der Wohnung.“

„Warten Sie einen Augenblick, ich komme gleich.“

Eine Welle vergeht. Lehmann benützt sie, um die Lücken in dem aus Ziegeln und Böckern zusammengesetzten Dache zu zählen. Endlich geht die Thür auf. In feierlichem Zuge erscheint zuerst ein dicker, ungewaschener Hund, dann folgt eine Katze, dann vier kleine Mäuschen, hinter diesen wieder eine große Katze und endlich die — nicht allzu reinliche — Hausfrau.

„Haben Sie sich die Wohnung schon angesehen?“ fragt sie unsern Lehmann ohne Weiteres.

„Ja.“

„450 Mark.“

„Ja,“ seufzt Lehmann, „so stand's in den „Nachrichten“, zwar etwas sehr teuer, aber was will man machen.“

„Sind Sie ein Hiesiger?“

„Nein, ich bin in Weizen geboren.“

„Ich frage, ob Sie erst vor Kurzem nach Dresden gekommen sind?“

„Ich bin schon seit zwölf Jahren Bürger von Dresden.“

„Gut. Die Miete wird halbjährlich pränumerando bezahlt.“

„Ist mir auch recht. Sind wir handelsweis und wollen Sie ein Angeld?“

„Gleich. Haben Sie Kinder?“

„Ja, vier Kinder.“

„Das ist sehr traurig.“

„Warum denn? Ich habe das im Gegenteil stets als ein großes Glück betrachtet.“

„Aber ich kann Ihnen die Wohnung nicht vermieten.“

„Wegen der Kinder?“

„Ja. Ich habe die kleinen Kinder sehr gern, aber in meinem Hause, da kann ich sie nicht aufstehen.“

„Natürlich. Die Katzen sind erträglicher, und wenn ihrer zu viele sind, da wirft man sie eben ins Wasser.“

„Mein Herr, Sie werden groß.“

„Leben Sie wohl!“

Wir durchlaufen ein ganzes Gewirr von Gassen und Gäßchen und begleiten unsern Lehmann in ein zweites Haus, das nicht viel verlockender aussieht als das erste. Wieder ist nur die Hausfrau zu treffen.

„Sie kommen wegen der Wohnung?“ fragt sie unsern Freund, gleich wie er eintritt.

„Ja.“

„Die möcht' ich schon einmal loswerden, damit das ewige Gefrage einmal aufhört. Die unzähligen Besuche sind mir schon lästig.“

„Wir auch.“

„Fünfhundert Mark ist der Preis.“

„Das ist sehr viel, aber wenn es denn gar nicht anders geht, dann gut, da will ich sie bezahlen.“

„Wirklich, ich kann die Wohnung nicht billiger geben. Bedenken Sie, die Steuern, Reparaturen —“

„Ja, Reparaturen braucht die Wohnung allerdings sehr.“

„Nein, das geht mich nichts an. Das ist Ihre Sache. Ist es nicht genug, wenn ich meinen Mietern erlaube, in meinem Hause Reparaturen vorzunehmen? Und was die anderen Bedingungen betrifft —“

„Ich habe drei Kinder,“ unterbricht sie Lehmann, um gleich über die gefährlichste Bedingung hinwegzukommen. Er denkt dabei

an die Katzen und meint, es wäre besser, wenn er ein Kind verleugnet.

an die Katzen und meint, es wäre besser, wenn er ein Kind verleugnet.

„Ach, gleich drei, das ist sehr unangenehm, hm, hm. Da giebt's immer Geschrei im Hause, die Kinder verderben alles. Aber das läßt sich ja nicht ändern, ich werde nur bitten müssen, daß die Kinder immer im Zimmer gehalten werden, damit sie den andern Mietern und uns nicht lästig fallen.“

„Ich werde mit meiner Frau sprechen.“

„Das ist Alles. Richtig — Sie sind doch königlicher Beamter?“

„Nein, ich bin Kaufm . . .“

„Ach, dann entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe,“ unterbricht ihn die Hausbesitzerin, „die Wohnung ist bereits vermietet.“

„Wie?“ fragt Lehmann erstaunt.

„Wir vermieten grundsätzlich nur an königliche Beamte. Man hat ja sonst gar keine Sicherheit. Leben Sie wohl.“

„Guten Tag.“

Um zwei Erfahrungen bereichert, geht Lehmann weiter. Jetzt muß er sich erstens noch eines Kindes entäußern und zweitens einen Stand oder Beruf wählen, der den Hausbesitzerinnen angenehm ist.

Vor einem Neubau auf der „kleinen Ziegelgasse“ klebt ein Zettel:

Hier sind noch zu vermieten drei Zimmer mit Kabinet und Küche im zweiten Stock.

Freilich sind noch die Arbeiter auf dem Gerüste beschäftigt, die Fenster noch nicht eingezogen, die Gasse noch mit Geröll und Schutt verbarrikadiert. Aber was ist zu machen?

Erfreut, daß er es nicht wieder mit einer Frau zu thun hat, nähert sich Lehmann dem Hausbesitzer.

„Könn' ich nicht die Wohnung sehen?“

„Bedauere, das ist heute noch nicht möglich. Die Treppen sind noch nicht ganz fertig.“

„Dann möcht' ich mindestens den Preis erfahren.“

„600 Mark.“

„Herr Gott!“ ruft Lehmann erschreckt, „für drei Zimmer?“

„Ja, bedenken Sie, die teuren Arbeitslöhne und das Material ist jetzt fast mit Gold aufzuwiegen.“

„Aber ein neues Haus. Die Feuchtigkeits im ersten Jahre.“

„Dann eben geb' ich die Wohnung um 600 Mark. Zum nächsten Jahre muß ich wenigstens 650 Mark bekommen.“

„Dann werd' ich das nächste Jahr wieder kommen, wenn Sie erlauben. Leben Sie wohl!“

„Adieu.“

„Du mußt' Dich wieder nach der inneren Stadt wenden,“ denkt Lehmann. „Da ist's vielleicht etwas enger, aber dafür läßt sich doch mit den Leuten reden.“

In einem Hause auf der „Schreibergasse“ in der Nähe vom „Altmarkt“ ist eine kleine Wohnung ausgeschrieben. Wir wenden uns dahin.

„Könn' ich nicht die Wohnung beseh'n?“ fragt unser Freund den Hausherrn.

„Sogleich steh' ich zu Diensten. Die Wohnung ist im Hinterhause. Ich will nur Licht holen, denn es ist etwas dunkel.“

Schöne Ausichten, wenn man bei helllichem Tage eine Kerze anzünden muß, um die Wohnung zu besehen. Durch einen sehr kleinen, sehr engen und sehr schmutzigen Hof gelangen wir in das Hinterhaus, erklimmen die finstere, schmale Treppe und werden in ein kleines, dunkles Loch eingeführt.

„Was ist das?“ fragt Lehmann.

„Das ist die Küche,“ erklärt der Hausherr.

Seltam, wären wir nicht zwei Treppen hoch, wir hätten geglaubt, uns in einem Keller zu befinden.

„Aus Sparsamkeit hab' ich das Fenster zu-
bauen lassen. Licht hat es doch nicht gegeben,
und Sie wissen ja, die Dienstmädchen zerbre-
chen so viele Scheiben.“

„Sehr richtig. Doch wo sind die Zimmer?“
„Gleich kommen wir dahin. Wir müssen
nur noch durch einen Flur, und dann durch
einen kleinen Gang.“

„Seufzend folgt Lehmann.
„Sehen Sie, welche schöne Zimmer, und hier
haben Sie große Fenster.“

„Ach, die Wände sind ja ganz geschunden,
und der Fußboden voll Linte und die Thüren
verklebt.“

„Ja, sehen Sie, der frühere Mieter hatte
einen ungezogenen Sohn, der verdarb und
beschmutzte alles. Haben Sie auch Kinder?“

„Ja, zwei.“
„Nun, da sind sie wohl nicht so verzogen
wie immer die einzigen Söhnelein sind. Und
die früheren Mieter, die glaubten auch, ihrem
verhätzelten Söhnelein könnten die Gerüche
schädlich werden. Die Ausdünstungen von
der Thür da nebenan.“

„Was ist denn das für eine Thür?“
„Nun, der Abort für diese Etage. Aber
das thut nichts, man gewöhnt sich schon an
den Geruch, und wenn Cholera herrscht, kann
man ja desinfizieren. Uebrigens kommt ja
frische Luft durch die Fenster.“

„Woher soll die kommen?“ fragt Lehmann
ironisch, auf den kleinen, schmutzigen Hof
zeigend.

„Ei, von oben.“
„Ah, daran dacht' ich nicht, alles Gute
kommt von oben. Und was verlangen Sie
für die Wohnung?“

„600 Mark jährlich.“
„Haben Sie nicht einen Stall im Hause?“
„Nein — wozu denn?“

„Nun, für den Esel, der Ihnen diese Woh-
nung für 600 Mark abmietet. Guten Tag.“

„Guten Tag,“ antwortet der Hausherr ver-
blüfft.

„Wenn der Ofen gemeinschaftlich ist, dann
werden wir uns darüber schon ohne Schwie-
rigkeit einigen.“

„Dann derfen Sie de Zimmer nicht an An-
dere vermieden.“

„Ich brauche die Wohnung nur für mich.“
„Hunde un Katzen oder andere Viecherich
derfen Sie doch nicht halten.“

„Gut,“ antwortet Lehmann mit einem Sei-
tenblick auf die stattliche Sammlung von Hun-
den und Katzen, die im Zimmer der Dame
ganz ungeniert ihr Wesen treiben.“

„Se derfen doch kein Klavier halten.“
„Ich bin glücklicherweise nicht musikalisch.“
„Se derfen doch nicht singen, tanzen oder
laut sprechen.“

„Schön.“
„Keine Bälle veranstalten.“
„Wohl.“

„Ueberhaupt wär mersch lieb, wenn Sie
nämlich gar keine Besuche kriechen!“

„Das will ich meinen Freunden sagen.“
„Gar zu viele Möbel derfen Sie aber doch
nicht mitbringen. Sehn Sie, das verderbt Sie
nämlich de Wände gar zu sehr und den Fuß-
boden. Die Treppen müssen Sie doch reene
gehalten sin un nich beschädigt werden durch
überflüssiges Herumloosen.“

„Ist das Alles?“ unterbricht Lehmann die
liebenswürdige Hausbesitzerin.

„Nu äben. Die übrigen Bedingungen, die
kann ich Sie ja später mitteilen.“

„Schön. Ich werde Ihnen auch Zeit lassen,
um Ihre Bedingungen zu kodifizieren und
in ein richtiges Hausgesetzbuch zu bringen.
Adieu!“

Lehmann stürzt eiligst die Treppe hinunter-
für heute ist ihm die Lust und Geduld zu
weiterer Jagd ausgegangen.

In letzter Stunde hat er doch eine „Woh-
nung“ bekommen, „aber fragt mich nur nicht
wie.“

Allerlei.

* Persönliche Bemerkung. A.: „Der
Michel hat mich ein Kameel geheißt; was soll ich
thun?“ — Lebensrichter: „Ich rate Ihnen zu
einem Vergleich.“ — A.: „Ja, mit einem Dchse
habe ich ihn bereits verglichen.“

* Angenehme Aussicht. Frau Scharf
(die ins Bad gereist, schickt gleich am ersten Abend
um 10 Uhr eine Depesche an ihren Mann): „Bist
Du schon zu Haus? Rückantwort bezahl!
Laura!“

* Falsche Auffassung. Fremder (der sich
raffieren lassen will): „Ist das Messer auch scharf?“
Dorfbader: „I' bewahre — haben S' nur
kei' Angst!“

* A.: Der Assessor kann gar nicht genug rühmen,
wie gut er von seiner hübschen Wirtschafterin
bedient wird! — B.: Ja, mit dem Mundel!

* Charakteristisches Merkmal. (Aus
dem Streckbriefe für eine Verbrecherin.) Be-
sonderes Kennzeichen: „Schweigsam!“

Rätsel.

Sie sind zwischen Himmel und Erde
Wie schwebende Geister gestellt;
Sie schauen hinauf zu den Sternen
Und schauen hinab zu der Welt;
Sie wandern von Pole zu Pole
Und haben kein bleibendes Haus,
Und hauchen in perlenden Thränen
Das Leben, das flüchtige, aus.

Palindrom.

Ein kleines Wörtlein biet' ich euch;
Es liest sich vor- und rückwärts gleich.
Was es euch nennt, o laßt euch sagen,
Es muß das Gottesiegel tragen,
Denn wißt, sonst ist es je und je
Ein Quell voll Elend, Roth und Weh'.

Anagramm.

Des Seemanns Führer wendet
Sich immer nach mir hin,
Versetzt meine Zeichen,
So ändert sich mein Sinn;
Dann schäk' ich von den Blumen
Die holde Königin.

Logogryph.

Wichtig: Hier! möglt nur in Bildern
Dich den Schülern lassen schildern;
Niemals in des Waldes Gründen,
Mög' dich lebend Eines finden!
Und doch pflegen viele Frauen
So dem weichen Ding zu trauen,
Daß sie es in Wintertagen
Desters um die Hälse tragen.
Und ich selbst, wenn s am Ende,
Drückte gern dir deine Hände,
Und wie würd' ich mit Vertrauen
Lieber dir in's Antlitz schauen!

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:
Anagramm: Geburt, Erbgut, Betrug.
Palindrom: Gras, Sarg.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 4. April, Gründonnerstag, Pfingst-
Bischof. ● St. Andreas: Morgens 9 Uhr
Hochamt, und Oster-Kommunion, 1—2 Uhr Bet-
stunde der Schulkinder, 5—6 Uhr Rosenkranz,
Lamentation, 7—8 Uhr Stations-Gebete, Pro-
zeffion. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr
feierliches Hochamt, 12 Uhr Bestunde der
Schulkinder, abends 7 Uhr feierliche Schluß-An-
dacht. ● St. Martinus: Um 8 Uhr Hochamt
mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion, abends
7,8 Uhr Andacht. ● Maria Himmelfahrt-
Pfarrikirche: Morgens 7,4 Uhr feierliches
Hochamt, abends 7,8 Uhr Andacht (Lamentati-
onen). ● Dominikaner-Klosterkirche: 8
Uhr feierliches Hochamt, abends 6 Uhr Trauer-
metten. ● Klosterkirche der Schwestern
vom armen Kinde Jesu: Morgens 6 Uhr
beginnt das Hochamt. ● Karmeliten-
Klosterkirche: Morgens beginnt das feier-
liche Hochamt um 7 Uhr, nachmittags 3 Uhr
sakramentale Andacht, abends 8 Uhr feierliche
Andacht und Lamentation. ● Pfarrikirche zu
Volmerswerth: 7 Uhr Hochamt, darnach
Prozeffion und Aushebung des Allerheiligsten,
abends 7,4 Uhr Sakraments-Andacht.

Freitag, 5. April, Charfreitag, Vincenz Ferrerius,
Dominikaner. ● St. Andreas: Morgens 9
Uhr Passio-Adoratio-Præsanct-Messe, 1—2 Uhr
Bestunde der Schulkinder, 5—6 Bestunde der
Marianischen Kongregation, 6—7 Uhr Rosen-
kranz, Lamentation, 7 Uhr Passions-Predigt,
Stations-Gebete, Prozeffion. ● St. Lam-
bertus: Morgens von 6—9 Uhr stille Bestunde,
9 Uhr Missa præsanctificatoria, mittags 12 Uhr
Bestunde der Schulkinder, abends 7 Uhr feier-
liche Bestunde, 8 Uhr Predigt und Schluß-An-
dacht. ● St. Martinus: Die Feier beginnt
um 9 Uhr, abends 7,8 Uhr Lamentationen und
Predigt. ● Maria Himmelfahrtskirche:
Morgens 7,4 Uhr Beginn der hl. Feier, abends
7,8 Uhr Kreuzweg mit Predigt. ● Domini-
kaner-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Be-
ginn der Trauerceremonien, Passion, Enthüllung
und Verehrung des Kreuzes, abends 6 Uhr
Trauer-Metten, dann Predigt und Kreuzweg-
Andacht. ● Klosterkirche der Schwestern
vom armen Kinde Jesu: Morgens 6 Uhr
beginnt die Feier. ● Karmeliten-Kloster-
kirche: Morgens 7 Uhr beginnt der feierliche
Gottesdienst, abends 8 Uhr Kreuzweg-Andacht,
7,9 Uhr Predigt. ● Pfarrikirche zu Volmers-
werth: 7 Uhr Ceremonien-Messe, abends 7,4
Uhr Rosenkranz-Andacht mit Predigt.

Sonntag, 6. April, Charismasfest, Sixtus, Papst.
● St. Andreas: 7,8 Uhr morgens Segnung
des Feuers, der Osterkerzen u., 9 Uhr feierl.
Hochamt, 4 Uhr nachmittags Auferstehungsfeier.
● St. Lambertus: Morgens 7,8 Uhr Tauf-
segnung nach derselben feierl. Hochamt, nach-
mittags 4 Uhr feierl. Erhebung des hl. Kreuzes.
● St. Martinus: Beginn der Feier um
8 Uhr. ● St. Maria-Himmelfahrt: Mor-
gens 7,4 Uhr Beginn der hl. Feier mit feierl.
Hochamt am Schluß. ● Dominikaner-
Klosterkirche: 7,8 Uhr Beginn der Ceremonien,
Weihe der Osterkerze, feierliches Hochamt und
Vesper. ● Klosterkirche der Schwestern
vom armen Kinde Jesu: Morgens 6 Uhr
beginnt die Feier. ● Karmeliten: Der
Gottesdienst beginnt 7,7 Uhr. 7,8 Uhr feierl.
Hochamt. Nachmittags fällt die Andacht aus. ●
Pfarrikirche zu Volmerswerth: 6,7,8 Uhr
Beginn der hl. Ceremonien, 8 Uhr Hochamt.

St. Andreaskirche: Am Sonntag ist morgens
um 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der
Elementarschulkinder.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

St. Osterfest.

Evangelium nach dem heiligen Markus 16, 1-7. „In jener Zeit kaufte Maria Magdalena und Maria, Jakob's Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und ihn (Jesus) zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl den Stein von der Thüre des Grabes wegwälzen? Als sie aber hinblickten, sahen sie, daß der Stein weggerollt war: er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angethan mit einem weißen Kleide, und sie erschrafen. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten: er ist auferstanden und ist nicht hier, sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten. Gehet aber hin, saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa: daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.“

Alleluja!

Das Leid ist vorüber, die Sonne ist da,
 Die Klage verstummt im Alleluja!
 Der Tod ist besieget, die Schlange gekettet,
 Das Leben erneut — und der Mensch ist gerettet!

Jedes Gestirn, das an dem blauen Himmelsbogen aufsteigt, hat eine Zeit, in der es am herrlichsten in seiner Lichtfülle erscheint, in der es in seinem vollen Glanze seine Strahlen auf unsere Erde sendet. Jede Blume hat ihre Zeit, in der sie die Blätterhüllen, welche ihre knospenden Blüten umschließen, wie eine Grabeshülle zersprengt und aus dem entfalteten Kelche, Wohlgerüche in die Luft ausströmend, in ihrem prächtigsten Farbenschmelze erscheint. Jeder Mensch auch hat eine Zeit, in der seine körperliche Kraft und Schönheit ihren höchsten Punkt erreichen, nachdem der ganze Organismus sich zu einem herrlichen, ja, in seiner Art vollkommenen Gebilde gestaltet hat.

So hat auch, lieber Leser, der göttliche Heiland, der in Seiner unendlichen Demut uns Menschen in Allem gleich sein wollte, — die Sünde allein ausgenommen, — so hat auch Er eine Zeit auf Erden gehabt, die Sein Triumph und zugleich der Triumph eines tief gefallenen, verstoßenen Geschlechtes war; eine Zeit, in der unserer Erlösung durch Ihn das Siegel der Gewißheit aufgedrückt wurde. Es war jene Zeitperiode, da Seine Seele, die die Altväter in der Vorhülle beglückt und beseligt, sich wieder mit dem im Grabe ruhenden Leibe vereinigte, um glorreich aufzuerstehen, wie Er's wiederholt verheißen hatte.

Dieser Auferstehungstag ist der wichtigste Tag gewesen in dem ganzen irdischen Leben des Sohnes Gottes; an diesem Tage hat das

Werk der Erlösung seine Vollendung und seine Bestätigung gefunden; der Glanz dieses Tages erhellt das geheimnisvolle Dunkel der Vergangenheit, und dieser Glanz leuchtete bis in die ewige Zukunft.

Deshalb feiern wir auch, lieber Leser, diesen Tag als den wichtigsten des ganzen Kirchenjahres; von jeher ist seine jährliche Wiederkehr mit dem größten Jubel begangen worden. Wir Christen, die wir in den vergangenen Tagen im Geiste den Heiland auf Seinem Leidenswege begleitet haben, tiefbewegt von innigem Mitleid mit dem göttlichen Dulder: wir tauchen heute wieder auf aus diesem Meer von Kummer und Betrübniß und jubeln mit der Kirche: Alleluja! Der Herr ist wahrhaft auferstanden!

Wie die Sonne segenspendend ihren Weg vom Aufgang bis zum Niedergang wandelt, und wie sie Licht und Leben und Fruchtbarkeit hervorbringt durch ihre leuchtenden und erwärmenden Strahlen, — ebenso, ja in unendlich höherem Grade segensreich, ist Christus, die „Sonne der Gerechtigkeit“ einst auf Erden gewandelt: Er brachte den Blinden Licht, den Kranken Heilung, den Toten Leben und ergoß Seiner befruchtenden Gnade Strahl in die (willigen) Herzen. Und wie die irdische Sonne, nachdem sie bei uns untergegangen, die andere (uns entgegenge-setzte) Hälfte der Erde erleuchtet und erwärmt, um dann wieder zu uns zurückzukehren, — so hat auch die Seele Christi den Leib und die Erde verlassen und ist in die Vorhülle gegangen, um die dort auf die „Sonne der Gerechtigkeit“ sehnsüchtig harrenden Altväter zu erleuchten, zu trösten, zu beleben; kurz darauf aber kehrt die Seele Christi zurück, um den verlassenen Leib wieder zu beleben, und siehe! am Ostermorgen erhebt sich strahlend wieder die „Sonne der Gerech-

Kirchenkalender.

Sonntag, 7. April. Heiliges Osterfest. Hermann Joseph. Evangelium nach dem hl. Markus 16, 1-7. Epistel: 1. Korinther 5, 7-8. St. Maximilian: 40stündiges Gebet. Dasselbe beginnt an allen 3 Tagen mit der ersten hl. Messe um 6 Uhr, das feierliche Hochamt 1/10 Uhr letzte hl. Messe um 11 Uhr. Von 12-1 Uhr Bestunde für die Marianische Jünglings-Kongregation, von 3-4 Uhr für die Schulen, von 4-5 Uhr für die Jungfrauen-Kongregation. Die Komplet am ersten Tage abends 7-8 Uhr, Montags von 6-7 Uhr, Dienstags von 6-7 Uhr mit feierlichem Ledeung. Am ersten Oftertage morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Jünglings-Kongregation. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen, 9 1/2 Uhr Prozession um die Kirche. Clarissen-Klosterkirche: 1/8 Uhr Hochamt. Pfarrkirche zu Volmerswerth: 5 Uhr Auferstehungsfeier; darnach Beginn des 40stündigen Gebetes, 7 Uhr Frühmesse, 9 Uhr feierliches Hochamt, 12 Uhr Bestunde der Schulkinder. Nachmittags 3 Uhr Beiper, 5 Uhr Komplet.

Montag, 8. April. Ostermontag. Dionysius, Bischof. Evangelium nach dem hl. Lukas 24, 13-35. Epistel: Apostelgeschichte 10, 37-43. Clarissen-Klosterkirche: 1/8 Uhr Hochamt. Pfarrkirche zu Volmerswerth: 5 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten, 7 Uhr Frühmesse, 9 Uhr Hochamt, 12 Uhr Bestunde der Kinder. Nachmittags 3 Uhr Beiper, 5 Uhr Komplet.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

tigkeit“ und verschleucht die Rebel des Zweifels, von denen das Herz der Apostel und der frommen Frauen noch befangen war, und erhellt den ganzen Erdkreis mit ihrem himmlischen, strahlenden Lichte.

Wiederholt hatte der Herr auch vorhergesagt, lieber Leser, Er werde am dritten Tage wieder auferstehen! Warum aber am dritten Tage? — Diese Frage soll uns der große hl. Thomas von Aquin († 1274) beantworten: „Dies geschah (sagt er), um zu zeigen, daß der Leib wahrhaft gestorben sei, und von einem Scheintode nicht die Rede sein könne. Ferner geben drei Tage einen vollkommenen Zeitabschnitt, welcher Anfang, Mitte und Ende hat: der Anfang (der erste Tag) bezieht sich auf jenen Zeitraum, der ohne Gesetz war; die Mitte (der zweite Tag) stellt jene Zeit vor, die, von Moses angefangen, bis auf Christus dauerte, und dieses ist die Zeit des Gesetzes; das Ende aber (der dritte Tag) bedeutet die Zeit von der Auferstehung des Herrn bis ans Ende der Welt und bis in die Ewigkeit, und dieses ist die Zeit der Gnade.“

„Die Auferstehung aber (fährt er fort) war an einem Sonntage, und dieser Tag hat schon von den Aposteln den Namen „Tag des Herrn“ erhalten. An diesem Tage hatte der Herr im Anfange die Engel erschaffen und die Elemente der Welt; an diesem Tage sandte das neugeschaffene Licht seine ersten Strahlen auf die Erde; an diesem Tage fiel in der Wüste zuerst das Manna vom Himmel herab; an diesem Tage war es auch, an dem schon im Neuen Bunde über die versammelten Apostel der Heil. Geist in Gestalt feuriger Zungen herabstieg. Darum sagt schon der hl. Leo († 461): An diesem Tage nahm einst ihren Anfang die Welt; an diesem Tage wurde durch die Auferstehung des Herrn der Tod überwunden, und es nahm seinen Anfang das Leben.“

Um welche Stunde aber erhob der Herr sich aus dem Grabe? Gestützt auf glaubwürdige Zeugnisse der Ueberlieferung, dürfen wir als sehr wahrscheinlich annehmen, daß es um Mitternacht geschehen sei. Wie einst Samson um Mitternacht die Thorflügel der Philisterstadt Gaza mit mächtiger Hand erfaßte und anshob, so hat auch Christus, der Samson des Neuen Bundes, die Pforten der Hölle aufgesprengt. Und wie Er einst in Bethlehem geboren ward um diese Zeit, so wollte Er um diese Stunde auch wiedergeboren werden zum neuen, unsterblichen Leben durch die Auferstehung.

Das Osterfest, lieber Leser, ist für uns Christen ein Fest höchster Freude, weil es uns den denkbar größten Trost gewährt; denn die Auferstehung unseres Herrn ist gewissermaßen auch unsere Auferstehung! Viele Jahrhunderte vor der Erscheinung des Erlösers auf Erden hatte darum der fromme Job schon ausgerufen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich selbst werde auferstehen am jüngsten Tage.“

Alleluja! Keiner weine,
Wo die Osterglocken klingen,
Wo von Grab und Leichensteine
Gottes Engel jubelnd singen:
Alleluja, Alleluja!

Alleluja! Singt in Chören
Freudenhymnen, Osterlieder!
Erd und Himmel soll es hören
Erd und Himmel hall' es wieder:
Alleluja, Alleluja!

S.

Die Otereier.

Kulturhistorische Skizze von B. Martens.

„Wenn die Glocken aus Rom zurückkommen — wohin sie ja bekanntlich am Gründonnerstag fliegen sollen — bringen sie die Oster-

eier mit“, so glauben die Kinder, welche deshalb beim ersten Glockenton nach dem stillen Charfreitag in den Garten stürzen, um die Heden, Beeteinfassungen und Gebüsche zu durchstöbern und so die Eier zu suchen, welche die Glocken auf ihrem Fluge durch die Luft haben fallen lassen.

In vielen Dörfern war es früher Sitte und ist es auch heute noch, daß die Kinder der ärmeren Klassen am Charfreitag umherziehen und singen, um sich Otereier zu erbitten. In manchen Ortschaften, so im Deutsch-Böhmischen, macht die Schule einen gemeinschaftlichen Rundzug mit großen Körben, um Eier zu sammeln, mitunter ist es aber auch nur der Küster oder Glöckner mit dem Chorfnaben, welche von Gehöft zu Gehöft ziehen.

Anderwärts, so in Borsarlberg, haben diese Umzüge einen mehr religiösen Charakter angenommen, indem Männer, von Kindern mit Fackeln gefolgt, am Vorabend des Osterfestes von Haus zu Haus ziehen, und mit Schalmaien und Zithern, die Auferstehungslieder begleiten, welche aus Hunderten von Rehen der die Spieler umgebenden Volksmenge erschallen. Otereier, oder Brod und Wein belohnen das Spiel, und werden in großen Körben gesammelt, welche Knaben tragen.

Die Otereier erhielten mit der Zeit eine christliche Auslegung. Denn während das Ei schon bei den Völkern des Alterthums als Sinnbild der Schöpfung und Fruchtbarkeit galt, und deshalb namentlich bei den Perern noch jetzt zum Neujahrsgeheimt verwandt wird, erklärte es die Kirche für das Symbol des Erlösers, welcher aus dem Grabe zum Leben erstanden, damit Alle, die an ihn glauben, aus dem Grabe der Sünde durch ihn zum neuen Leben auferstehen sollen. So bekam die althergebrachte Sitte, sich zu Ostern, wo die Naturkraft wieder erwacht ist und in mehreren Ländern das Jahr seinen Anhang nahm, Eier zu schenken, neuen Halt; die Eier wurden der kirchlichen Deutung gemäß in vielen Gegenden mit dem Bilde eines Engels, eines Christkinds oder eines Lammes mit der Friedensfahne verziert, und an die Stelle der Eieropfer, welche bei dem Ostara-feste durch die heidnischen Priester der Göttin gebracht wurden, trat die Gewohnheit, den Pfarrherren eine Anzahl Eier als Ostergabe zu liefern. Dabei blieb aber der Brauch, die Otereier, wie einst zu Ehren der Gottheiten, bunt, besonders rot und gelb zu färben, und in Deutschland und in der Schweiz sagt man noch heutigen Tages, wie aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in vorchristlicher Zeit: der Has oder Osterhas habe die Eier gelegt.

Die Kinder suchen, nämlich am Ostermorgen die gefochten und bunt gefärbten Eier irgendwo im Hause, oder, wenn das Wetter es zuläßt, im Garten. In Schwaben macht man auch wohl ein Nest von Moos oder anderem Grün, auf das man einen Hasen setzt, und in Hessen-Rassau legt man bisweilen alle Eier in ein mit Spänen umgäuntes und mit Moos oder Heu ausgefülltes Gärtchen, welches Tags zuvor von den Kindern gemacht worden ist und Hasengärtchen heißt.

Ruft dann der Vater oder die Mutter: „Der Osterhas! Der Osterhas! Eben habe ich ihn vorbeilaufen sehen!“ so macht sich Alles ans Suchen. Groß und Klein, Alt und Jung durchstöbert jeden Winkel des Wohngeländes und des Gartens, bis die einzeln versteckten Eiern zusammengefunden sind, oder das Nest entdeckt wird, aus welchem den vor Freude in die Händen klatschenden Kleinen eine Masse Eier in allen Farben entgegen-schimmert.

Daß gerade dem Hasen zugemutet wird, seiner Natur zuwider Eier zu legen, scheint darauf hinzuweisen, daß dieses Tier einst der Ostara nahe stand, und ihr vielleicht seiner Schnellfähigkeit wegen dieselben Dienste

leistete, welche nach der griechischen Götterlehre die beseligten Kasse Lampos und Phaeton der Götter erwiesen.

Sind die Kinder im Besitz der Otereier, deren Zahl sich noch beträchtlich durch die-jentigen vermehrt, welche sie fast überall von ihren Vätern empfangen, so geht es an das Spicken oder Kippen, indem sich immer Zweie, welche Eier haben, zusammenthun, und die Eier mit den spitzen oder stumpfen Enden gegeneinander stoßen. Abwechselnd hält der Eine oder der Andere sein Ei hin, und der Gegner stößt. Wessen Ei dabei zerbricht, der verliert und muß es dem Anderen geben, dessen Ei härter gewesen ist.

Dieses Spiel, welches in der Schweiz Düpfen, in Schwaben Bicken, in Böhmen Düpfen, bei den Blamingen Ticken, in Rheinland Kippen heißt, ist in England nicht minder bekannt als in Deutschland, doch findet es dort, sowie in Belgien, Böhmen und der Schweiz, namentlich am Ostermontag statt.

Fast in jedem Dorfe Schwabens wurde sonst am Ostermontag ein Eierlesen gehalten, wie es jetzt nur noch zerstreut vorkommt. Es ist dies eine kleine Art von Wette, welche zwei Parteien miteinander eingehen. An die Spitze jeder Partei stellen sich die Kämpfer, die ihre Rolle nach dem Loose übernehmen. Der Eine muß nämlich von einem bestimmten Plage, gewöhnlich aus dem nächsten Orte, einen Säbel, einen Zweig, einen Becken oder sonst etwas holen, während der Andere eine Anzahl von mindestens hundert Eiern aufklebt. Diese werden, bevor das Spiel beginnt, unter Begleitung von Musik im ganzen Dorfe eingesammelt, und in bestimmten Zwischenräumen, meist einen Schritt weit, in gerader Richtung auf die Erde hingelegt, und müssen in eine Wanne, die man dem Leser in einer gewissen Entfernung nachträgt, zusammengelesen werden. Der Eierleser ist auf diese Weise genöthigt, beständig ab- und zuzulaufen, indem er jedesmal nur soviel Eier nehmen oder klaben kann, als er zu halten vermag, und in manchen Orten sogar immer bloß eins auf einmal tragen darf. Auf einigen Dörfern muß er die Eier einem Mädchen in die Schürze werfen, auf anderen in einen mit Streu gefüllten Korb. Da er aber verliert, wenn er mehr als zwei Eier von jedem Hundert zerbricht, oder wenn der Läufer zurückkommt, ehe die Eier alle beisammen sind, so siegt gewöhnlich der Läufer. Die Partei, welche verspielt hat, muß die Eier bezahlen, einen großen Kuchen backen lassen und die siegende Partei im Wirtshaus mit Wein frei halten.

Am Südharg stellen die Kinder Wettläufe nach den Eiern an, welche sie einen Wiesenabhang hinabrollen; in Böhmen legt man die Eier reihenweise auf einen abschüssigen Ort, läßt sie hinabrollen und sieht, wessen Ei am raschesten von allen unten ankommt, indem dieses die übrigen gewinnt; in Schlesien werden die Eier gekullert, und im nördlichen England pfeilt man sie nicht nur wie Kugeln hin und her zu rollen, sondern auch wie Bälle in die Höhe zu werfen.

Wie Ostern als Fest der Kinder aufgefäht wird, zeigen noch zwei Bräuche: der eine im südlichen Frankreich, wo man mit dem Gloria in Excelsis am Ostertag die kleinen Kinder unter den Weihkessel stellt, daß sie ihre ersten Schritte zu so geweihter Stunde und an so geweihtem Orte machen, der andere in den Vogesen, wo man die Kleinen am Ostermontag in die Kirche bringt, um sie segnen zu lassen, ein reizendes und ergreifendes Schauspiel für den Kinderfreund.

Zur rechten Zeit.

Oster-Erzählung von E. Steinhäuser.

Unablässig peitschte der Sturm schwere Regenmassen vor sich her; er brauste mit Macht durch die kahlen Bäume und riß die wenigen

welken Blätter, die trotz des Winters Blüten noch an den Ästen hängen geblieben waren, ab und wirbelte sie ins Weite. Galt es doch, dem Frühling den Weg bereiten, da durfte nichts mehr bleiben, was an Herbst und Winter erinnerte. Und das war immer noch eine schwere Arbeit in dem großen Park, der das Herrschaftshaus des Freiherrn von Bogendorf auf Bogendorf stundenweit umgab und erst endete an dem kleinen Pfarrdorfe, in dem die Tagelöhner des Gutes und die Bauern wohnten.

Gut, wie der Wind daherpfliff; er wühlte in den Jalousteen an den großen Fenstern des Schlosses und es gelang ihm auch, seine Regentropfen klatschend an die Scheiben zu heften.

In dem wohllich durchwärmten großen Zimmer saß am Tische, zurückgelehnt in einen weichen Sessel, der Besitzer von Bogendorf, der Freiherr Hans von Bogendorf. Er las beim matten Schein der Lampe die eben vom Postboten gebrachte Zeitung. In seinen Füßen lag ein großer schwarzer Bernhardiner, der den Kopf traulich an des Herrn Fuß schmiegte.

Wieder prasselte ein Regenschauer gegen die Fenster; die Jalousteen rasselten und schlugen an die Mauer. Aergerlich über diese Störung unterbrach der Freiherr seine Lektüre. Er drückte wiederholt auf den Knopf einer vor ihm stehenden Klingel.

Nach ein paar Augenblicken erschien ein Diener in der Thür: „Der gnädige Herr wünschen?“

„Jean, ich wollte Ihnen sagen, daß ich mit Ihnen unzufrieden bin. Sie werden täglich nachlässiger. Heute haben Sie die Jalousteen nicht gehörig befestigt, unablässig schlagen dieselben an die Fensterscheiben. Das ist ja entsetzlich. So etwas kam bei dem alten Jakob nicht vor. Sorgen Sie dafür, daß die Jalousteen fest geschlossen werden.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

Mit einer Handbewegung entließ der Freiherr den Diener. Dann setzte er seine Lektüre weiter fort. Nach einer kurzen Weile klopfte der Diener wieder an und trat herein.

„Was wollen Sie?“

„Gnädiger Herr, es ist ein Mann da, der den gnädigen Herrn absolut zu sprechen wünscht!“

„Mich!?“ fuhr der Freiherr auf, „und noch in dieser späten Stunde. Wo kommt er her bei diesem fürchterlichen Wetter und was will er von mir, heute am Abend vor Ostern?“

„Gnädiger Herr, ich weiß es nicht; aber er will sich nicht abweisen lassen.“

„So führe ihn herein, bleibe aber im Vorzimmer.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

Unruhig schritt der Freiherr im Zimmer auf und ab; die hohen Teppiche dämpften seinen festen Tritt. Leise knurrte der Hund. Da öffnete sich die Thür. Erstaunt blickte der Freiherr auf. Herein trat eine hohe Männergestalt, in einen dunklen weiten Mantel eingehüllt, einen großen Hut auf dem Kopfe.

Der Fremde näherte sich dem Freiherrn und kam in den Lichtkreis der Lampe. Rasch zog er seinen Hut vom Kopfe. Bestürzt wich der Fremde zurück. Dann streckte er wie zur Abwehr die Hände aus und rief entsetzt: „Karl, bist Du es?“

„Ja, Hans,“ erwiderte der Fremde, „ich bin es, hast Du für mich kein Wort des Willkommen?“

Sprachlos starrte der Freiherr den Fremden an, krampfhaft hielt er sich am Tische fest, um sich zu stützen.

„Was willst Du?“ kam es dann tonlos von seinen blutleeren Lippen.

„Was ich will, Hans? Das kannst Du fragen? Wiedersehen möchte ich das Schloß meiner Väter, wiedersehen der Heimat Wald

und Flur, wiedersehen auch Dich, meinen einzigen Bruder. Beten will ich am heiligen Osterfest mit meinem Weib und meinen Kindern am Grabe der teuren Eltern und vor allem“ — hier bedte des Fremden Stimme in tiefem Ernst — „beweisen will ich der Welt, daß ich nicht der war und bin, für den sie mich hielt, beweisen will ich ihr, daß ich unschuldig bin.“

Festig wogte des Fremden Brust; gewaltig erregt hielt er die Hände vor das Antlitz.

Starr blickte der Freiherr vor sich hin; seine Stirn zog sich in düstere Falten.

Der Fremde trat näher.

„Hans,“ bat er leise, „hast Du keinen Willkommenruß für mich? Glaubst Du noch immer, daß ich —“

„Daß Du ein gemeiner Dieb bist, die Schande derer von Bogendorf!“

Hoch aufgerichtet stand der Freiherr da; seine Augen sprühten Blitze. Bestürzt wich der Fremde zurück. Doch der Freiherr trat auf ihn zu.

„Du bist gekommen, um die Heimat zu sehen! Hast Du noch eine Heimat hier auf dem Boden, den Du durch Deine Anwesenheit von neuem entweihest? Beten willst Du am Grabe der Eltern, die Du mit Kummer beladen ins Grab gebracht, beweisen willst Du, daß Du kein Dieb! Ha ha ha“ — Gellend lachte der Freiherr auf — „Beweisen Du! Warum hast Du es nicht gleich bewiesen? Nein, Du möchtest hier Dich festsetzen, möchtest hier mit Deiner Brut — — —“

„Halte ein, Hans, das geht zu weit!“ schrie der Fremde und richtete sich drohend vor dem Bruder auf. „Beschimpfe mich, soviel Du willst. Unbestraft aber lasse ich nicht jene Beschimpfen, die meines Lebens Glück sind, rein wie der lichte Sonnenstrahl. Du sollst uns kein Almosen geben; meiner Hände Arbeit brachte mir Gott sei Dank reichen Segen!“

„Was willst Du sonst?“ stieß der Freiherr zornbebend hervor.

„Was ich will — ich sagte es Dir schon einmal. Niederknien will ich am Grabe der Eltern und beten. Sieh! dort das Bild der Mutter! Wenn auch der Vater mich hinausstieß in Nacht und Elend, die Mutter hat nie daran geglaubt, sie fühlte in ihrem Herzen, daß ich unschuldig war. Ich achtete nicht Sturm und Wetter und mußte noch heute hierher, um das Bild der Mutter zu sehen, um in ihren Augen das Zeugnis meiner Unschuld zu lesen.“ Er wandte sich zur Seite, wo er laut aufschluchzend vor dem lebensgroßen Bilde einer älteren Dame in die Kniee sank.

Kalt lächelte der Freiherr. „Daß es jetzt genug sein der Komödie. Es ist hier für Dich kein Platz mehr, entferne Dich, ich möchte nicht länger unter meinem Dache einen Dieb beherbergen.“

„Hans!“ schrie der Fremde laut und sprang auf.

„Entferne Dich augenblicklich oder ich lasse Dich mit Gewalt entfernen,“ tönte des Freiherrn eifige Stimme. Er wies nach der Thür. Drohend und zähnefletschend stand der Bernhardiner an seiner Seite.

„Gut,“ erwiderte der Bruder, dessen Antlitz Totenblässe bedeckte, „ich gehe und ich werde diese Schwelle nicht eher wieder betreten, bis Du mich auf den Knien darum bittest.“

Rasch entfernte er sich. Regungslos stand der Freiherr da und starrte nach der Thür. Dann ließ er sich stöhnend in einen Sessel nieder und vergrub weinend sein Gesicht in die Polster.

Der Sturm hatte nachgelassen, leise nur rauschte der Regen hernieder. Stille war es in dem Gemach des Freiherrn. Lange, lange

saß er da, regungslos, dumpf vor sich hinbrütend. Zuweilen seufzte er tief auf. Er hätte ihn doch nicht so gehen lassen sollen, er war ja sein Bruder. Nein, nein, er hatte keinen Bruder mehr, seit jenem unglücklichsten Tage!

Sinweg ihr trüben Bilder der Vergangenheit, warum kehrt ihr immer wieder?

Aber sie kehrten wieder und so ließ er sie denn vorüberziehen.

Ein lebenslustiger Offizier war der Freiherr Karl von Bogendorf, der in seiner übersprudelnden Lebhaftigkeit rasch aller Herzen gewann. Sein Vater, ein strenger Herr, tadelte oft sein Gebahren und wenn er wiederholt des Sohnes Schulden bezahlte, dann drohte er ihm oft mit Entziehung der väterlichen Huld und wies auf das Beispiel des älteren Bruders Hans hin, der ernst und streng gegen sich selbst das Muster eines Offiziers war. Die gute Mutter bot immer für den jüngsten Sohn, ihren Liebling, sie nahm ihn in Schutz, wenn der Vater gegen ihn wetterte und wußte stets den Frieden wiederherzustellen. Da geschah das Unglaubliche.

Eines Tages kam Karl in aller Hast aus der nahen Garnison. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Vater, die äußerst stürmisch verlief. Die Mutter bot unter Thränen, noch einmal die bedenklich hohe Ehrenschuld des Sohnes zu begleichen und der Vater gab dem Sohne unter den heftigsten Vorwürfen die Summe. Er hatte an demselben Tage die sämtlichen Pächtertragnisse empfangen und konnte so Karl das Geld einhändigen. Der Sohn verließ am nächsten Tage früh morgens das Haus.

Einige Stunden später stürzte der alte Freiherr in großer Aufregung ins Familienzimmer.

„Ein Dieb, mein Sohn ein Dieb!“ schrie er unaußhörlich und als man ihn einigermaßen beruhigt hatte, erzählte er der bestürzten Mutter und dem anwesenden ältesten Sohne, daß Karl ihm die ganze noch übrige Summe der Pächtertragnisse gestohlen und sich damit entfernt habe. Man suchte ihm verständlich zu machen, daß vielleicht ein anderer den Diebstahl begangen haben könne, allein er erklärte, daß das nicht möglich sein könne.

„Karl allein mir wußte, daß ich die Scheine in meinen Schreibtisch gelegt, als ich ihm das verlangte Geld einhändigte. Er allein sah nur, daß ich den Schlüssel zufällig stecken ließ, und er ist der Dieb.“

Als der Diebstahl unter der Dienerschaft bekannt wurde, gab der alte, schon lange Jahre dem Freiherrn bedienstete Kammerdiener Jakob zu verstehen, er habe den jungen Herrn noch spät am Abend aus des Vaters Arbeitszimmer kommen sehen. Der Beweis genügte.

Am nächsten Tage ritt der alte Herr zur nahen Garnisonstadt, wo er seinen Sohn an Spieltische traf. Sofort stürzte er auf ihn zu und bezichtigte ihn in Gegenwart seiner Kameraden des Diebstahls. Ja er zog die Reitpeitsche und züchtigte seinen Sohn, der vor ihm auf den Knien lag und seine Unschuld beteuerte. Er stieß ihn mit dem Fuße von sich und verbot ihm, jemals wieder sein Haus zu betreten. Noch am selben Tage erhielt Karl seine Entlassung und verschwand spurlos. Nur die Mutter empfing noch einen Brief aus Hamburg, in dem der Sohn Abschied nahm und wiederholt versicherte, daß er unschuldig sei.

Das Unglück lastete schwer auf der ganzen Familie. Tiefes Herzeleid ergriff die Mutter; sie suchte dahin und ruhte bald im Grabe. Der Vater, der oft seine Härte bereute, kannte keine Lebensfreude mehr; ein Jahr nach dem Tode der Gattin trug man auch ihn zur Gruft. Hans, der älteste Sohn, hatte nach

dem Ereignis im Offizierskreise seinen Abschied genommen und die Verhaltung der Güter angetreten. Er lebte still dahin, zurückgezogen und einsam. Wenn früher der Vater wünschte, daß er sich verheiraten möge und er sich nicht dazu verstehen konnte, so wollte er jetzt, nachdem der Name derer von Bogendorf gebrandmarkt war, erst recht nichts davon wissen.

Jahrelang trug er schon so sein Schicksal, seine einzige Freude in der Bewirtschaftung seiner Güter findend. So wollte er auch weiter leben bis zum Ende. Und nun trat der Unglückselige wieder hervor und riß von neuem die Wunden auf, die am Vernarben waren. Sein Bruder! Nein, er hatte keinen Bruder mehr — weg mit allen Regungen des Herzens — ein Dieb konnte sein Bruder nicht sein!

Erregt sprang der Freiherr auf. „Was quäle ich mich, ich mag nicht mehr daran denken!“ Er schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Dann drückte er auf die Klingel.

Der Diener trat ein.
„Zünden Sie die Lampe auf meinem Schreibtisch an; ich muß noch arbeiten.“

Der Diener that wie ihm befohlen und der Freiherr nahm in dem Sessel vor dem Schreibtische Platz. Er schloß ein Fach desselben auf und nahm einige Wirtschaftsbücher heraus. Dabei fiel sein Blick auf ein kleines Packet, welches die Adresse trug:

An den Freiherrn Hans von Bogendorf.
(Ein Jahr nach meinem Tode zu öffnen.)

„Das ist die Hinterlassenschaft des alten treuen Jakob. Was mag die gute Seele darin mir mitzuteilen haben?“

Stunnen betrachtete der Freiherr das Packet, dann dachte er einen Augenblick nach.

„Wichtig, die Zeit ist ja längst um, was hindert mich noch, das Packet zu öffnen?“

Rasch entschlossen brach er die Siegel auf und legte den Umschlag auseinander. Oben auf lag ein Brief und darunter ein zweites Packet. Auch dieses erbrach der Freiherr. Erkennen prägte sich in seinen Zügen aus. Vor ihm lag eine große Anzahl Banknoten.

„Was soll das,“ murmelte er vor sich hin und legte die Scheine beiseite. Dann öffnete er hastig den Brief. Er hatte kaum einige Zeilen gelesen, als er mit lautem Aufschrei in den Sessel zurückfiel. Der Brief enthielt seiner Hand.

„Um Gottes Willen,“ stöhnte er auf. Regungslos saß er einige Minuten, dann tastete er mit zitternder Hand nach dem Briefe, den er nun in fieberhafter Aufregung las. Er lautete:

Gnädiger Herr!
Wenn Sie diese Zeilen lesen, werden Sie mir zürnen. Doch verzeihen Sie mir. Nie habe ich mich eines Vergehens schuldig gemacht, immer diente ich meinem Herrn treu und nur ein einziges Mal wich ich von der Bahn des Guten ab. Der junge Herr, Freiherr Karl, verbrauchte viel Geld. Einmal als er wieder von seinem Vater eine größere Summe zur Schuldentilgung empfangen hatte, nahm ich die Gelegenheit wahr und entnahm dem Schreibtisch, den der alte Herr nicht verschloß, wie es oft seine Gewohnheit war, beiliegende aus Pachterträgnissen stammende Summe. Ich dachte, man würde in der Annahme, der junge Herr habe die Summe noch genommen, kein Wort darüber verlieren. Schon am nächsten Tage empfand ich Gewissensbisse über meine That; ich wollte das Geld wieder an Ort und Stelle legen, aber mit großer Vorsicht verschloß der Freiherr jetzt stets seinen Schreibtisch. Und als er den jungen Herrn gar verstoßen, da wagte ich aus Angst nicht, ihm die Summe zurückzugeben, und für den jungen Freiherrn zu bitten. Der war längst drüben in Amerika, was konnte da mein Geständnis nützen. Um meine Existenz zu wahren, schwieg ich, aber das Geld mochte ich nicht. Ich bewahrte

es auf und gebe es Ihnen zurück. Gott verzeihe mir, daß ich so schlecht war, verzeihen auch Sie mir, gnädiger Herr, daß ich so viel Herzeleid über Ihre Familie und besonders Ihre Frau Mutter und den Herrn Vater brachte. Oft war es mir, als müßte ich zu Ihren Füßen stürzen und Ihnen alles bekennen, allein ein einziger Blick aus Ihren Augen ließ mich erkennen, daß ich von Ihnen keine Gnade zu erwarten hatte. Und so schwieg ich denn. Nun aber gebe ich Ihnen meine Schuld kund. Wenn ich bestimmte, daß dies Bekenntnis erst ein Jahr nach meinem Tode eröffnet werden sollte, so war dabei der Gedanke leitend, daß man wenigstens ein Jahr lang mein Andenken ehren möge. Nach Bekanntwerden meiner That wird man meinen Namen nicht mehr nennen. Verzeihen Sie, gnädiger Herr, Ihrem unglücklichen

Diener Jakob.
Der Freiherr hatte mit wachsender Ungeduld gelesen. Nun blickte er starr vor sich hin, in seinem Herzen wühlte ein Sturm von Gedanken.

Da brach hervor, was lange verborgen war. Er stützte den Kopf in beide Hände und weinte bitterlich.

„O Mutter, wie habtest Du Recht; der arme Bruder war unschuldig. Ihr dort oben, geliebte Eltern, wißt, daß ich geglaubt hatte, im Recht zu sein, als ich ihn von der Schwelle wies; ihr sollt nun aber auch in Freuden sehen, daß das Osterfest uns Brüder wieder vereint findet, daß wir zu neuem Leben auferstanden sind. Und nun gebe Gott, daß ich Karl finden und ihn um Verzeihung bitten kann!“

Rasch erhob sich der Freiherr, schloß das Geld ein und klingelte dem Diener.

„Jean, wissen Sie, wohin der Fremde ging, der vor einer Stunde hier war?“

„Nein, gnädiger Herr, er kam in einem Wagen, der auch draußen auf ihn wartete. Als er das Haus verließ, fragte er nur, ob die alte Dorothea noch in ihrem Häuschen im Dorf lebe. Ich bejahte ihm das.“

„Gut, Sie können gehen.“ — Der Freiherr war zufrieden. Karl hatte sicher bei dem ehemaligen Kinderfräulein, das sie beide in ihrer Jugend geleitet, Aufnahme gefunden. Dort wollte er ihn suchen.

Ein herrlicher Ostermorgen brach herein. Im strahlenden Sommergolde lag der Park von Bogendorf da. Zwar hatte der Sturm am Abend vorher manchen Ast von den Bäumen abgerissen und herabgeschleudert, aber er hatte auch die schwellenden Knospen zur Entfaltung gebracht, die der Sonnenschein nun zärtlich küßte. Neu auferstanden war rings die Welt.

Froh bewegt schritt der Freiherr Hans von Bogendorf durch den Park, in dem die Vögel laut des Herrn Lob verkündeten, nach dem nahen Dorfe. Am Eingang desselben, durch ein Vorgärtchen von der Landstraße getrennt, lag ein kleines, sanberes Haus. Dort wohnte die alte Dorothea.

Der Freiherr öffnete die Gartentür. Da gewahrte er zwei Kinder, die in dem niedern Gebüsch des Gartens fleißig suchten. Es war ein Knabe von etwa 6, und ein Mädchen von 4 Jahren. Das kleine Mädchen sprang auf den Freiherrn zu und rief:

„Komm, hilf uns Ostereier suchen.“ Es nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit.

Da kam auch der Knabe heran.

„Wie heißt Du denn?“ fragte ihn der Freiherr.

„Hans Bogendorf,“ sagte er stolz. „Und Du?“

Der Freiherr lachte erfreut auf. „Ich heiße auch Hans Bogendorf und bin Dein Onkel.“

„Komm' Johanna,“ sagte da der Knabe stolz. „Das ist der böse Onkel, der uns nicht haben will und über den Papa und Mama gestern Abend so weinten.“

Doch das kleine Mädchen hielt des Onkels Hand fest und zog ihn nach der Thüre zu. Der Freiherr schritt die kleine Treppe hinauf. Da öffnete die Kleine rasch die nächste Thür.

„Papa, da ist —“
Im nächsten Augenblick standen die beiden Brüder einander gegenüber.

„Karl! — Hans!“
Der Freiherr faßte sich rasch und trat auf den Bruder zu, dem er die Hand entgegenstreckte.

„Karl, verzeihe mir!“
Der Angeredete wich zurück. „Was soll ich Dir verzeihen, ich — ein Dieb!“

„Nein, Karl, nein Du bist kein Dieb! Hier lies!“ Der Freiherr griff in seine Rocktasche und überreichte dem erstaunten Bruder den Brief des alten Jakob.

Karl nahm den Brief und las. Ein heftiges Zittern ergriff ihn. Laut ausschlagzend sank er auf einen Stuhl.

Da umfaßte ihn der Bruder zärtlich und die Kinder schmiegt sich ängstlich an ihn an. Aus dem Nebenzimmer trat bestürzt die Gattin. Alle redeten liebevoll auf ihn ein und bald fanden sich die Brüder in herzlicher Umarmung wieder.

Da tönte festlicher Glockenklang herein durch die geöffneten Fenster; er rief zum Hause Gottes, zu dem, der auferstanden ist zum Heil der Menschen.

Hand in Hand traten die beiden Brüder den Gang zur Kirche an, wo sie in heiligem Gebete Gott dem Herrn für seine Gnade dankten und jubelnd einstimmten in das herrliche Osteralleluja!

Rätsel.

Was' hab ich da im Schächtlein?
Es ist nicht groß, es ist nicht klein;
Nicht klappert's, wenn man's schüttelt.
Es ist nicht dick, es ist nicht dünn,
Nicht leicht, nicht schwer, nicht blau, nicht grün,
Zerbricht nicht, wenn man's rüttelt.
Der Kaufmann hat es nirgends feil,
Es ist dem Bettelman sein Teil;
Der Geizhals schenkt es gerne her —
Nun ratet fein, es ist nicht schwer.

Charade.

Wein erstes hat zwar einen Fuß,
Doch geht es nie vom Platz;
In seinem Eingeweide ruht
Verborgen mancher Schatz.
Wein zweites wünscht der Knabe bald
Zu sein und wird es auch;
Das Ganze aber hebt den Schatz
Aus meines ersten Bauch.

Anagramm.

Vieler Menschen bleiche Wangen,
Die des Unglücks Hauch umfangen
Meines Daseins Stempel weicht;
Meine Glieder nur verrenkt,
Mich zu mischen ins Getränk,
Das Arabien uns bent.

Palindrom.

Für einen kleinen Jungen
Ich immer gelten muß,
Und habe doch Riesen bezwungen
Und Helden mit einem Schuß.
Werd' ich nun rückwärts gelesen,
Dann hab' ich geschwelgt und gekriegt,
Und schließlich mit eisernem Besen
Die ganze Welt einst besiegt.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Wollen.
Logogryph: Boa, Boas.
Palindrom: Ehe.
Anagramm: Dornen, Norden.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Dienslag, 9. April. Maria Kleophae. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: 5 Uhr Aussegnung des Allerheiligsten: 7 Uhr Frühmesse, 9 Uhr Hochamt, 12 Uhr Feststunde der Kinder. 3 Uhr Veiper, 6 Uhr Komplet und Schlußgebet.
Mittwoch, 10. April. Ezechiel, Prophet.
Donnerstag, 11. April. Leo der Große, Papst.
Freitag, 12. April. Julius, Papst.
Samstag, 13. April. Hermenegild, Martyrer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
W. u. S. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 20, 19-31. „In jener Zeit, als an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbath, Abend geworden, und die Thüren (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch!“ „Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen.“ „Er sprach dann abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ „Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ „Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da brachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht.“ „Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch!“ „Dann sagte er zu Thomas: Lege deinen Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ „Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!“ „Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt: selig, die nicht sehen, und doch glauben.“ „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

Nachklänge zum Osterfeste.

Ich würde mich nicht wundern, wenn der geneigte Leser es sehr auffällig gefunden hätte, daß Maria, die Mutter Jesu, im ganzen Auferstehungsberichte nicht die mindeste Erwähnung findet: sie, die doch als „die starke Frau“ unter dem Kreuze ihres mit dem Tode ringenden Sohnes so heldenmütig ausgeharrt hatte. Die Erklärung hierfür ist indes nicht sehr schwer. Wenn darum den Evangelisten besonders zu thun sein mußte, unanfechtbare Zeugnisse für die Thatsache der Auferstehung den Christen der Folgezeit vorzuführen, so wäre ein Zeugnis der eigenen Mutter für die Auferstehung Jesu jedenfalls wenig zweckdienlich gewesen.

Dazu kam zweifellos aber noch ein anderer Grund: die Evangelisten wollten in ihrem Auferstehungsberichte darstellen, wie die Jünger Jesu und die frommen Frauen im Glauben schwach und schwankend, wie sie ohne alle Einsicht in die hl. Schrift waren, und wie der Herr nun dieser ihrer Schwäche zu Hilfe kam und allmählich durch die Erscheinung der Engel, dann durch Sein eigenes Erscheinen den Glauben neu belebte und so in den Jüngern Sich die Werkzeuge bildete zur Verkündigung des Auferstehungsevangeliums; — in diesem Zusammenhange aber konnte Maria, die Mutter Jesu, nicht genannt werden, da ihr Glaube in seiner Vollendung längst erprobt war. Bei Maria ist kein Schwanken und keine Ratlosigkeit, wie bei den frommen Frauen und bei den Aposteln.

Sie kannte ganz klar die Worte ihres göttlichen Sohnes und erwartete am dritten Tage die Auferstehung; so ging sie auch nicht mit den anderen Frauen in der Frühe des Auferstehungstages an das Grab: entweder weil Jesus ihr schon erschienen war, oder weil sie den Dienst am Grabe als gegenstandslos betrachtete.

Mit welcher Sehnsucht hatte einst die Mutter des jungen Tobias die Heimkehr ihres heißgeliebten Sohnes erwartet! Täglich saß sie auf der Anhöhe eines Berges (sagt die heil. Schrift), um nach der Ankunft des Sohnes auszuwarten; und als der so heiß Ersehnte endlich kam, küßten die Eltern ihn und weinten vor Freude. — Und mit welcher Sehnsucht war der hochbetagte Patriarch Jakob einst seinem todtgeglaubten Sohne Joseph entgegengeeilt, und wie bezeichnend für seine Herzensstimmung war das Wort des schwergeprüften Vaters: „Nun will ich gerne sterben, da ich dein Angesicht noch einmal gesehen habe.“ — Aber mit welcher Sehnsucht und mit welcher glühendem Verlangen mag Maria die Auferstehung Jesu erwartet haben! Eine solche Mutter, die solchen Sohn erwartet! Und sicherlich ist die gewöhnliche Annahme wohlbegründet, daß der Herr Derjenigen zuerst im trostreichen Glanze der Auferstehung erschienen sei, die unter dem Kreuze so treu und stark bei Ihm ausgeharrt hatte.

Die Freude der allereligsten Jungfrau aber war so groß und innig, wie sie nur ein

Sirchrenkalender.

- Sonntag, 14. April. Erster Sonntag nach Ostern. Tiburtius und Valerian, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Johannes 20, 19-31. Epistel: 1. Johannes 5, 4-10. Ende der geschlossenen Zeit.
● St. Lambertus: 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● St. Martinus: 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Osterkommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und an der Macherstraße.
● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation.
Montag, 15. April. Anastasia, Martyrin.
Dienstag, 16. April. Julia, Martyrin.
Mittwoch, 17. April. Rudolph, Martyrer.
Donnerstag, 18. April. Cleutherius, Bischof.
Freitag, 19. April. Leo IX. Papst, Werner, Martyrer.
Samstag, 20. April. Victor, Papst und Martyrer.
● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

Sinnprüche.

Wer hat den Weg durchs wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesflammen stritt?
Mir ist ein Herz mit seinen Wunden,
Mehr wert als eins, das niemals litt.

Laß ab, mein Herz, von Klagen und Sehnen,
Es scheint die Sonne durch Regen und Thränen;
Es ist kein Leben davon befreit,
Ein jedes hat seine Regenzeit,
Und Tage, trüb' und traurig



so gottbegnadetes Wesen zu kosten und zu ertragen vermochte. Allein diese ihre Freude war nicht nur ganz rein, — denn ihr Gegenstand war ja ihr göttlicher Sohn und Seine Herrlichkeit, — sondern es war auch eine stille, innerliche Freude. Fast scheint es uns, als habe Maria den andern frommen Frauen und den Aposteln von der ihr gewordenen Erscheinung des Auferstandenen nicht einmal Mitteilung gemacht: sie ist eben immer und überall die bescheidene, demüthige Mutter Jesu, die treu ihrem Sohne folgt, Alles in ihrem Herzen bewahrt und überdenkt (Lukas 2, 19) und sich nie und nirgends hervordrängt, außer wo es Schmach und Leid mit Ihm zu teilen gilt. In Zweifel hat sie auch warme Fürbitte eingelegt für die Apostel und namentlich für diejenigen unter ihnen, die der Trostung am meisten bedürftig waren.

Auch wir Christen, lieber Leser, nehmen herzinnigen Anteil an dieser Osterfreude der Mutter Jesu, denn sie hat es wahrlich um uns verdient. Keine Andacht ist unserm braven katholischen Volke so sympathisch, wie die Andacht zur schmerzreichen Mutter, — aber wenn die Osterzeit wieder gekommen ist, singt es ebenso mit besonderer Vorliebe von Mariä Osterfreuden.

Wie schön in Wort und Ton ist aber auch die sog. Osterantiphon, die zu Ehren Mariä während der österlichen Zeit allüberall erklingt und von Jung und Alt mit wahrer Begeisterung gesungen wird: Regina coeli laetare, Alleluja! („Freu Dich, o Himmelskönigin, Alleluja!“) Maria ist nun nicht mehr Mutter der Schmerzen, sondern Königin des Himmels, d. h. himmlischer Ehren, himmlischer Macht und Freuden. Nun ist es allerdings eine Freude, Mutter Gottes zu sein.

Quia quem meruisti portare, Alleluja, resurrexit sicut dixit, Alleluja. („Den zu tragen du für würdig befunden: ist auferstanden, wie Er's vorhergesagt hat. Alleluja!“) Alle Freude des Osterfestes gebührt gerade ihr besonders, weil sie die Mutter des Auferstandenen ist: sie hat den Heiland der Welt getragen, aber auch mit Ihm getragen Leid und Kreuz bis zu Seinem Tod auf Golgatha. Und nun diese selbige Freude! Ihr Sohn hat durch die Auferstehung Alles bestätigt: Seine Lehre, Sein Wort, Seine Gottheit. Alles ist nun glorreich vollendet.

Ora pro nobis Deum, Alleluja! („Bitte bei Gott für uns, Alleluja!“) Bitte für uns, o Maria, wie Du einst gethan für die Apostel und die ganze Kirche! Erwicke durch Deine glorreiche Fürbitte, daß das ganze Reich Christi — die streitende, die leidende und die triumphierende Kirche — einen Zuwachs an Glaube, Hoffnung und Liebe erwerbe, daß namentlich die Glieder der streitenden Kirche der wahren (geistigen) Osterfreude in Christus theilhaftig werden hienieden und einst in der ewigen Seligkeit!

Eine alte Uebersetzung bezieht sich auf diese berühmte Osterantiphon. Man erzählt nämlich, daß unter dem Pontifikate des hl. Gregor, des Großen († 604), einst während der österlichen Zeit die Pest in schreckenerregendem Maße in Rom wüthete. Um das göttliche Erbarmen zu erbitten, ordnete der Papst eine allgemeine Prozession des Klerus und des Volkes an, in welcher das vom hl. Lukas gemalte Bild der allerheiligsten Jungfrau, welches in der Kirche S. Maria Maggiore auch heute noch aufbewahrt wird, voll Ehrfurcht mitgetragen wurde. Der ungeheure Zug bewegte sich nach der (alten) Basilika des Apostelfürsten Petrus hin, und (sagt die Legende) je weiter das heilige Bild, gefolgt von dem betenden Papste, getragen wurde, um so reiner wurde die Luft; man fühlte förmlich, wie die pestilenzialischen Miasmen der reineren Luft wichten. So kam man endlich auf die Brücke, welche die Stadt mit dem vatikanischen Häuser-Viertel verbindet; da

wurden plötzlich Engelstimmen über dem Gnadenbilde gehört. Die seligen Geister sangen: „Freu Dich, Du Himmelskönigin, Alleluja! Den Du zu tragen würdig warst, Alleluja, ist auferstanden, wie Er's gesagt hat, Alleluja.“ — Da wachte es der Papst, die Gebete der Erde an den Triumphgesang des Himmels anzureihen, und fügte in hl. Begeisterung hinzu: „Bitt für uns bei Gott, Alleluja!“ — So entstand (sagt die Legende) die Oster-Antiphon der allerheiligsten Jungfrau. Aber noch mehr: als Gregor seine Augen zum Himmel erhob, sah er, wie der auf der Zinne der jetzigen Engelsburg stehende Todesengel sein blutiges Schwert abtrocknete und in die Scheide steckte. — Zum Andenken an diese Erscheinung trägt dieses Castell seitdem den Namen „Engelsburg“ und ist geziert mit einer weithin sichtbaren bronzenen Kolossalstatue, die jenen Vernichtungsende darstellt, wie er das gekentete Schwert in die Scheide steckt.

Sprüchensachen des Weines.

Aus der Lebensgeschichte eines Verfolgten.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzner.

So wahr es ist, daß der Wein des Menschen Herz erfreut, so sicher ist es auch, daß, wenn in froher Becher-Runde die Funken des Wines oder im lustigen Tönen Treiben des Karnevals die Wogen übermüthiger ausgelassenheit hochgehen, jener Wein am meisten bevorzugt wird, der jetzt, zum Leidwesen seiner Verehrer durch eine neue Besteuerung nicht unerheblich verteuert werden soll, nämlich der einheimische Schaumwein oder, wie ihn die meisten noch immer zu nennen pflegen, der Sekt oder Champagner. Der Rotwein mag für alte Knaben eine von den besten Gaben sein, der wirkliche Kenner alter bouquetreicher Rheinweine mag mit geringerschägiger Gebärde an der süßesten Spende der Wittve Cliquet vorübergehen, wenn ihm ein Flasche „Steinberger Cabinet“ winkt; denn dies sind die Freuden eines abgeklärten veredelten Geschmacks, wie er nur auf Grund langjähriger Erfahrung erworben wird. Dort aber, wo die frohe Lebenslust der Jugend überschäumt, trinkt man stets am liebsten jenen Wein, der schon in seinem Aeußeren ein Sinnbild ungebundenen, ausgelassenen Frohsinns ist, wenn auch seine aufsteigenden, schnell zerrinnenden Schaumperlen daran gemahnen sollten, daß der Genuß der Stunde flüchtig ist und schnell verraucht.

Zu unserer Väter und Großväter Zeiten war für jeden, der nicht im Besitze eines reichlichen Mammons war, der Genuß einer Flasche Champagner fast ein Ereignis. Wer nicht ein besonderer Schlemmer und Verschwender war, gönnte sich eine Flasche Gold- oder Silbergekapselten nur bei ganz besonderen Gelegenheiten wie Hochzeitschmäusen und Tauffesten oder wenn es galt, das Wohl des Landesvaters an dessen Wiegensteite in solenner Weise zu begießen; denn damals, wo die deutsche Schaumweinfabrikation erst in den Kinderschuhen stand, hatte man ein heute unbegreifliches Vorurteil gegen unser einheimisches Produkt und trank fast nur echten Champagner, der ja auch heute trotz des allgemeinen Steigens des Wohlstandes sich nicht gerade als Getränk für einen kinderreichen Familienvater mit kleinem Einkommen eignet.

Dies ist nun innerhalb der Zeit eines Menschenalters ganz anders geworden, seitdem der deutsche Schaumwein hoffähig geworden ist und man sich auch in den Zirkeln des Reichthums nicht mehr schämt, eine Flasche Hochheimer Mousseux oder Siligmüller selber zu trinken und auch seinen Gästen vorzusetzen; denn die besseren Marken deutscher Probenienz sind, wie von allen zugestanden wird, die nicht den echten Wein der Champagne nur aus Kaprize und Grobthuerer trinken, den französischen Produkten nicht

nur völlig ebenbürtig, sondern übertreffen diese sogar in mancher Hinsicht.

Die Anfänge der deutschen Schaumweinfabrikation reichen bis in die Zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück. Das Zeitalter der Napoleonischen Kriege lag damals erst in der allerjüngsten Vergangenheit, und die Abneigung gegen das Franzosenthum, wie sie namentlich auch vom Turnbater Jahn genährt wurde, war wohl die treibende Ursache, daß man sich auch von den französischen Champagnern unabhängig zu machen bemühte und um das Jahr 1830 in Eßlingen, Heilbronn, Würzburg und an der Mosel, etwas später auch am Rheine mit der Fabrikation von Schaumwein begann. Es zeigte sich jedoch auch hier, wie in vielen anderen Fällen, daß die deutsche nur zu leicht geneigt ist, alles vom Ausland kommt, zu überschätzen und das Produkt des eigenen Fleißes gering zu bewerten denn die ersten deutschen Schaumweinfabrikanten fanden für ihre Ware in Deutschland keinen Absatz; dafür öffneten die Engländer bereitwillig ihre Thore dem deutschen Champagner, der, weil er im allgemeinen schwerer ist als der französische, dem Geschmack eines Volkes besser zusagte, welches durch das feuchte Nebel- und Seeklima schon im allgemeinen einem stärkeren Alkoholkonsum zuneigt. Weil diese in England verbrauchten Schaumweine nun hauptsächlich aus Hochheim und von der Mosel kommen, entstanden zur Bezeichnung der Gattung an sich in England die Namen Sparkling Hock und Sparkling Moselle, die noch heut dort üblich sind.

Ohne die englischen Abgabegebiete wäre die deutsche Schaumweindindustrie wahrscheinlich auf halber Entwicklung stehen geblieben und hätte immerdar ein kümmerliches Dasein geführt, wenn nicht die Verhältnisse, wie sie sich nach 1870 entwickelten, eine fundamentale Aenderung herbeigeführt hätten. Das nationale Selbstgefühl hatte mächtige Impulse erhalten; es wurde bekannt, daß der alte Kaiser Wilhelm selbst für seine Person dem deutschen Champagner den Vorzug gab; nicht zum wenigsten wirkte aber die Vertreibung des französischen Schaumweines um etwa 1,50 Mark die Flasche durch den im Jahre 1885 auf denselben gelegten Schutzzoll. Seitdem hat die einheimische Industrie einen außerordentlichen Aufschwung genommen, und man kann mit vollem Recht behaupten, daß Deutschland heute nicht nur das Land ist, in dem der meiste Champagner getrunken wird, sondern, daß es auch nicht Frankreich am meisten davon produziert. Die Gesamtmenge beträgt gegenwärtig über 12 Millionen Flaschen, von denen etwa 1/4 Million ausgeführt werden, während zum inländischen Verbrauch noch 800 000 Flaschen treten, die in Luxemburg, das zum deutschen Zollverein gehört, produziert werden; außerdem werden noch echte französische Marken im Werte von fast 5 Millionen Mark eingeführt. Diesen Mengen gegenüber bleibt der Champagnerverbrauch Frankreichs, welches von seiner Erzeugung von rund 24 Millionen Flaschen 17 Millionen an das Ausland verkauft, weit zurück, obwohl dieses mit Wein so reich gesegnete Land, das jährlich aus seinen Weinbergen nicht weniger als 40 bis 50 Millionen Hektoliter der Bacchusgabe erntet, nicht unerhebliche Quantitäten niederösterreichischer oder steirischer Schaumweines aufkauft und als eigenes Erzeugnis in den Handel bringt.

Wenn wir uns nach diesen trockenen Zahlenangaben den Geheimnissen der Fabrikation zuwenden, so sei zur Beruhigung aller Freunde dieses moussirenden Weines gesagt, daß bei weitem der größte Teil unseres einheimischen Schaumweines ebenso wie des in Oesterreich-Ungarn erzeugten peinlich genau nach den in Frankreich üblichen Methoden erzeugt wird. In großen Stückfässern macht der Wein teils ohne Zuckerslösung seine Gährung durch, und zwar enthalten jene Fässer, aus welchen Schaumwein für England und seine Kolonien hergestellt werden soll, nur den reinen Wein

einer bestimmten Lage, weil unsere angelsächsischen Vorkoren auch beim Champagner eine bestimmte, durch das Aroma diffundierte Eigenart wünschen, also z. B. Johannisberger oder Hochheimer Mousseur. Die für den Inlandsverbrauch bestimmten Fässer hingegen enthalten Verschnittweine, d. h. Mischungen verschiedener Marken, die mit Vorbedacht miteinander verschnitten werden, damit das fertige Produkt an Geschmack und Charakter dem französischen möglichst ähnlich wird, der ebenfalls keine ausgesprochene Blume hat, sondern aus Mischungen verschiedener Lagen bereitet wird.

Nach 9 bis 12 monatlicher Lagerung wird der Wein auf die Flaschen abgefüllt, welche wogerecht in Gestelle gelagert werden, in denen die Flaschenhälse durch runde Ausschnitte gesteckt werden. In diesen Gestellen, welche man nach französischem Vorgange Pupitres nennt, werden die Flaschen tagtäglich durch den Kellerarbeiter einige Augenblicke geschüttelt, damit die Gese und andere Niederschläge sich nicht an den tiefsten Stellen ansammeln und damit eine den gesomnten Flascheninhalt gleichmäßige Gährung stattfindet, dabei wird jedesmal der Flaschenhals um eine Kleinigkeit senkt, bezw. der Flaschenboden gehoben, bis sich wenn die Gährung in gewünschter Weise fortgeschritten ist, die Flasche senkrecht auf dem Kopf steht, wobei sich sämtliche Unreinigkeiten, dem Gese der Schwere folgend, am Büropfen abgelagert haben.

Zur Fertigstellung sind nun nur noch einige wenige Handgriffe notwendig, zu deren Vornahme der Wein in besondere Räume kommt. Es wird nämlich zunächst der den Kork festhaltende Bindfaden durchtrennt; der Kohlen säuredruck treibt nun den freigewordenen Kork heraus, welcher die ihm anhaftende Gese und schlechte Bestandteile mitreißt; sodann wird der sogenannte Liqueur, eine Mischung von altem Wein oder Cognac mit Zucker und zuweilen noch anderen aromatischen Substanzen, deren Rezept das Geschäftsgeheimnis des Fabrikanten ist, zugefügt. Der Wein wird hierauf schleunigst neu verkorkt, mit Bindfaden und Draht umwickelt, worauf nur noch die meistens von Frauenhänden besorgte Arbeit des Versilberns und Vergoldens und Etikettierens zu erfolgen hat, um die Ware versandfertig zu machen.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, das zur Champagnerfabrikation keineswegs edle Sorten benutzt werden. Fast sämtliche deutschen und österreichischen Sorten eignen sich dazu, und selbst aus dem so schwer verlebendeten Grüneberger wird ein durchaus nicht schlechtes Fabrikat gewonnen. Als bestes Rohmaterial gilt der lothringische Wein, der dem der Champagne am meisten ähnelt. Aber auch aus den billigen Weinen am Rhein, an der Mosel, der Saar, der Ahr, am Main und Neckar wird ein gutes Getränk hergestellt, und wenn der Weg einmal zur goldenen Sommerszeit nach der bergumkränzten Hauptstadt der grünen Steiermark führt, wird es schwerlich bedauern, wenn er einmal das dortige Produkt in Gestalt einer Flasche Herzogsmantel probiert.

Der relativ hohe Preis des durch Flaschengährung hergestellten Schaumweines rechtfertigt sich trotz der Billigkeit des Ausgangsmaterials durch die umständliche Behandlungsmethode und durch die bedeutenden Verluste, welche durch Springen der Flaschen während der Gährung entstehen. Es lag daher nahe, Champagner ähnliche Weine nach anderen Methoden herzustellen, bei welchen diese Uebelstände vermieden werden. Dies geschieht dann auch in großem Umfange dadurch, das man geeignete abgohrene Weine mit Zucker und Liqueur versetzt und unter bedeutendem Druck mit künstlicher Kohlen säure imprägniert. In Deutschland werden mindestens 3 Millionen Flaschen, zum Teil auch Obst- und Beereweine auf diese Weise hergestellt, und zu sehr billigen Preisen in den Handel gebracht. Ueber die Berechtigung dieses Verfahrens mag hier nicht

gestritten werden, da nun einmal die Nachfrage nach solchen billigen Marken im Preise von 1,25 bis 2 Mark vorhanden ist und vom Standpunkt der Bestimmtheit nichts Ernsthaftes dagegen eingewendet werden kann. Der Kenner aber wird schon durch die Zunge zur richtigen Beurteilung gebracht werden. Sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so genügt es, eine Flasche Schaumwein, über deren Herstellungsart man im Zweifel ist, ein Weilchen offen stehen zu lassen. Der durch Flaschengährung erzeugte verkert seinen Gehalt an Kohlen säure nur langsam, während letztere, wenn der Schaumwein durch Imprägnierung hergestellt wurde in kurzer Frist verpufft, so das ein faden Getränk in der Flasche zurückbleibt, dem die prickelnden Geister des echten Schaumweines abhanden gekommen sind.

Changez les dames!

Novellette von E. Gerhard.

„Heinz, lieber, einziger Heinz!“
„Nun, Schmeicheltüchchen, was hast Du auf dem Herzen?“ Der Amtsrichter Heinz Berkow schlang den Arm um seine junge Frau und schaute ihr zärtlich in die leuchtenden Blauaugen.

„Heinz, weißt Du, das Du mir noch immer die Hochzeitsreise schuldig bist? Könnten wir sie nicht jetzt machen? Eine Woche mit Dir in Berlin denke ich mir reizend.“

Lächelnd ging er an seinen Schreibtisch und entnahm demselben zwei Karten.

„Sieh her, Schatz, und lerne mich als Zauberer erkennen. Hier sind zwei Rundreisebillets nach Berlin, von morgen ab gültig.“

„O, Du einziger Mann! Aber wie konntest Du meinen Wunsch erraten?“

„Du hattest mir ja oft von Berlin vorge schwärmt, aber ich gestehe offen, das ich doch von selbst kaum auf diesen sublimes Einfall gekommen wäre. Dr. Hermann hat in Berlin zu thun und nimmt seine Schwester mit; er forderte mich auf, mit ihnen und Dir gemeinsam diese Excursion zu machen.“

„O Heinz, ich dachte es mir aber so hübsch, allein mit Dir —“

„Nun kind, eine Hochzeitsreise ist es doch nicht mehr, und ich denke mir ein solches Genießen mit Freunden sehr reizvoll. Wie gemüthlich wird es sein, wenn wir bei Hiller zusammen speisen, unsere Eindrücke dabei austauschen!“

„Ja, Du hast Recht, es wird himmlisch werden; aber nun muß ich meine Garderobe durchsehen. Man darf mir durchaus nicht die Kleinstädterin anmerken!“

Trällernd eilte sie davon; ihr Gatte sah ihr lächelnd nach, er liebte sie innig, obgleich er bedeutend älter war, als sie und von ernstem Charakter.

Am nächsten Morgen saßen sich die Reisegefährten im Koupee gegenüber. Sie waren sehr verschieden; Heinz Berkow war groß, schlank, brünett, Dr. Hermann blond, zur Fülle neigend, heiter und lebhaft; das hübsche Gesichtchen der kleinen Frau Amtsrichter wirkte sehr anziehend; Asta Hermann war eine vollkommene, fast klassische Schönheit, und ihren etwas strengen Zügen entsprach ihr Wesen.

Während die beiden Männer trotz ihrer Verschiedenheit gut harmonierten, kam es zwischen den Damen oft zu Reibereien. Lilli Berkow ärgerte sich zuweilen über die, wie sie meinte, hochmüthige Miene Astas und diese wiederum fand die junge Frau oft kindisch.

Die Reisetunden aber vergingen allen in ungetrübter Stimmung und heiteren Gesprächen. Bald näherte man sich der Hauptstadt. Stolz und herrlich erschien sie im Glanz der Frühlingssonne, und Lilli klopfte das Herz vor Freude.

Die Reisenden stiegen im Centralhotel ab

und wanderten dann gleich aus. Nach einer kurzen Promenade landeten sie bei Hiller.

Als der Sekt nach dem opulenten Mahle in den Gläsern verkte, hielt Berkow dem Freundespaare sein Glas entgegen und rief: „Auf treues Zusammenhalten!“

„Dann laß uns gleich Brüderschaft trinken, altes Haus,“ erwiderte der Rechtsanwalt.

„Gut Bruderherz, auf Du und Du!“

„Dabei betheiligen wir uns auch!“ jubelte Lilli. „Unter so nahen Freunden sollte man immer auf das feste Sie verzichten. Schwester Asta, Bruder Walter, stoß an!“

Ihre Augen strahlten, ihre Wangen brannten.

„Sie ist doch entzückend!“ dachte Dr. Hermann, „und Heinz hat ein großes Los aus der Lebenslotterie gezogen. Die kleine Frau ist immer guter Laune, während Asta —“ Ein Blick streifte die Schwester, die nur, unter einem Zwange, wie er merkte, ihr Glas an das Lillis klingen ließ. Sie ließ sich nie hinreißen, weder im Ernst noch im Scherz. Heute ärgerte ihn ihre Ruhe und das ironische Lächeln, das ihr Lillis Geplauder entlockte; um so eifriger widmete er sich der anmutigen Frau. Beim Ausbruch legte er ihr den eleganten Mantel um die Schultern und öffnete ihr galant die Thüre.

Heinz und Asta blieben noch zögernd stehen, um den Anblick der erleuchteten Straßen voll zu genießen. Da sagte Lilli:

„Komm, Walter, mein Tyrann scheint mich zu vergessen; wir wollen vorangehen.“

Er gehorchte und lauschte behaglich auf das kranke Zeug, das sie vorbrachte. Die beiden anderen folgten ebenfalls in angeregter Unterhaltung. Der Wein hatte auch Heizens Lippen entriegelt; er erzählte Asta von der Zeit, da er in Münster als Professor, ihr Bruder als Referendar gearbeitet und räumte den Freund in warmen Worten.

Als die Paare am Hotel angelangt, sich dort anders als sonst gegenüberstanden, rief Lilli übermüthig: „Ich hab' eine Idee. Wir wollen für diese Tage die Rollen tauschen. Asta, ich trete Dir für alle Spaziergänge meinen Herrn Gemahl ab, sei für kurze Zeit Frau Amtsrichter Berkow; ich bemächtige mich Deines Bruders!“

Es war, als dränge sich ein Widerspruch auf Astas Lippen, aber sie schwieg, als ihr Bruder freudig zustimmte und Berkow erwiderte: „Wit doch ein Schelm, aber Du sollst Deinen Willen haben, wirst mich hoffentlich bald vermissen!“

Lilli schüttelte den Kopf, hob die Hand zum Nachthimmel empor und rief: „Nun kommt herbei, Wit, Frohsinn, heitere Laune, ihr leichtbeschwingten Genien und verschönet uns diese Tage, das sie uns ewig im Andenken bleiben.“

Im nüchternen Lichte des folgenden Morgens erschien dem Amtsrichter der Plan seiner kleinen Frau höchst abenteuerlich, aber sie kommandierte nach dem Frühstück: „Changez les dames!“ und zog mit dem Rechtsanwalt von dannen. Zögernd bot er Asta den Arm und es wollte sich nicht gleich ein Wort von seinen Lippen lösen. Auch sie war schweigsam.

Man hatte einen Besuch der Nationalgalerie beschlossen.

Lilli flog von einem Saal zum andern, bald entzückt ein Stillleben, bald ein heiteres Bildchen aus dem Kinderleben betrachtend. Sie war froh, das der Rechtsanwalt, der von der bildenden Kunst genau so wenig wie sie verstand, ihren Geschmack teilte.

„Mein Mann, ich wollte sagen, mein sonstiger Mann,“ plauderte sie, „kann solche Nichtigkeiten nicht leiden. Er liebt das Gehaltvolle; da, schauen Sie, wie begeistert er vor jener gemalten Tragödie steht!“

Ihr lachender Blick streifte den Amtsrichter, der allerdings mit großem Interesse Spangenberg's Zug des Todes betrachtete und seinen Enthusiasmus über die Verkörperung

der Idee bereit ansprach. Nun gewann auch die schöne Statue neben ihm Leben, und er erstaunte über Aftas feines Kunstverständnis. In eifrigem Gespräch wanderte sie von Bild zu Bild.

Später speiste man sehr vergnügt zusammen; Lilli war voll Uebermut, gestattete ihrem Pseudo-Gatten einen Handkuss und neckte sowohl Heinz wie Afta.

Es entspann sich nun ein Disput darüber, wo man den Abend zubringen wolle. Lilli wünschte eine Operette zu hören und der Rechtsanwalt stimmte freudig zu; Heinz und Afta wollten sich Hauptmanns Fuhrmann Denschel ansehen. Als Lilli von ihrer Idee nicht ließ und Heinz schwankte, sagte Afta lässig: „So geh doch, Heinz! Ich aber bleibe lieber zu Hause, ehe ich meinen Geschmack an so thörichtem Zeug verbinde.“

„Freilich, Dein hoher Geist verlangt nach anderer Kost!“ spöttelte Lilli ärgerlich. „Aber mag Dich doch Heinz begleiten, Walter und ich werden uns auch ohne Euch amüsieren!“

„Es sei,“ erwiderte ihr Gatte ruhig, „ich habe viel über das Drama gelesen, um den Wunsch eines eignen Urteils zu hegen.“

Das eigenartige Kunstwerk erweckte am Abend seine vollste Teilnahme. Afta sah mit vor Erregung blassen Wangen da. Auf dem Heimwege sprach sie ihre Ansicht über das Stück in fesselnder Weise aus; ganz absorbiert von ihrem Gespräch, überfahen beide den Rechtsanwalt und Lilli, mit denen sie sich vor dem Restaurant von Lutter und Wegner treffen wollten. Erst der Ausruf Hermanns weckte sie aus ihrer Versunkenheit.

„Nun, gut amüsiert?“ fragte Heinz seine Frau. In demselben Moment erschraut er. Ihr liebliches Gesicht war bleich und in ihren Augen flammte ein seltsames Licht.

„Was hast Du, Kleines, bist Du krank?“ fragte er besorgt.

„Thörichte Frage!“ rief sie heftig. „Ich bin ganz wohl, aber Ihr habt uns unverantwortlich lange warten lassen.“

„Ja, Kindchen, dafür können wir nicht,“ erwiderte er gutmütig, „das Drama dauert mehrere Stunden, und vom Deutschen Theater bis hier her ist's weit.“

„Danke für die gütige Belehrung!“ erwiderte sie schnippisch. Beim Essen aber schien sie ihre schlechte Laune schnell zu verlieren. Sie sprülte von Leben und Heiterkeit, aber ihre Worte galten nur dem Rechtsanwalt. Infolge dessen unterhielt sich Heinz mit Afta.

„Wo geht Ihr beide morgen hin?“ fragte Lilli beim Aufbruch.

„Aber, Liebling, warum so feindlich? Ich denke, wir machen morgen gemeinsam eine Partie nach Charlottenburg. Wir wollten uns doch zusammen amüsieren.“

„Du hast Recht!“ lachte sie schrill auf. „Wir wollen uns zusammen amüsieren.“

In der Nacht warf sie sich unruhig hin und her und murmelte abgerissene Worte. Heinz fand keinen Schlaf. Ihr Benehmen am Abend war so sonderbar gewesen. Sollte sie am Ende empfinden, daß Hermann besser zu ihr passe als er? Er schallt sich selbst wegen dieses Gedankens, und doch kam er ihm wieder, als er am andern Morgen das blonde Paar vor sich herschreiten sah. Wie wunderbar stimmten ihre beiden Figuren zu einander, wie leicht paßte Lilli ihren Schritt dem des Rechtsanwalts an, wie eifrig plauderten sie. War sie an seiner, des so viel älteren Mannes Seite nicht glücklich?

In trübem Gedanken schritt er neben Afta her und war froh, daß auch sie schwieg. In tiefer Andacht standen sie darauf alle im Charlottenburger Mausoleum. Heinz sah in Lilli's Augen Thränen schimmern. Er wollte zu ihr treten, den Arm um sie legen, — da hing sie sich fester an den Rechtsanwalt, und trat mit diesem hastig hinaus.

Afta konnte sich nicht so schnell von der heiligen Stätte trennen, und Heinz war gezwungen, bei ihr zu bleiben. Dann durch-

schritten sie den Park, um die Anderen zu suchen. Gruppen von Spaziergängern begegneten ihnen, Walter und Lilli nicht. Plötzlich stieß Afta einen leisen Schrei aus; sie war bleich und ihr Arm bebte.

„Um Gotteswillen, Afta, was hast Du?“

Er zog sie auf eine halb verdeckte Bank. Da war's ihm, als rauschten Frauenkleider, doch mußte er sich geirrt haben, denn Niemand näherte sich.

Auf seine wiederholte Frage stieß Afta hervor: „Wir begegneten soeben einem Manne, der mir einst sehr nahe stand. Intriguen zerrissen unsern Bund, ich hielt ihn für einen Unwürdigen. Später erfuhr ich, daß man ihn schmähdlich verleumdete. Nach sechs Jahren sah ich ihn jetzt zum ersten Male wieder!“

„Arme Afta!“ sagte er teilnehmend. Jetzt verstand er, warum sie so ernst und herbe war, warum es wie ein Schleier über ihrem Weien lag.

„Wenn Du erkannt, er ist Deiner würdig, dann kann Dir noch höchstes Glück erwachen!“ tröstete er sie.

Sie schüttelte den Kopf, lauschte aber gern seinen brüderlich-warmen Worten. Als sie äußerlich sich beruhigt, eilten sie nochmals durch den Park, um die Gefährten zu suchen. Vergeblich! Auf Heinz's Stirne stand eine Wolke, vermutlich hatte Lilli nicht warten wollen.

Während sie dem Ausgange zuschritten, kam ihnen ein einsamer Spaziergänger entgegen, und an Afta's erneutem Zittern merkte Heinz, wer derselbe war, und als dieser jetzt den Hut zog und flüsterte: „Fräulein Afta, ich bitte um ein Wort,“ löste der Amtsdirektor Afta's Arm aus dem seinen und ging voran. Während er in qualvoller Unruhe auf und niederschritt, fanden sich die beiden Herzen, die sich trotz Trennung und Verleumdung stets geliebt. Unbeschreiblich hold in ihrem Glück eilte Afta bald zu Heinz und stellte ihm ihren Verlobten vor. Gemeinsam fuhren sie darauf zum Hotel. Während die Glücklichen den Rechtsanwalt zu sprechen begehrten, trieb es Heinz zu seiner Lilli. Aber er fand ihre Thüre verschlossen.

„Lilli, Herzlieb, öffne!“ bat er wiederholt. Endlich gab sie nach, reichte ihm aber nicht die Hand, sondern setzte sich mit verweintem Gesichtchen an das Fenster.

„Lilli, was ist Dir?“ fragte er in ausbrechender Sorge.

„Was hast Du?“

„Dasselbe hast Du vor einer Stunde Afta zärtlich gefragt, ich hörte es selbst!“ stieß sie hervor. „Heuchle keine Angst um mich; es ist Dir doch gleich, daß ich grenzenlos unglücklich bin!“ Und sie schluchzte herzzerbrechend.

„Ich verstehe Deinen Vorwurf nicht, sehe aber wohl, daß Du Dich von mir abgewandt. armes Kind, verzeih, daß ich Deine heitere Jugend an mich gefesselt! Du sehnst Dich nach dem jüngern, gleichgesinnten Gefährten.“

„Ach! Du liebst mich nicht mehr; Du hast in Afta eine vollkommeneren Frau gefunden? Freilich, ich bin nicht so klug wie sie. Du führtest mich ja auch aus der Kinderstube an den Altar. Wo blieb mir da die Zeit zum Studieren? Ich konnte und kann nichts weiter, als Dich lieben, und — das genügt Dir nicht.“

„Immer heller blitze es in seinen Augen auf und nun schlang er den Arm um die bebende Gestalt seiner Frau.“

„Aber Kleines, Kleinstes, was redest Du da für thörichtes Zeug und welchem Irrtum giebst Du Dich hin? Ich liebe Dich gerade wie Du bist, in Deiner holden Unberührtheit, Deiner Frische, Deiner sonnigen Heiterkeit, mein Kind, mein Lieb, mein Weib!“

Sie wagte es noch nicht, an ihr Glück zu glauben.

„Wir sind so verschieden“ — murmelte sie unter Thränen.

„Weißt Du denn nicht, daß das Sprüch-

wort Recht hat: Die Extreme berühren sich? In unseren Herzen sind wir doch eins und das genügt für ein ganzes Leben voller Glück! Doch ich darf Dich nicht richten, war ich doch eben so närrisch!“

Sie verstand die letzten Worte nicht, aber sie empfing und erwiderte seine Küsse. Und doch fragte sie bange: „Und Afta? Sie liebt Dich!“

„Keineswegs! Ich will Dir ihr Geheimnis verraten: sie hat sich soeben mit ihrem Jugendgeliebten verlobt! Und nun muß ich fragen: Und Walter?“

Sie erglühte dunkel. „Aus Groll über Dich kokettierte ich sträflich mit dem Guten, aber wir sind doch nur Freunde.“

Am Abend saßen sie vergnügt mit dem Brautpaare und den Rechtsanwalt zusammen. Dieser bemühte sich zwar, eine tragische Miene zu machen, aber Lilli meinte, sie fände ihm nicht und lachte ihn aus. Nachdem heim perlenden Sekt manches Hoch ausgebracht worden war, rief Heinz: „Stoßen wir an auf ein späteres abermaliges Zusammensein in Berlin!“

„Mit einem Vorbehalt!“ flüsterte Lilli ihm zu. „Wir spielen nie mehr: Changez les dames!“

* Uebersetzen. A.: „Ist das nicht rührend, wie oft ganz verschiedene Thiere in größter Freundschaft miteinander leben! wie z. B. eine Kake mit jungen Hühnern, eine Hündin mit Hasen, ja sogar eine Kuh mit jungen Ferkeln?“ B.: „Ja, ja, man muß gerade staunen. Aber bei den Menschen ist es ebenso oder noch auffallender: Da kenn' ich z. B. einen Privatier — ein rechtcs Rhinoceros, der mit einer Schneegans schon 25 Jahre in größter Eintracht lebt!“

Zahlenrätsel.

von Max G.

- | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|---|----|---|---|---|----|--------------------------------|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | Berühmter Astronom. |
| 2 | 3 | 4 | 5 | | | | | | | Musikwerk. |
| 3 | 4 | 5 | 10 | 7 | 4 | 6 | | | | Ein Königreich. |
| 4 | 5 | 1 | 4 | 5 | | | | | | Vorban. |
| 5 | 9 | 10 | | | | | | | | Kohlenstaub. |
| 6 | 4 | 5 | 2 | | | | | | | römischer Kaiser. |
| 7 | 10 | 7 | 10 | | | | | | | Ägyptische Göttin. |
| 8 | 7 | 8 | 4 | 5 | 2 | 6 | 4 | | | Bezeichnung für Fremdenführer. |
| 9 | 5 | 6 | 4 | | | | | | | Ein Gefäß. |
| 10 | 2 | 8 | 7 | 9 | 10 | | | | | Bezeichnung für Theilhaber. |

Die Anfangsbuchstaben der Worte, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines berühmten Astronomen.

Zogograph.

Ich weiß eines herrlichen Königs Sohn, Einen Prediger auch vor dem Königsthron. Ob jemals die beiden zusammenkamen? Sie lebten zugleich, führen einen Namen.

Ein frecher Empörer führt den gleichen, Nur nicht in seinem ersten Zeichen. Den ersten beiden ist's gleich gewesen, Ob ich sie von vorn oder hinten gelesen.

Palindrom.

Ich dunkles Kind der Erde, Gezeugt in warmen Zonen, Kehrt du mich um, so bin ich Ein helles Kind des Himmels Und falle meiner Mutter, Die mein voll Sehnsucht harret, Mit Thränen an die Brust.

Somatum.

Empörung und Gewalt erzeugt's, Wenn's allzuheftig brüdet; Dem Jolle und Tribute gleicht's, Den uns der König schidet.

Doch höher wahrlich steht sein Ziel; Denn Schiffe muß es stellen. Versagt's, so ist das Schiff ein Spiel Der Bogen und der Wellen.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel: Nichts.
Charade: Bergmann.
Anagramm: Garm, Rahm.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 10, 11-16. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ „Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt.“ „Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ „Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ „Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstall sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird Ein Schafstall und ein Hirt werden.“

Nachklänge zum Osterfeste.

II.

Der gute Hirt gab Sein Leben hin, damit Seine Schafe gerettet würden! Die Wuth des höllischen Wolfes trieb ihn nicht in die Flucht: Er gab sich vielmehr zur Beute hin, um den mörderischen Zahn, der die Schafe zerreißen wollte, von diesen abzuhalten. Aber nachdem Er für Seine Herde in den Tod gegangen war, stand Er in eigener göttlicher Kraft schon am dritten Tage wieder glorreich auf und verblieb in Seinem verherrlichten Leibe noch vierzig Tage auf Erden, um Seine Apostel mit Vollmachten und Unterweisungen zu versehen, damit sie (und ihre Nachfolger) Seine Herde in sichere Hut und Führung zu nehmen vermöchten.

Es wird Dir, lieber Leser, nun aufgefallen sein, daß die Thatsache der Auferstehung in der hl. Schrift so umständlich bezeugt wird, umständlicher als viele andere Dinge, die doch auch Thatsachen der Erlösung sind, — und daß die Apostel ein so großes Gewicht darauf legen. Als beispielsweise an Stelle des unglückseligen Judas, der in der bekannten entsetzlichen Weise geendet hatte, ein Ersatzmann (Matthias) in das Apostelamt gewählt werden sollte, da hieß es unter ihnen, man müsse einen Zeugen der Auferstehung dazu berufen: „Einer von den Männern, die während der ganzen Zeit uns beigelegt waren, muß Zeuge Seiner Auferstehung mit uns werden,“ sagt der hl. Petrus (Apostelg. 1.). Und unter den Lehrvorschritten, die der hl. Paulus seinem Schüler Timotheus gab, heißt es: „Denke daran (in deinen Predigten), daß der Herr Jesus Christus auferstanden ist von den Toten“ (2. Tim. 2.). Und an die Römer schreibt derselbe Apostel: „Wenn du mit deinem Munde den Herrn Christum bekennst und in deinem Herzen glaubst, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat, so wirst du selig werden“

(Röm. 10). So wird gewissermaßen der ganze christliche Glaube auf die Thatsache der Auferstehung aufgebaut.

Warum aber?

Nun, lieber Leser, das ganze Ansehen und alle Verbindlichkeit der Vorschriften unserer heiligen Religion gründen sich auf die Gottheit Jesu, ihres Stifters. Die Gottheit Jesu aber gründet sich (für uns) auf die Erfüllung Seiner Weissagungen und Verheißungen. Unter diesen aber ist Seine Auferstehung von den Toten eine der wichtigsten und hauptsächlichsten; und die Thatsache der Auferstehung Jesu liefert uns den sicheren Beweisgrund für die Wahrheit alles dessen, was Er über die Zukunft und Ewigkeit einst vorherverkündet hat. Ich hebe als Beispiel nur einen einzigen Ausspruch des Herrn heraus: „Selig seid ihr, wenn die Menschen euch schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden in Meinem Willen, — freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!“ (Matth. 5.). Wie könnte man von uns verlangen, daß wir dieses Wort Jesu zur Richtschnur unseres sittlichen Verhaltens machen, wenn der in Aussicht gestellte Lohn zweifelhaft wäre?

Fällt also die Lehre von der Auferstehung Jesu, fällt dieser Fundamentartikel unseres christlichen Glaubens, so fällt damit die gesammte Lehre, das ganze Gebäude des Christenthums, — damit fällt aber auch die Pflicht, christlich und nach der Vorschrift unserer Kirche zu leben, in sich zusammen. Darum sagt der hl. Paulus mit allem Nachdruck: „Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so ist unsere Lehre falsch und euer Glaube ohne Grund“ (1. Kor. 15.).

Nun ist aber die Auferstehung des Herrn eine Thatsache, für die wir ganz unüberwerfliche Zeugnisse haben. Wir sehen aber auch leicht ein, warum die Weisheit Gottes dafür gesorgt hat, daß gerade diese Thatsache so umständlich in der hl. Schrift

Kirchenkalender.

- Sonntag, 21. April.** Zweiter Sonntag nach Ostern. Anselm, Erzbischof. Evangelium Johannes 10, 11-16. Epistel: 1. Petrus 2, 21-25. ● St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Officium der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr-Predigt Bruderschaftsbandacht vom guten Tode. ● St. Lambertus: Vereinssonntag der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie zu Nazareth. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion. Nachmittags 4 Uhr von Seiten der Rosenkranz-Bruderschaft Betstunde für die verstorbenen Mitglieder. ● St. Maria Himmelfahrt: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. ● St. Martinus: Nachmittags 1/4 4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Männer-Sodalität.
- Montag, 22. April.** Soter, Papst und Martyrer. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenmesse f. d. Verstorbenen d. Bruderschaft v. guten Tode.
- Dienstag, 23. April.** Georg, Martyrer. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. ● Dominikaner-Klosterkirche: Heute beginnen die 15 Dienstage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. An jedem dieser Dienstage ist abends um 7 Uhr Rosenkranz u. Segensandacht.
- Mittwoch, 24. April.** Fidellis von Sigmaringen, Martyrer.
- Donnerstag, 25. April.** Markus, Evangelist.
- Freitag, 26. April.** Adalbert, Martyrer.
- Samstag, 27. April.** Anastasius, Papst. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit Ansetzung des allerh. Sakramentes; zum Schluß sakramentalischer Segen.

bezeugt wird; warum sie gesorgt hat, daß die Auferstehung des Herrn unserm Gedächtnisse nie entschwinde, — zugleich eine Mahnung für uns, gerade dieses Geheimnis, namentlich in der Osterzeit, recht oft und eingehend zu erwägen.

Im apostolischen Glaubensbekenntnisse heißt es: „auferstanden von den Toten,“ — und wir, lieber Leser, glauben und bekennen es. Aber wer hat es uns denn gesagt? — Es sind Zeugen, gegen die auch die strengste Kritik, so lange sie den Gesetzen der Vernunft nicht Hohn spricht, verstummen muß; es sind Zeugen, die von der Wahrheit dieser Begebenheit vollständig überzeugt waren, und die sich dabei gar nicht täuschen konnten: es sind die Apostel und Jünger Jesu. Sie haben den Herrn nach Seiner Auferstehung selbst gesehen: bald einzelne, bald mehrere zusammen; bald am Tage, bald in der Nacht. Sie haben Ihn gesehen vierzig Tage lang, so daß sie wahrlich Zeit genug hatten, die Wahrheit der Sache zu prüfen und sich derselben zu versichern. Sie haben Ihn gesehen bei verschiedenen Gelegenheiten, da Er mit ihnen umging, mit ihnen speiste, Sich von ihnen anrühren ließ. Gesehen haben sie Ihn endlich, als Er vor den Augen von mehr als fünfhundert Seiner Jünger glorreichen Himmel aufzuehr. Ja, sie haben Ihn nicht nur gesehen, sondern wurden auch von der Tatsache Seiner Auferstehung durch die nachfolgende wunderbare Veränderung überzeugt, die der Heil. Geist — den Er ihnen versprochen hatte, — in ihnen bewirkte: durch jene wunderbare Erleuchtung und Stärkung und durch die Gabe, in verschiedenen Sprachen zu reden.

Sie waren aber auch Zeugen, bei denen die (schon von den jüdischen Hohenpriestern vorgeführte) Annahme ganz ausgeschlossen ist, daß sie hätten — betrügen wollen: wie sollte es denn überhaupt möglich gewesen sein, so viele Personen, wie sie von Anfang an Zeugen der Auferstehung Jesu gewesen, zu einem „Complot“ zu vereinigen, um eine Erdichtung als gewisse Tatsache der Welt einzureden!

Diese Zeugen waren ja nicht nur die Apostel, sondern auch die zweiundsiebzig Jünger; und nicht nur diese, sondern auch über fünfhundert Andere beiderlei Geschlechts. Und wiederum nicht allein diese, sondern auch viele Tausende — teils aus den Juden teils aus den Heiden — welche die zur Bestätigung der Auferstehungsthatfache von den Aposteln gewirkten Wunder mit Augen gesehen und darum dieses glorreiche Geheimnis der Auferstehung — trotz aller ihrer bisherigen Vorurteile — sogleich geglaubt, offen bekant und sogar für die Nachwelt aufgezeichnet haben.

Und sollten alle diese Personen ganz übereinstimmend sich entschlossen haben, ihre Zeitgenossen und die ganze Nachwelt durch eine Lüge zu täuschen, — ja, für die Ausbreitung dieser „Lüge“ ihr Leben geopfert haben! Bedarf eine solche Annahme denn überhaupt einer Widerlegung?

Wenn aber die Auferstehung Christi eine unumstößliche Wahrheit ist, so ist auch die Wahrheit der von Ihm gestifteten Religion erwiesen; — möchten doch Alle, welche dies bezweifeln in unsern Tagen, der Stimme der Vernunft Gehör geben!

Ebbe und Fluth als Arbeitskräfte der Zukunft.

Von Dr. Gustav Petters.

Daß sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Industrie aus einem schwächlichen Keime zu einem mächtigen Baume entwickeln konnte, und daß die Bevölkerung Europas trotz der starken überseeischen Auswanderung sich in dem genannten Zeitraum auf nahezu das Dreifache zu vermehren vermochte, ist zum größten Teile eine Folge des glücklichen Reichthums unseres Kontinentes an Stein-

kohlen. Nur die Energie, welche in den schwarzen Diamanten aufgespeichert ist, mit denen wir die Kessel in unseren Fabriken und Lokomotiven unseres dichtmaschigen Eisenbahnnetzes heizen, hat die intensive kulturelle Entwicklung Europas ermöglicht und mit Schaudern denken wir an eine ferne Zukunft, in welcher uns das nicht hoch genug zu schätzende fossile Brennmaterial ausgehen könnte.

Deutschland und England haben zwar einen sehr beträchtlich größeren Kohlenreichtum als alle anderen europäischen Staaten und werden deshalb in den nächsten Jahrhunderten noch mehr als bisher die führende Rolle unter den Industrieländern einnehmen; aber der Hunger unserer gefräßigen Dampfkesselfeuerungen wächst in einer beunruhigenden Weise, und obwohl die Bevölkerung Deutschlands in den letzten 30 Jahren sich nur um rund 40 Prozent vermehrt hat, ist die Kohlenförderung der deutschen Steinkohlenbergwerke in dem gleichen Zeitraum von 23 Millionen Tonnen auf 110 Millionen, also auf fast das Fünffache gestiegen.

Unter solchen Umständen denkt man natürlich schon seit langem an die Ausnutzung anderer Hilfsmittel, welche uns die Natur zur Verfügung stellt. Wir zapfen die Wasserläufe vom Gießbach in den Alpen bis zum Rheinfall und dem gigantischen Sturz des Niagara an; wir spekulieren über eine umfangreiche Verwertung unserer Torfmoore als Brennmaterial, wir hoffen in absehbarer Zeit zur Konstruktion leistungsfähiger Sonnenkraftmaschinen zu gelangen, ja wir wiegen uns sogar in dem schönen Traum, durch Apparate, von deren Konstruktion wir allerdings noch nicht die leiseste Ahnung haben, die enormen Kräfte der atmosphärischen Elektrizität in unsern Dienst stellen zu können.

Aber einen der gewaltigsten der Naturkräfte haben wir bisher noch nicht in den Frohdienst zum menschlichen Nutzen gestellt, obwohl Ansätze zu ihrer Nuhbarmachung weit in die Vergangenheit zurückreichen. Es ist dies die Wasserbewegung der Ebbe und Fluth, deren ungeheure Kraft der Strandbewohner täglich vor Augen hat und deren Ausnuthung, wenn nicht alle Vorzeichen trügen, im neuen Jahrhundert in großem Maßstabe in Angriff genommen werden wird.

In der Wasserwelle, welche in ungefähr 12½ bis 13stündigem Intervall entsprechend dem oberen und unteren Durchgang des Mondes durch den Meridian des Ortes zweimal täglich an die Küsten der Festländer brandet, liegt eine Kraft, von deren Größe sich der Laie wohl kaum eine richtige Vorstellung macht. Unabhängig von irdischen Einflüssen, sondern nur aufgetrieben, durch die seit Jahrtausenden wirkende Anziehungskraft von Sonne und Mond, wirft sich die Flut immer wieder aufs neue an die Gestade, sät meilenlange Fjorde in dasselbe hinein, verwandelt Halbinseln in Inseln, indem es diese allmählich vom festen Lande losrißt, und ist sogar im Stande, die Umdrehung der Planeten zu verlangsamen, welche wir noch bis vor kurzem für das einzige unveränderliche Maß in dieser Welt hielten.

Ein kleiner Teil dieser nutzlos vergeudeten Naturkräfte wäre ausreichend, sämtliche Maschinen unserer Fabriken zu treiben, und es würde immer überreichliche Kraft übrig bleiben, um bis weit ins Binnenland hinein elektrische Ströme zu senden, die unsere Wohnungen erleuchteten und wärmten und für den Küchenofen die erforderliche Heizkraft lieferten.

Erstaunt fragt man sich, warum denn eigentlich die Technik nicht schon längst ernstliche Anläufe unternommen hat, Ebbe und Fluth als Kraftquellen zu benutzen, und man kann darauf nur die Antwort geben, daß es eben bequemer war, in den ausgefahrenen Gleisen der mit Kohle geheizten Dampfmaschine zu wandeln; denn an sich ist die Aus-

nuthung der Kräfte von Ebbe und Fluth durchaus nicht etwas so unendlich Schwieriges, wenigstens so weit es sich um kleinere Anlagen handelt.

Ein Beispiel, wie die Sache zu machen ist, hat die Natur dem Menschen selber gegeben und zwar bei Argostoli auf der Insel Cephalonia, wo das Meerwasser an zwei Punkten des felsigen Gestades mit einer Masse von 150 000 Kubikmeter den Tag und einer Fallhöhe von 1½ Meter in den Erdboden hineinfließt und zwei gewaltige seit 1835 und 1859 dort errichtete Mühlen treibt. Dieses Einströmen findet nur bei Fluth statt, während zur Ebbezeit das in das Innere der Insel hineingeklossene Wasser auf der anderen Seite der von vulkanischen Kräften unterminirten, von Höhlen und Spalten durchsetzten Insel in Gestalt zweier mächtigen Brackwasser enthaltenden Quellen zu Tage tritt. Es wird also, um Ebbe und Flut zu motorischen Zwecken auszunutzen, immer darauf ankommen, eine Errichtung derart zu treffen, daß sich zur Fluthzeit ein nahe am Meeresstrande befindliches Bassin mit Wasser füllt, während es das letztere zur Zeit der Ebbe wieder abgießt; die Fallhöhe beim Ein- und Ausströmen muß dann durch Wasserräder und Turbinen zur Kräfteerzeugung ausgenutzt werden.

Abgesehen von den oben genannten Meeresmühlen bei Argostoli ist bisher immer nur die Kraft des aus Staubbassins ins Meer zur Ebbezeit zurückströmenden Wassers ausgebeutet worden. Schon vor 250 Jahren schufen die Holländer nahe bei dem von ihnen gegründeten Neu-Amsterdam, dem heutigen Newyork, und zwar an dem Ufer der heute mit Newyork vereinigten Stadt Brooklyn, umfangreiche flache Staubbassins, indem sie die Mündungen einiger hier sich ins Meer ergießenden Bäche erweiterten und gegen letzteres in geeigneter Weise abdämmten. Das in diese Behälter zur Fluthzeit eingetretene Wasser wurde während der Ebbe durch Kanäle zu großen unterschlächtigen Wasserrädern geleitet, welche so lange in Gang waren, bis die Bassins sich gänzlich vom Wasser entleert hatten.

Die Reste dieser Anlage sind zwar noch heute sichtbar, sind aber schon seit einer langen Reihe von Jahren außer Thätigkeit gesetzt worden; andere Staubecken von geringerem Umfange bei Hamburg an der Unterelbe, bei Bristol in England und an den Küsten in England und an den Küsten der Normandie und Bretagne in Frankreich funktionieren zwar noch, haben jedoch keine Nachahmung gefunden; denn die Staubbassins nehmen immerhin einen bedeutenden Raum ein, erfordern erhebliche Anlagelkosten und gestalten sich nur dann rentabel, wenn sowohl die Kraft des ausströmenden wie des einströmenden Wassers zur Benuthung kommt. In dieser Richtung einer doppelten Ausnuthung eröffnet nun eine neue Erfindung eines Deutschen Ingenieurs, des Hamburger Wasserbauingenieurs R. Knobloch ungewöhnliche und glänzende Aussichten, da man mit einer nach seinen Angaben gebauten Stauanlage nicht nur zur Zeit der Ebbe ablaufenden Wasser, sondern auch mit dem zur Fluthzeit ausströmenden Maschinen treiben kann.

Knoblochs Verdienst ist es nun, eine „Ebbe- und Fluthurbine“ erfunden zu haben, durch die das Wasser in beiderlei Richtungen, sowohl beim Einströmen aus dem Meere wie beim Zurückströmen in dasselbe passieren kann. Derartige Turbinen sind zwar an sich nichts Neues; sie haben jedoch die unangenehme Eigenschaft, daß sich mit der Umkehrung der Richtung des durchströmenden Wassers auch die Umdrehung der Turbinenschaukeln umkehrt. Knobloch erreicht nun durch ein System von Klappen, daß in dem Augenblick, wo nach tiefster Ebbe wieder die Fluth einzusetzen beginnt oder nach höchster Fluth das Meerwasser wieder zu ebbem anfängt, selbstthätig eine Umkehrung der Eintrittsrichtung des Wassers in die Schaukeln stattfindet. Der Effekt ist, daß die Kraft des Wassers durch

diese doppelte Umkehrung immer in demselben Sinne wirkt und dadurch auch die Dynamomaschinen — es ist hauptsächlich auf Erzeugung fortleitungsfähiger, elektrischer Kraft abgesehen — sich in derselben Richtung drehen.

Man hat berechnet — und zwar ist dies nicht seitens des Erfinders, sondern durch unparteiische Ingenieure geschehen — daß eine Anlage für 1000 Pferdestärken, wie sie an der Unterelbe bei Hamburg überall möglich ist, während 2 mal 12 Stunden in 4 Perioden durch zusammen 15 Stunden arbeiten würden und dabei eine Pferdekraft in der Stunde um den billigen Preis von 5 $\frac{1}{2}$ Pfennig liefern könnte, obwohl während der übrigen 9 Stunden eine Dampfkraft den Weiterbetrieb unternehmen müßte.

An der Elbmündung, wo die Ebbe und Fluth weniger intensiv ist als anderswo, arbeitet eine derartige Kraftanlage noch mit verhältnismäßig geringem Ruheeffekt. Weit- aus günstiger gestaltet sich der Betrieb an Küsten mit höheren Gezeiten. Schon in Bremerhaven, wo die durchschnittliche Fluthhöhe mit 3,30 bis 3,40 Meter um die Hälfte höher ist als bei Hamburg, wäre die Rentabilität um fünfzig Prozent besser. Noch vorteilhafter liegen natürlich die Verhältnisse an Küsten mit hoher Fluth. Solche Gestade sind der Kanal von Bristol, bei welcher Stadt der Fluthwechsel 9,6 Meter beträgt, während er bei Portishead sogar die Zahl von 12,2 Meter erreicht, ferner die Ufer des Golfs von Saint-Malo, wo zwischen Ebbe und Fluth eine Differenz von 11 Meter liegt, und ferner überhaupt die ganzen atlantischen Gestade Europas. Auch die östliche und westliche Uferlinie Amerikas bietet überall mit seiner Fluthhöhe günstige Gelegenheit zur Anlage derartiger Kraftstationen. Weniger günstig liegt die Sache für die nach Süden und Norden gelegenen Küsten, weil dort die Fluthhöhe eine niedrigere ist; in Binnenmeeren wie im Mitteländischen, dessen Fluthhöhe nicht viel mehr denn einen Meter beträgt, wäre die Schaffung einer derartigen Anlage wenig rationell und in der Dnieper, wo der Fluthwechsel fast mikroskopisch klein ist, nämlich zwischen 20 und 70 Millimeter beträgt, ist sie natürlich eine bare Unmöglichkeit.

Vieten die deutschen Nordsee-Küsten auch mit ihrer geringeren Fluthhöhe nicht so viel günstige Verhältnisse wie die atlantischen Gestade Englands und Frankreichs, so sind andererseits an den Steilküsten der genannten Länder große Bassins zur Aufnahme des Fluthwassers nur mit weit größeren Kosten anzulegen als an den flachen Ufern der Nordsee von der holländischen bis zur dänischen Grenze. Die deutschen Küsten also sehr gut mit diesen Ländern in wirksamer Konkurrenz treten, umso mehr als es in dem flachen Battenmeer Küstenstreifen genug giebt, welche jetzt nahezu werthlos sind und die Gewinnung von Wasserkräften gestatten, die sich auf Millionen von Pferdekraften beziffern.

Die Ausnutzung von Fluth und Ebbe ist, wie man zu sagen pflegt, ein Millionenkapital, das auf der Straße liegt; in Gebirgsländern sind fast alle erheblichen Wasserkräfte bereits für gewerbliche Anlagen angekauft; die dauernde Höhe der Kohlenpreise wird nun das übrige dazu thun, die Verwertung der unbändigen Kraft des Meeres anzubahnen. Die Nachfrage nach billiger Kraft ist überall vorhanden und wird, da die ganze moderne Entwicklung dahin geht, menschliche und thierische Kräfte durch maschinelle zu ersetzen, auch in absehbarer Zeit nicht nachlassen.

Ein verhängnisvoller Scherz.

Nach den Erzählungen eines alten Bergmannes von Heimr. Loosmüller.

„Es freue sich, wer da atmet im rothgen Licht!“ diese Empfindung befeelt in Schillers anmutigen Gedichte: „Der Taucher“ den Jüngling, der, den Gefahren der Tiefe entronnen,

wieder zum Anblick des allbelebenden Lichts gekommen ist. Aehnliche Gefühle mögen es auch sein, die des Bergmanns Brust durchziehen, wenn er nach harter, mühevoller Arbeit in der tödtlichen Atmosphäre der unterirdischen Grubenräume emporgehoben wird zum „Tage“, für ihn der Jubelruf alles Angenehmen, Erstrebenswerthen, im Gegensatz zu dem einsörmigen, Berufsleben dort unten in der Tiefe. Das Bestreben, sich über den Ernst der Situation hinwegzutäuschen, zeigt sich beim Bergmann mehr wie bei anderen Individuen ausgeprägt. Daß die herangezogenen Mittel, die dem letzteren Zwecke dienen sollen, nicht ganz harmloser Natur sind, liegt in den eigentümlichen örtlichen Verhältnissen begründet und wird bei den beteiligten Personen auch meist nicht so streng geahndet.

Einen geradezu frevelhaften Scherz aber, durch den ein Knabe seelisch und physisch schwer geschädigt wurde, leisteten sich vor einiger Zeit mehrere Bergleute der vereinigten z. Gruben. Einige Kameraden vom 3. Orte des Flöztes Hinefrau waren angefahren, um gemeinsam eine Doppelschicht zu arbeiten. Nachdem man die Arbeitsstätte erreicht hatte, wurden rasch die Vorbereitungen zur Arbeit getroffen und bald halfte das Gestein wider von dem Schläge des Treibstängels, durch dessen Gewalt der Bohrer in den Felsen getrieben wurde. Stunde auf Stunde verrann. Allmählich hatten die Bohrlöcher die erforderliche Tiefe erreicht. Jetzt galt es, die Ankunft des Schießmeister abzuwarten, denn nur ein solcher hat das Recht, die Bohrlöcher mit Dynamit zu versehen und zur Entzündung zu bringen. Bis dessen Ankunft konnten möglicherweise aber noch zwei oder drei Stunden vergehen, weshalb man sich entschloß, diese Zeit der Ruhe zu widmen. In Ermangelung eines besseren Lagers streckte man die müden Glieder auf den steinigen Untergrund aus, ein einfaches Brett als Lagerstätte und einen Holzblock als Kopfklissen benutzend. Infolge des hohen Kohlen säuregehalts der Grubenluft naht hier der Schlaf dem Menschen leichter und schneller als in einer anderen Umgebung, und so erregte es nicht viel Auffehen, daß einer der Kameraden, der Hauer B. bereits nach einigen Minuten dem Schlafe verfallen war, während die anderen sich noch widerstandsfähig zeigten. In leisem Geflüster wurde nun über die Ausführung eines Planes beraten, durch dessen beabsichtigte Wirkung der schlafende B. plötzlich aus seinem Schlummer aufgeschreckt und davon für die nächste Zeit befreit werden sollte. Das Reglement über die Schießarbeit schreibt nämlich vor, daß der Schießmeister, nachdem er die Sprengstoffe eingesetzt und die Zündschnur entzündet hat, durch lauten Zuruf: „Es brennt!“ alle in der Nähe befindlichen Personen zu warnen und vom Betreten des Schussfeldes zurückzuhalten hat. Die Bedeutung dieses Rufes ist in den Gruben allgemein bekannt und jeder Bergmann weiß, daß beim Betreten des gefährlichen Platzes Tod und Verderben ihm winken. Auf diesen Voraussetzungen basierte auch der Plan, den unsere Knappen entworfen hatten. Langsam und vorsichtig knüpfte man dem Schläfer ein starkes Seil um den Fuß und befestigte das andere Ende an einen Stempel (Teil einer feststehenden Grubenzimmerung); hierauf versah man die Bohrlöcher mit längeren Enden der an und für sich ganz harmlosen Zündschnur und brachte diese mittelst Sicherheitszündker zur Entflammung. Die Lichter und auch die Lampe des schlafenden Kameraden an sich nehmend, so daß dieser im Dunkeln zurückbleiben mußte, entfernte man sich eilenden Schrittes, gleichzeitig den Warnungsruf: „Es brennt!“ ausrufend.

„Es brennt!“ Wie Donnerschläge hallten diese vernichtenden Worte an das Ohr des Schlafenden. Sich aufrichten und das Gefahrenvolle der Situation erkennen, war das Werk eines Augenblickes. Er sieht sich im Dunkeln, aber mit Entsetzen erblickt er wenige Schritte vor sich den Funkenregen der ent-

brannten Zündschnur. Ein unglücklicher Zufall mußte bewirkt haben, daß man ihn hier liegen ließ, als man die Dynamitpatrone einsetzte und die Schnur entzündete, darum nur fort von hier aus der totbringenden Nähe. Er will sich aufraffen, und im Dunkeln vorwärts tappen, aber ein unerklärliches Hindernis hält ihn zurück. Er ringt, er kämpft, er spannt jede Sehne an, um sich von diesem Hemmnis zu befreien und in Sicherheit zu bringen. Umsonst. Erschöpft von Angst und Anstrengung sinkt er endlich zu Boden. Wie tot wird er von den hinzueilenden Kameraden vom Plage getragen. Als er drei Wochen später aus schwerer Fieberkrankheit genesen, war er ein anderer geworden. Sein Haar war seit jener Unglücksnacht gebleicht. Die ihm eigene Lebhaftigkeit und Heiterkeit hatte einem stillen, resignierten Wesen Platz gemacht. Heute ist B. wie ehemals im Bergbau beschäftigt, aber kein Einfluß wäre stark genug ihn zu verleiten, jemals wieder in der Grube zu schlafen.

Die Kuckucksuhr.

Humoreske von L. Jeschonnek (Dreslau).

Sie hing im Schaufenster bei Uhrmacher Benzel und war ein kleines Kunstwerk. Wenn ich auf dem Wege nach dem Bureau dort vorüberkam, hatte ich immer einen bewundernden Blick für sie, denn ich bin ein Freund von schönem Schnitzwerk und die wunderbar feine Arbeit des Gehäuses entzückte meinen Blick. Besonders schön geschnitten war das Thürchen, das sich nicht nur jede Stunde, sondern auch viertelstündlich für den zierlichsten Kuckuck, den ich je sah, öffnete. Das Werk ging und schlug einmal aufgezogen, vierzehn volle Tage und jeden Kuckucksruf begleitete ein tiefer, schnurrender Ton — ein Ton, der — — —

Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Es war acht Tage vor meiner Hochzeit. Das Gesicht meiner Pensionsmutter, das seit dem Tage meiner Verlobung düsterer Abschiedscharakter umhüllte, hatte einen Ausdruck, der mein Mitgefühl erweckte, und den ich als selbstverständlich der kommenden Trennung zuschrieb, denn ich war seit sechs Jahren Frau Meyers Günstling und Zimmerherr. Ich suchte sie zu trösten, indem ich ihr einen meiner Kollegen als vollgültigen Ersatz für mich in Aussicht stellte, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ach — ich dachte jetzt eigentlich an etwas ganz anderes — mein Mann hat nämlich morgen seinen Geburtstag und ich kann durchaus kein passendes Geschenk für ihn finden.“

Trotz meiner eigentlich ein wenig beleidigten Eitelkeit mußte ich laut anlachen.

„Aber liebste Frau Meyer — nichts Leichter als das.“ Und ich zählte eine ganze Reihe hübscher Sachen und Säckelchen her, die jedes Männerherz erfreuen müßten.

Doch Frau Meyer schüttelte immer wieder den Kopf.

„Ach, das hat er schon.“ — „Das braucht er nicht.“ — „Das liebt er nicht.“

Plötzlich fiel mir die Kuckucksuhr ein und zu meiner Genugthuung erstrahlte Frau Meyers Antlitz in heller Begeisterung.

Ja gewiß — daß sie nicht früher darauf gekommen war, eine Uhr fehlte ihnen und eine Kuckucksuhr war seit langem Gustavs Wunsch.

Am andern Morgen machte ich Herrn Meyer meinen Geburtstagsbesuch. Richtig — die Uhr hing da an der Wand und gerade als ich mich bewundernd näherte, sprang das Thürchen auf.

„Kuckuck.“

Fort war er und ich bedauerte, daß es nur ein Ruf war; ich hätte das reizende Vögelchen gern noch einmal gesehen.

„O wech! ein ahnungsloser Engel war ich da noch! — — —“

Schon die nächste Nacht lehrte mich, die Kuckucksuhr zum Kuckuck zu wünschen.

Es giebt Menschen, vor deren Bett man eine Kanone abschießen kann, ehe sie erwachen. Ich gehöre leider nicht zu diesen Beneidenswerten, und so recht mit mir empfinden werden wohl auch nur die, die gleich mir den unruhig leisen Schlaf kennen, den das Surren der Fliege stören kann.

Was mir bei der Geburtstagsvisite entgangen war, empfand ich in der Nacht mit schrecklicher Deutlichkeit.

Die Uhr in Meyers Salon hing, nur durch die dünne Bretterwand, die das große Zimmer in zwei kleinere teilte, getrennt, gerade über meinem Bette.

Ich bin sonst sehr frommen Gemütes, aber in dieser Nacht verwünschte ich, was meine Gedanken kreuzte. Frau Meyer — das Geburtstagskind — Uhrmacher Wenzel und mich selbst; und nicht zum mindesten den kleinen Vogel da hinter der Wand, den ich für fähig hielt, mir einen seines Geschlechtes in den Kopf zu setzen.

Am nächsten Tage begleitete das „Kuckuck“ mich ins Bureau und auch dort verfolgte es mich mit einer Zähigkeit, die mich zur Verzweiflung brachte.

Ich sann nach einem Mittel, wie dem Nebel abzuhelfen sei, denn schon der Gedanke, an eine zweite solche Kuckucksnacht vermochte mich in Wut zu bringen.

Aber es war nicht so einfach. Meyers hatten außer dem „Salon“ nur noch ein Zimmer, das sie als Wohn- und Schlafzimmer zugleich benutzten und wenn mein Plan, die Uhr da hinüber zu bugfieren, nicht gelang — blieb mir nur noch ein ziemlich kostspieliges Mittel, Frau Meyer durch List zum Verkauf der Uhr zu bewegen.

Ich ging hinüber und versuchte zuerst das billige Mittel.

„Meine liebe Frau Meyer — ich finde, daß die Uhr nicht vorteilhaft hängt. Die Tapete dieses Zimmers ist zu hell und da nebenan ...“

„Nein, das geht nicht,“ unterbrach mich Frau Meyer, „wir haben zwar beide einen gefunden Schlaf, aber gar so nahe würde sie uns stören.“

Für mich Unglückswurm hatte sie keinen Gedanken. Resigniert versuchte ich nun das teure Mittel. Ich bat Frau Meyer mir die Uhr für ein paar Stunden zu überlassen; ich wollte sie nur einmal meiner Braut zeigen.

„Der Ton des Schlagwerks hat mich so entzückt,“ log ich, den Jörn, der mir dabei aufstieg, gewaltsam zurückdrängend, „deshalb möchte ich für meinen neuen Hausstand ...“

„Ja sie schlägt prächtig,“ fiel Frau Meyer mir in's Wort; „ich bin Ihnen auch sehr dankbar, denn ohne Ihren Rat wäre ich wohl gar nicht darauf gekommen und Gustav freut sich so sehr über die Uhr.“

„So, so,“ brummte ich heimlich mit den Zähnen knirschend und meinen unseligen Einfall zum so und so vielen Male verwünschend.

So nebenbei erkundigte ich mich nach dem Preis der Uhr! Fünfzig Mark! Ohm — ein bißchen viel — aber meine Nachtruhe galt mir mehr. Ich nahm also die Uhr in mein Zimmer hinüber. Wie ich ingrinnig lächelnd das geschlossene Thürchen betrachtete, sprang es plötzlich auf und der kleine Vogel rief mir sein „Kuckuck-Kuckuck“ wie höhrend entgegen. Es fiel mir so auf die Nerven, daß ich die Ausführung meines Planes noch an demselben Tage beschloß.

Ich ging zu diesem Zweck ein paar Stunden später, mit einem 50-Markschein versehen, zum zweiten Male zu Frau Meyer hinüber.

„Liebste Frau Meyer — Sie thun mir einen großen Gefallen damit,“ bat ich, als Frau Meyer sich weigerte, die Uhr zu verkaufen. „Meine Braut war von der Uhr so entzückt, da wollte ich ihr eine Freude machen und ließ sie ihr dort.“

Frau Meyer machte ein unschlüssiges Gesicht.

„Wer weiß, ob Wenzel noch eine solche hat?“

„Aber sicher,“ sagte ich, innerlich triumphierend, „denn ich hatte mich vorher bei Constantin Wenzel überzeugt, daß kein zweites Exemplar des Ruhestörers vorrätig war, und eine Bestellung nahm mindestens acht Tage Zeit in Anspruch; dann war ich längst auf der Hochzeitsreise.“

Nach einigem Hin und Her nahm Frau Meyer die fünfzig Mark und ich sah der kommenden Nacht mit wahrer Freude entgegen. Doch es galt noch den Kuckuck verstummen zu lassen und ich hatte nicht übel Lust dem kleinen Unhold den Garaus zu machen. Aber die fünfzig Mark fielen mir zur rechten Zeit ein und ich sann nach einer passenden Verwendung der Uhr. Es fiel mir nichts Besseres ein, als der Geburtstag meiner Schwiegermutter. Der war aber erst in vierzehn Tagen und ich wollte die unselige Uhr, deren lauter Schlag selbst durch das Kistchen, in das ich sie gepackt hatte, zu hören war — so schnell als möglich los werden.

Ich trug deshalb das Kistchen zum Uhrmacher Wenzel und bat ihn, es in vierzehn Tagen an meine Schwiegermutter zu senden, was er bereitwilligst versprach, denn ich war sein Kunde.

Am Abend kam ich mit einem Gefühl von Befriedigung nach Haus und entkleidete mich mit einer Hast, als wäre jede Minute Schlaf etwas Kostbares. Jetzt empfand ich erst, wie mir der Schlaf der vorigen Nacht fehlte. Ich streckte und reckte mich in den Kissen; dann schloß ich die Augen und ich glaube sicher, daß ein zufriedenes Lächeln meine Lippen umschwebte. Ich fühlte, wie der Schlummer sich sanft über mich senkte ... noch ein Gähnen und dann ...

„Kuckuck! Kuckuck!“

Beim ersten Ruf glaubte ich an einen Traum — beim zweiten fuhr ich in die Höhe und starrte, mit den Händen um mich tastend, in das mich umgährende Nachtdunkel — beim elften Rufe wußte ich aber mit Bestimmtheit, daß da hinter der Wand meine Uhr — meine Kuckucksuhr hing!

Leuchtenden Blickes führte Frau Meyer mich am folgenden Tage in den „Salon“.

„Sehen Sie doch wie schön sie ist! Wenzel hatte gerade eine neue hereinkommen. Sie ist zwar zehn Mark teurer, aber das Schlagwerk ist feiner und das Schlagwerk voller.“

„Ja, der Schlag ist sehr voll,“ sagte ich mit innerem Groll.

O Constantin Wenzel!! — —

Ich nahm noch an demselben Tage von Meyers Abschied und zog in's Hotel. Meine Halsfertigkeiten waren bereits bei meiner Schwiegermutter, die sich schon stark mit dem Einrichten unserer künftigen Wohnung beschäftigte.

Dann kam eine Zeit, in der ich alle Kuckucksuhren der Welt vergaß, und erst der Geburtstag meiner Schwiegermutter erinnerte mich an Constantin Wenzel.

Wir waren noch auf der Hochzeitsreise; aber mein Weibchen wollte der Mutter partout eine extra Geburtstagsüberraschung bereiten. Wir reisten also heimlich nach Haus, um persönlich als Gratulanten zu erscheinen und kamen gerade in den Geburtstags-trubel.

Bei der Betrachtung der Geschenke vermischte ich die Uhr. Ich sah mich in der Wohnung um, konnte sie aber nirgends entdecken.

„Sag' mal, Ramachen, ist denn nicht eine Uhr hergeschickt worden?“ fragte ich beim Kaffee meine Schwiegermutter.

Sie dachte nach.

„Ja freilich, lieber Leo — Uhrmacher Wenzel schickte sie bald nach Eurer Abreise. Es lag keine Karte bei, aber ich denke, es wird ein Hochzeitsgeschenk von Meyers sein. Ich habe sie in Eurem Schlafzimmer aufhängen lassen.“

„Im Schlafzimmer?!“ rief ich entsetzt.

„Nun ja — im Salon steht die Säulenuhr von Berners — im Wohnzimmer hängt der Regulateur von Müllers — —“

„Aber im Schlafzimmer kann sie nicht bleiben,“ warf ich ärgerlich ein; „hast Du denn nicht daran gedacht, daß das Schlagwerk uns stören wird? Es ist doch eine Kuckucksuhr!“

„Ja, wo soll sie denn sonst hängen?“ fragte meine Schwiegermutter, über meine Entrüstung ein wenig empört. „Wenn sie Euch stört, dann zieht sie einfach nicht auf.“

„Nein — ich zog sie nicht auf. Sie hing und hing in unheimlicher Stille an der Wand; die Zeiger immer auf der römischen zwölf.“

Aber so eine stehende Uhr im Zimmer ist ein ewiges Vergerniß. Man blickt immer wieder fragend zu ihr hin, um immer wieder enttäuscht fort zu blicken. Auch ich empfand bei der ewigen „zwölf“ ein Unbehagen und als auch Linchen sich über die ewig stehende, dumme Uhr zu ärgern begann, beschloffen wir, einen Andern mit ihr zu beglücken.

Onkel Tobias, unser Erbtonkel fiel uns ein. Wir standen zwar nicht auf sehr freundschaftlichem Fuße mit ihm, denn er war ein Sonderling, aber in Aussicht auf die spätere Erbschaft empfand ich bei dem Fünfzigmeter-Geschenk keine Reue.

Doch Onkel Tobias hatte die Uhr bei uns schon gesehen, weshalb ich eine Motivierung des Geschenkes für angebracht hielt. Ich trug also das Kistchen eigenhändig zu ihm.

„Wir trennen uns ungern von der Uhr, lieber Onkel, denn sie ist ein liebes Andenken,“ begann ich mit etwas unsicherer Stimme, aber ... aber ...“

Ich stockte. Onkel Tobias machte ein gar so sonderbares Gesicht. Er schüttelte mit hochgezogenen Brauen den Kopf und drehte die Uhr mißtrauisch nach allen Seiten. Wie aber nichts besonderes an ihr zu entdecken war, und auch das Geschenk sich als tadellos erwies — hing er sie in seinem Junggefellensstübchen auf und bedankte sich mit überschwänglichen Worten. — — —

Als ich ein paar Wochen später meinen Besuch bei Onkel Tobias wiederholte, fehlte die Uhr an der Wand.

Onkel Tobias sah meinen suchenden Blick und lächelte.

„Ja, mein lieber Neffe,“ sagte er mit etwas ironischem Klang in der Stimme, „der Vogel ist ausgeflogen; es hat ihm bei dem alten Griesgram nicht behagt, denn er mußte nicht nur des Nachts, sondern auch während meines Mittagschlafes schweigen. Aber beunruhige Dich nicht — das teure Andenken geht Dir nicht verloren. Es liegt wohlverwahrt in der Kiste und kein anderer als Du soll es erben.“

Es hat noch nie jemand seinem Erbtonkel so freudig ein langes Leben gewünscht, als ich meinem Onkel Tobias!

Somonym.

Es fallen schnell die grünen Blätter,
Wenn er sie saßt mit eisiger Hand:
Es fügten sich die starren Dauben,
Wenn er sie an einander band;
Ist es die Frucht an deinen Bäumen,
Darfst, sie zu plücken, du nicht säumen.
Gieb acht, daß deine Seel' es ist.
Wenn Gott dich ruft. Noch giebt er Frist.

Anagramm.

Schatten gewähren dir fünf
In ferner glühender Zone;
Und in nordischer Nacht
Fünfe erfreuliches Licht.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Zahlenrätsel: 1. Kopernikus, 2. Oper, 3. Persien, 4. Erker, 5. Rus, 6. Nero, 7. Isis, 8. Cicrone, 9. Urne, 10. Socius.

Logogramm: Nathan, Dathan

Palindrom: Regen, Neger.

Somonym: Steuer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. a. d. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Ostern. (Schutzfest des hl. Joseph).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 16-22. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater.“ Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater?“ Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet.“ Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen.“ Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber euer Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.“

Nachklänge zum Osterfeste.

III.

Noch eine kleine Weile, lieber Leser, und der Herr wird diese Erde wieder verlassen, um dort droben im Reiche Seines Vaters Besitz von Seiner Herrlichkeit zu nehmen. Und gerade diese glorreiche Himmelfahrt des Herrn sollte für die Apostel und die auf dem Oelberge damals zahlreich versammelten Jünger Jesu eine neue Bestätigung der Auferstehung sein, von der wir wiederholt sagten, daß sie ein Fundamentalsatz unseres heiligen Glaubens sei, und daß mit dieser Lehre das Christentum steht und fällt.

Keine Lehre hat der Unglaube darum auch so heftig und so hartnäckig angegriffen, wie gerade diese Lehre von der Auferstehung Jesu. Und doch haben die Jünger für diese Lehre einst ihr Leben geopfert!

Wenn wir bedenken, lieber Leser, daß die Jünger hier eine Sache bezeugten, die sie ohne allen Nachteil verschweigen oder leugnen konnten, — die sie aber dennoch öffentlich bekannten, selbst auf die Gefahr hin, Gut und Blut, Leib und Leben, und zwar unter den größten Qualen zu verlieren, — läßt sich denn im vorliegenden Falle die Möglichkeit eines beabsichtigten Betrugs auch nur entfernt vermuten?

Lug und Trug sind, das wissen wir alle, in der Welt nichts Seltenes. Aber man hat dann doch Beweismittel dazu, man hat einen Zweck vor Augen, den man zu erreichen trachtet. In der Regel lügen die Menschen entweder aus Hochmut oder aus Habgucht oder um ihre Eitelkeit zu befriedigen; zuweilen auch um Verdruss, Zank und Unfriede abzuwehren; immer bleibt übrigens die Lüge ein

unerlaubtes Mittel, durch das ein guter Zweck nie vollständig erreicht werden kann. Hoffart, Geiz und Sinnlichkeit heißen jene starken Triebfedern aller menschlichen Leidenschaften und Handlungen, die gewöhnlich zur Lüge und zum Betrüge treiben.

Allein, lieber Leser, wird man je um eines Andern willen lügen, ihm gar die Wunderkraft andichten, nachdem man selbst auf die schmachlichste Weise getäuscht worden ist? Wird je ein vernünftiger Mensch gegen sein besseres Wissen und Gewissen eine Behauptung aufstellen, die ihm nicht den kleinsten Vorteil bringt, vielmehr ihn voransichtlich sein ganzes irdisches Glück und seine Ehre, alle Bequemlichkeit des Lebens, ja, das Leben kosten wird? Und werden gar Tausende zur Verbreitung einer Lüge einstimmig sich hergeben, ohne alle andere Hoffnung, ohne einen anderen Zweck, als den, sich unglücklich zu machen? Werden denn nicht oft genug die größten Bösewichte, wenn es zum Tode geht, wankelmütig und verraten die Genossen des Komplottes, um für sich eine gnädigere Strafe zu erwirken?

Die Zeugen der Auferstehung Jesu aber hielten aus bis zum qualvollsten Tode; sie verloren bereitwillig alles, was sie besaßen: das Sterben für Jesus betrachteten sie als Gewinn, Schmach und Verachtung um Jesu willen war in ihren Augen die höchste Ehre! Kurz, die Wahrheit der Auferstehung, die sie mit dem Munde bekannten, besiegelten sie mit ihrem Blute! Und das thaten nicht etwa nur einige Enthusiasten, sondern Tausende, deren tadelloser, tugendhafter, ja, heiliger Lebenswandel selbst von den Heiden gepriesen und angestaunt wurde! Und die Wahrheitsliebe, die Wahrhaftigkeit solcher Zeugen

Kirchenkalender.

- Sonntag, 28. April.** Dritter Sonntag nach Ostern. Schutzfest des hl. Joseph, Vitals und Valeria, Märtyrer. Evangelium nach dem hl. Johannes 16, 16-22. Epistel: 1. Petrus 2, 11-19. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Jünglings-Kongregation, 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Predigt nach derselben Kreuzweg-Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation.
- Montag, 29. April.** Petrus von Mailand, Märtyrer.
- Dienstag, 30. April.** Katharina von Siena, Jungfrau.
- Mittwoch, 1. Mai.** Philippus und Jakobus, Apostel. St. Andreas: Während des Monats ist an allen Tagen morgens 6 Uhr hl. Messe mit Mai-Andacht. Am Schlusse wird der sakramentalische Segen erteilt. St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 5 Uhr Mai-Andacht. Während des ganzen Monats morgens 1/8 Uhr hl. Messe zum Schluß sakramentalischer Segen. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Im Monat Mai jeden Abend 1/8 Uhr Mai-Andacht.
- Donnerstag, 2. Mai.** Athanasius, Bischof und Kirchenlehrer.
- Freitag, 3. Mai.** Kreuz Auffindung 326. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 4. Mai.** Monika, Wittwe.

Künnte mit einem Schein von Berechtigung bezweifelt werden?

Wenn irgend Jemand hier einen Zweifel erheben konnte oder wollte, so waren es die Juden und Heiden zur Zeit der Apostel selbst. Und wahrlich, an bösem Willen hat es ihnen nicht gefehlt. Die Juden hatten den Herrn aus Eifersucht, Neid und Haß zum schmachvollen Kreuzestode verdammt: wie hätten sie, lieber Leser, die Kunde von Seiner glorreichen Auferstehung mit Gleichmut anhören können? Die Heiden aber erkannten sehr wohl, daß diese Männer, welche so freimütig allüberall die Auferstehung des „Nazareners“ predigten, zugleich die Urt an die Wurzel der heidnischen Religion setzten, daß sie einen sehr erfolgreichen Kampf gegen den Götzendienste, gegen den Aberglauben und dessen tausendjährige Vorurteile begannen. Die Heiden sahen sehr wohl ein, wie die Apostel gerade in der Thatsache der Auferstehung Jesu die Krone ihrer Beweise für die Wahrheit und Gütlichkeit der Religion Jesu fanden gegen den Aberglauben und gegen die Lasterschuldigkeit des heidnischen Götterdienstes; und dennoch — so groß muß der Eindruck der geschichtlichen Thatsache auch bei ihnen gewesen sein — haben sie es nicht gewagt, den Aposteln gegenüber dieselbe als unwahr zu bekämpfen oder als von den Aposteln erdichtet darzustellen, was besonders den zu Jerusalem Wohnenden ein Leichtes gewesen wäre für den Fall, daß es den Aposteln an Beweismitteln für die Wahrheit der Auferstehung gefehlt hätte. Indes auf Gegenbeweise ließen sie sich nie ein; widerlegen oder das Gegenteil beweisen, war überhaupt ihre Sache nicht, — Drohungen, Gewaltthätigkeiten, Verbannung, die grausamste, ausgeputzte Marter und die schmerzlichste Todesart: das waren die „Argumente“, mit denen sie die Lehre der Apostel bekämpften, die das Heidentum in seiner ganzen Höhe und Verwerflichkeit enthüllte.

Und was haben diese feindlichen Heiden und Juden erreicht? Je grausamer die Verfolgungen waren, um so allgemeiner wurde der Glaube an Jesum und Seine Auferstehung verbreitet und gefestigt! Und die Völker, die diesen Glauben annahmen, entsagten und mußten entsagen ihrer alten Religion: sie traten die Götzen, die sie bisher angebetet, mit Füßen, um Christum, den Gekreuzigten, als glorreich wiedererstandenen Gottmenschen anzubeten.

Ja, lieber Leser, die Auferstehung ist eine geschichtliche Thatsache, die selbst die erbittertesten Feinde Jesu und Seiner Lehre einst zur Zeit der Apostel nicht zu leugnen wagten, — sie ist auch das größte Seiner Wunder. Kein Mensch hat sich je getraut, zu sagen, er werde gleich nach seinem Tode wieder lebendig auferstehen: wäre einer aber so toll, wie wäre er im Stande, es auszuführen?

Jesum hat es von Sich vorausgesagt und hat das Versprechen gehalten: Er ist also Herr über Leben und Tod, durch Dessen allmächtige Kraft einst auch aufzuerstehen wir Christen zuversichtlich hoffen.

Der hl. Markus.

(25. April.)

Der hl. Evangelist Markus war nach Annahme des hl. Hieronymus und anderer kirchlichen Schriftsteller identisch mit Johannes Markus, dem Vater des hl. Barnabas. Auch Alloli stimmt in seiner Erklärung der hl. Schrift dieser Auffassung bei, obschon er ihn nur als Verwandten des hl. Barnabas bezeichnet. Wissen wir doch, daß nach damaligem Sprachgebrauche das Wort Bruder oder Vater, wenn es nicht die weiteste übertragene Bedeutung hatte, oft auch als Bezeichnung eines nahen Verwandten dienten. Wenn der hl. Petrus in seinen ersten Briefen an die Judenchristen in Kleinasien mit Bezug auf den hl. Evangelisten sagt: „Es grüßt euch die

mitterwählte Gemeinde zu Babylon (unter Babylon ist nach der damaligen unter den Christen gebräuchlichen Nebenweise die heidnische Stadt Rom zu verstehen) und Markus, mein Sohn“, so hat der Apostelsfürst damit andeuten wollen, daß er den hl. Markus im Christentum unterrichtet hatte. So viel steht fest, daß der Evangelist der Sohn einer gewissen Maria in Jerusalem war, in deren Hause die Apostel sich oft zu versammeln pflegten.

Markus begleitete den Paulus und Barnabas auf ihren Apostolischen Reisen und hielt sich bei Paulus auch während der zweimaligen Gefangenschaft desselben in Rom auf. Hier ist er wahrscheinlich wieder mit dem hl. Petrus, der auch zugleich mit Paulus in Rom war, zusammengekommen. Die alten Väter Papias und Klemens von Alexandrien berichten nämlich, daß der hl. Markus sein Evangelium auf Bitten der Gläubigen in Rom geschrieben habe, welche das, was der hl. Petrus ihnen von der frohen Botschaft vom Reiche Gottes gepredigt hatte, gerne schriftlich zu besitzen wünschten. Daß der hl. Markus dabei unter Anleitung des Apostelsfürsten arbeitete, ist Meinung des gesammten christlichen Alterthums; nennt ihn doch der hl. Irenäus nicht nur den Jünger, sondern gar den Dolmetscher des hl. Petrus. Wenn nichtchristliche Geschichtsschreiber darauf hinweisen, daß der hl. Klemens von Alexandrien und der hl. Irenäus bezüglich der Zeit der Abfassung des Markus-Evangeliums sehr verschiedener Meinung gewesen seien, indem ersterer dasselbe noch bei Lebzeiten des hl. Petrus, letzterer aber erst nach dessen Tode entstehen läßt, so lassen sich für den gläubigen Christen beide Lesarten sehr wohl vereinigen, wenn man, um mit Alloli zu reden, annimmt „Markus habe noch bei Lebzeiten jenes Apostels das Evangelium unter dessen Leitung zur Ergänzung einiger Begebenheiten des Matthäus verfaßt, nach seinem Tode aber erst dasselbe gleichsam als Denkmal für den Apostelsfürsten herausgegeben“.

Von Rom aus begab sich der hl. Markus nach Aegypten und wurde Bischof von Alexandria, der nächst Rom berühmtesten Stadt der Welt. Über es gab kein Land der Erde, das damals so sehr in alle Ecken des Heidentums verjunkt war als Aegypten. Mit dem hl. Markus nun schienen die von den Propheten geweissagten Zeiten des Segens für dasselbe gekommen zu sein. Der heilige Evangelist predigte zwölf Jahre lang in den verschiedensten Gegenden des Landes, und sein Evangelium wurde in Lybien und in allen Provinzen Aegyptens sehr verbreitet. Gegen das Ende seines Lebens machte er abermals eine Reise nach Rom. Von dort zurückgekehrt beschuldigten ihn die Heiden, seiner hohen Wunder wegen, der Zauberei und beschloßen, ihn zu töten. Eine Zeit lang vermochte er sich ihrer Wut zu entziehen; endlich aber ward er von ihnen entdeckt, als er gerade das hl. Opfer darbrachte. Man band ihn und schleppte ihn unter dem Witzehul des Pöbels durch die Straßen der Stadt, warf ihn hierauf in den Kerker, um ihn am andern Tage wiederum umherzuschleifen, bis er seinen Geist aufgab. Bei aller Marter aber betete der Heilige ohne Unterlaß für seine Feinde und dankte dem Herrn, der ihn würdigte um seines Namens willen Schmach zu leiden. Es war am 24. April im Jahre 68 nach der Geburt des Heilandes. Die Christen sammelten die sterblichen Ueberreste des Heiligen und beerdigten sie an ihrem Versammlungs-orte. Später wurden sie nach Benedig gebracht, woselbst der Heilige als Schutzpatron verehrt wird und ein herrlicher Dom seinem Namen geweiht ist.

Schon die ältesten Bilder, welche wir vom hl. Evangelisten Markus besitzen, stellen denselben mit einem Löwen dar. Woher dieses Sinnbild an seiner Seite? Der hl. Hieronymus giebt uns bereits Aufklärung darüber und sagt: „Der Löwe erinnert uns daran,

daß der hl. Markus sein Evangelium mit der nachdrücklichen Predigt des Vorläufers Christi, mit der Stimme des Rufenden in der Wüste beginnt, die gleich dem Gebrülle des königlichen Löwen erschalle, wenn er den im Herzen Verhärteten zurief: Thuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe!“

Am Feste des hl. Markus, am 25. April, findet schon seit den ältesten Zeiten eine Prozession statt. Dieser Gebrauch wird von vielen auf den hl. Papst Gregor den Großen (8. Jahrhundert) zurückgeführt. Damals — einzelne Geschichtsschreiber nennen das Jahr 590 — wüthete in ganz Italien eine schreckliche Pest, und es war ein großes Sterben unter den Menschen. Deshalb verordnete der genannte hl. Papst, daß man feierliche Bittgänge abhalte und dabei die Litanei von allen Heiligen singe. Diese Thatsache ist uns aus einer noch erhaltenen Predigt Gregors: „De mortalitate“ bekannt. Aber gerade diese Predigt läßt darauf schließen, daß der Bittgang am Tage des hl. Markus noch viel älteren Datums sein muß; denn der genannte hl. Papst erwähnt dieses Bittganges bereits in einer anderen Predigt als einer jährlich wiederkehrenden Feierlichkeit. In der letzteren Predigt äußert er sich zugleich über den Zweck der Prozession und sagt: „Wir sollen zur göttlichen Barmherzigkeit sehen, damit wir uns einige Reinigung von unsern Sünden verdienen. Es ziemt uns zu beten, mit wie vielen und dauernden Uebeln wir wegen unserer Sündenschulden heimgesucht werden, und wie uns die göttliche Milde wieder Heilung sendet. Feiern wir sodann die göttlichen Geheimnisse, so mögen wir für ältere und neuere Wohlthaten Gott nach Kräften danken.“

Der Waldmeister und der Waidkraut.

Von A. Melbin.

Im Schatten des deutlichen Waldes, unter Buchen und Eichen wächst das deutsche duftende Kraut, die Würze der deutschen Bowle, der Waldmeister. Ganz früh im Jahr, wenn die Frühlingssonne noch durch die unbelaubten Wipfel der Buche scheit die Eichen noch die dünnen Blätter des verdorrten Laubes tragen, zeigen sich schon schüchtern die ersten zarten Blättchen, und so kommt es, daß die Waidbowle dem Waidmonat oft vorausseilt, denn sofort nach dem Erscheinen des ersten Waldmeistergrünes wird es auch schon in den Städten feilgeboten.

Manchmal findet man den Waldmeister auch künstlich gezogen, in Gärten angebaut, aber besonders gesucht ist doch stets der wild wachsende, dessen feines unübertreffliches Aroma als Bowlenwürze schon lange bekannt ist. Ganz besonders wohlschmeckend und gesucht ist das Waldmeisterkraut von März an, im April und Anfang Mai, bis sich seine Blätter entfalten. Dann verlieren die zarten Blätter viel von ihrem Aroma und damit erreicht die Hauptzeit der Waidbowle ihr Ende, die Herrschaft nunmehr der Erdbeere abtretend. Schon seit dem 16. Jahrhundert kennt man in Holland und Deutschland den Waidkraut; soll er doch sogar im 18. Jahrhundert die Stelle des heutigen Champagner vertreten haben, welcher bekanntlich erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts von seiner Wiege — Frankreich aus, bekannter und ins Ausland eingeführt wurde.

Jedenfalls dürfte der Waidkraut damals bei keinem festlichen Gelage fehlen, obgleich er von dem heutigen sehr verschieden war. Nur einen Teil der Würze für den Wein bildete der Waldmeister, er erschien stets in der Zusammenziehung mit anderen Kräutern, namentlich mit den Blättern der Erdbeere, schwarzen Johannisbeere, der Melisse, Eberente, Salbei und Krauseminze. Dazu kam die Sitte, die Blätter lange Zeit in Wein zu legen, und man darf wohl annehmen, daß dieser Trank einige Ähnlichkeit mit Medjgin gehabt hat.

Wie bei jeder anderen Bowle, die wohl schmeckend und bestimmt sein soll, hängt sehr viel von der Güte des Weines ab. Ein weitverbreiteter Irrtum ist der, daß der „Bowlenwein“ der billigste Wein sein darf, denn, so meint man „Zucker und Waldmeister-Aroma verdecken den Geschmack“. Nun soll aber weder Zucker, noch Aroma den Wein geschmack verdecken, sondern ihn würzen; er soll nur mit soviel Zucker vermischt werden, daß sein Säuregeschmack zurücktritt, ohne doch den faden Süßgeschmack des Zuckers an seine Stelle treten zu lassen. ebenso soll das Aroma nicht vorherrschend, aber deutlich erkennbar sein.

Es ist also keinerlei Uebertreibung, wenn man von einer „Kunst der Bowlenbereitung“ spricht. Gibt es doch besondere Feinschmecker, die nur ungern in fremdem Hause eine Bowle trinken, welche nicht unter ihren Augen gebraut wurde.

Die Sitte, das feingehackte Kraut mit in die Bowle zu geben, ist nur vereinzelt zu finden und nicht sehr beliebt.

Der zur Bowle zu verwendende Wein soll durchaus rein schmeckend, lieblich und leicht sein. Vielfach setzt man auch eine Flasche schwereren Rheinweins zu, doch ist dies ebensowenig nötig, wie der Zusatz einer Flasche Champagner, der als die Bowle sehr veredelnd oft gefunden wird.

Vereinzelt findet man den Zusatz von kräftigem, nicht zu herbem Rotwein, den manche Feinschmecker außerordentlich lieben.

Ein gutes Verhältnis zum Maitrank ergeben vier Flaschen leichter Wein, eine Flasche Rheinwein, eine Flasche Champagner. Selterswasser oder anderes kohlensaures Wasser wird einer guten Bowle nicht zugesetzt. Die Menge des zu verwendenden Zuckers kann nicht genau bestimmt werden und richtet sich vor allen Dingen nach dem Säuregehalt des Weines, doch ist vor einer zu süßen Bowle ebenso zu warnen, wie vor einer zu herben. Der feine Geschmack muß darin ausschlaggebend sein. Eine übersüßte Bowle ist immer noch durch Hinzugießen von Wein zu retten, aber es ist wenig schön, wenn eine zu saure mit Streuzucker nachgesüßt wird.

Die Anwendung des Waldmeisters ist verschieden. Wenn man viel davon zur Verfügung hat, bestreut man ihn mit etwas geriebenem Hutzucker, feuchtet ihn mit Wein an, legt ihn in ein Porzellanblech, gießt nun langsam über das Kraut den Wein in die Terrine und giebt schließlich den nötigen Zuckersyrup dazu. Oder man bindet das Kraut an einen langen weißen Zwirnsfaden und läßt es so lange in Wein liegen, bis das richtige Aroma erreicht wurde. Dann zieht man das Krautbündchen am Faden einfach heraus. Länger als eine kleine halbe Stunde soll der Waldmeister nicht im Wein ziehen. Vielfach wird auch ein Zusatz von einigen sorgfältig entkernten Apfelsinenschelben für die Maibowle empfohlen, welche ihr einen lieblichen Geschmack geben, weil auch sie gerade in der Waldmeisterzeit die beste Reife- und Süßigkeit erreicht haben.

Alle anderen Zusätze zum Maitrank, wie etwa Rum, Arrac oder Kognac sind als eine Barbarei wider den ausgebildeten feinen Bowlengeschmack anzusehen.

Einen weiteren wichtigen Punkt bildet die Temperatur des Maitranks, die für den wirklichen Genuß von größter Bedeutung ist. Im Frühling, der Hochsaison der Maibowle, darf dieselbe nicht so abgekühlt sein, wie im heißen Hochsommer, niemals aber ein zu heftiges Kältegefühl erregen.

Je leichter die zum Maitrank verwendeten Weine sind, desto weniger sollen sie abgekühlt werden. Ein einfaches Einstellen der Bowle in den Eiskühler dürfte in den meisten Fällen genügen. Sehr praktisch sind die neuen Bowlenkannen, die unter dem Hentel hohl, dort Eisstücke aufnehmen, welche dann eine richtige angenehme Kühlung erzeugen.

Wer über solche Bowlenkannen aber nicht verfügt, kann sich unschwer damit helfen, ein Innen- und außen peilich sauberes Eismachglas mit Eisstückchen füllen, gut verschließen und in die Terrine stellen. Wer es mit seiner Familie und seinen Gästen gut meint, sollte stets sich der Mühe der Selbstbereitung des Maitranks unterziehen und sich nie verleiten lassen, fertigen Maitrank oder Maitrank-Essenz zu kaufen. Abgesehen davon, daß letztere oftmals aus Tontabohnen künstlich hergestellt ist, wird solcher Maitrank dem nicht gleichkommen, dessen Würze der duftende, deutsche zarte frische Waldmeister bildet.

Schach der Zukunft.

Novellette von Ida Bod (Wien).

„Mama, wie alt ist Martha eigentlich?“

„Fünfundzwanzig Jahre, warum denn?“

„Weil's doch eigentlich merkwürdig ist, daß ein so reiches Mädchen nicht heiratet!“

„Wie Du sprichst, Else! Als ob das so einfach wäre. Ich mache mir Sorgen darüber, seit sie erwachsen ist.“

„Ach so, Du meinst wegen ihrer Mutter?“

„Gewiß, wie soll das arme Ding heiraten? Ein vermöglicher junger Mann wird, sobald er erfährt, daß ihre Mutter im Irrenhause starb, und daß auch sonst in ihrer Familie Selbstkrankheiten vorkamen, zurücktreten, wie es ja thatsächlich schon wiederholt geschah! Und einen armen Teufel, der nur auf ihr Vermögen spekuliert, den würde Martha selbst nicht nehmen.“

„Armes Mädel! Es ist doch furchtbar, daß sie hüben muß für etwas, wofür sie — und eigentlich Niemand etwas kann, für ein Unglück! Glaubst Du nicht Mama, daß sie sich selbst darüber Gedanken macht!“

„Offenlich nicht Else, so lange als möglich möchte ich ihr die bittere Wahrheit verbergen.“

„Aber eigentlich Mama, Herbert von Görner bewirbt sich doch ganz auffällig um sie, ich glaube, der liebt Martha. Und der ist doch selbst reich, Spekulation kann es da gewiß nicht sein?“

„Das ist ja immer so — Görner ist fremd hier — vielleicht weiß er noch nichts! Erfährt er die Wahrheit, zieht er sich zurück wie die früheren alle!“

„Arme Martha!“

„Jawohl — arme Martha! Die beiden Frauen saßen im dunkeln Zimmer und hatten nicht bemerkt, daß die schwere Samtportiere sich bewegt hatte. Sie wußten Martha auf dem Eise, und hatten ungeniert geplaudert. Ganz gegen ihre Gewohnheit, war Martha aber sehr früh heimgekehrt. Als sie nun in den Salon treten wollte, zu Tante und Cousine, hörte sie ihren Namen nennen. Unwillkürlich blieb sie stehen; es war kein Lächeln im übeln Sinne, sie wollte endlich einmal wissen, was es war, das sie wie mit einem unheimlichen Zauberbanne umgab — seit — ja seit sie denken konnte. Und nun wußte sie's. Sie war in ihr Zimmer gestürzt und hatte sich auf's Bett geworfen, und da lag sie und starrte mit brennenden Augen in's Leere! Das also war's! Sie hatte es ja gewußt, gefühlt, da sie fast noch ein Kind gewesen, daß ihr irgend etwas verheimlicht wurde. Damals hatten die Ältern noch gelebt. Ihre Mutter! oh sie entsann sich der jungen Frau mit dem blassen Gesichte noch ganz genau! Mama war immer sehr ernst gewesen; dann erinnerte sie sich langer Wochen, wo sie tagaus — tagein am Fenster saß und wortlos vor sich hinstarrte. Und dann kam ein Tag, an dem man die kleine Martha nicht aus dem Kinderzimmer ließ; drüben in Mama's Zimmer war ein wüstes Toben und Schreien und dann plötzlich Stille — Totenstille. Und von dem Tag an hatte sie Mama nicht mehr gesehen: sie sei fortgefahren in's Bad, sagte man dem Kinde, und viel später: sie sei gestorben. Papa ging auf Reisen, der Hausstand wurde aufgelöst, Martha kam zu einer Schwester ihres Vaters, wo sie sich sehr

wohl fühlte. Zwischen ihrer Cousine Else und ihr herrschte eine fast schwererliche Härlichkeit, und auch sonst war sie das eigene Kind, man machte keinen Unterschied. Erst als man anfing, sie in die Gesellschaft zu führen, empfand sie, daß bei ihr irgend etwas anders sei, als bei den anderen Mädchen, ohne sich darüber klar zu werden, was es sei. Es fiel ihr auf, daß man sie oft merkwürdig ansah; daß ein Gespräch jäh abgebrochen wurde, wenn sie hinzutrat. Sie war ein schönes Mädchen, klug und gebildet; dabei sich ihrer Vorzüge voll bewußt. Es mußte ihr auffallen, daß jüngere Freundinnen, die weniger von der Natur begünstigt und viel weniger reich waren als sie selbst, heirateten, daß jetzt sogar die um drei Jahre jüngere Else sich verlobte, während sie selbst vor eine ernst zu nehmende Entscheidung noch nicht gestellt worden war. Gewiß, sie war umschwärmt wie die Andern, man tanzte mit ihr, unterhielt sich gerne mit ihr, aber hatte sich einer einmal mehr vorgewagt, zog er sich nach kurzer Zeit auffällig zurück, und die wenigen, die es nicht thaten, deren Bewunderung empfand sie nur als Beleidigung, denn die galt ihrem Vermögen, das wußte sie. Sie hatte oft ganz eindringlich darüber nachgedacht, um herauszufinden, was da die Ursache sein könnte. Fragen wollte sie nicht, nicht einmal Else. Dazu war sie zu stolz — und dann — wie hätte sie fragen sollen? Es lag ja eigentlich nichts vor — und ihr Gefühl — eine unnenbare Angst! Und nun wußte sie's. Ein Stöhnen rang sich von den Lippen des Mädchens! War es denn möglich, durfte man sie hüben lassen für ein Verhängnis? War es möglich, daß sie ausgeschlossen blieb, von dem höchsten Glück des Weibes, weil ihre Mutter — —! Und Herbert? Martha war keine weiche Natur —, sie meinte selten, aber jetzt schluchzte sie auf, wild, fassunglos. Herbert! Sie liebte ihn, sie wußte es lange schon, und das Bewußtsein, daß ihr Gefühl erwidert wurde, hatte sie mit stürmischer Glückseligkeit erfüllt. Und jetzt hatte sie ihr Urteil gehört — noch liebte er sie, weil er nichts wußte, aber eine, die belastet sein kann, nimmt man nicht zum Weibe! Wenn er es aber nicht erfährt? — Sie liebte ihn — sie würde es ihm selbst sagen: durch einen Betrug wollte sie sich ihr Glück nicht erkaufen. Martha besaß viel Selbstbeherrschung; als sie nach einer Stunde etwa zum Abendbrot kam, war sie so ruhig und gleichmäßig wie immer, nur die schönen dunklen Augen hatten einen traurigen Blick.

Einige Tage nachher waren die beiden Mädchen zu einem Ball geladen. Wie gewöhnlich war Herbert von Görner Marthas Stinachbar und eifrigster Tänzer. Während des Rotillons verließen die Beiden den Tanzsaal und gingen in das jetzt ganz einsame Rauchzimmer. Görner hatte Martha darum gebeten, ohne zu ahnen, daß er damit ihren eigenen Wünschen entgegenkam. Ein warmer, zärtlicher Blick des jungen Mannes streifte das schöne Mädchen und unwillkürlich presste er ihren Arm fester an sich.

„Fräulein Martha, ich muß endlich einmal Antwort haben auf meine Frage, die ich Ihnen verblümt ja oft genug stellte, und die ich jetzt gerade heraus an Sie richte, ich ertrage die Ungewißheit nicht länger! Sie wissen, ich habe Sie unsagbar lieb, Martha, wollen Sie mein Weib werden? Ich mag nicht Worte dreheln, Martha, aber das Eine will ich sagen: mein Glück, meine ganze Lebenshoffnung liegt in Ihrer Hand!“

Seine Stimme klang gepreßt vor innerer Bewegung. Das Mädchen war in einen Sessel gesunken, sie war so blaß, nur die dunklen Augen brannten, als sie dieselben auf sein Gesicht heftete. Sie sprach undeutlich vor zitternder Erregung.

„Herbert, — Sie wollen mich zum Weibe, — mich? Ich hab' Sie lieb, grenzenlos lieb, Herbert, ich sag's Ihnen ganz offen, aber eben deswegen kann ich ja nie einwilligen!“

„Klang ein verzweifelter Jammer aus den Worten.“

„Martha, Geliebte, — Du liebst mich, — was kann's denn dann noch geben!“ Stürmisch riß der junge Mann sie an sich, aber fast angstvoll wehrte das Mädchen ab.

„Nicht, — nicht, — es darf nicht sein, Sie wissen ja nichts.“

„Was weiß ich nicht?“

„Daß, daß — meine arme Mutter, — —“ sie konnte nicht weiter reden, denn Herbert legte ihr die Hand auf den Mund. Er war sehr ernst geworden, aber in diesem Ernste lag so viel Bärtlichkeit und Liebe.

„Still! Das ist für mich kein Schatten. Ich bin ein Wissender, seitdem ich Dich kenne. Das war ziemlich das Erste, was ich über Dich erfuhr! Vielleicht hätte ich mich gar nicht so toll in Dich verliebt, wenn das furchtbare Mitleid nicht mitgewirkt hätte.“

„Gewußt, — und dennoch!“ Herbert schlang den Arm um die nun nicht mehr Widerstrebende.

„Martha,“ sagte er ernst, „das Verhängnis in Eurer Familie ist furchtbar, aber ich bin nun einmal ein Augenblicksmensch, der in der Gegenwart lebt, und heute nicht an morgen denkt. Leichtsinzig wirst Du sagen, aber in dem Falle segne ich meinen Leichtsin! Ich liebe Dich, in Deinem Besitz verkörpert sich nur das Glück, und dem sollte ich entsagen, bloß aus Vorsicht, weil, — — Ah, Unsinn! Weiß ich denn, ob ich in zwei Jahren noch lebe, ob ich meine geraden Glieder haben werde! Weiß ich denn, ob, wenn ich heute ein Bauernmädchen heirate, ich nicht in ein paar Jahren trotzdem eine kranke Frau habe! Ich gehöre nun einmal nicht zu den kühl überlegenden, abwägenden Menschen, die sich so Vieles versagen, mit Rücksicht auf die Folgen! Unsinn; jung bin ich, leben und glücklich sein will ich, und dazu brauche ich Dich, Martha, — und Du mich auch, sag' ja — sag' ja, Martha.“

„Ja, Herbert, ja, ich sag' es ja so gerne. Ich bin Dein, mag die Zukunft bringen, was sie will, in der Gegenwart liegt nur Glück, — und das giebt mir den Mut, die Zukunft richtig zu erwarten!“

„Was kommen soll, kommt, Martha, aber es trifft uns gemeinsam. Und die Gegenwart gehört uns, mein Lieb, — bald mein Herzensweib.“ In einem Kuß erstarben die letzten Bedenken des Mädchens.

Das neue Mädchen.

Skizze von Pierre Laguet.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von A. Heim.

Der Schriftsteller Lardi arbeitete in Pantoffeln und warmem Schlafrock eifrig an dem ersten Kapitel eines neuen Feuilleton-Romans „Bombe und Gift“. Da trat seine Frau in das Arbeitszimmer.

„Liebster Mann, willst Du das neue Mädchen sehen? Mir gefällt die Person nicht so recht.“

Lardi hob den Kopf: „Nein, ich will das neue Mädchen nicht sehen. Das ist Deine Sache. Laß mich doch in Ruhe arbeiten, Du störst mich immer gerade, wenn ich im besten Zuge bin!“

„Aber sie wartet im Vorzimmer.“

„Na! dann meinetwegen, laß sie herein-kommen. Treten Sie näher, Kind! Also Sie sind das neue Mädchen. Sie sehen ja ganz nett aus, wie heißen Sie?“

„Marie Delaru, Herr Lardi.“

„Ein netter Name, aber ich werde Sie lieber Sidonie rufen. So hieß das vorige Mädchen, und das ist mir bequemer. Was können Sie denn?“

„Alles.“

„Na, das genügt! und nun bitte ich, mich allein zu lassen. Wir frühstücken doch um 11 Uhr, Frauchen?“

„Zawohl.“

„Oh, Sidonie, ehe ich es vergesse, haben Sie denn Zeugnisse?“

„Nein, Herr Lardi, ich bin noch nicht in Stellung gewesen.“

„Na, das schadet nichts, wir werden Sie schon anlernen. Woher sind Sie denn übrigens?“

„Aus meiner Heimat, Herr Lardi.“

„Das kann ich mir wohl denken! Aus China werden Sie nicht kommen! Aber wo ist Ihre Heimat?“

„In der Nähe von Brest.“

„Oh! dann sind Sie ja eine kleine Seeratte!“

„Das weiß ich nicht, Herr Lardi.“

„Ja, ja! Gewiß eine kleine bretonnische Seeratte!“

„Bretonnin? Ja, Herr Lardi.“

„Na, und nun muß ich arbeiten.“

Und er schrieb; die Feder flog nur so über das Papier.

Währenddessen führte Frau Lardi das neue Mädchen in den Haushalt ein. Sie zeigte ihr die Küche, die Wirtschaftsräume, Keller, Boden und das ihr bestimmte Zimmer. Marie-Sidonie hörte aufmerksam zu. Sie schien sich alles genau zu merken, was der „Herr“ gern hatte und wie es die „gnädige Frau“ wünschte. Nur dann und wann stellte sie eine bescheidene Frage mit einer Stimme, deren tiefen Klang man es anmerkte, daß das Mädchen ihr Leben lang die kräftige, salzige Seelust eingatmet hatte. Dann fing sie an in der Küche zu hantieren und zwar mit großer Sicherheit. Flink und behende fand sie jedes Stück; es war eine wahre Freude, sie bei der Arbeit zu sehen.

Äußerlich war Marie Delaru eine große, hagere Erscheinung, mit etwas rotem Teint und einem drolligen Gesichtsausdruck. Sie trug sich wie es in ihrer Heimat üblich: kurze Röcke und das kleine typische Häubchen. Hände und Füße waren zierlich. Auf der Oberlippe hatte sie einen leichten Flaum, und das verlieh ihrem Gesicht etwas entschlossen Bewußtes.

Das Frühstück war sehr gut, und Herr Lardi war in bester Laune. Auch das Mittagessen war tadellos, und als die Gatten zur Ruhe gingen beglückwünschten sie sich leise zu der „Perle“, die sie ins Haus genommen hatten. Auch am nächsten Tag ging alles wie am Schnürchen, nur als Lardi gegen 11 Uhr nachts noch einmal in die Küche kam, er hatte bemerkt, daß er keine Streichhölzer im Zimmer hatte und wollte diese holen, überraschte er das neue Mädchen auf einem Stuhl sitzend und eine Pfeife rauchend! Er traute seinen Augen nicht!

Da er auf Filzschuhen ging, so hatte Marie-Sidonie sein Kommen nicht bemerkt. Lardi machte auch sofort schleunigst kehrt: er weckte seine Frau aus dem ersten, süßen Schlummer und teilte ihr ganz erregt das Ereignis mit.

„Aber Du träumst,“ antwortete Frau Lardi.

„Ich, träumen? . . . Sieh doch selbst nach.“

Heimlich schlich auch Frau Lardi nach der Küche und kam gleich ebenso erregt, wie der Gatte, zurück.

Ja, es war in der That so, sie rauchte eine mächtige Pfeife! Die ganze Küche war voll Qualm.

Lange dachten die Gatten nach, bis plötzlich Lardi in helles Lachen ausbrach.

„Herr Gott, sind wir dumm!“

„Wie so?“

„Zu dumm, zu dumm!“

„Aber wieso denn, sprich doch!“

„Marie-Sidonie raucht, weil sie aus der Bretagne ist und weil dort alle Frauen rauchen!“

„Glaubst Du das?“

„Ich weiß es ganz bestimmt. Ich habe davon sogar in meinem vorletzten Roman: „Die Räuber von Golbo, oder der zerrissene Strid,“ erzählt. Erinnerst Du Dich nicht daran?“

„Ja, ja, jetzt fällt es mir ein! Na, schlaf gut, Männchen.“

„Gute Nacht, lieber Schatz.“

Einige still-friedliche Tage folgten. Das neue Mädchen war wirklich eine Perle, pünktlich, sauber, flink, immer freundlich und höflich. Frau Lardi rühmte sie bei allen Bekannten, und die beneideten ihr den weißen Raben.

Da eines Tages stüßerte Frau Lardi neugierig wie sie war, in Abwesenheit des Mädchens in deren Zimmer herum und fand ein Stückchen Papier in dem etwas eingewickelt gewesen war und auf dem in ungeübter Hand und allen orthographischen Regeln spottend, die Worte standen:

„Mein geliebter Julius! Seit 8 Tagen habe ich Dich nicht gesehen. So geht das nicht weiter! Laß Deine Herrschaft heute allein, oder ich mache Dir eine Szene!“

Die Unterschrift war unleserlich.

Frau Lardi war zuerst starr. Dann stürzte sie zu dem Gatten ins Zimmer. Mit tragischer Miene legte sie den kleinen Zettel vor ihm auf den Tisch.

„Was ist das?“ fragte sie.

„Mein geliebter Julius“ . . . Was soll das heißen?“

„Das habe ich im Zimmer des Mädchens gefunden!“

„Und was vermutest Du?“

„Ich, garnichts! ich bringe den Bißch Dir, der Du ein so feiner Psychologe bist!“

„Und darum störst Du mich bei der Arbeit? Na! Das Kind hat einen Bräutigam und trifft sich mit ihm; das ist doch ganz einfach. Und da der besagte Bräutigam nicht ganz so feurig wie sie zu sein scheint, so bedroht sie ihn. Das kommt alle Tage vor. Ich möchte wetten, daß Sidonie Dich gebeten hat, heute Abend ausgehen zu können.“

„Ja, das stimmt.“

„Na also! Leg den Zettel wieder dahin, wo Du ihn fortgenommen hast. Laß Sidonie ihre Liebesgeschichten allein ordnen.“

Er begann wieder zu schreiben. Aber plötzlich wurde er durch lebhaftes Sprechen, männliche Stimmen, die aus der Richtung des Mädchen-Zimmers kamen, von seiner Arbeit gestört.

„Was ist denn das?“ fragte er sich und stand schnell auf, weil er nachsehen wollte, was der Lärm zu bedeuten habe.

Ein eigentümlicher Anblick bot sich ihm dar.

In ihrem Zimmer saß das neue Mädchen, die „Perle“, der „weiße Rabe“ mit entblößtem Oberkörper, — ein männlich kräftiger Brustkasten ganz und gar mit Tätowierungen bedeckt — auf einem Stuhl und neben ihr hielten zwei Schutzleute Wache. Der Polizeihauptmann des Reviers war auch da und rief:

„Wir kennen Dich, Julius Flupier! Vorwärts, marsch! Dein Anschlag ist diesmal nicht geglückt!“

Frau Lardi lehnte, einer Ohnmacht nahe, an der Thür, und der Gatte fragte entsetzt: „Was geht denn hier vor?“

„Was hier vorgeht, Herr Lardi! Sie haben über 8 Tage einen der schlimmsten Verbrecher, auf den die Polizei schon lange fahndet, bei sich beherbergt und können sich glücklich schätzen, noch mit dem Leben davon gekommen zu sein.“

Und ehe Lardi noch wußte, was er antworten sollte, hatten die Beamten den Verbrecher schon hinausgeführt . . .

Lardi war für einige Zeit die Lust an seinen Schauer- und Mordromanen vergangen . . . Frau Lardi war auch gar zu aufgeregt und betonte immer und immer wieder, wie die Schuld einzig und allein ihn treffe! Erst ganz allmählich verblaßte die Erinnerung an das „neue Mädchen“.

Auflösung der Rätsel: aus vorige. Nummer: Homonym: Reis. Anagramm: Palme, Lampe.



Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 5-14. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt.“ — „Und ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe: denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen: gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden.“ — „Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“ — „Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.“

Nachklänge zum Osterfeste.

IV.

Wenn kommt der Mai, da jauchzet auf die Erde,
Der letzte Frost zerbricht,
Die Sonne strahlt, daß Alles Leben werde
Und Heiterkeit und Licht.

Und wie der Lenz die Flur auf seinen Pfaden
Mit Segenkraft berührt,
Kommt da zu uns, o süßer Mai der Gnaden,
Von deiner Königin geführt.

Nun sendet die Mai-sonne bereits ihre Strahlen leuchtend und wärmend auf die Felder und Fluren hernieder, um Alles zu neuem, frischem Leben zu erwecken. Ebenso, lieber Leser, sendet in dieser schönsten Zeit des Kirchenjahres die himmlische Gnaden-sonne ihre Heilsstrahlen leuchtend und wärmend in unsere Herzen, um uns zu einem neuen, heiligen Leben in Gott zu erwecken und zu stärken. Am Ostermorgen ging sie auf, diese Gnaden-sonne, und steigt nun höher und höher am Horizonte unseres kirchlichen Lebens. Schon beginnen die Gipfel des Himmelfahrtsberges zu erglühen von ihrem Verklärungslichte, und bald wird sie am Pfingsttage — in ihrer Mittagshöhe — uns leuchten im vollen Glanze ihres überirdischen, unendlichen Segens.

So wandeln wir, lieber Leser, noch immer mit unseren Gedanken und Empfindungen im Gefolge des Auferstandenen, bis wir Ihn demnächst entschweben sehen in Seine ewige Herrlichkeit, — wo auch unser irdisches Weh einst in eine Freude sich verwandeln soll, „die Niemand mehr von uns nehmen wird!“

Den ungläubigen Schriftgelehrten und Pharisäern, die einst nach all den Wunderthaten, die der Herr bereits vor ihren Augen gewirkt, noch ein neues Zeichen — vielleicht

ein Zeichen am Himmel, eine Art von Auferstehung — zum Beweise Seiner göttlichen Sendung verlangten, erklärte Er damals in ernstmahnendem, ja, strafendem Tone, daß ihnen Seine Auferstehung genügen könne und müsse: „Dieses böse und treulose Geschlecht (sprach Er) verlangt ein Zeichen! Aber es wird ihm keines gegeben, als das Zeichen des Propheten Jonas; denn gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schooße der Erde sein! Die Einwohner von Ninive aber werden einst im Gerichte gegen dieses (ungläubige) Geschlecht auftreten und es verurteilen, weil sie auf die Predigt des Jonas hin Buße gethan haben, denn sehet: hier ist mehr als Jonas!“ (Matth. 12.)

Vor nahezu zwei Jahrtausenden, lieber Leser, ist Jesus aufgetreten und hat ein neues, zwar strenges, aber durchaus heiliges und ehrwürdiges Gesetz verkündet; Er selber, der erste Lehrer dieses Gesetzes, nannte Sich nicht nur einen himmlischen Abgesandten, sondern den Sohn Gottes Selbst. Und nun hören wir Ihn weissagen: Er werde wegen der neuen Lehre, die alles Volk in Erstaunen versetzte, zwar verfolgt, ja, wie ein Verbrecher gefänglich eingezogen, Seines Lebens beraubt und ins Grab gelegt werden, — aber nach drei Tagen wieder glorreich auferstehn!

Diese Seine Weissagungen nun haben sich aufs Pünktliche erfüllt: Jesus ist als glorreicher Besteger des Todes und Seiner fanatischen Feinde aus dem Grabe hervorgegangen und in einem neuen Leben voll der Herrlichkeit noch vierzig Tage lang umhergewandelt zum Troste und zur seligen Freude der Jünger, — hat Er da nun nicht das

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Mai. Vierter Sonntag nach Ostern. Pius V. Papst. Evangelium nach dem hl. Johannes 16, 23-30. Epistel: Jakobus 1, 22-27.
 ● St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom guten Tode. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Predigt, Bruderschafts-Andacht u. Teikum. Aufnahme neuer Mitglieder. ● St. Martinus: Hl. Messen um 6, 7, 8 und 11 Uhr. Um 9 Uhr Auszug der Prozession nach Stoffeln, daselbst Predigt und hl. Messe. In der Pfarrkirche fällt das Hochamt aus. An allen Wochentagen abends 1/8 Uhr Mai-Andacht, an Sonn- und Feiertagen abends 6 Uhr ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Mädchen. Während des Matronatesabends 1/8 Uhr Mai-Andacht. ● Kapelle zu Stoffeln: Hl. Messe um 8 Uhr und nach der Ankunft der Prozession aus Will, Predigt und hl. Messe. ● Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.
 Montag, 6. April. Johannes Damascenus, Kirchenlehrer. ● St. Andreas: 1/10 Uhr feierl. Seelenamt für die Verstorbenen der Bruderschaft.
 Dienstag, 7. Mai. Stanislaus, Bischof u. Martyrer.
 Mittwoch, 8. Mai. Michael Erscheinung. ● Herz Jesu-Kloster: Abends 6 Uhr St. Josephs-Andacht.
 Donnerstag, 9. Mai. Gregor v. N., Bischof und Kirchenlehrer.
 Freitag, 10. Mai. Antoninus, Erzbischof. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht
 Samstag, 11. Mai. Mamertus, Erzbischof.

Recht, lieber Leser, allen Glauben, alles Vertrauen von uns zu fordern? Sind wir nicht schuldig, nach Seiner Lehre, nach Seinem Geheze unser Thun und Lassen genau einzurichten? Sind wir nicht schuldig diesem Seinem Geheze, wie Seine Kirche es uns vorträgt, auch dann demütig uns zu unterwerfen, wenn dieses Geheze von uns Opfer verlangt, die den sinnlichen Neigungen schnurstracks entgegenstehen; wenn dieses Geheze oft und oft von Abdringung Selbstverleugnung redet? Man sollte glauben, das Alles sei so klar und einleuchtend, daß ein vernünftiger Mensch unbedingt zustimmen müßte, da eine irgend genügende Ausflucht thatsächlich nicht gefunden werden kann!

Und nun erst die Thatsache, daß mit Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, ein Wendepunkt in der Weltgeschichte eingetreten ist, wie seitdem die Welt nichts mehr gesehen hat! Der Strom der Geschichte der Menschheit wird in ein neues Bett geführt, die ganze Weltgeschichte zerfällt nun in zwei Perioden: die Geschichte vor und nach Christus! Das ist eine Thatsache, unleugbar, Allen sichtbar, und unerschütterlich steht sie da!

Neuere Apostel des Unglaubens (wie z. B. Strauß, Schenkel u. A.) meinen: wäre Jesus wirklich vom Tode erstanden, so würde Er sich doch vor Seinen Richtern und in den Straßen Jerusalems gezeigt haben! -- So thöricht dieser Einwurf an und für sich ist, so „alt“ ist er auch schon; denn vor mehr als 1700 Jahren (178 n. Chr.) warf Celsus, einer der giftigsten Feinde des Christentums, die Frage auf: „Warum hat aber Christus sich nicht öffentlich vor seinen Feinden gezeigt, da dies doch unfehlbar den Glauben an ihn erzeugt hätte?“ -- Nun, lieber Leser, sehr einfach schon darum, weil (wie wir gesehen) die Thatsache der Auferstehung damals von Keinem bezweifelt wurde; weil ferner die Wunder der Apostel diese Thatsache in übernatürlicher Weise bekräftigten! Das Gericht über Israel aber war besiegelt; wohl kamen auch Israeliten gläubig zu den Aposteln des Herrn, als sie die Wundermacht dieser schlichten Männer aus Galiläa sahen, -- aber das Volk Israel, als solches, hatte sich selbst das Urteil der Verwerfung gesprochen! Von Seiner Auferstehung an predigt daher der Herr nicht mehr den Juden, sondern Er verkehrt nur mit Seinen Jüngern in wiederholten Erscheinungen, mit ihnen „redend vom Reiche Gottes“ (Apostelg. 1, 3).

Doch genug! Wie glücklich sind wir, lieber Leser, daß wir eine so fest gegründete, in ihrem Ursprunge göttliche, und darum seligmachende Religion haben! Unsere wichtigste Aufgabe besteht nun darin, durch treue Befolgung ihrer Vorschriften die Hoffnung unserer eigenen glorreichen Auferstehung sicher zu stellen.

S.

Es regnet.

Meteorologische Skizze.
Von Dr. J. Gross.

Es regnet, wenn Wasser aus den Wolken in tropfbar flüssiger Gestalt herab auf die Erde fällt. Das herabfallende Wasser ist in der uns umgebenden Luft als Wasserdampf enthalten. Bei heiterem Himmel und Sonnenschein ist dieser stets in der Luft vorhandene Wasserdampf nicht mehr für unser Auge sichtbar, er ist dann in als völlig durchsichtbarer Gasform vorhanden. Durch Abkühlung einer größeren oder kleineren Luftmenge bis unter ihren Sättigungspunkt des in ihr enthaltenen Wasserdampfes wird naturgemäß ein Teil des letzteren in die tropfbar flüssige, undurchsichtbare Form gebracht, in welcher er dann als Wolke oder Nebel erscheint. Diese beiden Arten bestehen aus sehr feinen Wassertröpfchen, die sich vermöge ihrer Leichtigkeit längere Zeit schwebend in der Luft

erhalten können. Die Abkühlung des Wasserdampfes der Luft und die daraus entstehende Wolkenbildung erfolgt besonders beim Aufsteigen der warmen Luft in höhere Regionen, denn je weiter von der Erde entfernt, desto kälter ist die Luft, die ja bekanntlich ihre Erwärmung hauptsächlich von der von der Erde zurückgestrahlten Sonnenwärme empfängt. Wird der Niederschlag des Wasserdampfes durch diese Abkühlung so reichlich, daß die Wasserteilchen sich nicht mehr in der Luft erhalten können, sondern sich zu größeren Tröpfchen und Tropfen verdichten, so fällt das Wasser als Regen herab. Anfangs lösen sich die Tropfen beim Herabfallen wieder auf, durch die Trockenheit und Wärme der unteren Luftschichten. Dieses geschieht so lange, bis auch die unteren Luftschichten mit Feuchtigkeit gesättigt sind. Dann findet in der Regel das Umgekehrte statt, daß nämlich die Tropfen sich im Herabfallen durch neuen Niederschlag noch vergrößern, so daß also die am Fuß eines Thurmes auf eine gleich große Fläche fallende Regenmenge größer ist, als an der Spitze desselben. Ist der ganze Himmel gleichförmig bedeckt, so erfolgt der bekannte Landregen. Werden nur einzelne Wolken vom Winde nach einer Richtung hingetrieben, so haben wir den Strichregen. Verdichten sich die Wasserdünste langsam von unten nach oben, so fallen langsam kleine Tropfen und bilden den Staubregen. Verdichtet sich durch Sturm oder Gewitter eine Wolke sehr plötzlich, so haben wir den Platzregen oder gar den Wolkenbruch zu erwarten. Vermöge des Widerstandes und der Bewegung der Luft fallen die Regentropfen nur langsam und in schiefer Richtung zur Erde, wodurch ihre Bewegung mehr gleichförmig, als beschleunigt wird. Ohne die uns umgebende Luft wäre ein Regen nicht denkbar, wir hätten dann stets nur Wolkenbrüche zu erwarten. Ohne den Widerstand der Luft würden schon kleine Tropfen aus einer Höhe von 2000 Metern die Erde mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel erreichen und wohl die größten Verheerungen anrichten, oder wir Menschen würden nicht existieren.

Ist die Temperatur der Luft unter dem Gefrierpunkte, so findet der Niederschlag des Wasserdampfes nicht in flüssiger Form, sondern in Gestalt feiner, nadelförmiger Eiskristalle statt, welche sich zu zierlichen, sechsstrahligen Sternen zusammen gruppieren. Bei größeren Mengen bilden dieselben unsere bekannten Schneeflocken, deren weiche, undurchsichtige Beschaffenheit von der lockeren Anhäufung der sie bildenden Eiskristalle und den zahlreichen, zwischen ihnen eingeschlossenen lufthaltigen Zwischenräumen herrührt.

Da sich in der uns umgebenden Luft mancherlei Verunreinigungen, von der Erde herabreichend, befinden, auch leichte, feste Körper von der Luft emporgehoben und eine Zeit lang darin schwebend erhalten werden können, so kann es nicht befremden, daß der Regen manchmal die verschiedenartigsten Dinge mit sich bringt, oder manchmal eine absonderliche Farbe zeigt. So entsteht der sogenannte Blutregen, beidem man hier und da nach einem Regen rote Flecken auf der Erde bemerkt. Die moderne Wissenschaft hat festgestellt, daß die roten Flecke von Insekten, oder Blumenstaubfäden herrühren, welche vom Sturm in die Luft getragen und an weit entfernten Orten durch den Regen wieder niedergeschlagen oder aber auch, daß sie wenn sie in größeren Mengen und in größerer Verbreitung auftreten, feinste Sandpartikelchen waren, die aus dem Sandmeer der Sahara durch günstige Windrichtungen bis in unsere Gegenden getragen worden waren.

Wolken und Nebel sind nicht wesentlich verschieden. Nebel sind auf dem Boden ruhende Wolken. Die am Bergesgipfel lagernde Wolke erscheint dem darin Befindlichen nur als Nebel. Nebel ist die Wolkenhaut, welche an manchen Abenden auf Gewässern und

feuchten Wiesen ruht, und welche sich stets dann bildet, wenn die auf dem Wasser oder Sumpf ruhende Luftschicht sich bis zum Gefrierpunkt abkühlt. Viele Menschen schreiben dem Nebel eine besondere schädliche Wirkung auf die Gesundheit zu. Er ist nicht schädlicher als Regenwetter.

Eine herrliche Lufterscheinung, welche sich zeigt, wenn die Sonne dem Zuschauer im Rücken steht und in den ihm gegenüber herabfallenden Regen scheint, ist der Regenbogen. Häufig sieht man zwei Regenbogen zu gleicher Zeit, welche concentrisch sind. Der innere ist der Hauptregenbogen und hat die lebhafteren Farben; die Farben des äußeren sind schwächer. Da der Mittelpunkt beider Bogen der Sonne gerade gegenübersteht, so erscheint ein völliger Halbkreis über dem Horizont, wenn die Sonne eben auf und niedergeht. Regnet die betreffende Wolke, in welche der Zuschauer blickt, nicht an allen Stellen, oder sind nur einzelne, verstreute, Regenwolken am Himmel, so sieht er nur einzelne Stücke des Bogens.

Die Erscheinung des Regenbogens beruht auf der Brechung und Zurückwerfung der Sonnenstrahlen im Innern kugelförmiger Wassertropfen.

Der Mittelpunkt des farbigen Bogens liegt stets auf der rückwärtsverlängerten Verbindungslinie des Auges mit dem Mittelpunkt der Sonne, ist also ein unter dem Horizont gelegener Punkt der Himmelkugel. Der Regenbogen erscheint daher flacher bei höherem, höher bei niederem Stand der Sonne und wird zum vollständigen Halbkreis, wenn die Sonne gerade im Horizont steht, also wenn sie auf- oder niedergeht.

Die Farbenfolge des Bogens gleicht genau der eines Spektrums, in welchem die Farben unvollständig von einander verlaufen. Der violette Saum ist nach innen, der rote nach außen gekehrt. Beim Regenbogen ist die Farbenfolge die umgekehrte. Die Hauptfarben sind: violett, blau, grün, gelb, orange und schließlich rot.

Freiheit!

Historische Skizze von Paul Alexander.

Als im Jahre 1809 Oesterreich an Frankreich den Krieg erklärt hatte, die preussische Regierung aber sich zurückhielt, da faste Major v. Schill, der Kommandeur des Leibhusarenregiments, den Plan, auf eigene Hand loszuschlagen, in der Erwartung, den König und die Armee mit fortzureißen. Am 28. April verließ er mit seinem Husarenregiment Berlin und rückte in Sachsen, dann in westfälisches Gebiet ein. Mehrere kleinere Erfolge wurden errungen, allein da die Unterstützung ausblieb, sah sich Schill genötigt, nach Mecklenburg zurückzuziehen. Am 24. Mai bahnte er sich den Weg nach Stralsund und am 31. Mai kam es dort zur Schlacht mit 5000 Holländern und Dänen, bei welcher Schill mit den meisten seiner Genossen fiel. Das Treffen war ein blutiges. Achtzehnhundert Tote und Verwundete röteten das Straßenpflaster von Stralsund mit ihrem Blute. Unter der offenen Halle des Rathhauses lag, mit einem Stück Segeltuch bedeckt, die Leiche des kühnen Schill auf einer der dort befindlichen Fleischanke, unkenntlich durch Säbelhiebe und Stiche.

Durch die Fenster der Jakobskirche schimmert matter Lichtglanz. Ein dumpfes Gemarmel tönt hervor und die Thüren des Gotteshauses sind mit Posten umgeben, die an einzelnen Stellen ihr Bivouacsfeuer angezündet haben. In jener Kirche befinden sich 557 Gefangene vom Schill'schen Korps. Unter ihnen sind die elf berühmten Offiziere, die 4 Monate später zu Wesel unter den Augen der französischen Soldaten ihr Leben aushauchten. Besorgt fragten sich die Soldaten: „Was wird aus uns werden.“ Nachdem man die Offiziere von der Mannschaft getrennt, erhielt diese endlich am 10. Juni Gewißheit über ihr Schicksal.

General Gratien, der Befehlshaber der Holländer und Dänen, zog mit seiner Division von Straßburg ab. Er führte die Gefangenen, die in zwei Abteilungen getrennt werden, mit sich. Die Kranken und Schwachen werden auf Wagen geladen, die Rüstigen marschieren nebenher. Noch immer schwebten sie in Ungewißheit wegen des ihrer harrenden Schicksals. Was ihnen den schwachvollen Transport, die Pein der Gefangenschaft erleichterte, das war die treue, sich offen kund gebende Teilnahme der deutschen Landsleute. Immer weiter führte man sie hinweg von der heimatlichen Stätte. Die Zusammentransportierten begannen während des Marsches auf Mittel und Wege zur Befreiung zu denken. Der Trompeter Böck, ein verschlagener fecker Burische, versuchte einige Male seinen Peinigern zu entkommen. Schon war er glücklich in der Klappe eines Kamines der Sarrkerei zu Salzgitter verborgen, dann hatte er sich auf einen Glockenturm geflüchtet, sich ganz und gar mit Schiefer bedeckt — beide Male ward er ertappt. Wie? Es ist traurig zu erzählen, durch einen Kameraden, der ihn verriet. Das Elend machte so selbstsüchtig, die Schmach so nichtswürdig, daß der Genosse den Freund verriet, weil er nicht so glücklich als dieser sein konnte. Dann kam unter der kleinen Truppe ein heroischer Gedanke auf. Sie verabredeten sich leise und heimlich, über die Eskorte herzufallen, den Häschern die Waffen zu entreißen, sich durchzuschlagen u. lieber auf dem Plage zu bleiben, als in so quälenden Fesseln schmachten zu wollen. In jenen Tagen bestanden die Soldaten, welche sie bewachten, aus Westfalen. Deutsche knebelten ihre Landsleute auf fremden Befehl. Viele der Schill'schen meinten, die Landsmänner würden sich nicht allzusehr wehren. Man verabredete ein Lösungswort. Einer sollte dreimal in kurzen Abzügen das Wort: „Vos! Vos! Vos!“ ausrufen. Beim dritten Rufe sollte Alles auf die Wachen stürzen. Die Wuth, die Verzweiflung verdarb den Anschlag, denn die durch Kolbenstöße und Bojonnetschläge zum Außersten gereizten Gefangenen der Hauptkolonne fielen beim ersten Rufe über die Peinigern her. Dadurch ward der Angriff geschwächt, die hinten marschirenden Soldaten gewannen Zeit sich zu sammeln, man überwältigte die Empörer. Abends zog die traurige Schaar über die Heide dahin, und die Hände eines Jeden waren mit Hanfstricken geknebelt.

Wieder ward ihnen ein freundiger Tag in Frankfurt a. M. bereitet. Durch lange Gassen von weinenden Menschen zogen sie, aber die Frankfurter ließen es nicht bei den Thränen bewenden. Sie achteten keine Gefahr, keine Drohung, sie liefen zum Kommandanten, und endlich ward ihnen gestattet, den deutschen Feindern eine ansehnliche Geldsumme, manches Kleidungsstück und eine gute Zufuhr von Lebensmitteln überreichen zu dürfen. Abends schwammen die Gefangenen in Kähnen den Main hinunter: endlich trug der alte Vater Rhein seines gefesselten Landes gefesselte Söhne und im Glanze der untergehenden Sonne funkelte glühend die Kuppel des Domes von Mainz.

Die Boote legten an. „Aux armes!“ „Halte là!“ tönt es vom Ufer. Eine lange Reihe Infanterie spinnt sich den Kai entlang, an ihren Eskos blitzen die kaiserlichen Adler. Die Schill'schen Krieger sind von jetzt ab nicht mehr unter deutscher Verwahrung, sie werden an Frankreich abgegeben. Das Loos wird freilich doppelt hart, aber die Schmach hat an Gewicht verloren. Es sind wenigstens fremde Henker, welche ihre Blicke an dem Unglück wenden, ihre rohen Häuse in den Rücken der Ermatteten bohren. Der Kommandant von Mainz ließ sich die Gefangenen vorführen. Seine Reden klangen nicht tröstlich. Diese napoleonischen Soldaten betrachteten die Schill'schen Reiter als eine Herde von Freibeutern. Wahrscheinlich aus diesem Grunde wies man ihnen als erstes Quartier

in Mainz den Holzturm an. Es war dasselbe Gefängnis, in welchem einst der Raubmörder Schinderhannes und seine Genossen gefesselt hatten.

Der Trompeter Böck kam beim Einsperren in das Gefängnis zunächst der Wand zu sitzen. Das enge Gelaß war nämlich dergestalt mit Menschen überfüllt, daß die meisten übereinander lagen. Böck bemerkte bald, daß unten am Fuße der Mauer ein großes Loch befindlich sei. Er fühlte, von Hoffnung auf Freiheit getrieben, weiter um sich und troch zu lechzen in eine Höhlung, welche groß genug für ihn war. Leider fand er gleich, daß kein Ausweg vorhanden, doch verschaffte ihm die Entdeckung wenigstens eine ruhige Nacht. Am folgenden Tage erfuhr er, daß die Höhlung von dem vernünftigen Spießgesellen des Schinderhannes, dem schwarzen Jonas, gebrochen worden sei, um von da aus zu entweichen. Als später Böck seine Schicksale erzählte, pflegte er immer zu sagen: „Und darin hab' ich, ehrlicher Leute Kind, geschlafen.“

Bald darauf erhielten die Eingekerkerten Ordre nach Metz. Es hieß, der Courier, welcher diese Ordre gebracht, sei zugleich der Ueberbringer eines General-Pardons gewesen, denn eigentlich hätten sämtliche Gefangene in Mainz erschossen werden sollen. Nun koppelte man die Schill'schen Leute in Abteilungen von je zwanzig Mann zusammen und eskortirte sie durch Gensdarmen über Landshut, Kaiserslautern und Zweibrücken; hier war es, wo der Concierge des Gefängnisses sie mit Hohnlachen empfing. „Nun, Banditen“, rief er, „in den Hohlwegen geht Guer Handwerk, aber auf freiem Felde nicht. Wenn aber nur erst den Hauptmann der Teufel geholt hat, kommt die Bande nach.“ Hier war es, wo einem braven, kernigen Husaren mit langem Bart der Bart zerhaut ward; hier war es endlich, wo Husar Grund, der bei furchtbarer Hitze für sich und seine schmachtende Kameraden Wasser verlangte, die scheußliche Antwort hören mußte: „Für Euch Räuber ist kein Wasser da, ihr müßt verhungern, verdursten oder gerädert werden.“ Als Böck um einen Topf hat, sich Wasser zu schöpfen, rief ein Sergeant: „Sauft aus dem Trog, Kanakken.“ Sie erhielten endlich die Erlaubniß aus dem Viehtröge trinken zu dürfen. Ueber Metz ging der traurige Marsch nach Verdun, woselbst in der Todtentammer Quartier gemacht wurde, und voll der trübsten Ahnungen langte die Kolonne in Sedan an.

Bitteres Loos! Schreckliches Tagewerk! und doch wurde ihnen hier eine unnenmbare Freude bereitet. Sie finden die zweite Abtheilung ihrer Leidensgefährten, die auf anderen Wegen hierher gelangt sind; mit diesen Leuten sind die elf Offiziere gekommen. Die ersten, welche die Renangekommenen freudig begrüßten, waren Carl und Albert von Wedell, Friedrich von Trachenberg und Daniel Schmidt, lauter junge, blühende Männer, strotzend von Kraft und Lebensmuth. „Kinder“, rief Carl von Wedell, „Kinder, wie seht Ihr aus?“ Das war ein Jubel, ein Händedrückchen. Kein Unterschied des Standes, der Stellung zog eine hemmende Schranke, es waren Waffenbrüder — Unglücksgegnossen, die sich hier zusammenfanden in der Ferne, inmitten ihrer Henker. Dieses Unglück schien geringer, denn sie konnten sich umarmen, sie stärkten sich gegenseitig, sie richteten sich aneinander auf. Lange gönnte man ihnen das Zusammensein nicht, die Gensdarmen trennten sie.

„Lebt wohl, brave Kameraden“, rief Trachenberg, „Euer Schicksal wird nicht so hart sein wie das unsrige.“

Böck sagte: „Mein Leutnant, wissen Sie denn schon Ihr Urtheil?“

„Nein“, sagte Fleming duster lächelnd, „aber soviel ist gewiß, daß wir erschossen werden.“

Die Soldaten zühen entsezt zusammen, unwillkürlich perlten Thränen über die braunen Wangen.

„Das ist nicht möglich“, riefen sie, „das darf, das kann nicht geschehen!“

„Garde à vous!“ brüllte die Wache und trat unter die Freunde. Sie waren getrennt — für dieses Leben.

„Adieu, Kameraden, jenseits sehen wir uns wieder!“ rief Albert v. Wedell.

Man führte die Soldaten zur einen, die Offiziere zur anderen Thür hinaus. Am folgenden Tage eskortirte man die Elf nach Wesel. Sie hatten sich nicht getäuscht, sie wurden alle erschossen.

Zwei ebenfalls zum Tode bestimmte Kameraden blieben verschont. Es waren die Offiziere Heinrich v. Wedell und von Zarembo, früher bei Döndorf gefangen. Zarembo rettete eine Krankheit; später gab ihn Napoleon frei. Als der Kaiser im Jahre 1811 seinen Einzug in Wesel hielt, stieg er im Gouvernementsgebäude ab. Tags darauf besuchte er die Zitadelle, wobei ihm die Gefangenen vorgestellt wurden. Am Ende des linken Flügels stand Zarembo. General Hogendorp machte den Kaiser besonders darauf aufmerksam. Napoleon trat dicht zu dem Offizier und ihn scharf fixirend sagte er: „Vous étiez aussi de la bande de Schill?“

Zarembo antwortete mit Würde und überreichte eine kurze Bittschrift, welche der Kaiser sofort las. Er steckte das Papier in seine Brusttasche und ließ den Schimmel vorführen. Sich auf das Pferd schwingend, sagte er dann kurz aber nicht ohne ein gewisses Wohlwollen, indem er das Bein über den Sattel hob: „Vous êtes libre.“

Zarembo machte die Feldzüge von 1813—15 mit und ward nachher Intendantur-Rath zu Breslau. Heinrich von Wedell, später General und ein hochgefeierter Soldat in preussischen Diensten, saß vierzehn Monate in Sedan, dann ward er weiter transportiert.

In Sedan hatten die Gefangenen ein etwas milderer Loos. Es wurde ihnen ein anständiges Gefängniß in der Kaserne bewilligt und sogar Tabakrauchen gestattet. Der Trompeter Böck komponirte einige Tänze, wofür ihm und seinen Kameraden ansehnliche Geschenke von Viktualien und Getränken dargebracht wurden.

Am 18. Dezember traten sie ihren Marsch an. Leider wurden die Unglücksgegnossen getrennt. Ein Teil der Kolonne ging früher ab. Sie gaben den Zurückbleibenden das Versprechen, auf die Wände der Gefängnisse mit Kreide niederzuschreiben, was sie über die Schicksale erfahren würden, die ihnen bereitet werden sollten. Nun überkam die Bleibenden schon eine Vorahnung der Plagen, welche ihrer warteten. Am 31. Dezember erschien ein Gensdarm mit einem Sack in der Hand. In dem Sack klirrte und rasselte es. Der Mann zog plötzlich Ketten hervor, schloß zwei und zwei der Unglücklichen aneinander, befestigte dann vier Mann an einer Kette und befohl ihnen auf zweirädrige Karren zu steigen. In dem nächsten Gefängnisse angelangt, suchten die Gefangenen an den Wänden herum, ob nicht irgendwo eine versprochene Nachricht zu entdecken sei. Endlich fand Böck eine solche. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, seine Kniee schlotterten, seine Haare sträubten sich. Auf der ruffigen Kerkerwand standen mit Kreide die Worte: „Wir kommen auf 25 Jahre nach Toulon auf die Galeere!“ Totenstille herrschte in dem düstern Gemache. Diese Männer hatten oft genug dem Verderben in's Antlitz geschaut — aber das war zu viel. Erschossen, in Ketten geschmiedet werden, in finsterner Kasmatte fern von den Lebenden sitzen, deportiert werden nach unwirthbaren Inseln — das Alles konnten sie ertragen, darauf waren sie vorbereitet, sie hatten es vielleicht erwartet — aber die Genossen von Räubern, Mördern, von dem Auswurfe der Menschheit werden zu sollen, angegeschmiedet zu werden an das Laster, an die personifizierte Verruchtheit, weil sie, einem edlen Drange folgend, das Schwert gegen Deutschlands Unterdrücker geschwungen — das konnte

Ihr Gehirn nicht fassen, das hielten sie für einen schrecklichen Traum. Einer nach dem Andern las die unheilverkündende Schrift, Alle glaubten, ein Spuk habe sie geüßt. In einer Art von Betäubung tanzelten sie von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt.

In Saint Michel begegneten ihnen Bauernweiber, welche gegen die Gefangenen die Zungen ausstreckten, was die Verhöhten durch eine gleiche Pantomime erwiderten. Im Nu riefen die Weiber den Zanagel des Fleckens zusammen; Steine, Koth, flogen auf die Unglücklichen, das Gedränge wird so dicht, daß endlich die Gensdarmen mit der flachen Klinge auf die Bande der Angreifer einhauen mußten. So kam man nach Lyon. Hier geschah das Furchtbare schon mit weniger Zurückhaltung. Die Schill'schen wurden mit Sträflingen zusammengeschlossen. Zwar waren es noch keine todeswürdigen Verbrecher, aber der Arm des Gesetzes hatte sich doch schon nach ihnen gestreckt. Böck war mit seiner rechten Hand an die linke eines französischen Deserteurs geschlossen. Es war ein guter Kamerad. Er erzählte dem Trompeter, wie er bestimmt wisse, daß sie nach Toulon auf die Galeeren gebracht werden sollten. Er beschwor ihn zu desertieren und gab ihm als sicherstes Mittel die Fingierung einer Krankheit an. Der Trompeter überlegte sich den Vorschlag und in Vienne, wo sie erfuhren, daß der Kaiser Napoleon sich vorbehalte, über die Dauer ihrer Gefangenschaft noch Befehle zu erteilen, daß die 25-jährige Haft also noch nicht bestimmt sei, beschloß der Trompeter, sich krank zu stellen. Er marschierte noch bis Valence mit und meldete sich hier als krank. Er ward in's Lazarett gebracht. Ein Arzt ersahen und, wahrscheinlich um sich ein Ansehen zu geben, erklärte er den Patienten für unfähig zum Weitermarsch. Uebrigens blieben die Gefangenen eine Zeitlang in Valence. In dem Lazarett hatten Nonnen die Aufwartung der Kranken übernommen, Böck hatte sich durch Pflege der Blumen in dem Zimmer der ersten Schwester deren Zuneigung erworben. Die frommen Damen trugen ihm den Posten eines Klostergärtners an. Er zauderte aber nicht lange. Das Unglück hatte ihn mit seinen Kameraden so eng verbunden, daß er um keinen Preis sie allein ziehen lassen mochte; er schämte sich seiner Verstellung und als die Stunde des Abmarsches kam, meldete er sich gesund und zog mit den Brüdern dem Glende entgegen. In Carpentras nahm der Maire die Gefangenen sehr freundlich auf. Er ließ sie herrlich bewirten und zwar deshalb, weil sie Preußen waren. Sein Vater hatte zur Zeit der Revolution in Magdeburg Zuflucht gefunden und war von den Preußen sehr gut gehalten worden; aus Dankbarkeit labte der Sohn die Unglücklichen.

Ein feuchter Nebel, eine stinkende Luft umgab die Kolonne, als sie in eine belebte, an der See gelegene Stadt zog. Gaffende Mühsiggänger umringten die Marschierenden, durch enge, bald aufsteigende, bald sich niederlassende Gassen wanden sich die Leidensgefährten. Endlich machten sie auf einem großen Plage Halt. Sie waren in Toulon. Das Ziel ihrer Reise war erreicht. In Toulon ist der größte Bagn. Sie mußten in einer Reihe sich aufstellen. Der Sergeant Klingelte an der Thür eines großen Hauses. Ein widerwärtig aussehender Mann trat heraus und überlas die Baviere. Als er fertig war, sagte er kurz: „Ins Arsenal.“ Von nun an war das Los der Schill'schen gezogen.

Je näher sie den verhängnisvollen Mauern kamen, je fürchterlicher ward ihre Angst. Immer schenklidere Gestalten kamen ihnen entgegen. Ueber das Steinpflaster hin klirren die Fußketten von Galeerenklaven. Die Gesichter dieser Glenden verrieten Jammer und Not. Sie trugen rotwollene Mützen. Auf den roten Jacken, den leinenen Beinkleidern waren die Buchstaben GAL (Galeries) gedruckt. Man hatte sie immer zwei und zwei mit den Füßen zusammengeschlossen, hin-

ter ihnen ging ein Mann mit einem Ochsenziemer.

Die Schill'schen Soldaten überließ ein Schauer. Man führte sie an eine Schwungbrücke, welche die Gefangenen überschritten. Als sie dieselbe hinter sich hatten, waren sie vorläufig geschieden aus dem Leben, aus der menschlichen Gesellschaft. Sie waren nur noch Geschöpfe mit Zahlen statt der Namen, die sie einst getragen: sie waren die Genossen der Feinde des menschlichen Wohls, die Kettenbrüder der Schensale, welche nur zwischen viehischer Arbeit und der Peitsche des Aufsehers ihre Tage hinbringen. Die Brücke führte an das Volkwerk, von hier aus sollten sie in den Bagn transportiert werden.

Zahlreiche Zuschauer haben sich eingefunden, man sieht die gefangenen, geschmähnten Soldaten. Sie tragen noch, wenigstens größtenteils, ihre verwiterte, schäbige Uniform, das Todeskleid ihres irdischen Glückes; ihre Häupter sind noch von den Szalos bedeckt, von denen zwar die Fäden herabhängen.

Aber in all diesem Blunderstaat schreiten sie stolz einher, die Schill'schen Männer. Jeder sieht ihnen an, daß die schmachvolle Behandlung ihren Mut nicht gebeugt, daß sie nicht murren über die Leiden, daß sie nur seufzen und in ohnmächtiger Wut mit ihren Ketten raseln ob der Schmach, die ihnen angethan wird durch die Gemeinschaft mit der Bevölkerung des Bagn.

Das Glend, die Würde haben sich vereint, um einen Schrei des Erbarmens, der Enttäufung ertönen zu lassen. Man naht den Gefesselten, man sucht ihre Hände zu ergreifen, man ruft ihnen Worte des Trostes zu, man bietet den Verschmachteten kühlen Trunk — in Feindesland ein freundlicher Gruß, ein Blick, ein Juchzen des Mitgeföhls. Schamvoll blicken die französischen Männer jene geschändeten Krieger an, schmerz erfüllt heben die Weiber ihre Blicke zu ihnen empor, jammern sehen es die Kinder. Das war ein Tropfen Balsams in die Seelen, die zerrissenen. Während der Sergeant und die Soldaten das Andrängen der Menge verhindern, schreiten sie, an einander geklammert, sich stützend, den Booten zu. Die Ruder werden eingefest; „abgestoßen!“ tönt das Kommando. Pfeilschnell fliegen die Barken über die Bogen. Wenige Minuten später — ein ungeheures Thor öffnet sich, Schill's Soldaten sind im Bagn von Toulon.

Die Aufnahme in dieser Höhle des Glends und Lasters war schon entsetzlich. Nachdem die Uniformen oder sonstigen Kleider ihnen förmlich vom Leibe heruntergerissen waren, belleidete man die Soldaten Schill's mit den Anzügen der Sträflinge. Statt der Nummer ihrer Regimenter oder Bataillone hatten sie das Zeichen GAL auf Rock und Beinkleid. Dann führte man sie an das Sklavenschiff „Lazare“. Durch die enge Luke stieg einer nach dem andern auf das Deck. Die Angekommenen wurden wie Tiere in einen Pferch gezählt. Derjenige, welcher dieses Geschäft verrichtete, hatte das Aussehen eines Teufels. Es war ein Korfe, fast nußbraun im Gesichte, seine Lippen mit dicken, schwarzen Gewächsen bedeckt; jeder der Schill'schen Männer erhielt einen furchtbaren Hieb mit der Peitsche durch dieses Ungetüm. Als sie das Deck betraten, sahen sie sich zwischen zwei Reihen Galeerenklaven gestellt. Die rechte Hand trugen rote — die links Stehenden schwarze Bagnuniform. Auf den schrillenden Ton einer Pfeife trat vollständige Ruhe ein. Zur Freude der Unglücklichen schlugen plötzlich laut und vernehmlich die Töne der deutschen Sprache an ihre Ohren, der Namensaufruf erfolgte und der Rufer sprach deutsch. Er war Sträfling wie die Andern, aber er schien den Armen ein Engel.

Als die grauenvolle Musterung vorüber war, erteilte man den Befehl, nach dem Hinterdeck zu gehen. Bei der Wendung fühlte Böck einen Händedruck und erkannte in einem

der schwarzgekleideten Sklaven seinen ehemaligen Wachtmeister. „Gerechter Gott!“ flüsterte der Trompeter. „Du bist es?“ „Still,“ wimmerte der Gefragte, „hier findest Du lauter Kameraden.“ Als Böck die Sträflinge genauer betrachtete, entdeckte er, daß die meisten der Schill'schen Soldaten, die vor ihm nach Toulon gekommen waren, in den Kleidern der Galeerenklaven steckten.

Es nahte der schrecklichste Augenblick. Die Gefesselten wurden gezwungen sich zu setzen, der erste Knecht (Chaloupier) zog unter der Ruderbank eine sechsundzwanzig Pfund schwere Kette hervor, deren unterstes Ende mit einem Ring versehen war. Diese Ringe wurden um die Füße der Unglücklichen gelegt und nun begann das Einschmieden. Mit jedem Schlage zogen sich die Herzen der Dulder krampfhaft zusammen, der Seelenschmerz überwand die körperliche Pein; wenn der Hammer, von dem Ringe abspringend, mit schwerer Wucht den nackten Fuß traf, zuckten die Geschändeten nicht. Sie waren durch das Glend stumpf gemacht gegen die Gewalt des Schmerzes; dann erfolgte das Rasieren der Haare, dann erhielten sie in hölzernen Trögen ein spärliches, schlecht zubereitetes Essen, dann führte man sie an das Bassin, wo sie, bis zu den Hüften stehend, pumpen mußten und noch an demselben Tage das gräßliche Schauspiel der Vermalmung eines Menschen durch die Pumpen genossen. Endlich kam die Nacht, der Schlaf senkte sich auf diese armen, gequälten Seelen nieder, und auf der harten Bank ruhten die Leidensgenossen aus und träumten von der fernem Heimat; sie schliefen alle sanft, nur zuweilen ertönte ein leises Wimmern, wenn der Eisenring die Knöchel blutig rieb, oder wenn der Mitgefesselte die Kette scharf anzog. Fortwährend patrouillierte der Profos zwischen den Reihen der Schläfer und zuweilen traf ein Hieb seiner Peitsche diesen oder jenen, der die Stille der Nacht durch Geheul unterbrach. Die Schill'schen Männer bemerkten wohl, weshalb diese Züchtigungen in der Nacht erfolgten, die nur alte Sträflinge trafen, deren Verworfenheit die Feder nicht schildern kann. Am Morgen verließen die meisten Sklaven unter scharfer Bedeckung das Schiff, und die Neuangekommenen wurden mit ihren Kameraden allein gelassen. Böck fand hier unter Andern auch die Söhne des Marktennders vom Schill'schen Korps wieder. Man hatte diese Knaben an die Kette der Galeerensträflinge geschmiedet. Einer von ihnen war erst 11 Jahre alt!

Zwei Jahre später trat eine Besserung des harten Loses ein. Massena verwendete sich für die Unglücklichen, und so hatten sie das Glück, von den Galeeren auf die Inseln versetzt zu werden. Borquerrolles, Isle de Levant und Porteros nahmen die Soldaten Schill's auf. War auch die Arbeit eine harte — sie sahen doch nicht angeschmiedet an die Bänke der Galeeren, sie sahen doch den Himmel, das Meer und atmeten die reine, entzückende Luft der Hybrischen Inseln. Wohl brauste das Meer gegen die Klüften und brachte Gröhe aus dem fernem Vaterlande, die Verlassenen meinten wenigstens, es rufe ihnen die Brandung Worte der Liebe und Erinnerung zu. Noch immer kam kein rettender Engel, der sie hinüberführte über die schäumenden Bogen. Da endlich am 9. Mai des Jahres 1814 schallt es durch die Lüfte: Freiheit! Freiheit! Es ist ein süßer Klang, ein Klang, der beginnt wie Aeolsharfontöne und immer weiter und mächtiger anschwillt wie Donnergebräuse und Posaumenton. Sie können diese Töne kaum ertragen, die Unglücklichen, Geschändeten. Das Gefühl des Glückes überkommt sie so plötzlich, daß es sie niederschmettert. Sie glauben zu träumen, und erst als sie erfahren, wie die Kraft einer halben Welt den Gewaltigen gestürzt, dessen Wink sie in Fesseln geschlagen, da fallen sie nieder, im Uebermaß der Freude umarmen sie ihre Heuler.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 23-30. „In jener Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß euere Freude vollkommen werde.“ — „Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde.“ — „An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten: und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde.“ — „Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ — „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.“ — „Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.“

Nachklänge zum Osterfeste.

V.

Wir wandeln noch immer, lieber Leser, an der Hand des Auferstandenen, und es sind immer noch die Worte aus Seiner Abschiedsrede an die Jünger, die uns begleiten. Das Leben des wahren Christen ist ja auch im Grunde nichts anderes, als eine Wanderung an Jesu Hand, und wie könnte es ein tröstlicheres und segensreicheres Geleit für uns geben, als Seine Worte, Seine Mahnungen und Seine Verheißungen? Im heutigen Evangelium bietet Er uns ein Mittel zur Verrückung aller Hindernisse auf dem Wege des Heils und zum erquicklichen Troste in allen Leiden und Widerwärtigkeiten: das Gebet in Seinem Namen!

„Wahrlich, wahrlich sage Ich euch: wenn ihr den Vater in Meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird Er es euch geben!“ Dieses Wort des Meisters haben die Jünger sich zur Richtschnur genommen, als sie ihr apostolisches Werk aufnahmen: Im Namen Jesu wirkten sie und im Namen Jesu beteten sie, d. h. sie beteten, wie Jesus selbst gebetet haben würde, wenn Er noch unter ihnen gewesen wäre, — so führten sie den wunderbaren Bau des Reiches (der Kirche) aus, den ihr Meister begründet und begonnen.

Um die ganze Größe, Bedeutung und Schwierigkeit dieser Aufgabe auch nur annähernd ermessen zu können, versehen wir uns, lieber Leser, einen Augenblick in jene Zeit, da die Apostel hinauszogen, ihre Botschaft vom Reiche Gottes den Völkern zu verkünden. Denken wir uns beispielsweise den Apostel Petrus, wie er um das Jahr 44 zum ersten Male nach Rom kommt, um dort den Glauben an den Kreuzigten und Auferstandenen zu predigen. Ein Fremdling, in ärmlichem Ge-

wande, mit Händen von schwerer Arbeit gehärtet, bedeckt mit Staub, barfuß oder mit ärmlichen Sandalen bekleidet, nähert er sich der Welthauptstadt, die in jener Zeit wahrscheinlich gegen zwei Millionen Einwohner zählte, von denen allerdings mindestens die Hälfte unter dem unwürdigen Joche der Sklaverei schmachtete. Schon von ferne erblickt er auf dem Kapitol, dem Mittelpunkt und Ausdruck der Größe Roms, — den Tempel Jupiters, des höchsten der heidnischen Götter; links und rechts am Wege herrliche Marmorpaläste, auf allen Plätzen Tempel und Götterbilder, alle aber überragt von der majestätischen Kuppel des Pantheon, dem Tempel aller Götter, der vor nicht langer Zeit erst errichtet worden war. Eine zahllose Volksmenge drängt sich auf den Straßen der ungeheuren Stadt, — vielleicht gerade nach dem Amphitheater hin, um beim Anblick der dort von Gladiatoren unter sich oder mit wilden Tieren ausgeführten Kämpfe und des dabei in Strömen fließenden Blutes sich zu berauschen.

Was der ankommende Apostel beabsichtigt, wissen wir sehr wohl, lieber Leser, allein um den übermenschlichen Charakter seines Vorhabens recht zu erfassen, wollen wir einem alten Kirchenhistoriker das Wort geben, der in höchst anziehender dramatischer Form hierüber geschrieben hat. Dem ankommenden Apostel (sagt er) nähert sich einer jener müßig gehenden Keuzigkeitskrämer, die besonders die Aufkümmlinge gern mit Fragen behelligen, und es entspinnt sich das folgende Zwiegespräch:

Der Heide. Fremdling! dürfte ich wohl wissen, welches Geschäft Dich nach Rom führt? Ich wäre wohl im Stande, dir einen Dienst zu erweisen.

Petrus. Ich komme, um hier den „unbekannten Gott“ zu verkündigen und Seine

Kirchenkalender.

Sonntag, 12. Mai. Fünfter Sonntag nach Ostern. Pantkratin, Märtyrer. Evangelium nach dem hl. Johannes 16, 23-30. Epistel: Jakobus 1, 22-27. In den Pfarrkirchen Feier der ersten hl. Kommunion. St. Andreas: Feier der ersten hl. Kommunion der Elementarschulkinder. Anfang morgens 7 Uhr und nachmittags 4 Uhr. St. Lambertus: Feier der ersten hl. Kommunion. 5 Uhr erste hl. Messe, 6 Uhr Beginn der Feier, 7,10 Uhr Hochamt und 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 3 Uhr Rosenkranz-Andacht, 4 Uhr Festpredigt nebst Andacht für die Kinder und feierlicher Umzug. St. Martinus: Die erste hl. Messe um 5 Uhr, die zweite um 6 Uhr; punkt 7 Uhr Beginn der Feier der ersten hl. Kommunion, 7,10 Uhr Hochamt, 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 1,4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Jünglings-Kongregation, 6 Uhr Andacht und Predigt f. die Erstkommunikanten. Am Montag, Dienstag und Mittwoch ist nach der 6 Uhrmessa Bittprozession, 7,10 Uhr Bittmesse. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Feier der ersten hl. Kommunion. Die hl. Messe beginnt 7,8 Uhr, nachmittags 5 Uhr Andacht. Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Feier der ersten hl. Kommunion. hl. Messen: 5 Uhr, 6 Uhr, während der Kommunionfeier, um 7,10 Uhr und um 11 Uhr. Auszug vom Schulhose um 7,7 Uhr. Nachmittags um 4 Uhr Dantgottesdienst. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Marien-Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag u. Andacht f. die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. (Fortsetzung f. letzte Seite)

Verehrung hier einzuführen an Stelle des bisherigen Götterkultus.

Der Heide. Wirklich! Die Sache ist mir neu, und ich möchte etwas mehr darüber erfahren. Aber woher kommst du? Was für ein Landsmann bist du?

Petrus. Ich gehöre einem Volke an, das ihr Römer habt und verachtet,*) das ihr aus der Stadt gejagt habt; meine Landsleute wohnen jenseits des Tiberflusses, — ich bin ein Jude!

Der Heide. Aber du nimmst zweifellos eine angesehene Stellung bei deinem Volke ein?

Petrus. Das nicht. Sieh dir doch am Flußufer diese armen Fischer an: ich bin von demselben Stande. Einen großen Teil meines Lebens habe ich damit zugebracht, auf einem See meines Landes durch Fischfang meinen Lebensunterhalt zu gewinnen: „Gold und Silber habe ich nicht.“

Der Heide. Seit wann hast du deinen Beruf aufgegeben? Du hast dich wohl dem Studium der Weisheit gewidmet, hast Schulen von Philosophen und Rednern besucht und baust nun auf deine Beredsamkeit?

Petrus. Auch das nicht! Ich bin ein Mann ohne alle wissenschaftliche Bildung.

Der Heide. Dann hat wohl die Verehrung deines Gottes viel Anziehendes, so daß du ohne Weisheit und Redekunst die Menschen für ihn gewinnen kannst?

Petrus. Nein, ich verkünde einen Gott, der als Verbrecher zwischen zwei Verbrechern von meinem Volke gekreuzigt worden ist.**)

Der Heide. Was willst du uns Römern denn als Lehre eines so seltsamen Gottes verkünden?

Petrus. Eine Lehre, die den stolzen u. sinnlichen Menschen eine Thorheit dünkt, und die allen Vätern den Krieg erklärt, denen diese Stadt Tempel erbaut hat.

Der Heide. Wie! diese Lehre willst du hier verkünden und hoffst dafür Anhänger zu finden?

Petrus. Jawohl! Und nicht nur in Rom, sondern auf der ganzen Erde!

Der Heide. Und auf wie lange denn?

Petrus. Für alle Zeiten!

Der Heide. Hast du denn hier mächtige Beschützer? Darfst du dich vielleicht des Schutzes unseres Kaisers rühmen?

Petrus. Den Reichen werde ich Verachtung des Erdengutes predigen; von den Philosophen verlangen, daß sie ihre Einsicht beugen unter das Joch des Glaubens, und der Kaiser selbst muß seine bisherige Würde als Oberpriester niederlegen!

Der Heide. Aber da ist doch voranzusehen, daß Alle dich als Feind behandeln werden; was wirst du dann thun?

Petrus. Sterben!

Der Heide. Das ist in der That das Wahrscheinlichste. Doch für jetzt genug: „ich werde dir ein anderes Mal zuhören.“ — (Für sich:) Welch armer Narr! Er dauert nicht, denn er scheint ein recht braver Mann zu sein. —

Wenn Petrus nun auch, lieber Leser, nicht gerade in dieser Form einst sein apostolisches Werk angekündigt hat, so ist doch keine Frage, daß ähnliche und dem wesentlichen Inhalte nach, die nämlichen Gespräche mehr als einmal zwischen den Heiden und Christen der ersten Jahrhunderte werden stattgefunden haben.

Nicht die geringsten natürlichen Mittel stehen also dem hl. Petrus und den übrigen Aposteln zu Gebote, aber sie gehen ans Werk „im Namen Jesu“! Und siehe!

*) Wer die römischen Litteratur der damaligen Periode einigermaßen kennt, weiß auch, daß die Philosophen, Geschichtsschreiber und Dichter übereinstimmend nur mit der größten Verachtung von den Juden reden: Cicero, Seneca, Tacitus, Juvenal, Horaz, Martial, Persius u. A.

**) Die Kreuzigung galt bekanntlich als die schimpflichste und grausamste Hinrichtung.

Kaum ist ein Jahrhundert vorüber, u. überall erhebt sich das Kreuz; nicht lange nach ihrem Entstehen ist die Kirche schon verbreitet weit hinaus über die Grenzen des römischen Weltreiches. Im Jahre 69 stürzt der Tempel des kapitolinischen Jupiter zu Rom in Trümmer, im Jahre 70 wird der Tempel zu Jerusalem zerstört — die beiden größten Heiligtümer der vorchristlichen Welt — den Völkern zum Zeichen, daß das Alte vorüber, die Zeit der Verheißung gekommen sei!

Der wunderbare Bestand der Kirche, — das ist das göttliche Werk, von Jesus, dem Gekreuzigten u. Auferstandenen, durch alle Jahrhunderte und für alle Zeiten gewirkt, auf das Er einst hingewiesen als das Siegel Seiner göttlichen Sendung: „damit die Welt erkenne, daß Du Mich gesandt hast!“ (Joh. 17, 23.) „Du glaubst an keine Wunder,“ sagt der hl. Augustin zu einem Ungläubigen, „aber wie ist es denn gekommen, daß die Welt auf dem Höhepunkt ihrer Bildung so unglaubliche Dinge annahm? Meinst du etwa, sie hätten geglaubt, weil es so leicht zu glauben war? Aber warum glaubst du selber denn nicht? Entweder haben also unglaubliche Dinge (Wunder) einst die Welt zur Annahme des Unglaublichen (des christlichen Glaubens) bewogen, — oder aber die christliche Wahrheit ist so glaubwürdig, daß sie keines Wunders bedarf: in jedem Falle aber ist der Unglaube gerichtet.“ S.

Eine Fahrt mit der im Jahre 1925 vollendeten elektrischen Schnellbahn Berlin—Köln.

Eine verkehrstechnische Studie aus dem Jahre 1930.

In Gedanken ging ich die breiten, teppichbelegten Steinfliesen herunter und eilte über den Schiffbauerdamm auf die wenige Schritte entfernte Station der elektrischen Untergrundbahn zu. 24 Stufen führten zu dem Bahnhof hinunter, während ein rollendes Trottoir auf der anderen Seite des breiten Niederstiegs die ankommenden Fahrgäste heraufschoberte.

Schon nach zwei Minuten sauste der elektrische Motorwagen heran, der mich nach dem Zentralbahnhof brachte. Ich nahm schnell das zur allgemeinen Benutzung auf einem kleinen Tischchen liegende Kursbuch zur Hand und las:

Abfahrt Berlin 4.15, Ankunft Köln 6.55. Zu meiner Ueberraschung sah ich, daß bereits drei Viertel Stunden später wieder ein Zug nach Köln ging und das bis 9 Uhr Abends in Intervallen von kaum einer Stunde noch weitere vier Züge dorthin abgingen. — Ich sah auf die Uhr, es war 4.11 Minuten, da ich in einer Minute am Ziel sein mußte, kam ich also gerade zurecht.

In Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit hatte man auch den Zentralbahnhof unterirdisch angelegt und die Fernzüge verließen den Tunnel erst, nachdem sie das Reichbild Berlins verlassen hatten. Der „Zug“, in den ich einstieg, bestand aus einem breiten Motorwagen, dem ein zweiter Wagen angehängt war. Bahnhof und Wagen waren elektrisch beleuchtet. Ich kam neben einem alten Herrn zu sitzen, der in eifrigem Gespräch mit einem noch ganz jungen Manne war. Er erzählte ihm, daß er sich noch lebhaft der Zeit erinnere, wo er mit dem „Kurierzug“ in 11 Stunden nach Köln gefahren sei. Damals, zu Anfang 1900, sei er vier- bis fünfmal im Jahre nach Köln gefahren, seit man aber in kaum drei Stunden dorthin gelangen könne, fahre er allwöchentlich. — Wir hatten mittlerweile den Tunnel verlassen, und der Zug sauste im Tageslicht weiter. Die ganze Strecke, auf der wir fuhren, war in einer Breite von fünf Metern eingetriedigt, denn der dahinsausende Zug entwickelte einen solchen Sturm, daß alles, was in seine Nähe kam,

durch den kolossalen Luftdruck mitgerissen wurde. Mein gesprächiger Nachbar erzählte unterdessen seinem Begleiter weiter, daß wir nur einen einzigen Aufenthalt bis Köln hätten, und zwar in Hannover, und errechnete ihm aus, daß wir mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 230 km in der Stunde fuhren. — Plötzlich wurde ich laut angerufen, der warme Athem eines Pferdes streifte meine Wangen, ich sprang rasch zur Seite — um ein Haar, und ich wäre überfahren worden! — Ich blickte auf und sah, daß ich am Brandenburger Thor war — meine Phantasie war mit mir durchgegangen, ich hatte geträumt. Aber Wort für Wort erinnerte ich mich noch der Unterredung, die ich soeben mit Geheimrat Rathenau, Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft über die Zukunft der elektrischen Schnellbahnen*) hatte. Meine Phantasie hatte nur die kühnen Pläne weiter gesponnen, die mir der bekannte Leiter des großen Elektrizitätswerkes über die Zukunft unseres Verkehrs entworfen hatte, und um jedes Mißverständnis zu vermeiden, nehme ich mein Notizbuch zur Hand, um nach meinen stenographischen Notizen das gewissenhaft wiedergeben zu können, was Geheimrat Rathenau mir über die Zukunft der elektrischen Bahnen erzählte. Es führte ungefähr Folgendes an:

Nach den bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiet der Elektrotechnik kann es heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die elektrische Bahn die Bahn der Zukunft ist; denn die Erfahrung wird zweifellos lehren, daß die elektrisch betriebene Eisenbahn durch ihre weitaus größere Leistungsfähigkeit nicht nur bedeutend billiger ist als die Dampfbahn, sondern daß dieselbe weitaus größere Fahrgeschwindigkeiten ermöglicht, als der Dampfbetrieb. Trotzdem ist vorläufig noch wenig Aussicht vorhanden, daß die elektrischen Vollbahnen in Deutschland bald Eingang finden werden. Man hängt bei uns an dem Althergebrachten; man macht den Bestrebungen gegenüber, den elektrischen Betrieb einzuführen, mit Recht geltend, daß in den deutschen Eisenbahnen ein Kapital von Milliarden angelegt ist, die teilweise geopfert werden müßten, da die Umwandlung in elektrischen Betrieb eine gänzliche Veränderung des Bahnkörpers, sowie einen völligen Ersatz des rollenden Materials notwendig machen würde. Aus diesem Grunde darf man von der Eisenbahnverwaltung nicht erwarten, daß sie den elektrischen Betrieb einführt, so lange nicht genügende Erfahrungen dafür vorliegen; andererseits aber wird sie einer Privatgesellschaft die Konzession für den Bau einer Hauptstrecke bei der herrschenden Politik ungerne erteilen. Die bisherige Haltung gegenüber der Einführung des elektrischen Betriebes begründet die Eisenbahnverwaltung mit dem Hinweis, daß der elektrische Betrieb teurer sei als der Dampfbetrieb, und bezieht sie sich dabei auf die bereits gemachten Erfahrungen mit dem elektrischen Betrieb auf der Berliner Wannseebahn. Ich halte die dort gemachten Erfahrungen jedoch durchaus nicht für beweiskräftig. Die Rentabilitätsverhältnisse sind dort, wo es sich um den Verkehr eines einzigen Zuges auf einer Strecke handelt, natürlich ungünstiger als bei der Einführung des elektrischen Betriebes in große em Umfang, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Zentralisation der Kraft die Dekonomie jedes Betriebes vorteilhaft beeinflusst. Dabei spielen die Kosten für die Leistungsanlagen keine ausschlaggebende Rolle; denn wir haben mit Kraftübertragungsanlagen bereits Erfolge erzielt, die viele Gelehrte vor ihrer Ausführung für Utopie

*) Wir entnehmen den vorstehenden Artikel den uns zur Verfügung gestellten Aushängedogen der ersten Nummer der populär-technischen Wochenchrift „Kirchhoff's Technische Blätter“ (Herausgeber Arthur Kirchhoff) Preis pro Quartal 1,— Mark, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

hielten. Ein auf die Rentabilität des Stadtbahnbetriebes anwendbarer Vergleich, auf den sich die Eisenbahnverwaltung bezieht, wäre vielleicht möglich gewesen, wenn dieselbe unserer seinerzeitigen Anregung Folge gegeben und die Anlage eines Geleises für den elektrischen Betrieb über den Geleisen der Stadtbahn bewilligt hätte. — Ueber die Anlagekosten für den Betrieb elektrischer Bahnen läßt sich zur Stunde noch kein abschließendes Urteil fällen, aber selbst wenn diese wesentlich höhere wären als die des Dampfbetriebes, so würde ihre Verzinsung doch keine Schwierigkeiten bereiten in Rücksicht darauf, daß der elektrische Betrieb weitaus größere Einnahmen dadurch in Aussicht stellt, daß bei größerer Geschwindigkeit eine größere Anzahl von Fahrten innerhalb einer bestimmten Zeit ermöglicht wird und die rasche Aufeinanderfolge der Züge sicherlich eine bedeutende Steigerung der Verkehrs herbeiführen würde.

Die gegenwärtigen Versuche der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen sind allerdings in erster Linie auf die Untersuchung der Bedingungen gerichtet, unter denen Fahr- geschwindigkeiten bis zu 200 km. pro Stunde erzielt werden können. Die Firma Siemens u. Halske und die allgemeine Elektrizitätsgesellschaft haben vollständig unabhängig von einander je ein Fahrzeug konstruiert, das im Laufe des Sommers fertig sein wird. Wir hoffen, daß die Fahrversuche im August dieses Jahres auf der Militär-ahn Berlin-Jossen beginnen können. Der Kriegsminister hat in liebenswürdiger Weise die Strecke für die Versuche zur Verfügung gestellt und dieselben auch theilweise auf eigene Kosten renovieren lassen. Es war dies für uns deshalb von großer Bedeutung, weil für die Versuche, falls man eine eigene Strecke hätte bauen müssen, viele Millionen nötig gewesen wären, während wir hoffen, unter den gegebenen Verhältnissen mit einigen Millionen auszukommen. Die Stromzuführung erfolgt oberirdisch unter einer Spannung von etwa 10—12000 Volt. Es sind Motorwagen und Anhängewagen vorgesehen. Ebenso haben die Reichs- und Staatsbehörden in dankenswerther Weise ihren angeesehensten Gelehrten und Ingenieuren die Mitwirkung bei der Studiengesellschaft gestattet.

Was diese Versuche ergeben werden, ist heute noch nicht zu sagen, ein gänzlicher Misserfolg ist jedoch kaum zu befürchten. In den Kreisen der Fachleute hat man vielfach Bedenken geäußert, ob es möglich sein werde, Geschwindigkeiten von 200 km. pro Stunde, wie wir sie anstreben, zu erreichen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß es sogar gelingen wird, Geschwindigkeiten von 250 km. und darüber mit der Elektrizität zu erreichen, wenn auch noch nicht bei den ersten Versuchen, denn durch diese muß erst festgestellt werden, welche Ansprüche infolge dieser hohen Geschwindigkeiten an den Oberbau sowie an die Beschaffenheit der Fahrzeuge sowie des Signalwesens gestellt werden müssen. Sicherlich wird man schon bei diesen Probefahrten hohe Geschwindigkeiten erreichen und zwar ohne daß der Betrieb dadurch gefährlicher wird als es der Dampfbetrieb ist.

„Wie ich mir den zukünftigen Ausbau der elektrischen Schnellbahnen denke?“ — Ich glaube, daß man in allererster Linie daran gehen muß, die großen Städte durch möglichst gerade Strecken zu verbinden, so daß z. B. ein Zug von Berlin nach Hamburg den kürzesten Weg nimmt und ohne Unterbrechung zurücklegt. Daraus schon ergibt sich, daß der elektrische Schnellverkehr sich auf besonderen Geleisen abspielen muß, die aus Sicherheitsrücksichten von dem sonstigen Verkehr gänzlich abgeschlossen sein würden. Da hierdurch Straßen- und Wege-Übergänge wegfallen müßten, wird man vielfach gezwungen sein, die Geleise über dem Erdboden oder unterirdisch anzulegen. Auch die heutige Signalordnung wird eine wesentliche Aenderung erfahren müssen.

Die kleineren Städte werden von diesen Schnellbahnen vorerst nicht unmittelbar profitieren können. Für sie wird der Dampfbetrieb des Fernverkehrs nur ganz allmählich in elektrischen umgewandelt werden können, d. h. man wird ähnlich, wie es bei der Umwandlung des Pferdebahnbetriebes in den elektrischen geschah, allmählich das unbrauchbar gewordene Material durch neues Material für den elektrischen Betrieb ersetzen. Natürlich könnten für diese Strecken die elektrischen Wagen so lange ihre volle Fahrgeschwindigkeit nicht ausnützen, als bis der Umwandlungsprozeß vollständig durchgeführt ist. Dies dürfte eine längere Reihe Jahre dauern. Bis dahin müßten die kleineren Städte, wenn sie von dem elektrischen Schnellverkehr profitieren wollen, ihre lokalen elektrischen Bahnen mehr ausbauen, um den Anschluß an die Stationen der Schnellbahnen zu suchen. Diese Lokalbahnen werden, wenigstens soweit sie innerhalb des Reichsbildes der größeren Städte liegen, immer mehr Untergrundbahnen.

Die Untergrundbahn hat den großen Vortheil, keinerlei Verkehrsstörungen zu veranlassen. Berlin könnte eines Tages erwachen und, ohne irgend welche Belästigung empfinden zu haben, ein ausgebildetes unterirdisches Verkehrsnetz besitzen. Jedenfalls fällt dem modernen Verkehr die Aufgabe zu, jedem Menschen, für den Zeit Geld bedeutet, zu ermöglichen, ebenso wie man schon heute fast nach jedem beliebigen Orte telephonieren kann, von seinem Hause aus nach jeder beliebigen Richtung hin schnell und mühelos gelangen zu können. Dies wird dadurch erreicht, daß die lokalen elektrischen Untergrundbahnen einen unmittelbaren Anschluß an die elektrischen Vollbahnen resp. Fernbahnen erhalten werden.

So sieht zweifellos das Zukunftsbild unseres Verkehrslebens aus. Die Post- und Personenbeförderung wird nicht mehr durch Züge, sondern durch einzelne, mit Elektromotoren ausgerüstete Wagen in rascher Aufeinanderfolge von Stationen gehen. In den Fällen, in denen es sich als notwendig erweist, wird man, ähnlich wie bei den elektrischen Straßenbahnen, Wagen anhängen, die außerordentlich leicht zu rangieren sind. Längere Züge werden nur mehr für den Güterverkehr in Betracht kommen und alsdann mit elektrischen Lokomotiven befördert werden. Mit der Dampflokomotive wird die Gefahr beseitigt sein, daß das Zugpersonal in Folge des Rauches, der sich in längeren Tunnels ansammelt, erstickt, wie es heute nicht selten vorkommt, und dies ist um so wichtiger, als der Tunnel im zukünftigen Verkehrsleben eine viel größere Verwendung finden wird als heute. Es fällt die Rauchbelästigung des Publikums fort, der Gang der Wagen wird er ruhiger sein, die Wagen werden elektrisch beleuchtet und geheizt und gleichzeitig mit allem Komfort, den die Elektrizität gestattet, ausgerüstet sein, und wenn das Publikum erst einmal Gelegenheit haben wird, zu sehen, wie bequem und schnell es ohne Vertheuerung mittelst Elektrizität befördert werden kann, dann wird der elektrische Betrieb entgeltig den Sieg über den Dampfbetrieb davongetragen haben.

Arthur Kirchhoff.

Weiße Haare.

Novellette von Ernst Otto Hopp.

„So jung, und schon weiße Haare!“

Der Ruf galt einem kaum dreißigjährigen Manne, der ein offenes und ehrliches, hübsches Gesicht zeigte und gleich mir bei einem Hamburger Großkaufmann zu Gast geladen war. Es war eine feierliche sogenannte „Abfütterung“ zu der sich alle einigte hatten, die in freundschaftlicher oder geschäftlicher Beziehung zu dem Hause standen. Viele Augen wandten sich auf den jungen Greis mit dem rötlichen Gesicht.

„Herr Lehmann,“ sagte unser Wirt, der Chef, der an unsere Gruppe herangeritten war, und obige Bemerkung vernommen hatte,

„hat sich einmal unter wirklichen echten Menschenfressern befunden und grausige Tage verlebt. Die Aussicht, verpeist zu werden, ich glaube es gern, hat etwas nicht gerade Angenehmes an sich. Vielleicht erzählt uns Freund Lehmann ein bißchen davon; aber starke Nerven muß man bei der Geschichte haben, sonst wirkt sie zu rührend.“

„O bitte, erzählen Sie doch!“ riefen sämtliche, ungemein nervöse Damen im Chor. Herr Lehmann begann:

„Vor acht Jahren wanderte ich nach Brasilien aus, wo ein Onkel von mir lebte, von dem meine Familie Jahre lang nichts mehr vernommen hatte. Nach weiten Streifereien fand ich den alten Herrn, der sich keineswegs in einer beneidenswerten Lage befand; er hatte eine junge Mulattin geheiratet, lebte in einer jämmerlichen kleinen Stadt im Innern des Landes und ernährte seine zahlreiche Nachkommenschaft durch fleißiges Cigarrenmachen. Er war mürrisch und trunkefälliger geworden und vegetierte im köstlichen Palmenlande unter trostlosen Verhältnissen. Von ihm konnte ich nicht einmal einen guten Rat erwarten, er war körperlich und geistig gebrochen; darum begab ich mich bald nach Bahia zurück, wo ich vor einigen Wochen gelandet war, um mein Glück zu machen.“

Als ich dort eines Tages am Hafenquai umherschleuderte, stieß ich auf einen von Tropensonne und Nordlandseis gleicherweise genug mitgenommenen alten Seewolf, der ein recht gutmütiges Gesicht aufgesetzt hatte und mich in ganz unverfänglicher Weise zu einem „Drink“ einlud. Wir traten in eine Taverne, in der einer der dort häufigen und schon lange ansässigen echt-schwarzen, prächtig gewachsenen Minas-Neger hinter dem Schenktisch stand und uns einen Gin mit Eis, einen „gin-cobbler“, kredenzte. Wir kamen in ein lebhaftes Gespräch, der alte Matrose wußte manch ein interessantes Abenteuer zu erzählen, manch ein nettes „Garn zu spinnen“. Dem ersten Glas folgte ein zweites und drittes.

Plötzlich fühlte ich, wie mir das Bewußtsein schwand. Die Augen sanken zu, bleischwer legte es sich mir aufs Hirn; umsonst kämpfte ich gegen die Schlafsucht, ich fiel zusammen wie eine tote Masse.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich an Bord eines Schiffes, das mit Tabak und Kaffee nach Barcelona bestimmt war. Die Aufklärung, die mir zu Teil ward, war eine niederschmetternde. Ich war „Shanghaiern“ oder Menschenrändern in die Hände gefallen und zwangsweise angeworben. Ein starkes narkotisches Mittel hatte mich betäubt; der alte Matrose entpuppte sich als Untersteuermann, machte gar kein gutmütiges Gesicht mehr und wies lakonisch auf das Tauende, als ich Vorstellungen machen wollte. Das genügte; falls ich widerspenstig bliebe, würde man mich zerbläuen, bis ich Vernunft angenommen hätte. Gewalt geht vor Recht; ich schluckte meinen Ingrimm hinunter und fügte mich ins Unabänderliche.

Unsere Reise war keine glückliche. Am dritten Tage setzte eine scharfe Nordwestbrise ein, die sich bald zum Sturm entwickelte; in der Nacht tobte ein Orkan, und als es Morgen ward, war unser Dreimaster zu einem hilflosen Wrack geworden, über das sich wütende Sturzwellen ergossen. Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr und begann sich langsam mit Wasser zu füllen; der Kapitän hatte eine Riesenwoge gegen die scharfe Kante der Kajüte geschleudert, jodaß er bewußtlos dalag. Eine zweite Welle führte ihn und drei Mann von der Besatzung mit fort in die große Tiefe.

Das Schiff schlingerte heftig; wir versuchten uns zu entlasten und einen Teil der Fracht ins Meer zu werfen; aber es war schon zu spät und Menschenhilfe vergebens. Die letzte Hoffnung beruhte auf dem Boote, das groß und stark war und uns retten mochte. Wider Erwarten gelang das Flott-

machen gut, allein eine ausreichende Berproviantierung konnte nicht mehr vorgenommen werden. Wir waren unserer elf, als wir abstiegen. Wasser und Lebensmittel reichten höchstens auf vier Tage.

Mit Mühe aupteten wir uns gegen den Schwall der Wellen. Wie sie anmarschiert kamen, bergewechs, in gewaltigen Reihen sich bäumend und überschlagend! Wie der Sturmwind dazu seine wildfrohen Weisen spielte, wie er ächzte und grollte und in den Abgründen pfliff und heulte! Die großen Wasser waren lebendig geworden und führten ihre Reigen auf. Der Tag war noch erträglich; aber dann kam die Nacht, nicht uns ambrosisch Ruhe und Segen spendend, nicht sternengeschmückt und dufstig, wie sie zur Sommerzeit über der deutschen Heimat schauert, sondern schwarz und unheimlich-gellende, höhnliche Stimmen tönend aus dem wüsten Chaos des Ozeans, bis die bleiche Frühe erschien und die erste Hoffnung auch uns spendete, die wir in unserer Nusschale um die Existenz stritten.

Totmüde hockten wir auf den Bänken, von Sprühwellen stetig benezt, fieberschauend, hungernd und dürstend — die Lebensmittel gingen am dritten Tage aus. Den Kampf gegen Wind und Wogen hatten wir siegreich bestanden, gemacht kullte sich die See in Ruhe, aber das Ringen wider den Durst war das Schrecklichere.

Mitleidslos stieg die Sonne empor und warf ihr sprühendes Tropenlicht auf uns herab, die Gaumen waren verdorrt — blaue Lippen — stiere Augen — Ausbrüche von wahnwitziger Wut und Verzweiflung — wehe dem, der sich mit Meereswasser die lechzende Zunge neht! Einige machten sich Einschnitte in die Arme und tranken gierig ihr eigenes Blut. Der Mulatte, unser Koch, erlag zuerst und stürzte sich in einem Verzweiflungsanfall ins Meer; wir versuchten ihn zu retten, doch fanden wir seine Leiche nicht mehr, niemand mochte oder konnte noch rudern.

Da sprach unser Obersteuermann mit heiserer Stimme: „Es geht zum letzten, wir müssen das Los ziehen, ich habe noch zwei Schüsse im Revolver. Wen das schwarze Los trifft, den erschiese ich; von dem Fleisch und Blut können die andern sich nähren.“ Der Blau fand die Zustimmung aller, bot er doch immerhin eine kurze Frist! Als die Reihe an mich kam und ich gezogen hatte, wußte ich schon mein Geschick; alle Augen richteten sich auf mich. Ich hatte den Einsatz ums Leben verloren. „Eine Stunde Gnadenzeit wollen wir ihm gönnen,“ sagte der Obersteuermann, der mir wohl wollte, der Bootsmann zog die Uhr. Eine kurze Stunde — und vor mir saßen die hungrigen Hyänen und sahen mich mit verzehrenden Blicken an! Eine Viertelstunde war bereits vergangen, noch eine — eintönig rief der Mann die Zeit aus, leise, fast stockend, ihm graute selber vor dem Entsetzlichen . . .“

Der Erzähler holte tief Atem! dann fuhr er fort:

„Was in den wenigen Augenblicken alles von mir noch einmal durchlebt ward, kann ich heute kaum in kurze Worte fassen. Mein ganzes verflorenes Leben zog an mir vorüber; vor meinen Augen standen die Eltern und Geschwister, die Freunde meiner Jugend, das Heimatdorf mit seinen grünen Linden — ich weinte nicht, ein Krampf schnürte mir die Brust zusammen — so jung noch und schon sterben — ich konnte es nicht mehr ertragen, die Genossen, meine Mörder, anzublicken, unwillkürlich sah ich in den Ozean hinaus, dorthin, wo im grauen Osten das Land der Verheißung lag, aller Schmerz und alle Freude, die ich je genossen, drängten sich vor mir in wenigen Minuten zusammen, ich kostete alles Süße und Herbe noch einmal durch — mit starren, trockenen Augen stierte ich in die Ewigkeit des grenzenlosen Raumes . . .“

Allmächtiger Gott! War es Wahrheit? Gab es noch eine Rettung für mich? Um

fernen Horizonte gewahrte ich eine Kränzelwolke, wie sie das Nahen eines Dampfers schon von fern ankündet — fünf Minuten der höchsten, letzten Spannung — ein unartikulierter Schrei entringt sich meiner gequälten Brust — ich zeige auf die Wolke — zwei Gefährten stehen auf — „Dampfer in Sicht!“ stößt plötzlich der Bootsmann hervor . . .

Unter Freudenthränen umarmten wir einander. Der Dampfer hatte uns bei der ruhigen See sofort bemerkt, er legte bei, er holte uns an Bord — gerettet! gerettet! Seit der Stunde habe ich weiße Haare.“

Ein englischer Richter.

Lord Mansfield, einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, bereiste im Jahre 1771 in seiner Eigenschaft als Oberrichter mehrere Kreise des nördlichen Englands, um die dort vorhandenen Votalgerichtshöfe zu inspizieren und gelegentlich selbst Recht zu sprechen. In einem Fleckchen von Yorkshire führte man ihm, als er öffentliche Gerichtsung hielt, eine alte Frau zu und klagte dieselbe als Heze an, denn zwei „glaubwürdige“ Männer hätten gesehen und wären bereit, es eidlisch zu erhärten, daß selbige um Mitternacht auf dem Kopfe, die Beine in der Luft, über ein Stoppelfeld gelaufen sei. Der Lord gewahrte, daß die Menge, in dem Wahn, das Weib sei wirklich eine Heze, äußerst aufgebracht gegen die Arme war. Dem Hausen widersprechen, ihm das Widersinnige der Anklage vorhalten, hätte leicht einen Akt der Volksjustiz gegen die Angeschuldigte hervorgerufen können; eine List mußte helfen. Er fuhr deshalb die Verdächtige barsch an:

„Angeklagte, habt Ihr die Ehre, eine Engländerin zu sein?“

Bitternd bejahte die Alte.

„Das ist Euer Glück!“ fuhr der Oberrichter rauh fort. „Wäre dem nicht so, gewiß, Euer Spaziergang sollte Euch teuer zu stehen kommen. So aber stellt sich die Sache anders. In Alt-England ist Alles erlaubt, was das Gesetz nicht verbietet; noch aber ist keines vorhanden, welches das Gehen auf dem Kopfe verbietet. Paßt Euch also nach Hause!“

Die Alte ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern machte, daß sie davon kam.

Der Oberrichter aber wandte sich sehr freundlich zu den verblüfft dreinschauenden Anklägern: „So ist's, liebe Leute, in unserm gesegneten Alt-England ist Alles gestattet, was das Gesetz nicht ausdrücklich untersagt. Wenn es uns heute beliebt, solch' eine Promenade, wie die Angeklagte, von Hull nach Liverpool zu machen, so kann uns dies kein Monarch, und wäre er noch so mächtig, verbieten; denn wir sind freie Engländer!“

„Ja!“ schrie durch diese Auseinandersetzung, überzeugt und begeistert, der Hausen. „Kein König der Erde soll uns verwehren, auf dem Kopfe zu gehen! Es lebe die Freiheit von Alt-England!“

Ebenso originell, wie in dem obigen Falle, erwies sich Lord Mansfield eine Reihe von Jahren vorher bei einem anderen Rechtshandel. Der berühmte Rechtsgelehrte war damals noch nicht zum Lord Mansfield erhoben, sondern hieß einfach John Barret und war Polizeirichter eines Bezirks von London. In dieser Eigenschaft führte er eine Zeit lang einen unmachtlichen Kampf gegen alle Dieben, welche entgegen dem (wegen ausgebrochener Tollwut gegebenen) Verbot ihre Hunde frei auf der Gasse umherlaufen ließen. Schon waren eine Menge von Kontravenienten auf die amtseidliche Aussage von Konstablern verurteilt worden und Barret schickte sich, da keine Sachen weiter vorlagen, eines Tages eben an, die Sitzung zu schließen; da trat noch ein Konstabler an seinen Tisch und sagte aus:

„Gestern Vormittag, zehn Minuten vor zwölf Uhr, als Ew. Ehren hier im Polizeihause beschäftigt waren, sah ich Richter Bar-

ret's großen schwarzen Hund frei auf der Straße umherlaufen.“

„Wie weit war der Hund von Barret's Hause entfernt?“ fragte Barret.

„Wohl 70 bis 80 Schritte.“

„Wißt Ihr genau,“ forschte Richter Barret weiter, „daß der Hund, den Ihr polizeiwidrig umherlaufen sahet, wirklich Richter Barret's Hund und kein anderer war?“

„Gewiß, Sir!“ beteuerte der Konstabler.

„Ich kenne das Tier genau, verfolgte es auch bis zur Haustür, wo Ew. Ehren Diener, der es wahrscheinlich aus Unachtsamkeit auf die Straße gelassen, mir auf Befragen zugestand, daß es Ihr Hund und kein anderer sei.“

„Seid Ihr bereit, Mann, diese Anzeige auf Euren Amtseid zu nehmen?“

„Das bin ich,“ lautete die mit größter Bestimmtheit abgegebene Antwort.

„Da dem also ist,“ sprach Barret, indem er sich erhob, „so kann die Sache keinem Zweifel unterliegen, und es bleibt mir somit nur übrig, im Namen des Königs und des Gesetzes das Urteil auszusprechen, wie ich es zu Eurer Nachachtung, John Barret, hiermit verkünde. Da Ihr, John Barret, Sr. Majestät Polizeirichter seid, so hattet Ihr doppelt die Pflicht, darauf zu sehen, daß dem Gesetze nicht zuwidergehandelt werde. Ihr hättet, als Ihr Euer Haus verließet, selbst die Einsperrung Eures Hundes vornehmen und solches nicht Euren Diener überlassen sollen. Das habt Ihr nicht gethan und werdet dafür zwanzig Schilling Strafe und zwölf Schilling Kosten entrichten. Solltet Ihr diese Summe nicht zahlen können oder wollen, John Barret, so werdet Ihr — Euch und Anderen zur Warnung — vierzehn Tage in das Bezirksgefängnis gesperrt und allda zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden. Von Rechts wegen.“

Nachdem Barret diese originelle Selbstverurteilung ausgesprochen, erklärte er die Sitzung für geschlossen und verließ das Gerichtshaus. Auf die Zuhörer verfiel die gewiß unparteiische Rechtspflege nicht, den besten, wenn allerdings auch etwas komischen Eindruck zu machen.

Sirchenkalendar.

(Fortsetzung.)

Sonntag, 12. Mai. Fünfter Sonntag nach Ostern.

● Dominikaner-Klosterkirche: Jeden Abend 7,8 Uhr Maiandacht. ● Carmelitessen-Klosterkirche: Jeden Abend 8 Uhr Maiandacht. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: Morgens 7 Uhr Feier der ersten hl. Kommunion, 11 Uhr Prozession und Hochamt, nachmittags 3 Uhr Sakraments-Andacht.

Montag, 13. April. Servatius, Bischof. ● St. Andreas: Morgens 7,10 Uhr Dankgottesmesse.

● Maria Himmelfahrt - Pfarrkirche: Morgens 7,9 Uhr Dankgottesmesse für die Erstkommunikanten. ● Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Morgens 7,8 Uhr Vortprozession um die Kirche. Darnach hl. Messe für die Erstkommunikanten. Abends 8 Uhr Mai-Andacht. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: Morgens 8 Uhr Vortprozession; darnach Dankgottesmesse der Kommunikanten.

Dienstag, 14. Mai. Bonifatius, Martyrer. ● Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: 1/4 vor 8 Uhr Vortprozession um die Kirche. ● Dominikanerklosterkirche: 4. Dominikus-Dienstag um 6 Uhr hl. Messe für den 3. Orden.

Mittwoch, 15. Mai. Sophia, Jungfrau. ● Dreifaltigkeitspfarrkirche: Um 7 Uhr Vortprozession nach der Josephskapelle in Solzheim, daselbst heilige Messe. Die Maiandacht ist an allen Wochentagen abends um 8 Uhr.

Donnerstag, 16. Mai. Christi Himmelfahrt. Gebotener Feiertag. Evangelium n. d. hl. Markus 16, 14—20. Epistel: Apostelgeschichte 1, 1—11. Johannes Nepomuk, Martyrer. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 7,8 Uhr feierliches Hochamt mit Aussetzung des Allerheiligsten.

Freitag, 17. Mai. Jobotus, Priester. ● Annas-Kirche: Abends 7,9 Uhr Sühneandacht.

Sonntag, 18. Mai. Venantius, Martyrer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechster Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 15, 26-27. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben.“ — „Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert.“ — „Sie werden euch aus den Synagogen austreiben: ja, es kommt die Stunde, daß Jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird.“ — „Und das werden sie euch thun, weil sie weder den Vater, noch mich kennen.“ — „Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“

Christi Himmelfahrt.

Nun ist bereits, lieber Leser, die Osterkerze mit ihren fünf glänzenden Weihrauchkörnern, das Sinnbild des auferstandenen Gottmenschen, vom Altare verschwunden. Vierzig Tage lang hat sie da gestanden zur Erinnerung an die vierzig Tage, die Jesus nach Seiner Auferstehung auf Erden weilte. Heute ist sie ausgelöscht. Nach den vierzig Tagen hat der Herr die Erde wieder verlassen und ist in den Himmel aufgefahren. Er erschien den Jüngern im Saale zu Jerusalem und führte sie hinaus zum Ölberg. Von dort, wo Er Sein Leiden begonnen, wollte Er Seinen Triumphzug antreten.

Vor den Augen der staunenden Apostel erhebt Er sich, segnet sie und schwebt empor, bis eine lichte Wolke Ihn den Augen der Jünger entückt. Lange stehen diese noch, unverwandt den Blick auf die Stelle gerichtet, wo sie zuletzt den Herrn und Meister gesehen. So ist der Heiland denn wieder hinaufgefahren zu Dem, der Ihn gesandt hatte; der Gottmensch hat Besitz genommen von Seiner Herrlichkeit.

Ein Gedanke, lieber Leser, drängt sich hier unwillkürlich auf: die Himmelfahrt des Herrn habe der Kirche Jesu und ihren ersten Vertretern, den Jüngern, mehr Grund zur Trauer als zur Freude gegeben. Gewiß erfüllte es die Herzen der Jünger mit Behmut, daß sie ihren göttlichen Meister nun scheiden sahen, daß sie nun nicht mehr das Glück Seines vertrauten Umganges genießen sollten. Dennoch hatte der Herr Selbst ihnen gesagt: „Es ist euch gut, daß ich zum Vater gehe“, und in der That heißt es auch in dem Berichte über die Himmelfahrt selbst von den Jüngern: „Sie kehrten voll Freude in die Stadt zurück.“ Trotz der Trauer über der Abschied ihres Meisters waren doch ihren Herzen voll hl. Freude, voll Freude über die glorreiche Herrlichkeit, in der sie heute ihren

Heiland geschaut, voll Freude über die wunderbaren Wirkungen und Gnaden, welche die Himmelfahrt Jesu ihnen und allen, die an Ihn glauben, brachte.

Das Fundament aller christlichen Tugenden, lieber Leser, die wichtigste von ihnen ist der Glaube. Nur allein auf dem Boden des Glaubens können die christlichen Tugenden gedeihen, und je vollkommener bei einem Menschen der Glaube ist, desto mehr wird er auch in allen christlichen Tugenden sich auszeichnen. Wo dagegen der Glaube fehlt, da mag sich äußerlich eine gewisse Rechtschaffenheit zeigen, aber wahre Tugend, christliche Tugend, welche den Himmel verdient, nimmermehr. Darum suchte der Herr Seine Jünger vor allem zum Glauben zu führen, darum wirkte Er vor ihren Augen die großartigsten Wunder, darum schärfte er ihnen unaufhörlich die Notwendigkeit des Glaubens ein. Noch unter den letzten Worten vor Seiner Himmelfahrt sagte Er ihnen: „Wer glaubt und getauft ist, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Darum sucht Er ihren Glauben immer vollkommener auszugestalten.

Es gelang ja auch dem Herrn durch die wunderbaren Zeichen, die Er wirkte, und durch die erhabene Heiligkeit Seines Wandels die Jünger zum Glauben an Ihn zu führen. Petrus bekennet im Namen aller Apostel: „Du bist Christus, der Sohn des Lebendigen Gottes!“ Und doch, wie schwach noch war dieser Glaube der Jünger! Sie glauben an Ihn, so lange sie Ihn sehen, so lange sie unmittelbar unter dem mächtigen Einfluß Seiner wunderbaren Persönlichkeit stehen. Kaum aber wird dieser Eindruck geschwächt, kaum entfernt sich der Herr von ihnen während der Tage Seines Leidens und Seiner Grabruhe, da wankt auch sofort ihr Glaube und wie schwer wird es ihnen, den Glauben an den Herrn wiederzufinden! Trotzdem alle Apostel bezeugen, daß sie den Herrn gesehen,

Kirchenkalender.

- Sonntag, 19. Mai.** Sechster Sonntag nach Ostern. Petrus Celestinus, Papst. Evangelium u. d. hl. Joh. 15, 26-27 u. 16, 1-4. Epistel: Petrus 4, 7-11. Ende der österlichen Zeit. ● St. Lambertus: Vereinssonntag der christl. Familien zu Ehren der hl. Familie zu Nazareth. Nachm. 4 Uhr Bestrahlung für das verstorbene Mitglied des eucharistischen Männerbundes Herrn Stephan Wenders. ● St. Martinus: Nachm. 7/4 Uhr Andacht und Ansprache f. d. Marian. Männer-Sodalität. ● Karmelitesen-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 7/9 Uhr Segensmesse m. Predigt, nachm. 4 Uhr Mai-Andacht. An den Hochfesten jeden Abend 8 Uhr Mai-Andacht.
- Montag, 20. Mai.** Bernardinus, Priester. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Seelenmesse v. Seiten der Rosenkranz-Bruderschaft für Herrn Stephan Wenders.
- Dienstag, 21. Mai.** Konstantin, Kaiser.
- Mittwoch, 22. Mai.** Julia, Jungfrau und Martyrerin. Emil, Martyrer. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Nachm. 4 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 23. Mai.** Desiderius, Bischof und Martyrer.
- Freitag, 24. Mai.** Johanna, Jungfrau. Fest Maria Hilfe der Christen. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Nachm. 4 Uhr Armenseelen-Andacht.
- Sonntag, 25. Mai.** Urban, Papst und Martyrer. Gregor, Papst. Heute ist geborener Fast u. Abstinenztag. ● St. Martinus: Am 8 Uhr Taufwasserweihe u. feierl. Hochamt.

will Thomas dennoch nicht glauben; er will zuvor die allergenueste Untersuchung anstellen. Das war kein Glaube, wie er Pflicht für einen Christen ist. Das war vor allem kein Glaube, wie ihn Apostel haben mußten, und darum sagt der Herr so bedeutungsvoll: „Weil du gesehen hast, darum glaubst du, — aber selig sind jene, die nicht sehen und doch glauben.“

Zu diesem Glauben müssen die Apostel, müssen auch wir kommen, und dazu will der Herr sie und uns erheben. Darum entzieht er ihnen Seine leibliche Gegenwart, sie sollen nur an Ihn und an Sein Wort glauben, ob schon sie Ihn nicht mehr sehen. Das war eine Prüfung, die der Herr ihnen auflegte, aber, lieber Leser, wie gut ist auch hier der Herr! Dasselbe Ereignis, durch welches Er ihren Glauben prüfen und vervollkommen will, es giebt zugleich diesem Glauben ein neues, unerschütterliches Fundament. Die Himmelfahrt Jesu ist ein unwiderleglicher Beweis Seiner Gottheit. Als der Herr am Kreuze hing, da forderten die Pharisäer höhrend Ihn auf: „Bist Du Christus der Sohn Gottes, dann steige herab vom Kreuze und wir wollen Dir glauben.“ Es wäre immerhin nicht geradezu undenkbar gewesen, daß der Herr etwa durch eine außergewöhnliche natürliche Kraft sich noch hätte vom Kreuze befreien können. Darum aber thut er heute mehr, er thut etwas, was natürlichen Kräften geradezu unmöglich ist. Vor den Augen einer großen Schar von Zuschauern erhebt Er sich sichtbar zum Himmel, ein Ereignis, welches unwiderleglich Seine Gottheit beweist. Nun mögen die Jünger nachsehen in den Büchern der Propheten, da werden sie vorhergesagt finden, daß der Messias zum Himmel auffahren wird. Also Jesus Christus, ihr Meister, ist der verheißene Messias, ist Gottes Sohn. Sie mögen sich erinnern, gerade das hat der Herr selbst ihnen wiederholt gesagt, Er hat es ihnen gesagt als Beweis für seine Gottheit. „Niemand,“ so lauteten ja Seine Worte, „niemand steigt zum Himmel auf, als der vom Himmel herabgestiegen ist, — der Menschensohn, der im Himmel ist,“ als Ich, der Ich als Mensch auf Erden wandte und als Gott zur selben Zeit im Himmel bin.

Christus fährt zum Himmel auf: ein neuer Beweis für die Wahrheit und Gottheit Seiner Lehre. Darauf hat der Herr Selbst für die Wahrheit einer Seiner geheimnisvollsten Lehren Sich berufen. Als es den Jüngern so schwer wurde, daran zu glauben, daß der Herr Sich Selbst ihnen zur Speise geben werde, da sagt Er ihnen: „Daran nehmt ihr Anstoß? was werdet ihr dann sagen, wenn ihr Mich zum Himmel werdet auffahren sehen?“

Unser Heiland verlangt auch von uns, lieber Leser, daß wir glauben an Dinge, die wir nicht mit unsern Augen sehen, an Wahrheiten, die wir nicht mit unserm menschlichen Verstande begreifen. Aber durch Seine Himmelfahrt beweist Er auch aufs neue und unwiderleglich Seine Gottheit, und wenn Gott redet, steht es dann dem Menschen zu, noch zu zweifeln? Wenn Gott redet, ist dann der Glaube an Sein Wort nicht die erste, die vernünftigste, die notwendigste Pflicht des Menschen?

So oft wir darum der wunderbaren Auf- fahrt des Herrn gedenken, erfährt unser Glaube an Jesum und Seine Lehre eine gnaden- volle Stärkung.

So freuen wir uns, lieber Leser, nicht nur mit unserm göttlichen Heilande über die wunderbare Verherrlichung, die Ihn, dem Auf- erstandenen, nun auch in der Himmelfahrt zu Teil geworden ist, — sondern die lebendige Teilnahme an der kirchlichen Feier des Himmelfahrtfestes bewirkt in uns eine mächtige Stärkung des Glaubens überhaupt wie des Glau- bens an den ewigen, überreichen Lohn der Herrlichkeit, den Er auch uns einst versprochen hat: „Selig, die nicht sehen und doch glauben!“

S.

Schwimmende Postämter.

Ein modernes Verkehrsbild.

Von Dr. Albert Lüders.

Im April dieses Jahres ist gerade ein Jahrzehnt verstrichen gewesen, seit der Kre- ierung einer postalischen Einrichtung, die im Binnenlande noch wenig bekannt ist, obwohl sie im transozeanischen Verkehr von steigen- der Bedeutung ist. Wir meinen die Seepost- ämter, welche im April 1891 ins Leben ge- rufen wurden und zu einer wesentlichen Ab- kürzung der Beförderungszeit überseeischer Postsendungen geführt haben. Im gegen- wärtigen Augenblick, wo einschließend des Marinepersonals, im fernen Osten mehr als 20 000 Angehörige des deutschen Volkes we- len, deren Familien mit Spannung und Sehnsucht den von dort kommenden brief- lichen Nachrichten entgegensehen, hat die Frage, wie der Postverkehr über die Ozeane nach fernen Ländern sich abwickelt, eine ak- tuelle Bedeutung, welche es rechtfertigt, dem Leser einmal das Thun und Treiben in diesen schwimmenden Postanstalten vorzu- führen.

Jedermann hat heute ein großes Interesse daran, daß seine Briefe mit möglichster Ge- schwindigkeit am Bestimmungsort ankommen; nicht nur der Geschäftsmann, sondern auch der Private berechnet ganz genau im Voraus, ob seine Postsendungen ein 50 oder 100 Meilen entferntes Ziel einige Stunden früher oder später erreichen, und die Postverwal- tungen aller Kulturländer sind schon seit langem dem Bedürfnis einer schnellen Be- förderung dadurch entgegengekommen, daß sie die fahrenden Bahnposten errichtet haben, von denen täglich Tausende auf unseren Schienenwegen verkehren. Mit der Post nach überseeischen Ländern verhielt es sich früher jedoch ganz anders; der deutsche Postbeamte übergab sie in Hamburg oder Bremen dem Kapitän des abgehenden Schnell dampfers, welcher die aus Hunderten von Briefbeuteln bestehende Post übernahm und bis zu dem Augenblicke für diese hastete, in dem er sie in New-York oder einem anderen Hafenorte den Beamten der fremdländischen Post über- gab. Inzwischen, also während einer Zeit von 6—9 Tagen, lag die ungeheure Menge von Briefen und Drucksachen — meistens gegen hunderttausend und darüber — unberührt, in einem wohlverschlossenen Raume des Schiffes, und im Bestimmungshafen be- durfte es dann erst wieder einer halb- bis ganztägigen Arbeit eines zahlreichen Per- sonals, um diese Fluth von Postfächern zu sor- tieren und zum weiteren Versand auf dem Bahnhöfe fertig zu stellen.

Es lag nun eigentlich recht nahe, die Dauer der Seefahrt, zu dieser postalischen Arbeit auszunutzen, indem man einen oder mehrere Beamte die Post begleiteten ließ, welche die Sendungen bereits so weit zu ordnen hatten, daß bei der Ankunft des Schiffes so- fort der Weitertransport erfolgen konnte. Aber gut Ding will Weile haben, und schließlich wäre es wirklich ungerecht, bei derart wich- tigen internationalen Einrichtungen zu ver- langen, daß sie übers Knie gebrochen werden sollten. Nachdem die Behörden der ver- schiedenen in Betracht kommenden Staaten sich geeinigt hatten, waren die Dampfschiff- fahrtsgesellschaften, schon um ihre Personal von der lästigen Verantwortung zu befreien, sofort bereit, die nötigen Räume auf den Schiffen für die neuen Postämter zur Ver- fügung zu stellen, und so funktioniert jetzt diese Einrichtung seit zehn Jahren in durch- aus zufriedenstellender Weise.

Nach wenig volkreichen Ländern mit gering entwickeltem Handelsverkehr erfolgt die Be- förderung natürlich vielfach in der bisherigen Weise, obwohl, da hier auch die Dampfver- bindung eine seltener ist, sich auch auf diesen Routen jedesmal so viel Postfächern aufhäufen, daß sich die Notwendigkeit der Errichtung immer neuer Seepostämter herausstellt.

Zwischen Europa und den Vereinigten Staa- ten von Nordamerika gehen gegenwärtig je- doch jährlich über 70 Millionen Briefe hin oder her, und zu diesen kommen noch Zei- tungen und Drucksachen im Gewichte von un- gefähr 15 000 Centnern, sodaß von einem Kontinent zum anderen im Durchschnitt täg- lich etwa 100 000 Briefe und 20 Centner Zeitungen abgehen. Der größte Teil dieser Mengen fällt nun den deutschen Seepost- ämtern zu, weil der Weg von Oesterreich-Un- garn, Rußland und dem ganzen Orient na- turgemäß über Bremen und Hamburg geht; für die Beförderung nach Europa aber be- nutzen die Amerikaner mit Vorliebe die Postämter auf deutschen Schiffen, auch wenn es sich um Beförderungen nach England und Frankreich handelt, weil eben diese Einrich- tungen noch von keinem anderen Staate mit gleicher Vortrefflichkeit und Exaktheit durch- geführt sind.

Schon in den im deutschen Inlande nach Bremen und Hamburg verkehrenden Zügen werden aus den nach Amerika bestimmten Postsendungen jene, welche nach den Haupt- verkehrsplätzen New-York, Philadelphia, Bos- ton, Baltimore, Cincinnati, St.-Louis, Chi- cago gehen, in besondere Beutel sortiert, die mit der gesammelten übrigen deutschen und außerdeutschen Post, welche meist 100 bis 150 Säcke umfaßt, in Brunsbüttel unterhalb Hamburg oder in Bremerhaven an Bord des zunächst abgehenden Postdampfers gebracht werden. Hier werden sie von den beiden Postbeamten, dem deutschen und dem ameri- kanischen in Empfang genommen, von welchen auf der Tour nach New-York der Deutsche, unterstützt vom Amerikaner, das Oberkom- mando führt, während auf der Rückfahrt die Rollen vertauscht werden. In der Zeit, wo der Amerikaner auf dem Oberdeck die Auf- lieferung der Postfächer überwacht, verläßt der Deutsche tief unten im Vorderstübe die ihm vom Schiffspersonal zugetragenen Stücke in der Packkammer, und zwar ist dieser Dienst so eingerichtet, daß die Säcke auch nicht einen Augenblick aus dem Gesichtskreise der Beamten kommen. Erst nachdem Zahl und richtiger Verschluss der Postbeutel festgestellt ist, darf der Unterbeamte des Bremer oder Hamburger Postamtes abstoßen.

Nun beginnt der eiligste Teil der Arbeit; denn in wenig mehr als 24 Stunden ist Southampton im Kanal, wo zum letzten Mal in Europa angelegt wird, erreicht, und bis dahin haben die beiden Beamten, denen nur in Zeiten eines besonders starken Verkehrs eine Hilfskraft zugezogen wird, alle Hände voll zu thun. Zunächst heißt es, die nach England bestimmte Post fertig zu stellen; dann aber werden die zu allererst im Heimathafen eingelieferten Postfächer, die vorher keiner No- tortierung unterzogen worden sind, vorgenom- men; in diese hat sich bei der großen Eile vor Abgang der Ueberseepost mancher Brief ver- laufen, der gar nicht nach Amerika bestimmt ist und nach einer unfreiwilligen Fahrt bis an die englische Küste wieder zurückgeleitet werden muß, um mit 2 Tagen Verspätung in einem Teile Europas den Adressaten zu er- reichen, der natürlich keine Ahnung hat, daß sein Brief inzwischen eine Spazierfahrt zur See von 200 deutschen Meilen unternommen hat. Auch sind Passagiere während dieser Zeit abzufertigen, welche Marken kaufen, um von Southampton noch einen Scheidegruß nach der Heimath zurückgelassen zu lassen, und so ist denn gleichzeitig noch eine Post von vielen hundert Stück fertig zu machen, welche von dem englischen Hafen aus sofort wieder nach Deutschland zurückgeht. Ueber Nacht ist Eng- land in Sicht gekommen, und nun geht es entlang der steilen Kreideküste an Dover, Hastings, Brighton und Portsmouth unauf- haltbar vorbei, bis um die Mittagszeit auf der Rheede von Spithead zwischen der Insel Wight und Hampshire der kleine aus Sout- hampton gekommene Dampfer längs des Postdampfers anlegt, um noch eine Fluth

neuer Postfächer an Bord zu bringen. Nur zum kleinsten Theile stammen aber diese aus England selbst, welches doch soviel Ehrgeiz hat, seine eigne Post durch die Dampfer der Red-Starlinie und anderer Gesellschaften in die neue Welt befördern zu lassen. Es sind vielmehr fast durchwegs Postbeutel, die in Bremen und Hamburg den Anschluß nicht mehr erreicht haben und nun auf dem schnelleren Landwege mit Hülfszügen über Holland oder Belgien über den Kanal dirigirt worden sind und gerade noch zu Recht kommen, um den Amerikafahrer zu erreichen.

Auf dem nunmehr bis New-York nicht mehr anlegenden Schiffe beginnt jetzt die Hauptarbeit. Zunächst werden die deutschen und österreichisch-ungarischen Beutel von den übrigen getrennt, die in einen besonderen wohlverschlossenen Theil der Packkammer wandern und bis zur Landung unberührt bleiben, weil die Courtoisie der deutschen Post dann doch nicht soweit geht, auch den Sendungen fremder Provenienz die Vorzüge der sofortigen Bearbeitung angedeihen zu lassen, zu deren Durchführung das drei- bis vierfache Beamtenspersonal erforderlich wäre. Das mittelschiff im Oberdeck gelegene Postamt ist, da auf den Schiffen mit jedem Zollbreit Raum gespart werden muß, natürlich kein Saal aber mit seinen Dimensionen von etwa 4 Meter im Quadrat, immerhin geräumig genug, um 2 oder 3 Beamten das Arbeiten an den, den Quermäßen entlanglaufenden Tischen und Regalen mit ihren Hunderten von verschiedensortirten Beuteln bequem zu gestatten, während an der den Fenstern gegenüber liegenden Seite sich die Schlafkabinen der Antikenden befinden.

Die Beamten, welche ihre Arbeit nur unterbrechen, solange sie an den Mahlzeiten in der Offiziersmesse theilnehmen, wo sie in der zweiten Klasse Verpflegung erhalten, beginnen mit den deutschen Briefbeuteln, die einer nach dem andern aus der Packkammer herausgeholt werden; der Amerikaner hat dabei keineswegs Zeit zum Spazierengehen; denn es liegt ihm die Pflicht ob, die für die Unionsstaaten bestimmten Briefe gleich nach den Staaten und Hauptbahnhöfen zu sortiren, und außerdem die enorm umfangreiche New-Yorker Post auf die etliche 30 Bestellämter der durch Einverleibung von Brooklyn und verschiedenen Vororten auf 37, Millionen Einwohner angeschwollenen Miesenstadt zu verteilen. Sobald die deutsche Post erledigt, kommt die aus Oesterreich-Ungarn an die Reihe; ihre Behandlung gestaltet sich etwas einfacher, weil die eingeschriebenen Briefe und Werthbriefe derselben bereits von Budapest, Wien und Prag in besonderen, verschlossenen Beuteln zur Auslieferung gelangen, also nur einfache Briefe zu sortiren sind.

So gestaltet sich in etwa zehntägiger Arbeit das ungeheure Material allmählich zu Hunderten von neuen Gruppierungen. Die Postbeutel werden sodann sorgfältig verschlossen, versiegelt und plombirt und genau abgewogen, und bevor die langgestreckte Insel Long-Island, die New-York vorgelagert ist, in Sicht kommt, ist auch das Verzeichnis der Postbeutel aufgestellt, deren Empfang der amerikanische Beamte bestätigt.

Endlich sind wir im Hafen von New-York; der Amerikaner hat vom deutschen Postbeamten die Post sammt der Verantwortung übernommen. So wie das Schiff an den Landungsbrücken anlegt, wird vom Verdeck eine lange, schiefgeneigte hölzerne Gleitbahn ausgelegt, und während die Passagiere noch mit ärztlicher, polizeilicher oder mit Zoll-Revisoren festgehalten sind, gleitet ein Beutel nach dem andern an Land, wo sie in große Postwagen verladen werden. Nach längstens einer Stunde beginnt bereits der Austrag durch die Postboten, und zur gleichen Zeit befinden sich bereits zahlreiche Postbeutel in den Waggons, auf welchen sie die Weiterreise ins Innere Amerikas antreten.

Der Beamte kann nun einige Tage seine

Freiheit genießen; er kann auf Schiff bleiben, wenn er dort die Verpflegung und Wohngelegenheit benutzen will, oder, unter Verzicht auf diese, auch eine kurze Tour ins Land unternehmen. Am Tage vor der Rückfahrt des Dampfers hat er wieder an Bord zu sein, und dann beginnt die gleiche Arbeit, nur mit dem Unterschiede, daß nun bis Bremerhaven oder Hamburg der amerikanische Beamte der verantwortliche Leiter ist.

Der Besuch auf der Farm.

Novellette von Friedrich Thieme.

Tief im Urwald von Arkansas lag die Farm des Mr. Schilling. Franz Schilling war ein Deutscher, aber er hatte eine Amerikanerin geheiratet, und die große Farm mit dem ausgedehnten Besitz an Ländereien und Waldungen von ihren Eltern, deren einziges Kind Ubele war, ererbt. Franz hatte Glück gehabt, er war als armer Knecht in den Dienst des reichen Farmers getreten, doch man merkte ihm an, daß er ein Mann von höherer Bildung war, und dieser Umstand in Verbindung mit seinem stillen, angenehmen Aeußern und seiner Gesittung, Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit gewann ihm bald Ubelens und ihrer Eltern Herz, sodaß alle drei seiner Werbung um die Hand des hübschen jungen Mädchens mit offenen Armen entgegenkamen.

Nun war Franz schon seit zehn Jahren glücklicher Gatte und Vater — drei blühende Kinder umjubelten ihn — und seit fünf Jahren, seit der Schwiegereltern Tod, alleiniger Besitzer des reichen Anwesens. Die Nachbarn und alle die ihn kannten, nannten ihn einen glücklichen Mann, und er hätte es wohl sein müssen. Und doch schien er sich seines Glücks, seiner liebenswürdigen Frau und seiner Kinder nicht recht zu freuen, er war immer still, in sich gekehrt und traurig, und nur in der Arbeit fand er Befriedigung. So war er vom ersten Tage an gewesen, und da er dabei so gut und liebevoll war, so hilfsbereit gegen Jedermann, so nahm seine Frau an, es müsse das wohl so in seinem Charakter liegen, oder es sei ihm vielleicht einmal ein großes Unglück im Leben begegnet, das sein ganzes inneres Wesen verwandelt habe, und damit müge es auch zusammenhängen, daß er nie über seine Vergangenheit sprach, selbst nicht gegen sie.

Und doch gab es auch Tage, an welchen Franz wie ausgewechselt war, und das waren solche, an denen die einsame Farm Besuch von Deutschen erhielt, die noch nicht lange ihrem Vaterlande den Rücken gekehrt hatten. Dann bemächtigte sich seiner eine fieberhafte Aufregung, die er kaum zu verbergen vermochte. Alles wollte er von ihnen wissen, wo sie her waren, ob sie da und dort bekannt seien und vieles andere mehr, und nur schwer glitt sein Gemüt in die altgewohnten Geleise zurück. Derartige Besuche gehörten indessen zu den Seltenheiten, manchmal vergingen ganze Jahre, bevor wieder einmal ein Landsmann dieser Art auf der Farm einkehrte.

An einem stürmischen Aprilabende war es aber doch der Fall, ein junger Deutscher, der sich Winkler nannte, nahm die Gastfreundschaft des Farmers in Anspruch. Der Fremde besaß sich erst wenige Monate im Lande, hatte auf einer etwa fünfzig Meilen entfernten Niederlassung gearbeitet, seine Stelle aber der schlechten Behandlung wegen aufgegeben und sich nun auf den Weg gemacht, eine neue zu suchen.

Nachdem er mit dem Farmer und seiner Familie das reichliche Abendbrot eingenommen, fragte ihn dieser seiner Gewohnheit gemäß nach dem alten Lande aus. Vor allen Dingen erkundigte er sich, in welcher Gegend Deutschlands er zu Hause sei.

„In Helchingen im W. fchen,“ erwiderte der Gast.

„In — in Helchingen?“ wiederholte Franz, während jeder Blutstropfen aus seinen Wan-

gen wich. „In Helchingen im Wildenthal?“

„Ganz recht — kennen Sie den Ort?“

Der Farmer sammelte alle seine Kräfte. „Ein wenig — ich bin auf der Wanderschaft durchgekommen,“ warf er mit anscheinendem Gleichmut hin. „Ein hübsches Städtchen — als ich damals dort war, herrschte gerade unbeschreibliche Aufregung wegen eines am Tage vorher begangenen Mordes.“

„Wegen eines Mordes — wann war das?“

„Vor etwa zwölf Jahren.“

„Ach so — damals war ich erst elf Jahre alt — aber ich besinne mich ganz gut darauf. Man hatte einen Förster erschossen.“

„Einen Förster, richtig,“ murmelte der Farmer in der Weise eines Mannes, der sich so obenhin erinnert. „Der Mörder war, glaube ich, entflohen?“

Der Gast schüttelte lebhaft den Kopf.

„O nein — den nahm man nach wenigen Tagen schon fest — er sitzt jetzt noch.“

Auf dem Antlitz des Farmers erschien ein Ausdruck mit unbeschreiblicher Verwunderung gemischten Schreckens.

„Man hat ihn ergriffen? Er sitzt noch?“

„Natürlich.“

„Wer war es denn?“

„Ein berüchtigter Wilddieb, ein gewisser Rutenus, der den Förster Hedler, der ihm schon lange nachgespürt, erschoss, weil er sich von ihm erkannt sah. Er wurde für den Mord zum Tode verurteilt, aber vom König zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.“

„Hat er — die That eingestanden?“

„Das weiß ich nicht — wenn er's nicht gethan hat, so hat's ihm sicher nicht viel geholfen. Denn im Zuchthaus sitzt er nun doch, und kommt Zeit seines Lebens nicht wieder heraus.“

Der Farmer sagte nichts mehr, er richtete keine Frage mehr an seinen Gast, als aber auch nicht weiter, sondern stellte sich nur, als nehme er noch einige Bissen zu sich, und sobald es, ohne daß es auffiel, geschehen konnte, zog er sich unter dem Vorwand, er habe heftige Kopfschmerzen, in sein Schlafgemach zurück.

Seine Frau folgte ihm nach einiger Zeit dahin, sie fand ihn auf einem Stuhle am Bett sitzen, den Kopf auf das Bett gelegt, den Arm unter der Stirn.

„Franz, was fehlt Dir nur?“ forschte sie, ihm sanft über das blonde Haar streichend.

„Nichts, Ubele — ich habe Kopfschmerzen, das ist alles.“

„Hat die Erzählung des Fremden Dein Heimweh wieder geweckt?“ fragte sie mit-leidig.

„Nein, nein, laß mich nur. Morgen wird alles wieder gut sein.“

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Kopfschüttelnd begab sich die junge Frau zur Ruhe, lange mied sie der Schlaf, ihres Mannes Kummer ging ihr zu Herzen. Endlich siegte die Erschöpfung, die qualvoll geöffneten Lider schlossen sich, ihre Brust hob und senkte sich in den tiefen, regelmäßigen Wellen des Schlummers. Plötzlich schreckte sie auf, sie fühlte eine leise Berührung ihrer Stirn und den Druck einer Hand auf ihrem Arm.

Verwundert blickte sie auf — im ersten Dämmerlicht des Morgens stand ihr Gatte vor ihr, fix und fertig gerüstet für eine Reise, ein Bündel über die Schulter gehängt, den Knotenstock in der Hand.

„Um Gottes willen, wo willst Du hin, Franz?“

„Ich komme, von Dir Abschied zu nehmen, Ubele, Abschied für immer.“

„Für immer?“

„Ja.“

Erschrocken starrte sie ihn an, sein starker Körper bebte wie Eichenlaub, sein Antlitz war blaß wie Marmor. Aber aus seinen blauen Augen leuchtete ein eiserner Entschluß.

„Ich will der Qual, die mich seit 12 Jahren verzehrt, ein Ende machen, Ubele. Vernimm die Wahrheit. Ich bin Deiner nicht

würdig und meine Kinder müssen sich meiner schäme. Eine schwere Schuld lastet auf meinem Gewissen — ich bin ein Mörder, Udele, ein feiger, erbärmlicher Mörder!

Die junge Frau bebte und barg ihr Antlitz in den Kissen ihr

„Ich bin es, welcher Mord begangen hat, von welchem gestern und der Fremde erzählte,“ fuhr der Farmer in seinem Bekenntnis fort. „Helchingen ist mein Geburtsort. Anton Hecker und ich waren als Gehilfen dem alten Förster Börnemann beigegeben, doch zwischen uns bestand ein nichts weniger als kameradschaftliches Verhältnis, denn wir waren sowohl Konkurrenten in der Bewerbung um die Försterstelle, die durch die Pensionierung des kränklichen Börnemann bald frei werden mußte, als auch in der Liebe zu Marie, der reizenden Tochter des Försters, und die Eifersucht gestaltete sich bei mir zum grimmigen Haß, als Marie meinen Kameraden mir vorzog, und dieser, als künftiger Schwiegersohn des Försters, auf dessen Befürwortung auch die schöne Stelle erhielt. Es war gerade in der Nacht vor dem Tage, an welchem Anton und Marie Hochzeit machen wollten, eine schöne, warme, mondhele Septembernacht. Tief im Walde ging ich, in trübe Gedanken versunken, als ich plötzlich meinen Nebenbuhler erblickte. Er stand in der Mitte einer kleinen Lichtung neben einem Hornbaum, die Flinte im Anschlag, im Begriff, auf ein Wild abzubrüden. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke: wenn ich nicht glücklich sein darf, so sollst Du es auch nicht werden! Und meiner Besinnung nicht mächtig, riß ich das Gewehr in die Höhe und zielte. Zwei Schüsse fielen dicht nacheinander, einer aus seiner Büchse, den er auf das Wild abgefeuert, und gleich darauf der meine. Das Dröhnen des Schusses brachte mich zum Bewußtsein, ich wußte kaum, daß ich geschossen hatte, und doch war es der Fall, der Unglückliche brach zusammen, ich eilte auf ihn zu, er lag in seinem Blute, tot, tot, gemordet durch mich!“

Der Erzähler schaute auf in der Erinnerung an die entsetzliche Szene.

„Da sagte mich die Angst, die Verzweiflung! Ich warf mein Gewehr hin und lief davon, wie ein gehektes Tier. Nachher erreichte ich meine Wohnung, raffte einige Sachen zusammen, steckte mein erspartes Geld zu mir, und rannte nach der Stadt, nach dem Bahnhof. Soll ich Dir die Todesangst schildern, die ich während meiner Flucht ausstanden, die Gewissensqualen, die mich folterten? O, ich ward hart gestraft, hart! Zitternd vor jedem Auge, das dem meinen begegnete, in jedem Schuhmann den Häsher erblickend, bei jedem Aufgehen der Coupéthür zusammenfahrend, tausendmal in Versuchung, umzukehren und mich dem Gericht zu stellen, um nur dieser Furcht und Verzweiflung ledig zu werden — es waren Tage, Wochen unbeschreiblichen Entsetzens! Aber ich entkam glücklich — ich erreichte Amerika, verbarg mich in den Wäldern von Arkansas — ich war so bodenlos verworfen, Dein Geschick an das meine zu knüpfen und mit meinen Mörderaugen in das Gesicht schuldloser Kinder zu blicken — und weshalb das alles? Mein Ernst war dahin, verflogen wie ein Staubkorn, meine Liebe ein Kaufsch, das fühlte ich, als ich Dich sah, die ich allein wahrhaft geliebt! So habe ich all diese Jahre gelitten und gebüßt, Udele — ich konnte meine Schuld ertragen, solange ich nur allein unglücklich war. Seitdem ich jedoch erfahren habe, daß ein Unschuldiger für mich leiden muß, daß ein Unschuldiger für meine That seit 12 Jahren im Zuchthause schwachtet, läßt es mir keine Ruhe mehr. Ich will fort, will zurück, will mich dem Gericht stellen, will den Unglücklichen retten — leb' wohl, teures Weib, leb' wohl!“

Er wollte gehen, sie hielt seine Hand und flehte ihn an, zu bleiben. Sie war eine Farmerstochter und im Urwald aufgewachsen,

für sie besaß die That ihres Mannes nicht ganz das Schreckliche, welches ihr in unseren Augen anhaftet. Zudem er war ja nicht im vollen Besitz seiner Geisteskraft gewesen.

„Bleib, Franz — Du kannst ja diesen Unschuldigen auch retten, wenn Du Dich schriftlich zu dem Verbrechen bekennst — bleib um meinet- und der Kinder willen!“

„Nein, nein, Udele — ich bin verloren für mich und Euch, ich muß sühnen, sonst kann ich nie wieder froh werden. Und denkst Du, daß ich hier noch einen Augenblick sicher wäre, sobald man Kenntnis von meiner Schuld erlangt hat? Man würde meine Auslieferung fordern, ich müßte von neuem entweichen, müßte wieder ein Kain werden, der unstat und flüchtig umherirrt — nein, ich muß gehen, Udele!“

Und er ging . . . Er reiste nach Deutschland, nach Helchingen. Auf der Reise war er still und in sich gefehet, wie er es immer gewesen, je näher er aber der Heimat kam, je mehr klärten sich seine Blicke auf, und als er nun vor den alten Staatsanwalt in Helchingen trat und seine Schuld frei und offen bekannte, da war es, als fielen ihm Steine und Felsen von der Brust.

Ernsthaft hörte der alte Beamte ihm zu, und als er geendet, trat er auf ihn zu, erfaßte seine Hand, schüttelte sie und sagte:

„Ihre Rückkehr und Ihr Geständnis macht Ihnen Ehre, Herr Schilling. Sie haben damit großen Segen gestiftet, aber nicht für den Mörder im Zuchthaus, sondern für sich selbst! Sie haben sich Ihre Ruhe, Ihr Glück wiedergeholt und werden dasselbe von hier aus in Ihre neue Heimat wieder mit zurücknehmen. Denn hören Sie, was ich Ihnen zu eröffnen habe: Ihre Selbstanlage habe ich vernommen, aber Ihrem Wunsche, Sie zu verhaften, kann ich nicht entsprechen, denn Sie sind unschuldig! Ich habe damals selbst die Untersuchung geführt, und kenne alle Einzelheiten des traurigen Falls. Wohl richtete sich der erste Verdacht gegen Sie, weil man Ihre abgeschossene Waffe neben der Leiche des Ermordeten fand. Bald aber erkannte man, daß der Tote nicht von Ihrer Kugel gefallen war, die steckte sicher und fest in dem Hornbaum; der Tote war von keinem Schusse gefallen, der in seinen Rücken abgefeuert wurde, sondern die mörderische Waffe war auf seine Brust gerichtet, in dieser steckte das tödliche Geschoss, das viel zu groß für den Lauf der Büchse, wie nachgewiesen wurde, gehörenden Flinte war. Geschossen hatten Sie allerdings, die böse Absicht haben Sie gehabt, den Armen zu töten, aber getroffen haben Sie ihn nicht! Gefallen ist er von dem ersten Schuß, den Sie hörten, der dem Ihrigen dicht vorherging, und der nicht, wie Sie meinten, von dem Förster selber auf ein Wild abgefeuert wurde, sondern aus der Büchse eines kaum dreißig Schritt davon hinter einer Eiche im Walde versteckten Wilddiebs kam. Der Förster hatte ihn entdeckt, seine Flinte auf ihn gerichtet, um ihn zum Stehen zu bringen; der Mond schien hell, er sah sich erkannt und um nicht verraten zu werden, erschoss er den Förster. Der Mörder war ein längst der Wilddieberei verdächtiger Baner, Ruthenus, die Kugel paßte genau in sein Gewehr, das er vergraben hatte und das einige Tage später von Holzarbeitern entdeckt wurde, er wurde verhaftet und legte sofort ein offenes Geständnis ab. Sie sind also unschuldig am Blute Ihres Kameraden, und für die schlimme Absicht haben Sie gebüßt durch langjährige Reue und das nagende Bewußtsein einer That, die nicht durch Sie verübt worden ist. Reisen Sie mit Gott wieder nach Hanse, zu Weib und Kinder, die in schwerer Sorge um Sie zurückgeblieben sind!“

Franz hatte sassunglos zugehört, er traute seinen Ohren nicht, der Staatsanwalt mußte ihm alles wiederholen. Als er aber endlich begriffen hatte, daß er frei von Blutschuld sei, wirklich und wahrhaftig frei, da stürzten Thränen aus seinen Augen, er sank auf seine

Knie, und ein heißes Dankgebet strömte von seinen Lippen! . . .

Zwei Monate waren seit seiner plötzlichen Abreise vergangen. Ein herrlicher Juniabend breitete seine mondlichtverfüberten Flügel über die Farm und den Wald aus. Auf der Bank vor dem Hause, auf der sie so oft mit dem Gatten gesessen, saß Udele, in schwermütiges Sinnen versunken. Wo würde er jetzt sein? Sie hatte nichts wieder von ihm gehört. Den Leuten hatte sie gesagt, er sei vom Heimweh getrieben, nach Deutschland gereist, daß er nicht zurückkehren würde, verschwiege sie; kam er nicht wieder, so fand sich später wohl eine ausweichende Erklärung dafür. Er konnte ja verunglückt, gestorben sein. Und gestorben war er vielleicht auch. Gestorben? Gott im Himmel, vielleicht auch — ihr schauderte, sie schaute sich, den Gedanken auszubenden. Da schlug der große Hund an ihrer Seite an, wie er zu thun pflegte, wenn jemand kam. Aber sein Gebell verkündete keinen Fremden, sondern einen Anwohner der Farm. Sie blickte auf und sah eine dunkle Gestalt aus dem Schatten des Waldes treten.

Ber war das? Diese Umrisse erschienen ihr so vertraut — sie preßte die Hand auf das mächtig klopfende Herz — ja, er war es, er, der Totgeglaubte kehrte zurück!

„Udele!“

„Franz!“

Da lag sie auch schon in seinen Armen. Und wie frisch und heiter sah er aus, wie sie ihn noch nie gesehen!

„O Gott lob, Du kehrt uns wieder, Franz!“

„Ja, Udele, und als ein anderer, als ein Geretteter! Ich darf von nun an Dir und den Kindern frei in's Auge sehen, Geliebte, ich bin unschuldig! Von heute an erst bin ich wahrhaft und ganz Euer!“

Und er erzählte der Weinen den tiefbewegt seine Geschichte. Seit ihrem Hochzeitstage hatte die junge Frau keinen so glücklichen Tag erlebt als diesen und bis tief in die Nacht hinein beschien der Mond zwei selige, in inniger Umarmung verschlungene Herzen!

Palindrom.

Stell' dich zur Seite mir, sofort
Gesunden ist das Rätselwort;
Und kehrt du es auch um und um,
Es wird kein Anderes darum.

Anagramm.

1, 2, 3, 4, 5, 6.

Ein Mann, der einst in sanftem Frieden
Den Lauf vollendet hat hienieden.

3, 5, 1, 4, 1.

Ein Gottesmann, der einst mit starker Hand
Geführt die Brüder hin zum fernem Land.

1, 2, 6.

Im Morgenlande eine öde Wüste,
Die nicht gar weit liegt von der Meeresküste.

5, 6.

Ein Wörtlein das uns nennet eine Stadt,
Wo Jakobs Sohn sein Weib gefunden hat.

Magisches Quadraträtsel.

a b b e
e m m m
n n r o
r r u u

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen: 1. einen spanischen Fluß, 2. etwas, was man in jedem Walde findet, 3. ein altgermanisches Schriftzeichen, 4. eine bekannte Bezeichnung für ein bedeutsames Zufallszeichen.

Rätsel.

Mit O ein mächtiger Baum,
Mit M ein altes Volk,
Mit F dem Vogel zum Flug,
Mit L der Schuster es brauchen thut.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sochheiliges Pfingstfest.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 14, 23-31. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.“ — „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht!“ — „Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich.“ — „Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird.“ — „Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

Pfingsten.

Es war am ersten Pfingstfeste zu Jerusalem, lieber Leser, als der Heil. Geist in wunderbarer, das Staunen der versammelten Volksmenge erregender Weise über die Apostel herabkam, um sie aus unwissenden und schwachen Menschen zu unüberwindlichen, weltzerberstenden Streitern Jesu Christi umzuschaffen, die vor keinem Hindernisse halt machen, keine Gefahr fürchten, keine Beschwerden scheuen, ja, selbst vor dem grau- samsten Martertode nicht zurückbeben, wenn ihr apostolischer Beruf ihn fordert.

Was der Heil. Geist damals nun durch die Kraft Seiner Gnade an den Apostel Wunderbares gewirkt hat, das ist ein Bild dessen, was Er jetzt noch täglich im Kleinen wirkt in der Stille einer wahrhaft christl. Seele. Denn Er erfüllt die Seele des Christen mit jener begeisterten Hingabe an die großen Aufgaben seines Christenberufes, mit jener unüberwindlichen Ausdauer und Geduld in den Leiden und Mühsalen des christlichen Lebens, mit jenem edlen Heldenmut in dem gewaltigen Kampfe gegen die Feinde des Heils, wodurch allein die Pforten des Himmelreiches aufgesprengt, und dem von Natur so armseligen Menschen das scheinbar Unmögliche nicht bloß möglich, sondern sogar süß und leicht gemacht wird. Wir wissen aber auch, daß der Heil. Geist mit Seiner Gnade das Werk unserer Rettung nicht allein bewirkt, daß wir vielmehr die angebotene Gnadenhilfe des Heil. Geistes ergreifen müssen zu thatkräftiger Mitwirkung, daß wir unsere Seele müssen durchdringen lassen von der hochherzigen Gesinnung, mit der die Apostel und die übrigen Heiligen Gottes

der Gnade des Heil. Geistes entsprochen haben.

Auch das heutige Festtagsevangelium ist der Abschiedsrede entnommen, die der Herr unmittelbar vor dem Beginn Seines Leidens an Seine Jünger richtete. So auffallend das auf den ersten Blick scheint, lieber Leser, so treffend findet Jeder die Wahl, der Gelegenheit hat, die übrigen Teile der heutigen Meßliturgie etwas genauer anzusehen: dieses Evangelium enthält nämlich einerseits die Bedingungen, unter denen allein der Heil. Geist (auch zu uns) kommt, — andererseits verkündet es, welche Thätigkeit der Heil. Geist in denen entfalten wird, die Ihm ihr Herz nicht verschließen. Gerade an diese Wirksamkeit, die Jesus (im Evangelium) vorausgesagt hat, sollen wir heute erinnert werden, wo wir die volle Erfüllung und Bestätigung dieser Vorhersagung an den Aposteln festlich begehen, — mit andern Worten: was Jesus im heutigen Evangelium vorausgesagt, das hat sich vor nahezu zwei Jahrtausenden an den Aposteln erfüllt und wird sich (in ähnlicher Weise) auch an uns erfüllen, wenn wir der Einkehr des göttlichen Trösters und Gnadenspenders kein Hindernis bereiten.

Der Heil. Geist ist der Geist der Liebe und zwar wesentlich die persönliche Liebe des Vaters und Sohnes, die aus beiden wechselseitig hervorgeht. Ist Er aber die Liebe des Vaters und des Sohnes, so kann Er sich nicht vereinigen zu inniger Lebensgemeinschaft mit einer Seele, die den Sohn und den Vater nicht liebt. Wo das Feuer der Liebe erloschen ist, da herrscht Kälte und Tod, da hat der Heil. Geist keinen Paß. Darum fordert der Heiland von denen, bei welchen

Kirchenkalender.

Sonntag, 26. Mai. Hl. Pfingstfest. Philippus Kerins, Ordensstifter. Evangelium nach dem hl. Johannes 14, 23-31. Epistel: Apostelgeschichte 2, 1-11. St. Lambertus: Feier des 40stündigen Gebetes. Morgen 5 Uhr 1. h. Messe und Aussetzung des allerh. Sacramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt u. 11 Uhr letzte h. Messe. Betstunden finden statt wie folgt: 12-1 Uhr Schulkinder, 1-2 Marian. Jünglings-Kongregation, 2-3 Uhr Rosenkranz-Bruderschaft, 3-4 Uhr Marian. Jungfrauen-Kongregation, 4-5 Uhr gewöhnliche Rosenkranz-Andacht, 5-6 Uhr feierl. Komplet. St. Martinus: Hl. Messen um 6 Uhr (mit Homilie), 7, 8, 9 Uhr (mit Predigt). 10 Uhr (Hochamt) 11 Uhr (mit kurzer Predigt). Nachm. 1, 3 Uhr Vesper, 6 Uhr Andacht mit Predigt. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion und Versammlung d. Jünglings-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht f. die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Franziskaner-Klosterkirche: 40stündiges Gebet. 1, 5 Uhr Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes alle drei Tage. Messen ohne Predigt wie Sonntags. Karmelitesen-Klosterkirche 6 Uhr erste hl. Messe, 7, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Komplet. Ursulinen-Klosterkirche: Morgen 8 Uhr Hochamt, nachm. 6 Uhr Festandacht. Morgens 11 Uhr Vortrag für den Marienverein.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

der Heil. Geist Einkehr halten und gnadenvoll wirken soll, lebendige und werthtätige Liebe, die sich in der Beobachtung Seines Wortes, Seiner Gebote, zeigen muß: „Wenn jemand Mich liebt, wird er Mein Wort halten“!

Wer also seinen Glauben in guten Werken bethätigt und den Willen Gottes in allem zur Richtschnur seines Thuns und Lassens macht: den wird der Vater lieben, zu dem werden der Vater und der Sohn kommen und Wohnung bei ihm nehmen zugleich mit dem Heil. Geiste. So wird also der dreipersönliche Gott in einer gerechten Seele wie in Seinem geheiligten Tempel wohnen, so daß, wie St. Bernhard sagt, eine solche Seele „ein Himmel der Gegenwart des Herrn wird, ein Himmel, in dem die Sonne der Liebe und die Sterne aller Tugenden leuchten.“ Wie entspricht es daher, lieber Leser, so ganz den Intentionen unserer hl. Kirche, wenn wir in den Pfingsttagen durch würdigen Empfang des hl. Sakramentes der Buße unser Herz zu einem geheiligten Tempel machen, um dann in der hl. Kommunion den Heiland — und mit Ihm den Vater und den Heil. Geist — von diesem Tempel Besitz nehmen zu lassen!

Gegen Schluß des Evangeliums, lieber Leser, bedient der Heiland sich eines Wortes, das leicht mißdeutet werden könnte: „Der Vater ist größer als Ich.“ — Dieses Wort bezieht sich selbstredend nicht auf die göttliche Natur Jesu, sondern gilt nur von Seiner menschlichen Natur. Als der eingeborene, von Ewigkeit her vom Vater gezeugte Sohn Gottes ist Jesus Eins und gleichen Wesens mit dem Vater; deshalb hatte Er früher gesagt: „Erfennet und glaubet, daß der Vater in Mir ist und Ich in dem Vater“ (Joh. 10, 38). Wie die Sonne (sagt der hl. Cyrill) in dem Glanze, der von ihr ausgeht, und der Glanz in der Sonne ist, von der er ausgeht, so ist der Vater in dem Sohne und der Sohn in dem Vater, die als zwei göttliche Personen in und für einander bestehen in der Gleichheit und Einheit der Natur.

Das Wort „der Vater ist größer als Ich“, kann sich daher nur auf die menschliche Natur Jesu beziehen, auf die Knechtsgestalt, die Er im Laufe der Zeit mit Seiner Gottheit vereinigte. Seiner menschlichen Natur nach sollte Jesus erhöht und beglückt werden, und diese sollte in das Reich des Vaters eingehen zur ewigen Herrlichkeit.

So ist, lieber Leser, durch den Hingang des Sohnes zum Vater unsere menschliche Natur zur höchsten Glorie erhoben worden, — zu der auch persönlich erhoben zu werden Allen verheißen ist, die nach einem wahrhaft christlichen Leben einst hinübergehen. S.

Der Mai- oder Pfingstgraf.

Kulturhistorische Studie von Peter Blif.

Die altheidnischen Feste des deutschen Volkes standen stets im innigsten Gemüthsverhältnis zu der Natur. Aufzüge, Mummen-schanz und mimische Spiele brachten die Naturvorgänge des Jahres in sinnvolle Beziehung zur Menschenwelt. So kam im Leben des Volkes von Geschlecht auf Geschlecht ein Vätererbe echter Poesie, das, soviel auch davon verloren ging, selbst jetzt noch lange nicht erschöpft ist und noch da und dort wie Fundgold aufleuchtet.

Anziehend vor Allem waren die Bräuche der Frühlingsfeier. Da wurde die Feindschaft zwischen Sommer und Winter im fröhlichen Kampfspiel vorgestellt. Bald tritten beide im Einzelkampf, bald tummelten sich ihre Schaa-ren in kriegerischem Aufputz, bis nach hartnäckigem Widerstand das Heer des grämlichen eisgrauen Winters besiegt und verdrängt wurde. Noch schöner als dieses kriegerische Treiben war aber der friedlich heitere Einzug des halben Sommers, dem alle Herzen freudig und hoffnungreich entgegenzogen. Dieser Brauch war bei allen germanischen Völ-

kern heimisch und außerdem noch in Frankreich, in Litthauen und in den slavischen Ländern verbreitet. Er bestand im Wesentlichen darin, daß ein junger Mensch — Knabe, Jüngling oder Mädchen — ganz in frischgrünes Laub und Blumen einachüllt, von den Landleuten im Walde feierlich eingeholt und mit festlichem Geleite ins Dorf geführt wurde.

In Oberdeutschland pflegte dieser Aufzug zur Pfingstzeit stattzufinden; daher hieß der Stellvertreter des Waldgeistes im Elsaß Pfingstlöhl oder Pfingstquark, in Schwaben Pfingstbus, Pfingsthasen oder Pfingstlummel, in Bayern Pfingstl. Im bairischen Franken trug der Vegetationsgeist ein Kleid und eine Krone von Aehren und hieß der Walber nach dem Walburgstag, dem 1. Mai. In der Ruhla geleiteten ihn die Kinder und nannten ihn Laubmännchen, im Rasthauser Laubpuppe. Als Herrscher im grünen Reich hieß er in Niederdeutschland Maikönig, Pfingst-könig im Harz und in Oesterreich, Gras-könig in der Gegend von Langensalza, Lattikönig in Thüringen. In England hieß er „Hans im Grün“ (Jack in the green), in Nordfrankreich der Vater Mai (le père May), bei den Slovenen in Kärnten und Krain „der grüne Georg“ nach dem Georgitag, der den Ostslaven den Frühlingsanfang bezeichnet. Bei den Litthauern wurde das schönste Mädchen als „Maja“ mit einem Kranz geschmückt und mit einem Birkenzweige umwunden. Die Namen wechseln, die Sache bleibt dieselbe.

Großartiger entfaltete sich der Festbrauch, wenn der Frühlingsgenius zu Ross mit stattlichem Reitergesolge daherzog. So erschien der thüringische Lattikönig, der Gras-könig und zuweilen der schwäbische Pfingstbus. Mußt zogen voran. Der grüne Mann ritt zwischen zwei Geleitern; seine Dienstmänner folgten in bestimmter Maschrad: der Maie-nführer mit einem kleinen bändergeschmückten Maibaum, ferner Oberst, Fähnrich, Koch und Kellermeister und andere zum Teil sehr possenhafte Gestalten.

So waren die Maieritte der deutschen Dorfgemeinden von Alters her. In die Städte mag der Brauch früher, vielleicht schon durch die bei der Gründung eingewanderten Landbewohner verpflanzt worden sein. Als aber die Blütezeit der Städte begann und die stolze Lebenslust der Bürger in reichen farbenbunten Festen zum Ausdruck kam, da wurde auch das Maieren nach dem feineren Geschmacke der städtischen Aristokratie umgestaltet. Der unförmliche Aufputz der ganz in ihrer Laubhülle verschwindenden Pfingstpuppe wurde abgethan; ein grüner Kranz genügte, um dem Herrn des Festes zum Abzeichen seiner Würde zu dienen. Dieser Umschwung vollzog sich in den niederdeutschen Städten. So ritten die Bürger von Köln am Donnerstag nach Pfingsten auf die „Holzfahrt“, an ihrer Spitze ein erwählter Anführer, der Rittmeister genannt, dem im Ostendorfer Busch ein Kranz aufgesetzt wurde. Dann kehrte der Zug in festlichem Gepränge nach der Stadt zurück. Dieser Anführer, der hier Rittmeister heißt, erhielt in den Hansestädten den Titel „Maigraf“, nach anderen bei den Niederdeutschen üblichen Amtstiteln wie Holzgraf, Deichgraf: „Graf“ in seiner echten alten Bedeutung von „Befehlshaber“. Name und Fest verbreitete sich mit den hanseatischen Kaufleuten über die deutschen Kolonien an der Ostsee, wie Danzig, Riga und Reval, und nordwärts nach Skandinavien. Im deutschen Süden blieb beides unbekannt.

Ursprünglich wurde der Maigrafenritt als das ausschließliche Vorrecht der vornehmen Altbürger angesehen. In Greifswald war immer der jüngste Rathsherr der berufene Maigraf. Anderwärts konnte später jeder Bürger oder Geselle diese Würde erlangen. Doch kam es zuweilen zu Spaltungen zwischen den Patriziern und den Bürgern, wie zu

Danzig im Jahre 1486, wo die Junker ihren Maieritt für sich abhielten. Die jungen Bürgerjöhne und die fremden Gesellen thaten sich zusammen, um sie durch ein prächtigeres Maigrafensfest zu überbieten; aber der Rath unterlagte es ihnen, um fernern größerem Hader vorzubeugen.

Die Wahl des Maigrafen geschah meist am 1. Mai, dem „Maientag“ schlechthin, in Danzig am Pfingstmontag oder Pfingstdienstag, in Hildesheim am Samstag vor Pfingsten. Seine Würde dauerte ein Jahr. Die Wahl fand in der Regel auf freiem Felde statt. Zu den Wählern gehörten Bürgermeister und Ratsverwandte und der Maigraf des abgelaufenen Jahres. Der Neugewählte empfing den Kranz, der gewöhnlich schräg über die Brust getragen wurde. Sofort erlas er sich aus der Schaar der jungen Gesellen seine Amtsleute, die beiden Beirater und den Marschall und dann ging es in festlichem Zuge nach der Stadt zurück. In der Stadt empfing man ihn mit den Ehren eines einziehenden Kaisers oder Königs. Dem Einzuge folgte ein Gastgelage, „der Hof“ genannt, wofür in der Regel der an diesem Tage abtretende Maigraf „das Abenteuer zu stehen“, das heißt, die Reche zu zahlen hatte. Das Gelage fand entweder in seinem Hause oder auf der Gildestube statt, in Danzig und Riga in dem sogenannten Artushof. Daran schloß sich ein Abendtanz.

In Hildesheim wurde das Fest noch im 18. Jahrhundert mit großer Feierlichkeit begangen.

Bei so einfacher Gasterei blieb es aber nicht, wie magistratische Verordnungen aus verschiedenen Städten bezeugen, welche dem bei den Maigrafentrünken in Schwung gekommenen Luxus zu steuern suchten. Durch die Leppigkeit der Bankette war die Maigrafenwürde mit solchen Kosten verknüpft, daß diese Auszeichnung nicht Jedermann erwünscht war, daher einmal ein Stralsunder Junker, der im Jahre 1474 in den Mai reiten sollte, vor dieser Ehre nach Rostock entflohen und vom Rathe bei Strafe gemahnt werden mußte, sich einzustellen.

In den Ostseestädten, z. B. in Danzig und Reval, schloß sich an das Maigrafensfest ein Vogelschießen, wo die Figur eines Papageis mit Armbrust und Eisenbolzen von der Stange geschossen wurde und wo man beim Schützen-trunk wacker polukierte.

Von Niederdeutschland aus verbreitete sich das Maigrafensfest auch nach den skandinavischen Ländern. Urkundliche Nachrichten über Maigrafensfeste sind noch vorhanden aus den nordischen Städten Ripen, Aalborg, Malmö und Lund. In der färischen Stadt Ripen erkoren sich die vornehmen Jünglinge am 1. Mai ihren Maigrafen und zogen mit ihm durch die Nordpforte in die Stadt ein. Das hieß man „den Sommer in die Stadt einführen“. Sein Gefolge nur aus Jünglingen bestehend, trug grüne Matenbüschel auf den Hüften und sang beim Einzug ein altes Sommerlied. Wie in den Ostseestädten verband die Gilde der dänischen und deutschen Kaufleute in Aalborg das Maifest mit dem Schützenfest. Am Walburgstag versammelte man sich vor dem Walde, wo der Maigraf gewählt wurde; dann zog man zu der Vogelstange und schoß nach dem Papagei. Schließlich hielten der Maigraf und der Schützenkönig, welcher auch der Papageienkönig genannt wurde, verbrüderet ihren Einzug in die Stadt.

Wie so viele Volksfeste ist auch das mittelalterliche Maigrafensfest aus unserer ernüchterten Welt verschwunden. An den meisten Orten kam der Maigrafenritt im Laufe des 17. Jahrhunderts in Abgang. Am längsten erhielt er sich in Hildesheim, wo er 1782 abgeschafft wurde.

Was die Pyramiden erzählen.

Von Ottilie von Bistran.

Es giebt ein gar wunderbares Gefühl von Zusammengehörigkeit mit der längst vergangenen und versunkenen Welt fernem Jahr-

tausende, wenn man am Fuße der Pyramiden steht, jener großen Denkmäler, die, ausgerichtet von schwacher Menschenhand, getrotzt haben dem Zahne der Zeit, der Vergänglichkeit, die sie alle, die daran gebaut und geschaffen, überdauert haben und voranschreitlich auch uns, die wir heute bewundernd davor stehen, überdauern werden. Wohl ebenso heiß wie das unsere heute, haben die Herzen jener längst dahingeschwundenen Wesen geschlagen und sie sind vergangen, ihre Reste sind zu Asche geworden und haben sich vermengt mit dem Wüstenande zu unseren Füßen.

Die Leiber der Könige freilich sind als Mumien bis auf unsere Tage erhalten geblieben, aber auch sie haben ihre imposanten Gräbmäler, zugleich die ältesten Denkmäler der Welt, verlassen müssen, um in den verschiedensten Museen über die ganze Welt verteilt zu werden.

Auf dem Rildampfer „Philae“ waren wir an einem herrlichen Sonntage im zeitigen April die Wasser des uralten Nilstromes durchfahren, um die Stufenpyramide in der Nähe des Dorfes Sakkara zu besichtigen. Bald war das stattliche Kairo mit seinen unzähligen Minarets und Kuppeln unseren Blicken entschwunden, und rechts und links des Nils wechselten in flacher Gegend Palmenwälder mit Felsachendörfern, deren kleine Lehnhäuschen von Weitem wie aufgeworfene Erdhügel sich ausnahmen, nur hier und da belebt und gleichsam regiert durch die weithin sichtbaren Minarets einer verfallenen Moschee. Die Pyramiden tauchen in der Ferne auf, aber durch das Nichtvorhandensein eines Maßstabes in der sich unendlich ausdehnenden Fläche dem Auge kleiner und näher erscheinend, als sie wirklich sind. Aber selbst wenn man dicht davor steht, hat man kaum eine Vorstellung davon, daß die Keopspyramide z. B. so groß ist, daß man die ganze Peterskirche Roms hinein stellen könnte. Alles ist in so intensive Glut südlicher Beleuchtung getaucht, daß das Auge mit Sonne das wohlthuende Grün der Palmenhaine trinkt und sich dort von all dem Lichte gleichsam wieder erholt. Nur zu bald wurde uns zu Betrachtungen keine Minute Zeit mehr gegönnt, denn wir waren sofort von einer geradezu gefährlichen Meute von Beduinen und Arabern umringt, die alle zu gleicher Zeit uns ihre Dienste und ihre Esel aufdrängten.

Ein jeder behauptete, im Besitz des schönsten Esels, des „Bismarckesels“ zu sein, — während er den Esel seines Nachbarn durch die Bemerkung, nur „Caprivi-Esel“ oder „Hohenlohe Esel“ zu entwerthen suchte.

Durch tiefen stäubenden Sand kamen wir zuerst nach dem uralten Memphis, wo mitten in der jetzigen Wüstenel sich ein Palmenwäldchen findet: schlank und üppig ragen die kräftigen, hohen Palmenstämme in das wolkenlose durchsichtige Blau des Himmels und bilden eine stille, feierliche Totenwache über all der dort verunkelten Nacht und Herrlichkeit vergangener Jahrtausende. Hier in fast bedrückender Stille sind sie gleichsam lebende Wächter für den großen, mit all seiner Weltmacht gestürzten toten Ramses, dessen Kolossalstatue dort entthront und verstümmelt mitten im Palmenwalde ausgestreckt im Freien liegt.

Den stereotyp freundlichen Gesichtsausdruck, den die früheste, unreifste Epoche auch der griechischen Plastik zeigt z. B. die Bildwerke vom Tempel zu Aegina, fand ich auch hier. Ein Herr unserer Gesellschaft maß das Ohr des Riesenhauptes; es war genau so lang wie sein Spazierstock. Obgleich die Statue umgestürzt daliegt, ist sie im Ganzen noch wohl erhalten.

Je näher wir der sogenannten Stufenpyramide kamen, desto seltener wurden selbst die wenigen, elenden menschlichen Niederlassungen, je rarer wurde jede Vegetation, schließlich hörte sie ganz und gar auf und zwar mit solcher Plöblichkeit, daß es schien, als

habe ein scharfes Messer von jenem Strich an, die Sandregion bezeichnet. Und hier, umgeben von den Fluten des Wüstenandes, der wie Wellen ringsherum sich türmt, lag die Stufenpyramide vor uns. Sogenannt wurde diese 60 Meter hohe Pyramide, weil die Stufen derselben, in Absätzen von 10 Metern, auch von Weitem sichtbar bleiben, während die einzelnen Stufen der großen Pyramiden von Gizeh von Ferne absolut nicht bemerkbar sind, vielmehr machen diese Pyramiden von Weitem den Eindruck, ganz und gar aus einem Guß zu sein, wie sie es dereinst auch waren, als ihre Oberfläche mit Marmor oder Granit mosaikartig bekleidet und alle Unebenheiten vollkommen ausgeglichen waren. Ehe die nachlebenden Geschlechter die Pyramiden gleichsam als Steinbrüche benutzten und von dem edlen Gestein abbrechen und für ihre Bauten fortschleppten, was ihnen beliebt, waren die Außenwände glatt polierte ebenmäßige Flächen. Um das Königsgrab in der Pyramide lagern auch hier in der lybischen Wüste ungezählte Totenstätten derjenigen Großen des Aegypterterritoriums, die einst irgend welche Rolle im Staate gespielt haben.

Jahrtausendlang im Wüstenande verschüttet, sind sie erst in diesem Jahrhundert durch den französischen Aegyptologen Mariette aufgefunden worden. Seitdem kommen Reisende aus aller Herren Landen in diese Wüste um besonders die beiden berühmtesten der Gräbmäler besser gesagt: Grabtempel, zu besuchen, die Grabstätte des „Ti“ und die des „Mera“. Diese beiden ägyptischen Würdenträger aus uralter Zeit haben ihren Wunsch, dem sie so viele Opfer an Zeit und Geld brachten, glänzend erreicht, sie feiern heute im Gedächtnis der Menschheit ihre Unsterblichkeit. Alle Mühsal und Anstrengung des mehrstündigen Rittes, der erstickende Staub der Wüste, der uns einhüllte, die graufige Oede, um uns her, die jengenden Sonnenstrahlen, die auf jenem schattenlosen Wüstenwege uns stundenlang überall verfolgten, der durch die Tropenhitze erzeugte Durst, das Alles ward freudig hingenommen in jener unbeschreiblich gehobenen Stimmung, die sich des Kulturmenschen bemächtigt beim Anblick solcher uralter Erinnerungswahrzeichen, die uns mit stummer und doch so beredter Sprache reden von der gigantisch großen Vergangenheit des Menschengeschlechts, seinem Ringen und Streben, seinem Irren, Fallen und Sichwiedererheben durch Jahrtausende und Jahrtausende.

Zur Zeit der Pfingsten.

Von Marie Stahl.

„Da soll doch gleich dieser und jener dreinschlagen!“ stöhnte Theodor Kohrbeck und ließ sich auf das lederne Kanapee fallen, daß es in allen Fugen krachte.

Männe, der alte Dadel, war so empört über diesen Gefühlsausbruch und seine gestörte Einsicht, daß er bellend aus der Sophaecke auf den Tisch sprang und wütend nach dem Brief schnappte, der seinen Herrn in Aufregung versetzte.

Als ihm der Brief entziffen wurde, benötigte er sich mit einem Paar neuer Handschuhe, die er ungestört hinter dem Ofen zur Hälfte auftraß, denn sein Herr kümmerte sich weiter nicht um ihn, sondern starre immer noch in den entzifferten Brief.

Derselbe lautete:

„Gott zum Gruß, mein lieber Junge! Pfingsten, das liebliche Fest ist gekommen, und da es dem Herrn gefallen hat, mich genesen zu lassen, und mir die Gesundheit wieder zu schenken, ergreife ich noch einmal die Reiselust. Wo könnte es aber schöner sein, als bei Dir! Wir schnüren also unsere Bündel und am Sonnabend darfst Du uns erwarten, Mutter, die Kinder und mich, — Platz hast Du ja wohl übergenug —, und um Dir eine rechte Fest-

freude zu machen, kommen wir Alle! Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus! Schmücke Dein Haus mit Maien, — wir kommen! Auf fröhliches Wiedersehen, so Gott will!

Dein
alter Pflegevater
Paulus Nadecke.

Zu jeder anderen Zeit hätte ja Theodor Kohrbeck die Doktorenfamilie Nadecke, bei der er als verwaisetes, einziges Kind eines Gutsbesizers aufgewachsen war, mit Freuden aufgenommen, nur nicht gerade jetzt zum Pfingstfest, an dem er sich zu verloben hoffte! Gerade jetzt, wo er so rasend verliebt war, daß ihm jede Störung, Alles, was ihn von dem Gegenstand seiner leidenschaftlichen Herzensneigung abzog, eine Qual und unerträgliche Marter bedeutete!

Und — großer Gott! — der gute, alte Doktor mit seiner Vorliebe für Politik, die Tante Doktor, die beim Essen das Messer in den Mund schob, und als Bratenkleid ein schwarzseidenes aus dem letzten Säkulum besaß, — wie pakteten die zu seinem blonden Grafenkind! Zu Wlasta, die am liebsten russische Cigaretten rauchte und Toiletten von Worth aus Paris trug?

Wlasta war zwar arm, aber aus sehr alter adeliger Familie, und eben ihre Armut ließ ihn hoffen, daß sie ihn, den wohlhabenden Besitzer von Bergedorf, nicht verächtmähen würde, wenn er ihr auch nur einen einfach bürgerlichen Namen bieten konnte.

Sie lebte bei ihrer Schwester, die bereits an einen Millionär, den Fabrikbesitzer Willmar, verheiratet war, und Pfingsten hatte er gehofft, sie Alle auf der Solitude, dem beliebtesten und schönsten Ausflugspunkt der Umgegend zu treffen, wo bei schönem Wetter Alles zusammen kam, Hoch und Gering, um sich in ungezwungener Freiheit des Festes zu freuen.

Dort hatte er mit seinem eleganten Gig und den beiden Goldfischen, den Snoom hinten auf in tadelloser Livree, schneidig aufahren wollen, um der schönen Wlasta zu zeigen, daß er auch verwöhnten Ansprüchen genügen könne. Das helle Jacquettkostüm, den runden, kleidsamen Strohhut, die tiefblau hochmoderne Kravatte, das buntseidene Taschentuch, die teuersten Handschuhe, — Alles hatte er, der sonst wenig auf solche Neuherlichkeiten gab, mit peinlichster Sorgfalt ausgefucht, bis auf die Lackstiefel und das Parfüm für das Taschentuch, — Alles nur, um Wlasta zu gefallen!

Und nun — o Allmächtiger! — mit der ganzen Doktorenfamilie dort paradien!

Dabei kam er sich schlecht und undankbar vor, wenn er den guten Onkel Paulus samt seinem Anhang für diesmal hindwünschte, wo die scharfen Gewürze wuchsen. Er hatte ja eine glückliche Kindheit bei ihm verlebt, bis zum Abgang auf die Universität. Aber seitdem er nun den Besitz seines Gutes angetreten hatte, war er doch etwas aus der Nadeckeschen Atmosphäre herausgewachsen.

Eins aber konnte er nicht, — nein, das brachte er nicht übers Herz —, Nadeckes abjagen! Lieber verzichtete er auf die Solitude, auf Wlasta und die ganze Pfingstverlobung!

So schrieb er denn Onkel Paulus, sie möchten nur kommen, ließ Kuchen backen, Logierzimmer richten, einen Massenmord im Hühnerstall ausrichten, ein Kalb schlachten und schmückte sein Haus mit Maien.

Männe bekam nicht einmal Prügel dafür, daß er die neuen Handschuhe bis auf die Knöpfe und einen Daumen gefressen, — es war ja nun doch Alles umsonst gewesen und ganz egal —, die alten würden es auch thun.

Vom Hügel herab blickte die Solitude, ein altes, ehemaliges herzogliches Lustschloß, im Renaissance-Stil, in das weite, frühlingblühende, sonnendurchglänzte Land.

Beschattet und umrauscht vom Hochwald,

bot die Höhe einen herrlichen Aussichtspunkt, und so hatte sich hier für Ausflügler eine große Bier- und Kaffeewirtschaft aufgethan, von der aus heute am Pfingstfeiertage, eine Militärkapelle ihre hellen Fanfarenlänge in Wald und Thal hinausschmetterte ließ.

Eine ununterbrochene Prozession von singenden, jubelnden Touristengruppen, von Equipagen, Droschken, Mietsgesährten, Reitern und Bauernwagen bewegten sich am Nachmittag von allen Richtungen der Bindrose die Waldwege nach der Solitude hinauf und eine bunte, schwärmende, lachende Menschenmenge drängte sich oben um die weißlackierten Tische beim fröhlichen Kaffee- und Biertrunk.

Im großen, offenen Landauer hatte Theodor seine Gäste, Onkel und Tante Nabecke mit den drei Söhnen, dem Theologie-Kandidaten, dem Studenten und dem Schüler nach der Solitude fahren lassen.

Er richtete sich so ein, daß er etwas später in seinem Kutschierwagen nachkam, und hatte Christa Nabecke, die erst achtzehnjährige Tochter, eingeladen, mit ihm zu fahren.

Es war erstaunlich, was aus der kleinen Christa von damals geworden war, ein schlankes, großes Mädchen mit einem Gesicht, wie eine Pfirsichblüte, zwei wundervollen, kastanienbraunen Büpfen und träumerischen Veilchenaugen. Und wie sie in ihrem weißen Festkleidchen mit dem großen Florentinerhut neben ihm saß, mit vor Lust und Freude geröteten Wangen und strahlenden Augen, gefiel sie ihm so gut, daß ihm der Weg durch den frühlingsgrünen Wald sehr angenehm vorkam.

Sie plauderte und lachte, erzählte ihm alte Kindergeschichten, die er längst vergessen, wie er die kleine Christa immer gegen die großen, wilden Brüder beschützt habe, und wie sie in allen ihren Nöten um Hilfe zu ihm gekommen sei.

Schon gestern Abend hatte er sich viel mit ihr unterhalten, während Onkel Paulus seelenvergnügt mit seinem Hausläppchen auf der Garten-Beranda saß und sich seine guten Cigarren schmecken ließ, Tante Nabecke Haus und Hof durchstöberte, und nicht genug die gediegene Einrichtung, wie die schönen Wirtschaftsräume bewundern konnte, der Student und der Schüler, Thomas und Franz, auf Anstand ausgezogen waren, um einen Rehböck wenigstens einmal lebendig zu Gesicht zu bekommen, und der Theologe Philipp im Park promenierte, mißtrauisch von Männern beschauert, der seine langen Beine nicht leiden konnte, und ab und zu Angriffe auf seine Stiefelabläße machte.

Zu Christa hatte Mäme eine spontane Leidenschaft gefaßt. Ihr folgte er auf Schritt und Tritt, und lag auch jetzt, mit sich und der Welt zufrieden, regungslos zu ihren Füßen.

Christa hatte die Welt noch nie so schön gefunden wie heute. Sie war noch nicht oft aus den Mauern ihrer kleinen Heimatstadt in flachen Lande herausgekommen, und wie herrlich war der Frühling hier in freier Gotteswelt, zwischen den bewaldeten Hügeln und blühenden Thälern!

Und wie nett der Theodor geworden war, der ihr immer noch als Schuljunge, mit der Neigung, aus allen Kleidern herauszuwachsen, vorgeföhrt hatte! Wie stattlich und vornehm er jetzt war! Ganz so, wie sie sich heimlich ihre Helden geträumt, und so ganz anders, wie ihre Verehrer daheim, der junge Lehrer Bindewald und der Baumeister Schröder!

Wenn doch diese Fahrt nie ein Ende nähme!

So bequem im eleganten Wagen lehrend, immer tiefer in den sonnendurchleuchteten Wald hineinzufahren, mit seinen tausend Wundern, und dabei so ungentert plaudern zu können, das war doch zu herrlich!

Und Theodor war so lieb und freundlich, er stieg sogar einmal ab, ihr einen Büschel

blauer Glockenblumen zu holen, die ihr Entzücken erregten, und sie durfte unterdessen die Zügel halten.

Sie bemerkte nicht, daß er nun immer stiller und nachdenklicher wurde.

Unwillkürlich drängte sich ihm ein Vergleich auf zwischen Wlasta und Christa. Wenn nur Wlasta etwas von Christas anspruchslosem Sinn und tiefem Gemüt gehabt hätte!

Das vergessene Kinderglück mit seinem Vater wurde wieder lebendig an Christas Seite, aber Wlasta beherrschte seine Sinne. Auch die Eitelkeit stand auf Wlastas Seite, es schmeichelte ihm eine junge Gräfin als Braut heimzuführen.

Wie in einem seligen Traum saß Christa später neben Theodor, mit Eltern und Geschwistern, in der Menschenmenge, unter den hundertjährigen Eichen und lauschte den jauchzenden, schmetternden Weisen der Kapelle. Im goldenen Sonnenglanz, mit duftblauen Höhenjügen, grünen Wiesen und Feldern lag die Welt dort unten ihr zu Füßen wie eine herrliche Zukunftserbeutung.

Eben wandte sie sich mit einem Scherzwort zu Theodor, da sah sie, daß er blaß geworden war und sich erregt von ihr wandte. Sie folgte seinen Blicken.

In einer Gesellschaft hochgeleganter Herren und Damen kam ein junges Mädchen durch die Menge daher, das allgemein auffiel. Es trug ein weißes Costüm mit Gold gestickt und einen großen weißen Federhut, der entzückt zu dem schönen Gesicht stand und nachlässig in die goldblonde Lockenflut gedrückt war.

Prinzesschen Tausendschön oder Aschenputtel schien lebendig geworden.

Theodor hörte nicht mehr auf Christas Scherze, er war zerstreut und entschuldigte sich plötzlich, er müsse einige Freunde begrüßen.

Christa konnte in der Menschenmenge nicht sehen, wo er blieb, aber es war ihr wie eine Gewißheit, daß er jetzt an der Seite der schönen Fremden saß.

Es war ihr als sei ein tiefer schwarzer Vulkenschatten über die sonnige Welt gefallen und die liebestrunkenen Weisen eines Straußschen Walzers verursachten ihr plötzlich ein seltsames, nie zuvor gekanntes Herzwieh. Zärtlich streichelte sie Mannes Kopf, der zum ersten Mal in seinem Leben seinem Herrn untreu wurde und bei ihr blieb. Dabei bewachte er scharf die langen, schwarzen Theologenbeine, um ab und zu knurrend danach zu schnappen.

Theodor hatte in diesem Augenblick Christa und die Welt vergessen. Er ging an Wlastas Seite in den Wald hinein, um sie nach einem angeblich schönsten Aussichtspunkt zu führen.

Er wollte jedoch nur mit ihr allein sein.

Endlich, in einem grünen, lauschigen Versteck, zwischen alten, bemooften Steinen, konnte er sich nicht länger beherrschen. Nur verworren brang der Lärm der Menge bis hieher, aber süß und klagend schwellten die Töne des Waldhorns über die Tannen- und Buchenwipfel zu ihren Füßen.

Zitternd faßte er die Hand seiner Begleiterin.

„Wlasta!“ er konnte nicht sprechen, aber seine Seele sprach aus seinen Augen.

Sie schlug den Blick zu ihm auf in vollkommener Ruhe.

„Eh bien?“

„Wlasta —“, er wollte sie an sich ziehen. „Sie sind sehr kümmlich, Herr Köhrbeck. Was wollen Sie?“

„Wlasta, können Sie fragen?“

„Das ist eine sehr ernste Sache. Was können Sie mir bieten? Ich bekam gestern einen Antrag vom Bankier Auger — er ist ein mehrfacher Millionär — und Sie? Ich würde Sie vorziehen, wenn Sie mir die gleiche Lebensstellung bieten können.“

Theodor war erst sehr bleich und dann

dunkelrot geworden. Er wich einige Schritte zurück.

„Nein, nicht annähernd — ich bedaure. In diesem Fall trete ich zurück und will Ihrem Glück nicht im Wege sein,“ sagte er eiskalt.

Sie bedauerte noch einmal lebhaft und ohne ein weiteres Wort führte er sie zu den Thürigen zurück.

Nach fünf Minuten war er wieder an Christas Seite. Auf dem Heimwege erzählte er ihr alles und das warme Verständnis, das sie ihm entgegenbrachte, führte beide nah zusammen. Es wurde zu einem sich immer fester knüpfenden Band zwischen den jungen Leuten, denn der Sinnenrausch der Leidenschaft für Wlasta hatte bei Theodor völliger Ernüchterung Platz gemacht.

Ueber's Jahr, als die Frühlingssonne wieder die auferstandene Natur vergoldete, wurde ihm Christa als sein liebes Weib von ihrem Bruder angetraut und die ganze Familie Nabecke feierte ein noch viel schöneres Pfingstfest in Bergedorf.

Theodor schämte sich nicht mehr der einfachen Doktorsfamilie, er hatte eingesehen, daß der Wert des Menschen nicht in Menschenlichkeiten zu suchen ist. Tief befriedigt war Mäme von der Wahl seines Herrn.

Als das junge Ehepaar wieder durch den Wald nach der Solitude hinauffuhr zur fröhlichen Pfingstfeier, und Theodor gerade lachend den Arm um sein Weib geschlungen, das jauchzend ein Liedchen in das Waldweiden hineinschmetterte, brauste unversehens eine Equipage vorbei. Neben einem corpulenten älteren Herrn mit steifer Haltung lehnte eine schöne junge Frau in den seidnen Kisseln, über deren bleiches, gelangweiltes Gesicht ein flüchtiges Erröten und ein etwas gekrümmtes Lächeln flog, wie sie sich einen Moment unschlüsseln vorneigte und die Gruppe erblickte.

„Laß fahren dahin, sie haben keinen Gewinn, das Glück muß uns doch bleiben!“ lachte Theodor als er Wlasta erkannte.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Palindrom: Neben.

Anagramm: Simeon, Moses, Sin, On.

Magisches Quadrat: Ebro, Baum, Rune, Dmen.

Rätsel: Leder, Meber, Feder, Leder.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 27. Mai. Pfingstmontag. (Gebotener Feiertag.) Beda, Kirchenlehrer. Evangelium n. d. hl. Johannes 3, 16—21. Epistel: Apostelgeschichte 10, 42—48. ● St. Lambertus: Gottesdienstordnung wie am ersten Pfingsttage. ● Karmeliten-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 7,9 Uhr feierl. Hochamt, nachm. 4 Uhr Festandacht. Neben Abend 8 Uhr Marienandacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe und Predigt, nachm. 6 Uhr Andacht.

Dienstag, 28. Mai. Wilhelm, Herzog. ● St. Lambertus: Gottesdienstordnung wie am ersten Pfingsttage. Bezüglich der Beistunde tritt folgende Aenderung ein: Nachm. von 4—5 Uhr Beistunde des Vereins der christl. Familien, 5—6 gewöhnliche Rosenkranz-Andacht, 6—7 Uhr feierliche Komplet und zum Schluß Ledeum. ● Franziskaner-Klosterkirche: 5—6 Uhr nachm. feierlicher Schluß des 40stünd. Gebetes.

Mittwoch, 29. Mai. Maximilian, Bischof. (Quatember).

Donnerstag, 30. Mai. Feliz, Papst u. Martyrer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensamt.

Freitag, 31. Mai. Petronella, Jungfrau. (Quatember). ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: 7 Uhr feierl. Schluß der Mai-Andacht mit Umzug durch die Kirche. Vom 1. Juni ab, ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Fest der hl. Angela. Morgens 7,7 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachm. 6 Uhr Festandacht.

Samstag, 1. Juni. Simeon, Bekenner. (Quatember.)



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Abdruck der einzelnen Artikel verboten.)

fest der allerheiligsten Dreieinigkeit. (Erster Sonntag nach Pfingsten).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 28, 18-20. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — „Und so lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“

Zum Feste der hl. Dreifaltigkeit.

Unsere Vernunft vermag uns von Gott nur zu sagen, daß Er Einer ist, — die göttliche Offenbarung aber lehrt uns, daß Gott zwar Einer in Seinem Wesen ist, aber dreifach in Person, und diese Lehre, lieber Leser, nennen wir das Geheimnis (Mysterium) der allerheiligsten Dreieinigkeit oder Dreieinigkeit.

Wäre der Mensch auf die religiöse Erkenntnis beschränkt geblieben, die ihm seine Vernunft zu vermitteln im Stande ist, so würde das eigentliche Wesen Gottes ihm unbekannt geblieben sein. Erst die übernatürliche Offenbarung (namentlich durch Christus, unsern Herrn) hat diesen Schleier gelüftet.

Die hl. Schrift des Alten Testaments enthält über das Geheimnis der hl. Dreieinigkeit nur dunkle Andeutungen in jenen Stellen, wo von einer Mehrheit von Personen in Gott die Rede ist; z. B. im 1. Buche Moses: „Gott sprach: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Ebenbilde und Gleichnisse“ (1. Moj. 1, 26); und als die Menschen in ihrem Nebermut den Turmbau zu Babel ins Werk setzten, sprach der Herr: „Kommet, laßt uns herniedersteigen und ihre Sprache verwirren“ (1. Moj. 11, 7); und in dem wunderbaren Gesichte des Propheten Jesaias rief ein Engel dem andern zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerschaaren“ (Jf. 6, 3).

Allein so dunkel diese Andeutungen im Alten Testamente sind, einen so klaren Ausdruck findet die Lehre von der hl. Dreieinigkeit im Neuen Testamente, vor allem im heutigen Festtags-Evangelium das Wort Jesu: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes!“ Und der Völkerapostel Paulus schließt sein zweites Sendschreiben an die Christengemeinde zu Korinth mit dem Segenswunsche: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes (des Vaters) und die Gemeinschaft des Heil. Geistes sei mit euch allen“ (2. Kor. 13, 13).

Die Offenbarung der Lehre von der hl. Dreieinigkeit ist aber auch, lieber Leser, mit den wichtigsten Geheimnissen der Menschwerdung aufs innigste verknüpft: In Nazareth weilt die hl. Jungfrau einsam in ihrem Hause, in Gebet und Betrachtung versunken. Da tritt Gabriel, der hohe himmlische Bote, ehrfurchtsvoll zu ihr mit dem Gruße: „Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, der Herr ist mit Dir.“ — Wer hat den Erzengel zu Maria gesandt? Der Allerhöchste, bei dem sie Gnade gefunden hat: siehe da die Person des Vaters! — Maria soll einen Sohn empfangen und gebären, und wer soll ihr Sohn sein? Hören wir den Engel darüber: „Er wird Sohn des Allerhöchsten genannt werden; was aus dir (Maria) wird geboren werden, wird Sohn Gottes genannt werden“; siehe da die Person des Sohnes! — Wer endlich wird das unerhörte Wunder an der hl. Jungfrau wirken? Auch das verkündet uns der himmlische Abgesandte: „Der Heil. Geist wird über dich (Maria) kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten: siehe da die Person des Heil. Geistes! — Hier haben wir also die erste (klare) Offenbarung des Geheimnisses der hl. Dreieinigkeit und zwar zugleich mit dem Beginne der Erlösung, der Menschwerdung der zweiten göttlichen Person.

Betrachten wir dann den Heiland zu jener Zeit, wo Er nach der Verborgenheit in Nazareth sich anstreckt, die große Aufgabe Seines irdischen Lebens zu erfüllen, Sein öffentliches Lehramt anzutreten; betrachten wir Ihn, wie Er durch die von Johannes gespendete Taufe Sich dazu gleichsam einweihen ließ. Wieder finden wir eine herrliche Offenbarung des Geheimnisses der hl. Dreieinigkeit: „da Jesus aus dem Wasser trat, siehe, da öffnete sich über Ihn der Himmel“. Es erscholl eine Stimme vom Himmel. Und wessen ist diese Stimme? Des Vaters, wie es die Evangelisten bezeugen. Und was erklärt diese Stimme? Die Gottheit des Sohnes: „Dieser ist Mein geliebter Sohn, an dem Ich Mein Wohlgefallen habe.“ Und auch der Heil. Geist verherrlicht diese h. Handlung mit Seiner sichtbaren Gegenwart: „Er sah den

Kirchenkalender.

Sonntag, 2. Juni. Fest der Allerheiligsten Dreieinigkeit. Erasmus, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Matthäus 28, 18-20. Epistel: Römer 11, 33-36. St. Andreas: 13 Stund. Gebet. Morgens 6 Uhr Aussegnung des hochw. Gutes. 9 Uhr feierl. Hochamt. Nach der 10 Uhr Messe Erneuerung des Glaubensbekenntnisses von Seiten der Männer- und Junggejellen-Sodalität. Verteilung der Beistunden: 12-1 Uhr Schulkinder, 1-2 Uhr Junggejellen-Sodalität, 2-3 Uhr Männer-Sodalität, 3-4 Uhr Ursula-Gesellschaft, 4-5 Uhr Sakramentsandacht, 5-6 Uhr Herz-Jesu-Andacht, 6-7 Uhr Komplet. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht, an Sonntagen um 6 Uhr.
Montag, 3. Juni. Clotilde, Königin.
Dienstag, 4. Juni. Florian, Martyrer.
Mittwoch, 5. Mai. Bonifatius, Erzbischof und Martyrer.
Donnerstag, 6. Juni. Frohnleichnam. (Gebotener Feiertag.) Norbert, Ordensstifter. Evangelium n. dem hl. Johannes 6, 56-59. Epistel: 1. Korinther 11, 20-32. Franziskaner-Klosterkirche: Hochamt um 6 Uhr, 11 Uhr stille hl. Messe ohne Predigt. — Am 7. 8. u. 9. Juni feierl. Tribunal zu Ehren der im Oktober vorigen Jahres selig gesprochenen Crescentia Höss von Kaufbeuren. Morgens 9 Uhr Hochamt, abends 7 1/2 Uhr Andacht, 8 Uhr Predigt und Segen. Sonntag den 9. Juni, 5 Uhr Schluss: Festpredigt, Te Deum und Segen.

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

Geist Gottes wie eine Taube herabsteigen und über Sich kommen."

So tritt der Heiland mit der Offenbarung der hl. Dreifaltigkeit Sein öffentliches Lehramt an und ebenso verkündet Er bei der Ausübung desselben unaufhörlich dieses Geheimnis. Immer wieder redet Er von Seinem Vater, der im Himmel ist, der Ihn auf die Welt gesandt hat und dessen Verherrlichung Er ganz allein sucht. Aber ebenso unterläßt Er es auch nicht, Sich Selbst Zeugnis zu geben. Er sagt, daß Er der wahre Sohn des Vaters sei, der aus dem Schooße Desselben zur Erlösung der Menschen in die Welt gekommen ist; daß es dasselbe sei, Ihn und den Vater zu sehen, daß Er und der Vater eins seien. — Und welche herrliche Zeugnisse giebt Er nicht dem hl. Geiste! Wie oft redet Er nicht von Ihm mit seinen Jüngern! Er versichert, daß der Geist vom Vater ausgehe, daß Er von Ihm in die Welt würde gesandt werden, daß Er die Jünger über Seinen Verlust trösten werde, indem Er statt Seiner, als ein von Ihm verschiedener Lehrer, in die Welt kommen werde. — So hat der Heiland unaufhörlich das Geheimnis der allerb. Dreifaltigkeit auf das deutlichste geoffenbart. Aber hat Er nicht im heutigen Evangelium bei Seinem Abschiede von den Jüngern dieser Deutlichkeit die Vollendung gegeben? „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes!“ Das also ist der erste Gegenstand der Predigt der Apostel, das der erste Gegenstand des Glaubens der Christen. Der Vater, der Sohn und der Heil. Geist werden in der Taufe den Menschen ihre Sünden vergeben und die heilmachende Gnade mitteilen, dieses hochzeitliche Kleid, mit dem jede Seele geschmückt sein muß, der die Pforten des Himmelreiches sich öffnen sollen.

Worin die Unterschiede der drei göttlichen Personen bestehen, wird uns mit den verschiedenen Namen angedeutet, die den göttlichen Personen beigelegt werden: die erste Person heißt „Vater“, die zweite „Sohn“ und die dritte „Heil. Geist“. Diese Namen drücken allerdings die besondern Eigentümlichkeiten der drei Personen nicht genau und vollständig aus, aber sie geben uns doch Andeutungen, wie wir uns jene Unterschiede zu denken haben. — Ungeachtet dieser Unterschiede (in der Person) sind aber Vater, Sohn und Heil. Geist nur ein Gott: „Drei sind die Zeugnis geben im Himmel, der Vater, das Wort (der Sohn) und der Heil. Geist, und diese drei sind eins (1. Joh. 5, 7).“

Die Lehre von der hl. Dreifaltigkeit, lieber Leser, gehört zu den Geheimnislehren (Mysterien) der christlichen Religion. Und mit Recht; denn eine Lehre, die, wie diese, über das für uns unbegreifliche Wesen Gottes Aufschluß geben will, kann für unsern beschränkten Verstand nicht ganz klar und durchsichtig sein. Sie geht nur über unsere Fassungskraft hinaus, ist aber durchaus nicht gegen die Vernunft. Das wäre sie nur, wenn gesagt würde, in Gott wächten drei Personen nur eine Person aus, oder der eine Gott existiere in drei Göttern. Gelehrt wird vielmehr: daß Gott der Person nach dreifach ist, dem Wesen nach aber nur Einer. Das können wir uns wohl denken, aber nicht vorstellen, — denn vorstellen können wir uns nur die Dinge, die wir entweder selbst oder denen ähnliche wir gesehen haben.

So bringen wir denn, lieber Leser, trotz allen Einreden des Unglaubens, diesem hochheiligen Geheimnisse gegenüber das Opfer demütigen Glaubens, — bis wir einst dort droben dem Dreieinigen Gott in unendlicher Seligkeit huldigen dürfen.

S

Jeder ist seines Glückes Schmied.

Das Verlangen glücklich zu sein wurzelt tief in eines jeden Menschen Herz. Der Schöpfer selbst pflanzte diesen Trieb in des Menschen Seele! denn dazu erschuf er ihn ja, daß er nach der Prüfungszeit auf dieser Welt sich wenig mit ihm erfreue an seiner Herrlichkeit im Himmel. Darum ist es Glück, was die Mutter ihrem heißgeliebten Erstgeborenen wünscht; viel Glück ruft das Kind wiederum bei festlichen Gelegenheiten seinen Eltern zu; Glück, Glück wird den Neuerwählten von allen Seiten zugerufen; viel Glück wünscht der Freund dem Freunde beim Jahreswechsel u. bei den verschiedensten Anlässen; ja ein Jeder wünscht Glück Allen, die ihm theuer sind. Wenn nun aber das Glück ein so wünschenswertes, so heißbegehrtes Gut ist, wie kommt es dann, daß so manche Menschen das Glück entbehren, nichts weniger als glücklich sind? Hat denn das oben stehende Sprüchwort heutigen Tages seine Bedeutung verloren? Keineswegs, auch heute noch kann Jeder glücklich sein, der es ernstlich will. Daß so viele Menschen nicht glücklich sind, hängt von der verschiedenen Auffassung ab, welche man vom Glück, vom wahren Glück hat. Zweck dieser Zeilen soll es denn sein, hinzuweisen auf die Mittel und Wege zu dem Glück, soweit es armen Adamskindern möglich ist, zu gelangen.

Ich schicke voraus, daß meine Worte nicht Jenen gelten, welche sich mit dem unvernünftigen Tiere auf eine Stufe stellen und sagen: mit dem Tode ist es aus. Diese mögen sehen, wo sie das Glück finden; nein, ich schreibe nur für Christen, welche wissen und glauben, daß sie aus Leib und Seele bestehen. Auch sie mögen sich nicht täuschen und erwarten, daß ich ihnen so ein Geheimmittel aufdecke, wodurch dieses Erdenthal in einen kleinen Himmel verwandelt wird. Seitdem Gott zu Adam gesprochen: „Die Erde sei verflucht in deinem Werke, Dornen und Disteln soll sie dir tragen und im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen,“ ist die Erde kein Paradies mehr. Und Job sagt: „Der Mensch lebt nur eine kurze Zeit und hat viel Mühseligkeiten und Elend zu erdulden.“ Der Heiland selbst sagt: „Nimm dein Kreuz und folge mir.“ Trotz alledem behaupte ich, daß der Mensch hienieden schon bis zu einem gewissen Grade glücklich sein kann. — Fragen wir den Weltmenschen, den Lebemann, worin nach seiner Ansicht das Glück besteht, so wird er uns antworten: Wenn ich gesund bin, guten Muth, viele Freude, Vergnügen u. recht viel Geld habe.“ Soll er Recht haben? Ich glaube es nicht. Ich habe Männer gekannt, welche diese Güter besaßen und dennoch nicht glücklich waren; einer endigte sogar durch Selbstmord, der andere sagte, um mich seiner Worte zu bedienen: „Ich wollte, ich sähe hunderttausend Klaster tief in der Erde.“ — Diese waren gläubige Christen und dennoch unglücklich; worin hatte dies seinen Grund? Sie hatten das Leben zu sehr genossen; wenn alle irdischen Wünsche des Herzens erfüllt sind, dann empfindet der Mensch einen Ekel am Leben; dabei war ihre Religiosität eine zu oberflächliche, sie drangen nicht in den Geist der Religion ein. Hätten sie mit Ueberfluß nicht nur sich selbst gesucht, sondern sich auch ihren nothleidenden Mitmenschen zugewandt, hätten sie sich beteiligt an gemeinnützigen, guten Werken, woran ja heutzutage kein Mangel ist so würde das Leben mehr Reiz für sie gehabt haben und ihnen nicht so langweilig vorgekommen sein; sie würden bei diesem edlen Streben mit Menschen bekannt geworden sein, von denen der eine oder andere ihnen als Freund gedient hätte, woran sie einen Halt hätten finden können. Nicht umsonst sagt das Sprüchwort: „Ein treuer Freund ist ein großer Schatz“ und „wehe dem, der allein steht; denn wenn er fällt, hat er niemand, der ihn aufrichtet.“

Jeden möchte ich warnen vor der gefährlichen Isolierung, sei es, daß er nicht heiratet, oder sich keinen Freund sucht, oder eigenfinniger Weise sein Kreuz, welches ihn niederdrückt, keinem Menschen offenbaren will. Das Sprüchwort sagt: „Geteiltes Leid ist halbes Leid, und geteilte Freude ist doppelte Freude.“ Gott selber hat gesagt: „Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei.“ Dies hat auch heute noch seine Berechtigung, es soll damit nicht gesagt sein, daß er nicht ehelos bleiben soll, sondern, daß er sich an Menschen anschließe. — Der Mensch gehört sich nicht allein, er gehört der Gesamtheit, der menschlichen Gesellschaft, dieser muß er geben, von dieser muß er nehmen, wenn er glücklich sein will. Welch ein trauriges Dasein führt nicht mancher alte Junggeselle oder auch alte Jungfer, welche abgeschlossen auf ihren Zimmern sitzend, sich selbst genügen, nicht selten im Geiz aufgehen, und so wunderbarlich sind, daß sie in die Welt gar nicht mehr zu passen scheinen, und trotz ihres reichlichen Auskommens nichts weniger als glücklich sind.

Fragen wir aber einen idealen Menschen, einen Christen, welcher sein Leben nach den 10 Geboten Gottes, nach den Grundätzen des Glaubens eingerichtet hat, was er sich wünscht, so wird auch er die irdischen Güter begehren, aber nur in dem Maße, als es Gott gefällt, sie ihm zu geben und warum sollte er sich diese nicht wünschen, sind denn nicht auch sie Gaben Gottes und mitunter große Mittel des Heiles? Höher aber als diese materiellen, wird er schätzen und sich wünschen die geistigen Güter, als da sind das gute Gewissen, die Ruhe und der Friede des Herzens, die christlichen Tugenden usw., denn er lebt für eine höhere Idee, er lebt aus dem Glauben. Er lebt nicht plan- und sinnlos des Genusses wegen, sondern nach christlicher Auffassung weiß er, daß ihn Gott erschaffen hat für ein höheres, ewiges Leben. Er erkennt über sich eine göttliche Vorsehung, welche ihn im Glück nicht übermüthig werden und im Unglück nicht verzagen läßt. Er weiß wohl, daß, wenn Gott ihm Prüfungen und Leiden sendet, er durch die geduldige Hinnahme derselben seine Verdienste vermehrt. Während der Weltmensch verzagt und verzweifelt, beugt er sich willig unter die Hand Gottes und zieht dabei die Ewigkeit in Betracht, er nimmt ein Beispiel an seinem Erlöser und an so vielen Heiligen, er betet und duldet und sammelt sich Schätze für die Ewigkeit, ja oft genug ist eine solche Seele mitten im Leiden sogar glücklich und zufrieden.

Einen großen Einfluß auf das Glück des Menschen übt das beherrschende Temperament aus. Wer von jedem der vier Temperamente gleiche Teile besitzt, soll am glücklichsten veranlagt sein. Da dieselben aber oft genug sehr ungleichmäßig verteilt sind, so muß der Mensch, um glücklich zu sein, sich selbst studiren und sich die fehlenden Temperamente anzueignen suchen durch eine energische eigene Erziehung. Welch ein trauriges Dasein führt der Mensch, welcher ein melancholisches Temperament sein eigen nennt, der Phlegmatiker ist etwas besser gestellt, aber auch noch nichts weniger als heiter angelegt. Solche müssen, wollen sie glücklicher und lebensfroher werden, ihre angeborenen, unverschuldeten Neigungen fleißig bekämpfen, ihren Hang zum Trübsinn, Alleinsein, zu tief sinnigen Gedanken und Argwohn, zu pessimistischen Anschauungen und mürrischem Wesen durch Angewöhnung entgegen gesetzter Handlungsweisen zu verbessern suchen. Dies ist zwar keine leichte Arbeit, aber es ist mit Geduld und Ausdauer doch nicht unmöglich zu erlangen. Sanguiniker und Choliker müssen ihr lebhaftes, unstetes und aufbrausendes Temperament im Gegensatz zu den Ersteren dadurch zu verbessern suchen, daß sie sich Bedachtbarkeit, Ueberlegung und Ruhe angewöhnen. Auf dieser Weise kann der Mensch sich selbst erziehen und sehr viel an seinem Glück bei-

tragen. Gewohnheit nennt man die zweite Natur.

Ein weiteres Feld der Selbsterziehung zur Begründung des Glückes bietet die Bekämpfung der mit dem zunehmenden Alter erwachenden verschiedenen Leidenschaften und bösen Gewohnheiten. Als Folge der Erbsünde ist, wie die hl. Schrift sagt: „Der Sinn des Menschen von Jugend auf zum Bösen geneigt.“ Dies können wir in auffallender Weise an den Kindern schon erfahren. Wollen wir Frieden haben und glücklich sein, dann müssen wir den Leidenschaften sammt und sonders den Krieg erklären und uns denselben entgegenstellen, und zwar je schneller, desto besser. Wollten wir auch nur eine derselben unterhalten, so würde uns diese mit der Zeit ganz einnehmen, und über uns herrschen. Die Leidenschaften sind unerlässlich, je mehr man ihnen nachgibt, desto mächtiger bäumen sie sich wider uns auf, gleich einem wilden Pferde. Dasselbe gilt von den bösen Gewohnheiten, wenn auch nicht in so hohem Grade. Die menschliche Vernunft ist, falls sie nicht durch Leidenschaft verblendet ist, ein heller Strahl der Gottheit, wenn wir stets auf diese hören und ihr folgen, werden wir den rechten Weg wandeln. Im Lichte der Vernunft werden wir von den Gütern dieser Welt den rechten Gebrauch machen, in Speise und Trank mäßig sein, unser Herz nicht hängen an Geld und Gut, sondern dasselbe als Mittel des Heils zu verwenden wissen zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden u. s. w. und so unser Glück begründen.

Ein wichtiger Faktor in unserm Leben bildet auch die Erstrebung eines geeigneten Berufes. Jeder Mensch ist von Gott zur Arbeit bestimmt, auch der Begüterte muß sich, will er glücklich sein, auf irgend eine Art beschäftigen. Es ist also sehr wichtig, daß das Kind, der Schale entlassen, sich umsehe und erforsche, welchem Berufe es sich widmen soll. Eltern und Vormünder werden ihm dabei behülflich sein. Das Sprichwort sagt: „Wir werden, was wir lieben.“ Hat man sich für einen Beruf entschieden, dann heißt es vor Allem, sich diesem mit Fleiß und Selbsterleugnung hingeben und die demselben anhaftenden Obliegenheiten gründlich zu erlernen, um nicht sein Leben lang ein Stümper in seinem Fache zu bleiben. Ein späteres Aufgeben des einmal gewählten Berufes ist verderblich und nicht anzurathen, wenn nicht wichtige Gründe dagegen sprechen.

Wenn man jetzt Rückblick hält auf alle die Anforderungen, welche das Leben, um einigermaßen glücklich zu sein, an uns stellt, dann wird man das Wort der hl. Schrift wahr finden, welches heißt: „Ein Kampf ist des Menschen Leben,“ welches sich auch deckt mit dem Sprichworte: „Wißt du den Frieden, so rüste dich zum Kriege.“ Mag dieser Kampf auch, besonders im Anfange, oft schwer und lästig werden, harren wir aus, mit dem Bewußtsein der Gnade Gottes, welchen wir erschlehen müssen, wird es uns nicht bloß möglich, sondern mit der Zeit sogar leicht werden

I. H.

Mr. Cumperwicks erster Client.

Humoreske von C. F. Turner.

Niemals war wohl ein ausgewachsener, ausstudierter, gänzlich unbekannter Rechtsanwalt so wohlvorbereitet, ohne alle weitere Umstände eine große Praxis zu übernehmen, als mein Freund Cumperwick. Er hatte ein Bureau auf der Ersten Etage von Grays Inn, einen halben Schreiber (nämlich einen kleinen Jungen von zwölf Jahren) Federn, Papier, Tinte, Radiergummi, Siegellack, Lineale, Compasse, Scheere, Stifte, Bindfaden, eine Copierpresse und einen Papierkorb. Er besaß ferner einen Bureaurock, an dem sämtliche Knöpfe fehlten und die Ellenbogen zerrissen waren, wie es sich für einen richtigen Bureaurock geziemt, an der Thür war sein Name in großen Buchstaben angeschrieben, und er war fix und fer-

tig, bereit zu handeln, selbst nach den verschiedensten Seiten hin.

Aber ach! er hatte keine Klienten! Täglich wanderte er nach seinem Bureau und zog seinen Bureaurock an. Täglich las er die „Times“ von der ersten Geburtsanzeige in der Ecke der ersten Seite bis zum Namen des Herausgebers am äußersten Ende der letzten Seite, ohne daß ihn auch nur ein lebendes Wesen dabei störte, wenn sich nicht der Junge im Nebenzimmer aus Mangel an Beschäftigung manchmal auf einer zehnpennigste produzierte. War Cumperwick mit Lesen fertig, so pflegte er in den Gezehbüchern nachzuschlagen und Streitfragen aufzustellen, die hingereicht hätten, wenigstens fünfzig Familien zu Cumperwicks Ruhm und ihrem eigenen außerordentlichen Mißbehagen in die endlosesten Prozesse zu verwickeln. Doch die Klienten kamen nicht! Regelmäßig brachte der Zeitungsjunge die Times, der Kellner aus dem Restaurant das Frühstück, die Wäscherin frische Handtücher, der Gerichtsdiener Subskriptionslisten, aber Niemand brachte Arbeit für Cumperwick.

Dieser traurige Zustand hatte mehre Jahre gedauert, als eines Tages, Cumperwick war gerade an der fünften Spalte, Seite No. 7 der Times angelangt, plötzlich ein lautes Klopfen an der äußeren Thüre ertönte, was zur Folge hatte, daß auch Cumperwicks Herz lauter zu klopfen begann. Kaum hatte er die Zeitung weggelegt, und sich den Anschein gegeben, als sei er vollständig in seine Arbeit vertieft, als sein Schreiber Mr. Augustus Barlow anmeldete, und ein Herr, der sich zu diesem Namen bekannte, hereintrat. Cumperwick stand auf und verbeugte sich geschäftsmäßig, der Herr erwiderte die Verbeugung förmlich. Cumperwick bot ihm einen Stuhl an, der eigens zum Empfang der Klienten gepolstert und überzogen worden war, bis jetzt aber noch keine Gelegenheit gehabt hatte, seine Vorzüge zu entfalten. Der Herr ließ sich nieder und beobachtete während einiger Minuten tiefes Schweigen, in dessen Cumperwick, der ihn etwas verwundert betrachtete, Zeit hatte zu bemerken, daß er in mittleren Jahren, gut gekleidet, groß und schlank war und etwas echauffiert aussah, sowie daß er eine blaue Brille trug, durch welche man seine sehr lebhaften Augen, die niemals auf einem Gegenstand haften blieben, sich unruhig hin- und herbewegen sah. Cumperwick war gerade mit seinen Beobachtungen fertig, als der Fremde begann:

„Nach der Lage Ihres Bureaus zu schließen, vermute ich, Mr. Cumperwick, daß Sie Rechtsanwalt sind.“

Cumperwick bestätigte dies.

„Das dachte ich mir. Ich bin gekommen, mein Herr, um die Verwaltung meines gesammten Vermögens unumschränkt in Ihre Hände zu legen. Bevor ich jedoch fortfahre, erlauben Sie mir zu thun, was bei solchen Gelegenheiten recht und üblich ist.“ Hier hielt der Besucher inne und begann unruhig in seinen Taschen zu suchen und während Cumperwick überlegte, was Mr. Augustus Barlow wohl in der Tasche haben möge, das die Bezeichnung „recht und üblich“ verdiene, brachte dieser ein kleines, rundes, in Papier gewickeltes Päckchen zum Vorschein.

„Dies, mein Herr“, sagte er, Cumperwick das Päckchen überreichend, enthält sechs Schilling, acht Pence; „und nun lassen Sie uns fortfahren.“

Cumperwick errötete fast aus Verlegenheit, als sein Client ihm das Geld anbot.

„Bitte mein Herr, bemühen Sie sich nicht“, sagte er, „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es gänzlich verfrüht wäre, mir jetzt schon irgend welche Speisen zu bezahlen.“

„Nehmen Sie's“ sagte dieser nachdrücklich.

„Aber in der That, mein Herr“ —

„Ich bestehe darauf!“ rief er jetzt in gereiztem Tone, so daß Cumperwick nachgab und das Päckchen auf seinen Schreibtisch legte.

„Und nun, mein Herr, zur Sache“, fuhr der Client fort. „Ich bin der Besitzer eines großen Vermögens, dessen Verwaltung ich meinem bisherigen Sachwalter entziehen mußte, weil sich mir die Ueberzeugung aufdrängte, daß er mich beraubt, beschwindelt, betrogen hat, und daß meine Angelegenheiten in seiner Hand sehr gelitten haben. Ich habe ihm daher alle meine Urkunden und Dokumente entzogen, dieselben stehen augenblicklich in einem Transportwagen von Taylor vor Ihrer Thür. Für's Erste wird es jedoch genügen, wenn ich Ihnen eine Liste meines Vermögens gebe, so daß Sie sich einen ungefähren Begriff von der Aufgabe machen können, mit welcher ich Sie betrauen will. Aber jetzt habe ich bereits mehrere Minuten gesprochen, und da es bei Ihnen heißt: Zeit ist Geld, so — hier unterbrach er sich und durchsuchte wieder seine Taschen nach einem zweiten Päckchen, welches er Cumperwick überreichte.“

„Abermals ein Honorar von sechs Schilling acht Pence, etwas schwerer als das erste, weil die Pence in Kupfermünzen darin enthalten sind; doch dies ist nebensächlich —“

„Aber wirklich, mein verehrter Herr —“

„Nehmen Sie's!“

„Aber in der That —“

„Ich bestehe darauf!“ beharrte der Client, worauf Cumperwick es für geraten hielt, sich zu fügen.

„Dies, mein Herr“, fuhr Mr. Barlow fort, indem er aus seinem Hutfutter ein Schriftstück herausnahm, ist die Liste meiner Häuser im nordwestlichen Stadtteil; dies“, indem er ein anderes Papier aus seinem Kragen hervorholte, „ist eine Liste meiner Häuser im südwestlichen und dies“ indem er ein solches aus seinem Armel zog, „ist eine Liste im westlichen Distrikt. Wie Sie sehen, verwahre ich sie getrennt, damit ich sie jederzeit leicht finden kann. Für den Augenblick wollen wir uns hiermit begnügen, aber ich trage noch in meinen Stiefeln die Namen und nähere Beschreibung meiner Landgüter und in meiner Borsentasche die einer Kohlenmine bei mir, während ich den Plan eines Steinbruches auf dem Rücken trage, und zwar an einer Schnur befestigt, so daß ich ihn, wenn nötig, bequem herausziehen kann. Sehr praktisch, finden Sie nicht mein Herr?“

„Ja, sehr praktisch“, sagte Cumperwick. Er war nicht wenig verwundert, bemühte sich aber anzusehen, als sei er gewohnt, täglich mit Klienten zu verkehren, welche ihre Papiere an einer Schnur auf dem Rücken zu tragen pflegten.“

„Ehe ich nun auf Einzelheiten eingehe“, fuhr der alte Herr fort, „möchte ich Ihnen sagen — aber schon wieder habe ich Ihre Zeit so lange in Anspruch genommen, daß ein weiteres Honorar fällig ist, — und nach abermaligem Suchen brachte er wieder ein kleines Päckchen zum Vorschein, und überreichte es Cumperwick.“

„Aber wirklich — in der That, mein Herr —“

„Nehmen Sie's!“

„In der That — wirklich —“

„Ich bestehe darauf —“ und Cumperwick sah sich abermals gezwungen, auch dieses Päckchen zu den anderen zu legen, wobei sich ihm die Bemerkung aufdrängte, daß es deren bald genug sein würden, um Dame damit zu spielen.

„Was ich also sagen wollte, bevor wir auf Einzelheiten eingehe“, fuhr der Client fort, „ist, daß ich in manchen Dingen so meine eigenen Ansichten — Sonderbarkeiten würden Sie es vielleicht nennen — habe. Besonders was das Vermieten meiner Häuser anbelangt; so möchte ich z. B. erwähnen, daß ich Zuluassern allen anderen Mietern vorziehe.“

„So — o — o!“ sagte Cumperwick erstaunt, „eine etwas sonderbare Vorliebe.“

„Ich dachte mir, daß Sie das sagen wür-

den. Dann habe ich auch eine große Abneigung gegen weiß angestrichene Häuser und verlange von allen meinen Mietern, daß sie dieselben grasgrün bemalen lassen, was, ich versichere Sie, einen höchst effektvollen Eindruck macht. Können Sie sich das nicht vorstellen?"

Cumperwick war sprachlos. Er konnte nur mechanisch mit dem Kopfe nicken und ernstlich überlegen, ob diese ganze Unterredung Wirklichkeit oder nur ein höchst sonderbarer Traum sei.

"Einen Umstand muß ich noch erwähnen — aber wie zerstreut und vergeßlich ich doch bin — er hielt inne, durchwühlte seine Taschen und legte wieder ein Päckchen in Cumperwick's Hände.

"Auf Ehre, mein Herr, ich — — —"

"Nehmen Sie's!"

"Aber ich versichere Sie, mein Herr —"

"Ich bestehe darauf!"

Cumperwick wurde es immer zweifelhafter, ob er seinen Stimmen trauen dürfe, als er plötzlich ein leises, sehr bescheidenes Klopfen an der äußeren Thür hörte. Da der kleine Schreiber zu seinem Mittagessen gegangen war, was mit einem zum Dessert genossenen Kaffee- oder Bickesspiel, gewöhnlich die Stunden von zwölf bis drei Uhr ausfüllte, bat Cumperwick seinen Klienten, wegen dieser Unterbrechung um Entschuldigung, und froh sich überzeugen zu können, ob er wirklich wache oder träume, verließ er das Zimmer. Als er die Vorplatzthüre öffnete, stand er zu seinem nicht geringen Erstaunen einer jungen, hübschen Dame gegenüber, die sich augenscheinlich in großer seelischer Erregung befand.

"O mein Herr, ich bitte sehr um Entschuldigung wegen dieser Störung; ist vielleicht ein fremder Herr bei Ihnen?"

"Ja, es ist allerdings ein Herr in meinem Zimmer, — d. h. ich glaubte wenigstens —"

"O mein Herr! Ist er groß, schlank, etwas echauffiert, gut gekleidet? Trägt er eine blaue Brille und hat er gesagt, daß er Ihnen die Verwaltung seines Vermögens übergeben wolle; holt er von Zeit zu Zeit aus seinen Taschen kleine Packete, die sechs Schilling und acht Pence enthalten und nötigt er Ihnen dieselben auf? Hat er Ihnen gesagt, daß seine Dokumente in einem Transportwagen vor Ihrer Thüre ständen und hat er Ihnen Schriftstücke, von denen er behauptet, es seien Listen von seinen Häusern überall — in seinen Kleidungsstücken verborgen? Spricht er von Zukassern und von seinen grasgrün angestrichenen Häusern? Ist es so — ach mein Herr, ist es so?"

"Ja, ganz richtig, es ist so."

"O, mein Herr, dann ist es mein armer Vater! Bis hierher bin ich ihm gefolgt, als ich ihn plötzlich aus den Augen verlor, und nun habe ich ihn überall vergeblich gesucht."

"Mein verehrtes Fräulein; nehmen Sie bitte Platz und nun sagen Sie mir, Liebes Fräulein, was fehlt Ihrem Herrn Vater? Ist er — ist er — ist er — thätlich?"

"Ach ja, mein Herr, er ist! Er bildet sich ein, ein großes Vermögen zu besitzen, und wenn er sich meiner Obhut irgend entziehen kann, so geht er nach dem Temple oder Lincoln's Inn, oder Gray's Inn, wo er den ersten besten Rechtsanwält aufsucht, mit dem er dann in dieser Weise verhandelt. Ach Gott, ach Gott, wie unglücklich bin ich, daß dies geschehen konnte!"

Das junge Mädchen schluchzte vom Schmerz überwältigt so bitterlich, daß Cumperwick fast mit ihr geweint hätte.

"Glauben Sie, daß Sie Ihren Vater überreden könnten, mit Ihnen zu gehen?" begann er, nachdem sich der erste heftige Sturm ihres Kummers gelegt hatte und sich nur noch in zeitweisen Ausbrüchen Luft machte.

"Ja — a, ich glaube, das l — l — könnte ich. Aber ich muß mich selbst e — e — erst

etwas beruhigen, wenn Sie es mir er — er — erlauben."

Cumperwick war selbst kaum weniger erregt, als das junge Mädchen und die Enttäuschung, die er als Geschäftsmann über die Unzurechnungsfähigkeit eines Klienten, der sich doch vorher als ein so einträgliches zu erweisen versprach, empfand, ging ganz unter in dem Mitleid, welches er mit diesem armen Mädchen fühlte, auf dessen Schultern allein die Last der Beaufsichtigung ihres wahnsinnigen Vaters zu ruhen schien.

"Ich bin jetzt bereit," sagte die junge Dame nach einiger Zeit; "aber wie kann ich mich bei Ihnen wegen dieser Störung entschuldigen?"

"Dies bedarf selbstverständlich keiner Erwähnung," sagte Cumperwick, indem er die schöne Fremde nach seinem Zimmer führte.

In großer Erregung trat er mit dem jungen Mädchen ein, die sobald sie des wahnsinnigen Mannes ansichtig wurde, auf ihn zuleite und ihn umarmte.

"Papa, lieber Papa, nun bist Du doch ohne mich ausgegangen, obgleich Du versprochen hattest, es nicht zu thun!"

"Meine Liebe, ich hatte Wichtiges mit diesem Herrn zu besprechen, nicht wahr, mein Herr?"

"Aber Papa, für heute hast Du genug Geschäfte erledigt, Du mußt diesen Herrn später wieder aufsuchen, jetzt müssen wir uns beileben, sonst kommen wir zu spät zum Essen nach Hause. Können Sie uns vielleicht den Weg nach Grimwood Street beschreiben, mein Herr? Ich weiß nicht mehr, wie wir hierher gekommen sind, und welche Richtung wir einzuschlagen haben."

"Grimwood Street ist sehr weit von hier und der Weg dahin läßt sich kaum beschreiben, aber da ich doch nichts — ich meine nichts sehr Eiliges — zu thun habe, werde ich Sie, und Ihren Herrn Vater mit großem Vergnügen begleiten, wenn Sie es erlauben."

"O, wie außerordentlich liebenswürdig; wir sind Ihnen Beide zu großem Danke verpflichtet, nicht wahr, Papa?"

"Ja, mein Kind, sehr liebenswürdig; ich kann es jedoch nur unter einer Bedingung annehmen," worauf er wieder seine Taschen durchsuchte und Cumperwick ein Päckchen überreichte.

"Aber in der That," — wehrte Cumperwick.

"Nehmen Sie's!"

"Aber wirklich, ich muß doch eine Grenze ziehen —"

"Ich bestehe darauf!"

Die junge Dame warf Cumperwick einen strehenden Blick zu, so daß dieser sich ihrer wegen diese Demütigung gefallen ließ und das Päckchen No. 4 gehoriam zu seinen Vorgängern legte. Dann nahm er seinen Hut und machte sich mit dem verrückten Vater und seiner schönen Tochter auf den Weg.

Unter angenehmer Unterhaltung wurde die Strecke nach Grimwood Street zurückgelegt, bis der geisteskranke Klient plötzlich stehen blieb. "Weiter dürfen Sie uns nicht begleiten, mein Herr, denn Sie haben uns bereits viel mehr Ihrer kostbaren Zeit geopfert, als ich Ihnen mit dem letzten Honorar vergütet habe, und leider trage ich nichts mehr bei mir."

Vergebens beteuerte Cumperwick, daß er keine Bezahlung beanpruche, und sie mit Vergnügen bis zu ihrer Thür geleiten würde, aber der geisteskranke Herr wurde so aufgeregt, daß Cumperwick einem wiederholten stehenden Blick des jungen Mädchens nachgeben mußte. Er ließ sich von diesem noch genau die Nummer ihres Hauses sagen, und nahm nur widerstrebend Abschied.

Aufgeregt durch die Ereignisse des Morgens und von tiefem Mitleid für das arme junge Mädchen erfüllt, eilte Cumperwick raschen Schrittes nach seinem Bureau zurück. Da er wußte, daß er vor seinem Schreiber da sein würde, hatte er die äußere Thür ab-

geschlossen und begab sich nun bei seiner Rückkehr sofort nach seinem Zimmer. Dort angekommen, versuchte er sich in die Times zu vertiefen, doch es wollte nicht gehen; er griff nach einem juristischen Buch, auch das interessierte ihn nicht; er nahm die verschiedensten Beschäftigungen vor, aber nichts konnte ihn fesseln, bis er sich endlich entschloß, einem Freunde brieflich eine ausführliche, wahrheitsgetreue Beschreibung des eben Erlebten zu machen.

Als der Brief beendet war, und er ihn siegeln wollte — er hatte schon den Siegelack darauf getropft, — griff er nach seinem Siegelring, den er neben das Tintenfaß zu legen pflegte, doch er befand sich nicht an dem gewohnten Platze.

"Ich muß ihn in den Schreibtisch gelegt haben," tröstete sich Cumperwick, zog den Schlüssel aus der Tasche und schob ihn ins Schlüsselloch, aber siehe da, er drehte sich nicht und die Schieblade gab nach.

"Was ist das, mein Schreibtisch offen und das Schloß gesprengt?"

Ein hastiges Suchen in der einen Ecke des Zaches, wo er bares Geld im Betrage von einigen Pfund und in einer andern Ecke, wo er Banknoten in einem sehr viel höheren Betrage verwahrte, sowie ein Blick auf die Schale, wo sein goldener Bleistift zu liegen pflegte, überzeugten Cumperwick, daß er beraubt worden war.

Ja, thatsächlich beraubt, aber durch wen? Sein Schreiber war nicht da gewesen, als er das Zimmer verließ, war alles fest verschlossen, und Niemand hatte an diesem Morgen sein Bureau betreten, außer dem wahnsinnigen Klienten und seiner Tochter.

Einen Augenblick überlegte Cumperwick, dann schlug er plötzlich heftig mit der Faust auf den Tisch.

"Zum Teufel! Welch' ein verschämter Plan!"

Und so war es in der That. Die ganze Sache war von Anfang bis zu Ende gut und klug geplant. Erst kam der Mann und heuchelte Wahnsinn, dann erschien die angebliche Tochter und verschaffte dem Papa Gelegenheit, allein im Zimmer zu sein; durch den Ausbruch des Kummers draußen gewann er Zeit zu seiner Arbeit drinnen, worauf Cumperwick veranlaßt wurde, das Paar zu begleiten, damit, wenn er endlich den Diebstahl entdeckte, es zu jeglicher Verfolgung zu spät sein würde. Alles war klug und fein geplant und aufs Beste ausgeführt worden.

Die vier Päckchen, welche eine so große Rolle bei der Sache gespielt hatten, enthielten einige Kränzen aus demselben Metall, wie es auf der Bühne oft so verschwenderisch gehandhabt wird, und bildeten den einzigen Gewinn, welchen Cumperwick von seinem ersten Klienten hatte, und welcher den Verlust einer ansehnlichen Geldsumme, eines Siegelringes und eines goldenen Bleistiftes aufwiegen mußte.

Zum Schlusse bin ich jedoch in der glücklichen Lage, noch hinzufügen zu können, daß er sich jetzt schon seit Jahren einer ausgezeichneten Praxis erfreut und es sich wohl erlauben kann, diese Geschichte seines ersten Klienten zum Besten zu geben.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 6. Juni. Frohnleichnam. • Kar- meliteisen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, um 8 Uhr feierliches Hochamt, nachm. 4 Uhr Festandacht. • St. Andreas: Während der Frohnleichnam's-Oktav ist Morgens 1/10 Uhr Segensmesse und Abends 6 Uhr Andacht.

Freitag, 7. Juni. Robert, Abt. • St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.

Samstag, 8. Juni. Redardus, Bischof.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. u. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 14, 16-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereite ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ — „Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre.“ — „Und sie fingen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Ackerhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen.“ — „Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein.“ — „Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig.“ — „Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde.“ — „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.“

Zur Fronleichnamsoftav.

Die freudigen, erhebenden Klänge des Fronleichnamsfestes hören wir acht Tage lang wieder tönen. Wir feiern in dieser Festoktav, lieber Leser, das Andenken an die Stiftung des heiligen Abendmahles, an die Einsetzung jenes erhabenen Sakramentes, durch das wir mit unserm göttlichen Erlöser lebendig vereinigt werden und durch Ihn vereint werden mit allen Christen Seines Reiches.

Die eigentliche Feierstunde für dieses Geheimnis wäre freilich der Abend des Gründonnerstags gewesen; allein für jene dunkle Trauerwoche dunkelt dieser geheimnisvolle Diamant zu hell und klar; er wurde daher gewissermaßen herausgenommen aus dem Diamant des für uns Sich hinopfernden Königs der Glorie und statt seiner ein Dorngeflecht eingesetzt. Um so herrlicher aber erstrahlt dieser Diamant in seinem sechigen Festkranz; ja, viel herrlicher, weil unsere Andacht nun nicht mehr mit dem thränenvollen Blicke der Behmüth nach ihm schaut, sondern mit einem freudestrahlenden Auge, das sein Strahlenlicht voll und ganz anzunehmen im Stande ist.

Wie erhebend würde es aber erst sein, lieber Leser, wenn Alles, was sich „Christ“ nennt, in diesen festlichen Tagen der Fronleichnamsoftav sich wie eine Familie vereinigen würde, um dem im hl. Sakramente gegenwärtigen Heilande Anbetung und Huldigung darzubringen! Wenn eine Stimme des Jubels und der Freude gehört würde in dem bekannten Huldigungsrufe: Hoch gelobt und gebenedeit sei Jesus im allerh. Sakramente des Altars! Ach wie weit sind wir davon noch entfernt! Die Streitigkeiten über dieses

Testament unseres Herrn, über dieses Sein letztes Vermächtnis, gehören zu den erbittertesten, die die Kirchengeschichte aufweist, und der Zwiespalt der Meinungen über diesen so wichtigen Punkt des christlichen Glaubens besteht bis zur Stunde noch fort.

Ich denke da nicht einmal an diejenigen unserer getrennten Brüder, die in der Hinfälligkeit unsres göttlichen Herrn nichts weiter erblicken wollen, als ein Stück Brot und einen Trunk Wein, — indem sie sagen, das Brot und der Wein sollten nur das Bild und die Erinnerung Seines Leibes und Blutes sein, nicht aber Sein Leib und Sein Blut in ihrer Wirklichkeit. Wie seltsam! Diese Leute geben selbst zu, daß der Heiland die Feier des hl. Abendmahles an die Stelle des Osterlammes gesetzt habe, das die Juden bis dahin auf göttlichen Befehl hin zu essen pflegten; und dieses hl. Abendmahl setze der Herr ein zur immerwährenden Erinnerung Seines Leidens und Todes, wieder hl. Paulus nachdrücklich hervorhebt: Mit diesem Geheimnisse „sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis Er (zum Weltgerichte) eintritt wieder kommen wird“ (1. Kor. 11).

Unser hl. Abendmahl aber ist in der That eine stete Erinnerungsfeier, eine erhabene Erneuerung des Leidens und Todes Jesu, da (bei der Feier der hl. Messe) in dem konsekrierten Brote wirklich Sein Leib ist, welcher in der Ihn umhüllenden Brotesgestalt gebrochen und verzehrt, geheimnisvoll geopfert und dargebracht wird, — und ebenso in dem konsekrierten Weine Sein Blut ist, das getrunken also geheimnisvoll zur Vergebung der Sünden vergossen wird.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 9. Juni. Zweiter Sonntag nach Pfingsten. Primus, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 14, 16-24. Epistel: 1. Johannes 3, 13-18. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Elementarschulkinder. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Rosenkranz-Bruderschaft u. der Marian. Jungfrauen-Kongregation. Nachm. 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Predigt u. derselben feierl. Kreuzweg-Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. Während der Fronleichnamsoftave an den Wochentagen abends 1/8 Uhr sakramentalische Andacht. St. Anna-Stift: Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 10. Juni. Maurinus, Martyrer.
- Dienstag, 11. Juni. Barnabas, Apostel.
- Mittwoch, 12. Juni. Basilides, Martyrer.
- Donnerstag, 13. Juni. Anton von Padua. St. Lambertus: Oktavschluß des Fronleichnamsfestes. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt nach demselben feierl. sakramentalischer Umzug um die Kirche. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segensandacht.
- Freitag, 14. Juni. Basilus, Bischof und Kirchenlehrer. Fest vom heiligen Herzen Jesu. Evangelium nach dem hl. Johannes 19, 31-35. Epistel: Esaias 12, 1-6. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Herz-Jesu-Andacht. Ebenso während der Oktave.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Wäre aber dieses Brot und dieser Wein nichts weiter als gesegnetes Brot und gesegneter Wein, wie sollten beide denn das Leiden und den Tod des Herrn erneuern? Welche Beziehung, welche Verwandtschaft, welche Ähnlichkeit besteht denn zwischen (bloßem) Brot und Wein einerseits, und dem Leibe und Blute Jesu andererseits? Und wie könnte der Genuß von ein wenig Brot und Wein eine Erinnerung und Erneuerung Seines zu unserm Heile geschlachteten Leibes und Seines für uns vergossenen Blutes sein? dagegen stellte das Lamm, dieses sanfte, friedfertige, geduldige Thier, das von den Juden des Alten Bundes zur symbolischen Bezeichnung des künftigen Erlösungstodes des Messias geopfert und gegessen wurde, doch die besser und natürlicher Sanftmut, die Geduld und den Frieden dar, womit der Erlöser der Welt gelitten hat und gestorben ist! Hätte Er also im hl. Abendmahl nur puren Brot, als ein Bild Seines Leibes, uns hinterlassen, so hätte Er ja das alte Zeichen, — das Osterlamm, — welches ein so lebendiger und getreuer Ausdruck Seines Opfertodes war, nur abgeschafft, um ein neues Zeichen an die Stelle zu setzen, das uns ganz fremdartig anmuten müßte, weil es den Opfertod in keiner Weise darstellt. Und unsere Religion, die vollkommener als die jüdische ist und sein soll, hätte eine weit unvollkommenere Erinnerungsfeier an den Erlösungstod ihres Stifters, da das Brot und der Wein im hl. Abendmahl weder zum Geiste noch zum Herzen der Gläubigen spräche, wenn nicht Jesus wirklich geheimnisvoll darin (d. i. unter den Gestalten des Brotes und Weines) gegenwärtig wäre! Unser katholisches Gefühl bäumt sich förmlich auf dagegen, dem göttlichen Heilande derartiges zuzumuten.

Die Worte Jesu bei der Einsetzung des hochheiligen Sacramentes sind aber auch, lieber Leser, so klar, so bezeichnend, daß der Katholik es nicht versteht, wie man an diesen Worten herumdeuteln kann. Ja, sagen wir zu den getrennten Brüdern, die die wirkliche Gegenwart Jesu im hl. Abendmahl leugnen: Nehmet einmal mit uns Katholiken an, der Herr habe wirklich Seinen Leib und Sein Blut unter den Gestalten des Brotes und Weines verbergen wollen, — jaget nun selbst, wie hätte Er reden, wie hätte Er sich ausdrücken sollen, um uns Menschen zum Glauben an eine so große Wahrheit zu vermögen? Er hätte doch wohl sagen müssen: „Bisset, daß dies hier Mein Leib und Mein Blut ist, nicht bildlich und symbolisch, sondern wahr und wirklich, — eben dieser Mein Leib da, der für euch nun bald gekreuzigt wird, eben dies Mein Blut, das nun bald für euch soll vergossen werden. Mein Fleisch und Mein Blut ist daher nicht eine mythische und geistige, sondern eine wirkliche Speise und ein wirklicher Trank!“ — Hätte der Herr so gesprochen, so hätte Er keinen Schatten von Zweifel über die Wirklichkeit des Geheimnisses übrig gelassen!

Aber, lieber Leser, hat Jesus denn nicht genau so gesprochen? Hat er denn nicht wirklich gesagt: Das ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird, — das ist Mein Blut, das für euch vergossen wird? Mein Fleisch ist eine wahre Speise und Mein Blut ist ein wahrer Trank? — Wahrlich, Jesus hat nicht nur mit der Macht eines Gottes gesprochen, der mit einem Worte das Weltall schuf, sondern auch mit der Klarheit mit der Bestimmtheit Dessen, der die höchste Wahrheit ist. Er nahm das Brot in die Hand, nannte aber dann nicht mehr das Brot; Er sagte nicht: Dieses Brot ist mein Leib, — sondern Er sprach: „Dies ist Mein Leib, was klar bedeutet: Dieses hier, was euch noch Brot zu sein scheint, ist nicht mehr Brot; von dem Brote ist nur die äußere Gestalt übrig geblieben, die ihr sehet, — das Wesen (die Substanz) aber, das ihr nicht sehet, hat dem Wesen Meines Leibes Platz gemacht, so daß dies nun wirklich Mein Leib ist! —

Doch genug für heute! Ich schließe mit dem Herzenswunsche, lieber Leser, daß es Dir und mir einst vergönnt sei, von Angesicht zu Angesicht den Heiland zu schauen, dem wir hier im allerheiligsten Sacramente so oft gläubig gehuldigt haben.

S.

Der Jahrmarkt und sein Reiz.

Eine Skizze von Adolf Höllerl.

Der Jahrmarkt ist ein Rest mittelalterlicher Kultur. In unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität bedürfen wir seiner nicht mehr, aberhin ist er uns lieb geworden und lieb geblieben; er bildet ein gutes, altes Erbstück unserer Väter, das sich von einem Jahrhundert in das andere hinübergeschleppt hat. Noch vor vierzig Jahren aber hatte er eine große Bedeutung für den Kleinstädter und namentlich für den Bauern, der das ganze Jahr über gewissenhaft die Bedürfnisse notierte, welche er nur auf dem Jahrmarkt erhielt, wenn er nicht große Strecken Weges zu Fuß zurücklegen wollte, z. B. einen Kalender für das kommende Jahr, einen Schal, ein Bilder- und Märchenbuch, eine Schultasche usw. usw.

Was aber den Hauptreiz des Jahrmarktes bildet, und was uns denselben immer wieder interessant macht, das ist die Schar der „arbeitenden Künstler“, Taschenspieler, Jongleure, Akrobaten, Feueresser, Degenwischlinger und wie sie alle heißen. Man wird bei diesem heimatlosen Völkchen stets wieder etwas neues sehen, immer wieder durch einen neuen glücklichen „Trick“ überrascht werden.

Die meisten dieser Künstler bringen es über den „Jahrmarktsartisten“ nicht hinaus, der kümmerlich sein Leben fristet, dessen Heim ein Wagen ist, der ihn von Ort zu Ort führt und in dem er den weitaus größten Teil seines Lebens verbringt. Aber wenn es nur immer ein Wagen wäre! Hunderte und Hunderte spannen des Schusters Rappen an und, wenn sie hungrig und ermattet nicht mehr vorankönnen, so finden sie in ihren Taschen nicht jodiel Kleingeld, um die paar Stunden Weges, die sie von ihrem Ziele trennen, auf den Eisenbahnen zurückzulegen. Dies zeigt z. B. der amtliche Bericht eines Bahnhofsvorstandes vom vorigen Jahre, den derselbe an seine Oberbehörde gerichtet hat. Es handelte sich um drei Künstler, welche den Zug wegen Unfähigkeit der Nachzahlung für eine befahrene Strecke verlassen mußten. Ins Bureau geführt, gaben sie an, Künstler zu sein, und ließen auf die ungläubigen Mienen der Bahnbeamten hin ihre Gewandung fallen. Sie präsentierten sich nun in tadellosen Tricots. Der eine davon erfaßte den Stationskempel, verschlang ihn und zog ihn dann dem anderen als Papiermesser aus dem Bauche; unterdessen rollte sich der dritte zusammen und imitierte ein Stachelschwein. Da eine Nachzahlung nicht zu erhalten war, und der Stationsvorstand die Unmöglichkeit weiterer Maßregeln erkannte, veranstaletete er eine Kollekte und expedierte die Künstler nach ihrem Bestimmungs-ort.

Im Gegensatz zu der Kategorie der „arbeitenden Künstler“, die sich buchstäblich im Schweisse des Angesichts ihr Brot verdienen, stehen die „Kapitalisten“ und Budenbesitzer, welche mit ihren Ersparnissen eine eigene Truppe anwerben, oder auch nur eine Schaubude, eine Menagerie, oder sonst etwas kaufen und sich dann mit dem Titel: Direktor, schmücken. Ein Blick in eines der artistischen Fachblätter verrät uns, was für herrliche Dinge zu kaufen sind, auch erhalten wir einen Einblick, was die lebenswürdigen Bestien kosten, die auf den Jahrmärkten die Bewunderung unserer Jugend hervorrufen. Eine Riesenschlange wird natürlich mit der Elle gemessen: eine solche von 6 Fuß Länge wird schon für 30 Mark ausgeboten.

Je 2 Fuß mehr erhöhen den Wert um 10 Mark, so daß man für 60 Reichsmark ein ansehnliches Exemplar von 12 Fuß haben kann. Ein zahmer indischer Elefant dagegen steht erst für 5000 Mark zum Verkauf. Als Gelegenheitslauf wird z. B. ein ganzer Menageriewagen mit zwei Wölfen, einem Bär, einer gefleckten Hyäne, einer Hirschziegen-Antilope und vier Affen für nur 800 Mark angeboten. Wer den Verkehr mit solchen gefährlichen Bestien schent, kann sich auch einer friedlicheren Beschäftigung widmen und in „Kunstwerken“ reisen. Da ist z. B. für 500 Mark zu haben: „Daphne mit dem musikalischen Vorbeerbaum und Einrichtung zur Verbrennung einer lebenden Dame, sowie die Normorbraut, komplett zum Aufstellen mit Gas- und Petroleumbeleuchtung.“

Natürlich müssen solche Sehenswürdigkeiten mit entsprechender Beredsamkeit angepriesen werden. Dieses nicht so ganz leichte Geschäft besorgt ein besonderer Vertreter, der den sachmännischen Titel „Rekommandeur“ führt und eine gesuchte Persönlichkeit ist. Außer einer starken rednerischen Leistungsfähigkeit, muß er noch eine kräftige Stimme besitzen, die weithin gehört wird und die Leute anlockt. Daß die „Rekommandeure“ auch zuweilen Witz und Schlagfertigkeit besitzen und diese Gaben auszunutzen verstehen, wollen wir in zwei Beispielen zeigen. Im Jahre 1891 befand sich während des Jahrmarktes in Hannover ein Schaubuden-Besitzer, der eine Riesendame namens Laura und sein unmittelbarer Nachbar, der die Riesenkuh Iris zeigte. Eines morgens nun sprach der Schaubuden-Besitzer, welcher das Fräulein Laura vorführte, einen Schatzmann mit den Worten an: „Herr Polizist, ich muß Sie bitten, mich vor Geschäftsstörung zu schützen.“ „Wieso?“ fragte ihn dieser verwundert. „Ja, sehen Sie,“ sagte jener, „die Sache verhält sich so: Ich zeige die Riesendame Laura und der Mann neben mir die Riesenkuh Iris. Wie ich nun anfangs auszurufen: „Hier ist zu sehen Fräulein Laura —“ schreit er sofort dazwischen: „Das größte und fetteste Rindvieh der Welt — 20 Pfennige, meine Herrschaften! Dann lacht alles und läuft in die Bude meines „Konkurrenten“.“

In einem Lokal der Landsbergerstraße in Berlin spielte sich vor ein paar Jahren gleichfalls eine ergötzliche Scene ab. „Zum Schluß“, schrie ein „Rekommandeur“ den Leuten in die Ohren, „wird ein lebendiger Mensch verpeißt werden.“ Das war einmal etwas ganz Neues. Der Andrang des Publikums war ungeheuer. Als nun von den zahlreichen Gästen des Lokales immer lebhaft bellacht allerlei Kunststückchen zu Ende waren, und die Verpeißung des lebendigen Menschen immer noch nicht erfolgen wollte, wurde das Publikum ungeduldig. Der Rekommandeur wurde gerufen und er erschien auch kalt lächelnd: „Welch unnützes Geschrei? rief er aus, einer solchen Bagatelle wegen! Daß Ihr nur wißt: Ich selbst bin es, der sich anheißig macht, einen lebenden Menschen mit Haut und Haaren aufzujessen,“ sprach er in einem unnachahmlichen Redestil, und forderte einen der anwesenden Herren auf, sich dazu herzugeben. Eine allgemeine Bewegung entstand, aber sofort stellten sich drei junge Leute dem Menschenfresser zur Verfügung. Dieser stuzte zwar, aber nur für einen Augenblick; dann entschuldigte er sich und meinte: „Er habe in seiner Ankündigung nichts davon gesagt, daß ein Mensch samt seinen Kleidern verpeißt werden solle.“ Daraufhin traten zwei junge Leute lachend zurück, der dritte aber begann sich auszulleiden, Kopf und Beste flogen herunter und unter dem lauten Jubel der Anwesenden hatte derselbe beinahe schon ein adamitisches Kostüm erreicht. Nun wurde der verwogene Rekommandeur doch etwas bestürzt, er mußte einsehen, daß er sich in seinem Kalkül, es würde niemand einfallen, sich bei lebendigem Leibe aufzujessen zu lassen, verrechnet habe, doch auch diese Bestürzung

dauerte nur einen Augenblick. Kühn und verwegen trat er vor, und sich bedeutungsvoll räuspert, sprach er mit der Miene eines Philosophen: „Er habe allerdings angekündigt, man werde heute nach Schluß der Vorstellung einen lebenden Menschen verspeisen, aber daß man ihn ungekocht verspeisen werde, davon sei nichts gesagt worden.“

Eine stereotype Erscheinung auf den Jahrmärkten bildet unter den Sehenswürdigkeiten das Hunde- und Affentheater. Es ist ja wahr, daß die Produktionskünste der Herren Hunde im großen und ganzen fast immer dieselben sind, aber die Tiere sind stets andere und unterscheiden sich in Haltung und der Dressur, und das ist für den Tierfreund von Bedeutung. Wenn sich ihre Thätigkeit auf Reifenspringen, Reiten, Leitersteigen usw. erstreckt, werden ihre Leistungen selten mißlingen.

In München gab auf dem Oktoberfeste ein Schaubudenbesitzer mit seinen dressierten Hunden eine Vorstellung. Namentlich viel bewundert wurde dort ein gelehrter Pudel, der frisiert wie ein echter Künstler mit wallenden Locken auf dem Klavier die großartigsten Stücke und schwierigsten Passagen herunterhämmerte. Manchem wollte es gar nicht in den Kopf, daß die Pudelpfoten ebenso wie Menschenhände zu hantieren im Stande sein sollten. Da wurde nun plötzlich das Problem gelöst. Unter den Besuchern befanden sich zwei Herren, die dem „Hofbräu“ etwas mehr, als sie vertragen konnten, zugesprochen hatten, und nun in ihrer fideleu Vierstimmigkeit, entgegen den in den Konzertsälen üblichen Sitten, die Melodie des Konzertstückes mit wildem Gesange begleiteten. Als sie auch noch mit den Stöcken in der Luft herum zu fuchteln begannen, wurde dem Pudelpianisten angst und bange. Mit einem Satz sprang er von seinem Sitz herunter und verschwand hinter den Kulissen. Nun hätte das Konzert zu Ende sein müssen, aber das Klavier spielte trotzdem ruhig weiter. Der Theater-Direktor machte die verzweifeltsten Anstrengungen, auf eine Sperrfeder zu drücken, es wollte ihm aber nicht gelingen, das Instrument zum Schweigen zu bringen. Erst nach fünf Minuten endete das Musikstück unter rauschenden Akkorden. Es war dies gerade zu der Zeit, als die selbstspielenden Klaviere aufkamen.

Neben den Hunde- und Affentheatern, den Menagerien und Karrussells, den Zauberer-Kabinetten und Zirkussen, giebt es noch eine Spezialität, die Erwähnung verdient, wir meinen — das Flohtheater. So wenig beliebt auch diese kleinen Schwarzkünstler sein mögen, so gerne sieht man die kleinen schwarzen Knirpse, die das Springen verlernt haben, weil man sie lange Zeit in eine flache Dose gesperrt hat, exerzieren, manövrieren, seitwärts ziehen usw. Ein gewisser Aufrechtigkeit besaß 250 solcher dressierter, schwarzer Ritter und führte mit ihnen grimmige Schlachten auf.

Einer der „herborragendsten“ Flohbändiger war der Italiener Bartolotti, der vor 25 Jahren Deutschland bereiste und auch die Ehre hatte, bei Sr. Hoheit Herzog V. in B. eine Vorstellung zu veranstalten. Anwesend waren der Herzog, die Herzogin, welche ein leichtes Sommerkleid trug, und Prinz E. aus R. Die kleinen Springinsfelde exerzierten mit der größten Präzision, als es dem General der Truppe zu langweilig wurde und ihm plötzlich einfiel, eine Pause eintreten zu lassen, während welcher er eine kleine Exkursion vorzunehmen beliebte. Mit genialem Entschluß sprang er daher ohne Angabe irgend eines Motives gerade der Herzogin an den Hals und auf einer Kunststrecke ohne Engagement verschwand er. Die Herzogin schrie auf vor Entsetzen, der Herzog und der Prinz vor Lachen und Bartolotti vor Angst. „Wir müssen ihn herausrufen“, lachte der Herzog, „er soll wegen Insubordination verurteilt werden“, wettete der Prinz, „der Beste meiner Gesellschaft“, beteuerte der Direktor.

„Ja, liebes Kind,“ sprach endlich der Her-

zog, „wir können den Mann nicht ruinieren, er muß seinen Künstler wieder haben.“ Kammerfrauen wurden gerufen, die Herzogin entfernte sich und bekommen harrete der Bändiger des Ausganges. Zum Glück dauerte es nicht lange, bis die Hofe den mit Gesichtlichkeit gefassten Flüchtling zurückbrachte. Mit selbigem Lächeln streckte Bartolotti den gebieterischen Finger nach dem Deserteur aus, aber nur, um sogleich mit der Ruhe der Hoffnungslosigkeit auszurufen: „Das ist ja der meine nicht!“

Daß jetzt erst das Amüsement des Herzogs den Gipfel erreichte, läßt sich denken, und daß er den unglücklichen Direktor genügend für den Verlust entschädigt haben wird, läßt sich bei der Jovialität des Herzogs vermuten.

Saidelkinder.

Von A. Wald-Gade (Lüneburg).

Ich hatte Nerven, und zwar schlechte Nerven wie alle modernen Menschen und besonders alle Großstadtkinder. Daher pflegte ich mich auf Anraten meines ärztlichen Freundes von meinem anstrengenden Beruf allkommerlich ein paar Wochen auszuspinnen, und da der Aufenthalt in einem der fashionablen Modebäder und Luftkurorte mir und meinem Portemonnaie nicht zuträglich, so suchte ich fast regelmäßig ein schlaues herausgetastetes und meinen Bekannten ängstlich geheim gehaltenes stilles Waldbörschen in der Haide auf, wo ich in dem traulichen Forsthaus ein stets gern gesehener Gast und der einzige Sommerfrüchler war.

Ruhe, kräftiges Schwarzbrot, Milch und Luft, köstliche, reine Landluft gab es dort zum Ueberfluß. Und was das Beste war, eine weltverlorene Einsamkeit, frei von lärmenden Touristenmassen.

Schön war es dann, so vor Tag und Tau in zwangloser Morgentollette schon durch die weite Haide, das duftige, fast uferlose rote Blütenmeer zu streifen. Und mit dem bieder alten Schäfer mal zu plaudern, tief-sinnig-philosophische Gespräche zu führen. Regungslos, in seinem weiten, dunklen Mantel stand der Alte, seine Schmuckschär bewachend, von fern wie eine Silhouette an dem lichten Horizont zu sehen.

Und in dem stillen, schattigen Buchenwalde, in dem noch keine Wegtafeln zur „schönen Aussicht“ oder gar zur „Bella Vista“ wiesen — keine bleichsichtigen skizzierenden Geheimratstöchter, die die Landschaft „falsch“ und „himmlisch“ fanden — keine schwarzbeackten Kellner — nein, alles noch so unentdeckt, noch so urprünglich und unberührt. Von all dem Drum und Dran einer komfortablen Sommerfrische noch nichts, als nur die herzergreifende, fröhliche Kurmuffel, die vom frühen Morgen bis zum Abend ein munteres, gefiedertes Orchester dem Lauschenden zum Besten gab.

Und die Dörfler, schlichte, biedere Haidebauern, ein kerniger Menschenschlag. Etwas starrsinnig, schwerfällig, jedoch durchaus nicht unfreundlich.

Auch die Försterleute prächtige Gestalten, liebe und gesunde Menschen, an Körper und an Seele. Ein kerniger, fehniger Defregger der Mann. Helle, scharfe Augen über der gebogenen Nase und das Gesicht, von blondem Schnurrbart umrahmt, wetterhart, braun-gebrannt, das köstliche Kolorit unverwundlicher Gesundheit. Auch die Frau kräftig, sauber, appetitlich, eine tüchtige Regentin. Genügsam, sparsam gings im Kreise der anspruchslosen Leuten zu. Sparsam in allem — nur im Essen und der Zahl der Kinder nicht. Denn deren neun hatte das Elternpaar dem Staat geschenkt, alle gleich gesund, alle kaum zwei Jahre auseinander, in regelmäßiger Folge Männlein und Fräulein wechselnd, und wenn sie aufmarschierten — an Größe wie die Orgelpfeifen.

Ich hatte sie lieb gewonnen, die fröhliche, gesundheitsfrohe kleine Bande. Denn wie

oft hatte ich nicht in den Zeiten meines Sommeraufenthalts den Wald mit ihnen durchstreift, hügelab, hügelab, der wieder jung gewordene Kamerad einer unverbildeten aufwachsenden kleinen Menschenschär.

Ja, sie waren allesamt mir an das Herz gewachsen, doch vor allem wohl die Leni! Die Dritte nach oben in der Altersstufe war sie und mit ihren zwölf Jahren schon ein ungewöhnlich aufgewecktes, schlankes, braunes Haidehädel. Das ABC habe ich ihr beigebracht und manch' andere Wissenschaft, und sie auf Gegenrechnung dem Onkel Doktor dann das Stricken!

Ja, kapiert hab ich's wohl schließlich, so mit Ach und Krach, selbst das „Krause“ und das „Abnehmen“. Aber sehr gut, glaub' ich, macht' ich meine Sache nicht!

Sechzehn Jahre waren nun schon vergangen, seit ich zum letztenmal als Gast in dem freundlichen Forsthaus gewohnt. Eine kurze — eine lange Spanne Zeit! Und in all den Jahren hatte ich von dem Hause auf der Haide und seinen schlichten und naiven Menschen nichts mehr gehört.

Hatte ich doch meinen Wohnort gewechselt und war nach Süddeutschland verzogen, wo selbst ich in einer Residenzstadt in die Redaktion einer Zeitschrift eingetreten war. Auch verheiratet hatte ich mich wieder, als schon etwas betagter Witwer, hatte selbst noch liebliche Kinder. So war's erklärlich, daß die Vergangenheit unter all den wechselnden Ereignissen allmählich zu verblasen angefangen.

Da führte mich eines Tages eine Reise in Erbschaftsangelegenheiten in die Heimat zurück. Alte Bilder der Erinnerung, frohe und ernste, stiegen vor mir auf. Und da ich noch ein paar freie Tage übrig hatte, beschloß ich, auch das Forsthaus auf der Haide aufzusuchen.

Wie ein lieber Bekannter, so grüßte schon von weitem mich das stolze Hirschgeweih, das aller Zeit und allem Sonnenbrand und Wettergraus zum Trost noch unverändert als Wahrzeichen die Giebelseite des Hauses schmückte. Auch die grünen Fensterläden waren noch die alten! Und die Franzosenische auf dem Hofe, die wir zu vierten kaum umspannen konnten, stand da wie einst mit ihrer knorrigen Riesenkrone, und wie vor Zeiten plätscherte der Waldbach mit seinen silberschuppigen Wellen, die im Frühlingssonnenschein blitzten, an der Geißblattlaube vorüber. Und genau wie damals sonnten sich zwei glänzend schwarze Dachshunde — doch gewiß schon Söhne oder Töchter meiner ehemaligen Freunde — vor der Thür, um mit kläffendem Gebell den fremden Ankömmling zu empfangen.

Ja, alles unverändert, ganz wie einst! Und leise trat ich über die alte Schwelle.

Doch keine muntere Kinderschar mehr eilte mir entgegen. Es war so still im Hause geworden! So still! Sechzehn Jahre! Ja, ja!

Da öffnete sich die Thür der Wohnstube linker Hand und der Förster in gestrickter Jagdweste, die kurze Peise in der Hand, erschien, um den Fremdling zu begrüßen. Ungebeugt, zäh und wetterhart wie die Bäume seines Waldes. Nur das Haar etwas ergraut und sonst genau wie ehemals.

Oder doch nicht ganz?

Er erkannte mich im ersten Augenblicke nicht, war dann aber offenbar herzlichst erfreut, den alten Bekannten von einst doch noch mal wiederzusehen. Auf dem hügeligen grünen Rippsofa, unter den ungezählten Hirsch- und Rehgeweihen mußte ich mich niederlassen und mit seiner lauten Weidmannsstimme rief er dann dem Mädchen, das in der Küche zu hantieren sahien, dem Gaste eilends Kaffee zu besorgen.

Auch der war noch genau so gut wie einst. Und dann ging es los, das „Woher?“ und „Wohin?“ und das „Wissen Sie wohl noch?“

Gleich zuerst aber erfuhr ich etwas Trauriges von ihm. Seine Frau ruhe schon seit

Jahren draußen auf dem kleinen Dorffriedhof. Eine nicht geachtete Gestalt sei ausgeartet und habe die raslos thätige und treue Lebensgefährtin von seiner Seite genommen. Es zuckte doch etwas auf dem leberharten Gesicht mit den scharfen, hellen Augen, als der Alte mir davon erzählte, knapp, etwas ungelentig, wie er so zu sprechen pflegte.

„Und die Kinder?“
Alle, bis auf die Dore, die Jüngste, die ihm den Hausstand führe und leider just in das Nachbardorf gegangen sei, in die Welt hinaus.

Der Karl, der Zweite, bei dem er zu erzählen anfing — natürlich Förster, da oben irgendwo in Ostpreußen. Dann der Fröh — wohlbestallter Dorfschulmeister, der Wilhelm — Schreiber beim Advokaten und der Heinrich — Schlosser, und alle gleich brav und tüchtig geworden.

Und auch die Mädels — wiederum fing er bei der zweiten an — die Liese verheiratet an einen Hofbesitzer. Es ginge ihr gut, recht gut sogar, und drei muntere Kinder seien schon da. Und die Lina, die Zweitjüngste — Stütze auf der Domäne.

Dann schwieg er, sinnend, nachdenklich. Es schien etwas auf ihm zu lasten.

„Und die Leni und der Franz, die beiden Aeltesten?“ so fragte ich ein wenig verwundert, „was ist aus denen geworden?“

„Nichts!“ antwortete er hart, zwischen den Zähnen heraus und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Nichts?! Aber — Herr Förster! —“

„Ja, das heißt,“ fuhr er bitter fort, „der Franz, der Kaufmannskontist ist drüben, da überm Wasser irgendwo. Wollte immer hoch hinaus, und wie's dann so geht. Eines Tages da — da stimmte die Kasse mal nicht. Ist zwar noch mit'm blauen Auge davon gekommen. War eben nichts zu beweisen. Aber — aber ich glaub wohl, 's wird doch wohl so gewesen sein. Denn bald hernach ist er verduftet. Hab nun schon seit Jahren nichts mehr von ihm gehört. — Und will's auch nicht!“

Ich schwieg, aufrichtig betrübt. Was sollte ich auch sagen? Hatte ich doch früher, bezüglich dieses einen Jungen, der schon als Kind die Nickel so zu schätzen wußte, manchmal so meine Befürchtung gehabt.

„Und die Leni, meine liebe, kleine Leni von damals, was ist aus ihr geworden? Die kann doch sicher Ihnen nur Freude bereiten haben!“

„Freude?! Ja — ja, wie man's so nimmt. Schauspielerei, Komödiantin ist das Ding geworden!“

Er lachte verächtlich auf. „Heimlich ausgekniffen!“

„Aber — wie — wie ist das nur gekommen?“ warf ich ein und sah im Geiste wieder das schlanke, ungewöhnlich aufgeweckte Kind mit den schweren, braunen Zöpfen und dem feinen ovalen Gesichtchen, aus dem die großen, dunklen Augen schon damals so verträumt, so sehnsüchtig und so heiß in die Ferne blicken konnten. Freilich hatte ich früher selber in dem Kinde ein schlummerndes dramatisches Talent gewittert, aber nie für möglich gehalten, daß es dereinst hier in der Einsamkeit sich Bahn brechen und das schöne Häufchen auf so gewaltsame Weise den Seinen und dem Vaterhaus entführen werde.

„Wie's gekommen ist? Bei der Hochzeit einer Freundin, einer Bauerntochter, hat sie am Volterabend irgend was mit aufgeführt, wie das jetzt so Mode ist. Und so ein verfluchter, windiger Maler, so ein Farbenflecker, der dort einlogiert war, hat sie gesehen und sie überredet, doch zur Bühne zu gehen. Und als ich sie ausgelacht, ihr gedroht, ist sie eines Tages auf und davon gegangen — mit sechzehn Jahren! Zu meiner Schwester in Berlin. Deren Mann ist nämlich auch an der Bühne, auch Schauspieler. Wie sie dann weiter gekommen, so ohne alle

Mittel — weiß es nicht. Hab' nur mal so gehört, daß sie manchmal fast gehungert hat. Und nun soll's ihr ja gut gehen, ist ja berühmt geworden.“ Er lachte auf. „Und doch wollt sie so gern mal heimkehren, uns wiedersehen — besonders als die Mutter starb! „Aber nimmer über meine Schwelle!“ so hab ich ihr geschrieben. „Denn da hinten hänge die Hundepetische noch bereit! Und sie ist auch nicht gekommen — werd' sie hoffentlich nie wiedersehen!“

Ein gebrochener Laut klang aus der Stimme des Alten, als ob ihm etwas in die Kehle steige. Doch die Augen blieben hart, entschlossen.

Ergriffen wollte ich versuchen, ein versöhnend Wort zu Leni's Gunsten zu reden. Doch heftig, hartnäckig schnitt mir der Alte meine Worte ab. „Nichts mehr davon, Herr Doktor!“

Als es Abend wurde, schieden wir. Ich mit dem Voratz, vor meiner Rückreise noch die Leni aufzusuchen. Ihre Adresse hatte ich mir erbeten. So wollte ich sehen, mit eigenen Augen, ob der Vater ein Recht hatt', ihr zu zürnen, so hart sie zu verdammen.

Und ich habe sie gesehen auf der Bühne, als Margarete. Eine Künstlerin sans phrase!

Am Tage darauf habe ich sie aufgesucht. In einer sehr modern und elegant ausgestatteten chambre garnie Wohnung fand ich sie.

Und schön war sie geworden, schöner denn sie je versprochen. Ich war fast verwirrt trotz meiner Jahre und grauen Haare, als ich ihr so plötzlich gegenüber stand. Doch erkannte sie mich sofort und schien herzlichst erfreut.

Und wie sie sprach, sich bewegte, die unbefangene Sicherheit der Dame. Und doch so herzagewinnend und so anmutig! Unglaublich mußte sie mit ihrer einfachen Vorbildung an sich gearbeitet haben.

Auf dem Samovar bereitete sie mir dann den Thee. Und als er fertig und das elegante Kupferservice vor mir stand, da fiel mein Blick auf eine plumpe, unglaublich geschmacklose Tasse von ordinärstem Porzellan, die Leni für sich füllte und dann mit ihren weißen, ringgeschmückten Händen an die Lippen führte.

Grasgrün, mit einer unmöglichen Rosengrünlande, und gar der Henkel schon genietet! Ich war verwundert. Wie kam nur die vulgäre Tasse in diese raffinierte Umgebung, die ja von Schönheitsinn und feinem gebildetem Geschmack so deutlich sprach?!

Ich konnte nicht darüber hin, ich fragte Leni danach.

Da schwand das liebreizende Lächeln von dem Gesicht der jungen Künstlerin. Sie wurde ernst, sehr ernst.

„Es ist ein Talisman, ein Andenken an die Heimat, die ich nie vergessen!“ so antwortete sie mir. Und plötzlich stand sie auf und reichte mir beide Hände, und in die schönen, dunklen Augen trat ein feuchter Schimmer.

„Herr Doktor, Ihnen kann ich es ja sagen. Es ist doch sehr, sehr schwer, als Mädchen und als Künstlerin so ganz allein zu stehen! Das heißt, wenn man nicht sinken will! Wenn sie, meine hohe, schöne Kunst, um die ich hart, so hart gerungen habe, und wenn die treue, kleine Wächterin dort nicht wär, dann hätte ich vielleicht doch längst mich selbst verloren. Denn es gab Stunden, auch für mich, in denen ich nahe, sehr nahe daran war, eine von den vielen, die gestrauchelt sind, zu werden. Vor allem, als Graf Rauschl, der Man dort in dem Bronzerahmen — und er ist reich, immense reich und schön — als er mit seiner Liebe mich verfolgte, wie vor dem viele andere schon. Und als er einstmals zu mir kam, ein fürstliches Juwelenarmband mir zu bringen, da fiel mein Blick zufällig auch auf die häßliche, kleine Tasse dort. Er lachte über den kuriosen Bauernnapf, und über die Karotte, solch Ding hier

aufzustellen. Zum Glück! Denn ich — ich hatte sie fast vergessen!

Der stolze Offizier, er ahnte nicht, was in mir vorging. Er hätte es nicht verstanden, er konnte ja nicht wissen, daß sie von jenem Manne stammt, der mich und den auch ich einst lieb gehabt — nicht mit den Augen, nein, mit dem Herzen lieb gehabt.“

Wich, träumerisch klang die Stimme der jungen Künstlerin, als sie fortfuhr: „Wir waren zusammen aufgewachsen in der Heimat, und als blutjunger Mensch, noch als Fortsetzler, hat er zum Geburtstag mir einst die kleine Tasse geschenkt. Für die paar Groschen, die ihm doch so lärglich zugemessen waren. Denn er war mittellos, und es war somit ein Geschenk, wie wohl ein armer Mensch und ein ungeschulter Geschmack zu wählen pflegt — aber reich an Wert als die Gabe eines Menschen, der mich lieb, sehr lieb gehabt!“

Sinnend, lächelnd blickte sie vor sich hin, um dann leise hinzuzufügen: „Heute ist er längst verheiratet. Ich habe ihm damals wohl recht weh gethan, als ich foriging, ihm nicht angehören wollte, obschon auch ich ihn einstmals lieb gehabt. Doch wie eine wahre, tiefe Liebe stets ihren Segen in sich birgt, lange noch, nachdem sie still verklungen und begraben, so auch hier. Denn das kleine Liebeszeichen dort ist ein Talisman geworden, ihm danke ich es, daß ich mich nicht verloren habe und nie verlieren werde!“

Ich küßte Leni bewegt auf die weiße, schöne Stirn. Es war die Stirn eines welt-erfahrenen und gereiften Weibes und doch die Stirn eines Kindes. —

Als ich zu Hause bei den Meinen wieder angelangt, schrieb ich von dort aus an den Alten auf der Haide. Ich hatte mir zwei Bilder von Leni mitgenommen und eins davon, ein „Gretchen“, auf dem der herzagewinnende, keusche Liebreiz ihrer Erscheinung rührend wirkte, legte ich in den Brief mit ein. Und auf die Rückseite schrieb ich die Worte: „Sie ist noch heute Ihre Leni! Ich bürgere Ihnen dafür!“

Wieder waren ein paar Jahre vergangen. Da erhielt ich eines Tages ein schwarz gerändertes Billet von Leni's Hand.

Der Vater sei gestorben — in ihren Armen!

Und voll herzlicher Teilnahme dachte ich nochmal zurück an die Haidekinder.

Gleichklang.

Kein Auge sieht ohne mich,
Und doch auch als Frucht wach ich,
Und wie wohl schmed' ich als Gericht,
Davon selbst die Bibel spricht.

Sonett.

Mich leset ihr. —
Still nahest mir
Im Waldrevier
Der Jäger sich.
Ihr geht durch mich,
Lobt meinen Strich
Und schließt mit mir.
Auch glänz' ich schön
In Wollenhö'n
Bald hier, bald dort.
Doch was ich bin
In jedem Sinn:
Umfaßt ein Wort.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 14. Juni. Fest vom hl. Herzen Jesu. ● St. Anna-Stift: Morgens 7 Uhr Hochamt, nachm. 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. ● Carmelitessen-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 1/2 6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht. Während der Oktav ist nachm. 4 Uhr Herz-Jesu-Andacht.

Samstag, 15. Juni. Vitus, Martyrer. ● St. Lambertus: Morgens 1/2 6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 15, 1-10. „In jener Zeit naheten Jesus Öffner und Sünder, um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen.“ — „Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet?“ „Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder der Buße thut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.“ — „Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat und die, wenn sie ein Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.“ — „Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder, welcher Buße thut.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

I.

Zur Leben des Herrn giebt es Momente, lieber Leser, wo Seine Majestät und Herrlichkeit so glänzend und überwältigend erscheint, daß wir in dieselbe kaum zu schauen wagen: ich denke da an die Begebenheit bei der Taufe im Jordan, an Seine Verklärung auf dem Berge Tabor, an Seine Auferstehung und Himmelfahrt. Er redet auch oft von Geheimnissen, die nur für Gott Selbst ergründbar sind. — Andererseits giebt es aber auch Momente, wo der Herr so liebevoll, so herablassend mit den Menschen verkehrt, wie nur ein liebender Vater mit den Seinen zu verkehren vermag. Solche Züge Seiner erbarmenden Liebe hat namentlich der hl. Evangelist Lukas sorglich gesammelt: das heutige Evangelium bietet dafür einen sprechenden Beleg.

Das ganze Erdenleben Jesu war im Grunde nichts anderes, als ein beständiges liebevolles Suchen des „guten Hirten“ nach den verirren Schäflein aus dem Hause Israel: Er strast sie nicht zurend, noch treibt Er sie gewaltfam zur Heerde zurück, sondern das gefundene Schäflein legt Er mitleidsvoll auf Seine Schultern, um es zur Heerde zurückzutragen. Ja, unsere Krankheiten (ruft staunend der Prophet) hat Er getragen und unsere Schmerzen Sich aufgeladen“ (Isaias 53). Durch Sein bitteres Leiden und Seinen grauenamen Tod hat Er das verirren Schäflein aus der Todesgefahr erlöst. Und nachdem dieses Wiederfinden (die Erlösung) vollbracht war, rief Er am Tage der Himmelfahrt Seine Freunde, die Engel

des Himmels, zusammen, damit sie teilnahmen an der Freude über das vollbrachte Werk der Erlösung, über das Wiederfinden des verlorenen Schäfleins.

Aber nun erst Sein Testament, Sein Vermächtnis an uns, vor dem Scheiden aus diesem irdischen Leben! Er setzt ein Geheimnis ein, so unaussprechlich erhaben, daß kein Mensch und kein Engel solches vorher hätte ahnen können: es ist das Sakrament der höchsten Liebe, da Er Seine Schäflein wunderbar nährt mit Seinem eigenen Fleisch und Blut.

Wie traurig ist es darum, lieber Leser, daß gerade dieses große Geheimnis, während es der Gegenstand der Anbetung u. der höchsten Verehrung, während es das Symbol der Einheit, das Leben und die Banne der wahren Kirche ist, — zugleich der Gegenstand des Widerspruchs, ja, des Spottes und der Lästerung seitens unserer irrenden Brüder geworden ist! „Auch in diesem Geheimnisse der göttlichen Macht und der Liebe Jesu trifft wieder das Wort des alten Simeon zu: „Siehe, Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird!“ (Luk. 2, 34).

Aber ist es denn wahr, lieber Leser, was die Gegner behaupten, daß uns in diesem großen Geheimnisse geradezu das „Unmögliche, das Widersprechende, das Abgeschmackte“ zu glauben zugemutet wird? — Ist es etwa Gott unmöglich, eine Substanz (eine Wesenheit) in eine andere: die Substanz des Brotes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Jesu zu verwandeln? — „Ei“, sagt der hl. Ambrosius († 397), „die ganze

Kirche... alender.

Sonntag, 16. Juni. Dritter Sonntag nach Pfingsten. Venedig, Bischof. Evangelium nach dem hl. Lukas 15, 1-10. Epistel: 1. Petrus 5, 6-11.
 ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Kinder. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion u. Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. In dieser Woche bis Freitag einchl. abends 7/8 Uhr Herz-Jesu-Andacht. ● St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen und an der Nachenerstraße. ● Karmeliten-Klosterkirche: 40stündiges Gebet. 6 Uhr erste hl. Messe, 7/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Festandacht, 6 Uhr Komplet. ● Ursulinen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Fest mit 13stündigem Gebet. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 1 Uhr Segen, 3 Uhr Betstunde für d. Marienverein, 6 Uhr Komplet.
 Montag, 17. Juni. Adolf, Bischof. ● Karmeliten-Klosterkirche: 40stündiges Gebet. 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Andacht, 6 Uhr Komplet.
 Dienstag, 18. Juni. Marcellian, Martyrer. ● St. Andreas: 10 Uhr hl. Messe für die verstorben der Bruderschaft vom guten Tode. ● Dominikaner-Klosterkirche: Hier Dienstag zu Ehren unser's hl. Vaters Dominikus, 6 Uhr hl. Messe für den III. Orden. ● Karmeliten-Klosterkirche: 40stündiges Gebet. 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Andacht. Abends 7 Uhr Komplet. Zum Schluß Redezeit. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Welt ist ja auf ein einfaches Wort des ewigen „Wortes“ aus dem Nichts hervorgegangen! Warum sollte denn nun das Wort dieses fleischgewordenen ewigen „Wortes“ nicht auch das, was schon war, in etwas, was es bis dahin nicht war, verwandeln können? Es ist doch ein größeres Wunder, die Dinge ins Dasein zu rufen, als ihre Natur zu verändern. Wer nun das Größere gethan hat, warum sollte Der nicht auch das Geringere thun können? Das eucharistische Brot (fährt er fort) ist, ehe die sakramentalen Worte darüber gesprochen werden, nur gewöhnliches Brot, — bei der Consekration aber verwandelt es sich in das Fleisch Jesu Christi. Diese Consekration geschieht ja nicht durch menschliche Worte, sondern durch die Worte des Sohnes Gottes! Wenn die Macht des Wortes dieses Sohnes Gottes so groß gewesen ist, daß durch dasselbe die Dinge zu sein anfangen, die vorher nicht waren: wie weit mächtiger wird dieses Wort dann sein, um zu bewirken, daß Dinge, die schon waren, in andere verwandelt werden! War dieses himmlische Wort in den natürlichen Dingen so wirksam, warum sollte es nicht in dem himmlischen und göttlichen Sakramente wirksam sein? Jede Schwierigkeit weicht also, wenn man festhält, daß die Consekration, durch die das Brot und der Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt werden, kraft des himmlischen Wortes geschieht.“

Während im Abendlande der hl. Ambrosius sich mit dieser Klarheit und Schärfe über das in Rede stehende Geheimnis aussprach, redete im Morgenlande der große Kirchenlehrer Chrysostomus († 407) nicht minder klar und bestimmt: „In dem eucharistischen Opfer (sagt er) ist Christus gegenwärtig; und gleichwie Er den Tisch der Apostel beim letzten Abendmahle zierte, so ist Er es auch, der auf unsern Altären konsekriert. Denn verstehen wir es wohl: nicht etwa durch die Kraft eines Menschen werden der Wein und das Brot, die wir darbringen, der Leib und das Blut Jesu Christi, sondern durch die Kraft des Herrn Selbst, der für uns gestorben ist; der Priester spricht nur die Worte aus, und diese empfangen ihre Wirksamkeit durch die Allmacht und Gnade Gottes. Jesus Christus hat gesagt: „Dies ist Mein Leib, dies ist Mein Blut!“ Eben dieses große Wort nun, das einmal aus Seinem göttlichen Munde kam, geht noch immer durch den Mund der Priester und wird bis zur zweiten Wiederkunft des Herrn (am jüngsten Tage) mit derselben Wirksamkeit auf allen Altären der wahren Kirche wiederholt werden.“ „Indeß — fügt der hl. Gaudentius, ein Zeitgenosse des hl. Chrysostomus, hinzu, — wir brauchen nicht einmal bis zum Ursprung der Dinge (Erbschaffung) zurückzugehen, brauchen nicht so weit auszuholen, um die Möglichkeit eines Geheimnisses zu beweisen, von dem wir ein Abbild beständig vor Augen haben: Das Wasser in der Natur ist gewissermaßen eine fortwährende Veränderung, eine fortwährende Veränderung der einen Substanz in eine andere. Das Wasser der Regenwolke und der Thau, die Luft, die Erde — verwandeln sich in Gras, Pflanze, Baum, Blüte, Frucht! Selbst das Brot, das wir essen, ist nur in Korn verwandelte Erde. Eben der Gott nun, der die Natur (das Wesen) der (menschlichen) Leiber geschaffen hat und alljährlich allüberall die Erde in Brot verwandelt, verwandelt im heiligsten Sakramente von neuem eben dieses Brot in Seinen eigenen Leib! Er hat die Gnade gehabt, es zu verheißeln (Joh. VI), und Er hat auch die Macht es zu thun.“

Die Väter und Schriftsteller der ersten fünf Jahrhunderte sprechen sich, lieber Leser, überhaupt in den klarsten und bestimmtesten Ausdrücken aus, so oft sie auf dieses erhabenste Geheimnis unseres Glaubens zu reden kommen; darum konnte ein alter Schriftsteller mit

Zug und Recht sagen: „Von allen Artikeln unseres katholischen Glaubens wird keiner so durch die übereinstimmende Lehre der Kirche und der hl. Väter bestätigt, wie der Artikel von der Wahrheit des Leibes Jesu Christi im Sakrament.“

Die Stimme der Thiere.

Naturwissenschaftliche Studie von Dr. Karl Runge.

Mag die Natur im Blüthenschmucke des Frühlings noch so lieblich prägen, mag der Schmelz der Farben, der Duft der Blumen noch so sehr des Menschen Herz erfreuen, mögen die Strahlen der Sonne noch so mild sich hernieder senken, der größte Reiz der Natur bleiben doch immer die lebendigen Stimmen derselben; sie wird uns näher gerückt, sie spricht uns feierlicher, bedeutender an durch das tausendfache Getöse des Lebens in ihr. Was wäre der frische grüne Wald ohne das Rauschen der Quelle, ohne den vieltönigen Gesang der Vögel, die blühende Wiese ohne das fröhliche Ergehen der Heerden, ohne das Summen der Insekten, was wäre die herrlichste Landschaft, wenn nicht die Stimmen der Natur auch dem Gehör seine Nahrung gäben, welches fast mehr noch als das Gesicht uns zu mitfühlenden Wesen macht? Und wäre es, wenn der Winter so vieles Lebendige aus unserer Nähe vertreibt oder verstummen läßt, auch nur das heisere Krächzen der Raben, der Schrei des einsamen Raubvogels, das Pochen des geschäftigen Spechtes, es ist doch eine Aeußerung des Lebens, eine Erinnerung, daß nicht alles Lebendige von uns gewichen ist, was uns umso mehr erfreut, je weniger die Landschaft dem Auge zu bieten vermag. Wenn alles schweige, wenn alle Stimmen der Natur verstummt wären mitten in aller Pracht der Erde würde uns ein Gefühl der Oede und Verlassenheit überschleichen, die Natur, wenn auch in die lachendsten Farben gekleidet, würde uns wie ausgestorben erscheinen.

Auch die unorganische Natur hat ihre berebete Stimme. Welch' eine Tonleiter von dem sanftem Rieseln des Baches, welcher sich mit leisem Grollen an einem Felsstück oder an einer Baumwurzel bricht, bis zur donnerähnlichen, ohrbetäubenden Brandung des wildempörten Meeres, vom wilden Fächeln des Zephyrs, welcher kaum in den Gräsern der Wiese, in dem Laube des Waldes ein leises, träumerisches Flüstern weckt, bis zum Wollen peitschenden Sturmes, der heulend, ohne Widerstand, über die weite Ebene saust, der die Riesen des Waldes knarrend bis zur Erde beugt oder wie dünnes Rohr knickt! Wohl offenbart sich in diesen Tönen der Elemente die erhabenste Naturpoesie, aber volle Befriedigung finden wir doch erst, wenn die Stimmen der Thierwelt einfallen.

Wunderbar mannigfaltig sind die Mittel und Wege, welche die Thiere anwenden, um in dem tausendfach wechselnden Getümmel des Lebens nicht lautlos zu bleiben. Doch nicht allen Thieren verlieth die Natur eine Lunge und somit eine wirkliche Stimme. Unzählige Thiergestalten auf der Erde und unter der Erde und im Wasser leben einsam und stumm, in sich selbst verschlossen mit ihren Trieben zur Erhaltung des Lebens und zur Fortpflanzung ihres Geschlechts. Andere wissen den Mangel einer Stimme auf verschiedene Weise zu ersetzen. Myriaden von Mücken, Fliegen, Bremsen, Immen und Käfern summen schwirren und schnurren und doch haben sie Alle keine eigentliche Stimme.

Den Fischen verlagte die Natur jede laute Aeußerung des Lebens; stumm verbringen sie ihr Leben in dem Dämmerlichte, welches selbst beim hellsten Sonnenschein unter dem Wasser herrscht. Erst bei den Amphibien tritt die Lunge auf und somit die erste Spur einer wirklichen Stimme. Die meisten bringen es aber nur zu einem zischenden oder hauchenden Geräusch, indem sie die Luft heftig ausstoßen. Nur die Familie der Frösche hat die Natur in dieser Beziehung bevorzugt; sie erheben sogar zu gewissen Tages- und

Jahreszeiten ihre Stimme am lautesten in dem vollen Orchester der Tierwelt. Kein Tier vermag in Bezug auf Kraft und Ausdauer der Stimme mit unserm Wasserfrosche zu rivalisiren, geschweige denn mit dem süßlangen Brüller Virginiens und Louisianas (Rana mugiens) dessen stumpfes Geschrei dem Brüllen eines Ochsen gleicht. Kein Tier hat aber auch solche Mittel zur Verstärkung der Stimme erhalten als der Frosch; denn wie zwei Trommeln treten seine gewaltigen Schallblasen aus den geschwellten Backen hervor.

Nicht nur an Stärke, sondern auch an Wohlklang und Mannigfaltigkeit der Töne sind die Vögel die begabtesten unter den Tieren. Welch' unendliche Skala von Tönen, vom heisern Krächzen der Raben, vom wilden, schrillenden Schrei des Raubvogels, vom dumpfen Stöhnen der Rohrdommel, vom leisen Wirren der Holztaube bis zum jubelnden Schmetter der Lerche, dem lauten, süßklagenden Flötentone der Nachtigall und Amstel, dem wechselvollen Triller des Finken und Kanarienvogels!

Betrachten wir die Stimmittel der Vögel etwas näher. Während die Amphibien die Stimme mehr mit dem Gaumen, die Säugetiere mehr mit den Lippen hervorbringen, erzeugen die Vögel die ihrige zum Theil mit der Zunge und schon deswegen ist sie die vollkommenste unter den Tierstimmen. Der Kehlkopf ist sehr einfach, er ist nur ein einfacher Spalt ohne einen dehnbaren Rand, ohne Stimmriemenbänder und andere Vorrichtungen, welche beim Menschen die wunderbare Mannigfaltigkeit der Töne bewirken. Dagegen haben die Vögel am Ende der Luftröhre einen eigenthümlichen Apparat, den sogen. unteren Kehlkopf, welcher sich am vollkommensten bei den Singvögeln findet. Da, wo die Luftröhre in die zwei Aeste übergeht, ist ein breiter, horniger Absatz, ähnlich dem Gerüste einer Trommel, in welchen von unten eine hornige Scheidewand hineinragt. Jeder Ast der Luftröhre ist durch eine Stimmrinne mit zwei Stimmhäutchen versehen. Zugleich setzen sich teils an die Trommel, teils an die Ringe der Luftröhre einige Muskeln, welche am meisten zu der wechselvollen Modulation der Töne bei den Singvögeln beitragen. Die besten Sänger haben fünf solcher Muskelpaare; die meisten übrigen Vögel nur ein oder zwei — und sind daher keiner Mannigfaltigkeit der Töne fähig. Bei den Wasser- und Sumpfvögeln sind kreischende oder schnatternde Stimmen vorherrschend. Die Albatrosse schreien fast wie die Esel; manche Raben, zumal die Lachmöve, lassen eigenthümliche Gurgeltöne, die hoch in den Lüften ziehenden Schwäne einen tiefen Posaunenton hören.

Auch die Hühner, Kletter- und Raubvögel entbehren des vollständigen Singmuskelapparats, indem sie nur einen einzigen Singmuskel haben; und doch hat jedes Geschlecht seine eigenthümliche Stimme, woran wir sie und sie sich untereinander erkennen: die Tauben ihr Trommeln, Wirren und Lachen, die Truthühner ihr Schluchzen, die Auerhähne ihr Schleifen, die Haushühner ihr Gackern und Glucken, die Wachtel ihren sanften, im Daktylusakte ertönenden Ruf, die Geier ihr Pfeifen.

Bei den Singvögeln, die einen gleichen Singmuskelapparat haben, scheint auch die Nahrung von Einfluß auf die Stimme zu sein. Die von Würmern oder Fliegen, Mücken und anderen Insekten lebenden haben eine klare, silberhelle Stimme, die Körnerfresser dagegen einen vollerklingenden, häßlicher trillernden Gesang. So trägt jeder Vogel je nach seinen besondern Mitteln und Kräften zu dem vollen Chöre das Seinige bei, manche machen sich sogar ein musikalisches Vergnügen eigener Erfindung, z. B. der Sprock, welcher stundenlang auf einem dünnen Aste sitzt und mit seinem kräftigen, keilförmigen Schnabel so tüchtig darauf los-

hämmert, daß es weithin durch den Wald dröhnt.

Die Säugetiere tragen verhältnismäßig wenig zu dem Getöse des Lebens in der Natur bei, denn sie lassen ihre Stimme viel seltener erschallen als die Vögel; auch ist dieselbe an und für sich weit schwächer. Während die größeren Vögel ihre verschiedenartige Stimmen aus einer Höhe von mehr als einer halben Meile herabschicken, macht sich die der Säugetiere schwerlich weiter als eine Viertelmeile vernehmbar. Doch erheben auch sie alle ihre Stimmen, um sich in der Ferne zu erkennen oder im Gefühle der Freude und des Schmerzes, der Zuneigung und des Zorns, des Hungers und des Durstes auszudrücken. Fröhlich hallt das Thal wieder von den Stimmen der blöckenden Herden, von dem Wiehern der Rosse, dem Bellen der Hunde; die Löwen und Tiger erfüllen mit furchtbarem Gebrüll die einsamen Wüsten, die Affen durchziehen mit freischendem Geschrei die Wälder der Tropen. Keins hat die Stimme des Andern, sie alle finden sich zusammen in den weiten Räumen, wo sie zerstreut umherschwärmen. Also ordnete es Gott der Herr zur Erhaltung des tierischen Lebens.

Ein Reiseabenteuer in Mexiko.

Von E. v. Bodman.

Zwischen Socorro und el passo del norte, am Rio Grande del norte ist eine fast durchweg unfruchtbare Steppe, in der Landessprache Jornada del muerto (Weg des Todes) genannt. Diese ungefähr 100 Meilen lange Ebene ist ein Teil der Hauptstraße zwischen Neu Mexiko und Chihuahua, und hat ihren düsteren Namen von der Thatfache, daß wohl Tausende hier ihr Leben einbüßten in dem gefährvollen Unternehmen, dieselbe zu passieren. Sie liegt zwischen zwei Berggipfeln, welche die Hinterhalte feindlicher und wilder Indianer bilden.

Nicht einen Tropfen Wasser und kaum einen Grashalm findet man während der trockenen Jahreszeit in dieser großen ausgedehnten Fläche und an einigen Stellen ist die Straße oder der Pfad buchstäblich auf beiden Seiten mit den gebleichten Knochen von Menschen und Tieren begrenzt, welche hier der Hitze und dem Durst unterlagen oder getötet wurden von den räuberischen Banden der Apaches oder anderen Indianern, die sie aus sicherem Ambusch mit bedeutender Anzahl angefallen und überwältigt haben.

Es war am 12. August, ungefähr 4 Uhr nachmittags, als wir, nachdem unsere Pferde und Maulesel zum letzten Male getränkt, dem herrlichen Thale von Fra Cristobal Abien sagten und in schnellerem Trabe der gefährlichen Ebene von Jornada del muerto uns näherten. Meine Begleiter waren ein alter Jäger oder Trapper von Missouri als Führer und drei arrieros (Mauleseltreiber) von gemischter Race, welche die Aufsicht über 6 Maulesel hatten.

Wir hatten kaum die dürre, staubige Ebene betreten, die ohne Baum, Busch oder Grashalm vor uns für 100 Meilen ausgestreckt lag, als wir schon auf menschliche oder tierische Ueberreste stießen, welche hier und dort an beiden Seiten des Weges verstreut lagen.

„Um! Dies sind sie,“ brummte Samuel Barker, mein Führer, vor sich hin; „überall, hier und dort liegen sie und glücklich wollen wir uns nennen, wenn wir nicht beitragen, diesen verwünschten Knochenhaufen zu vergrößern!“

„Wie viele Male habt Ihr diese Ebene schon überschritten, Barker?“ frug ich, als wir auf zwei feurigen Pferden neben einander, den Mauleseln voraus, herritten.

„Sieben Mal!“ war die Antwort.

„Und ich vermute, Ihr seid immer glücklich und sicher durchgekommen?“

„Das will ich nicht gesagt haben.“

„Nun denn, zum wenigsten seid Ihr immer mit dem Leben davongekommen!“

„Dem mag sein, wie ihm wolle, indes hättet Ihr mich einmal gesehen, als ich jenes andere Ende erreichte, ich glaube, ich hätte nicht zwei Mal nötig gehabt, Euch zu versichern, daß es schlecht stand mit meinen Lebensgeistern.“

„Es war denn so ziemlich vorbei mit Euch? He?“

„Es war aus mit mir — und so mit allen meinen Tieren — und es war lange, ehe ich wieder zu mir kam — doch diese niemals! So war es, lieber Herr! Die Maulesel gaben aus und fielen wegen Mangel an Wasser um, noch zwanzig Meilen vom Ziele, und ich, ermattet und halbtot, setzte zu Fuß und allein meine Reise fort, bis ich in Sicht kam von dem, was ich zu erreichen wünschte; da unterlag auch ich; und wäre es nicht, daß ein mexikanischer Neger zufällig hier passierte und mich aufnahm und pflegte aus christlichem Mitgefühl, meine alten Knochen würden heute dort mit jenen liegen.“

„Nun, ich hoffe, uns wird es besser gehen!“

„Zimmerhin könnte es nicht schlechter sein! Seht, um daran zu denken, es war just an einem Tage wie dieser, als ich zur selben Stunde aufbrach!“

„Ihr seid ein guter Tröster, Barker!“ erwiderte ich.

„Wie so? Ihr müßt es nehmen, wie es kommt, und Ihr müßt eben so gut darauf gefaßt sein, ein solch unangenehmes Ereignis wie dies zu erleben. Indies seht, wäre ich nicht durch einige Indianer aufgehalten worden, von denen ich wußte, daß sie auf der Lauer lagen, um mir meinen alten Skalp zu nehmen, ich glaube, wir wären wohl ganz gut durchgekommen; ich hatte die Merkmale gesehen und wußte, wo sie waren und hatte deshalb in einer brennenden Sonnenhitze den ganzen Tag hindurch bis zur Nacht zu warten, denn diese nur gab mir Gelegenheit, ihrer Vandalen zu entweichen!“

Wir ritten für ein paar Stunden in scharfem Trabe fort, als wir fanden, daß die Maulesel der zu großen Sonnenhitze halber nicht im Trabe waren, mit uns Schritt zu halten. Wir mußten also zu einem gemäßigteren Trabe nachlassen und hielten so bei, bis die feurige Sonne breit und rot hinter den fernern Berggipfen der Sierra de los mimbros verschwand. Die Nacht erschien, klar und lieblich, mit einem leichten, angenehmen Winde; indes wohl wissend, was für ein gefährvolles Tagewerk wir vor uns hatten, spornten wir von Neuem unsere armen Tiere in einen lebhafteren Trab, welchen wir wohl mehrere Stunden beibehielten.

Ungefähr 1 Uhr des Morgens kamen wir zu einem Halt, um unseren Pferden und Mauleseln ein wenig Zeit zur Ruhe und Erholung zu lassen; und damit ihnen diese im vollsten Maße werden möge, stieg ich und mein Führer von unseren Pferden und erleichterten ebenso die Maulesel ihrer Bürden. Obgleich erst 9 Stunden auf der Reise und ungefähr nur 35 Meilen von dem Wasserplatz Fra Cristobal wurde doch das Gefühl nach Durst ziemlich merkbar, wenngleich nicht ernstlich; indes, wenn ich überlegte, daß wir noch zirka 70 Meilen, und diese größtenteils unter dem Einfluß einer brennenden Sonne zu durchwandern hatten, ich gestehe, schauerte mir innerlich und ich fühlte eine krankhafte Beklemmung des Herzens. Doch da war jetzt keine Hilfe mehr — kein Entkommen — und so nach einer kleinen Stunde Ruhe erneuerten wir unseren Marsch und eilten vorwärts bis Sonnenaufgang, wo wir denn annehmen konnten, auf der letzteren Hälfte unserer Reise, unglücklicher Weise aber auch am Anfang unserer Fatiguen und Leiden zu sein.

Das Aussehen unserer von Schweiß triefenden und kuckenden Tiere, deren fieberhafte Augen, trockene und halb geöffnete Lippen und innerliche Unruhe schon die Pein des

Durstes verrieten, der Anblick des glühenden Himmels, des verdorrten staubigen Bodens — erwägend, daß fast noch 50 Meilen zwischen uns und einem Wasserplatze lagen — schienen mir die düstersten Vorboten, daß sicher eins oder das andere unserer Tiere den Strapazen unterliegen würde, selbst wenn wir mit dem Leben die Gefahren dieser Reise überstehen sollten. In dem Auge des erfahrenen Führers fand ich wenig Ermutigung und die gebräunten Gesichter der Treiber zeigten eine ängstliche Niedergeschlagenheit und Furcht. Ich hatte mich mit einigen Flaschen Wasser und einer Flasche Cognac, um mir im äußersten Falle zu dienen, versorgt, und einen Augenblick anhaltend, bereitete ich ein wenig Grog, gab einem jeden davon einen Schluck und durch Erfahrung belehrt, besenchtete ich die Lippen und Zungen der Tiere mit derselben Mischung, welches für kurze Zeit eine kleine Erfrischung zu gewähren schien.

Gegen Mittag stürzte plötzlich einer der Mauleseltreiber vom Sonnenstich getroffen von seinem Sitze und obgleich wir anhielten und alles Mögliche versuchten ihn zu retten, eine Ader öffneten und gewaltsam Liqueur ihm einflößten, blieb Alles ohne Erfolg; er starb innerhalb einer Stunde und da wir kein Mittel hatten, ihn geeignet zu beerdigen, gruben wir mühsam mit Messern und Händen eine kleine Höhlung, warfen die Erde über ihn und ließen ihn in seinem letzten Schlafe.

„Ich sah es voraus!“ murmelte Barker, als wir mit unendlicher Mühe und Anstrengung unsere Pferde und Maulesel wieder auf die Beine zu bringen versuchten — denn sie hatten auch die Zeit des Aufenthaltes benützt und sich gelegt, um trotz der heißen Sonne der Ruhe soviel als möglich zu pflegen. —

„Ich wußte es, wir werden noch mehr zurücklassen, ehe wir am Ziele sind. Man wußte wohl recht gut, weshalb man diesen Weg den Weg des Todes nannte.“

Wollte ich es auch unternehmen, ich könnte meine Gefühle, meine Leiden, geistig wie physisch, nicht beschreiben, als wir in schneckenähnlichem Gange am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages über die endlos scheinende Ebene dahinkrochen. Die dringendsten Forderungen der Natur hatten endlich all unser Wasser und Liqueur erschöpft und unsere Lippen, Zungen und Hals fingen jetzt an zu schwellen und zu schmerzen, unsere Lungen glichen geheizten Oefen, unser Blut Fenerströmen, während ein Gefühl anwachsender Geisteszerrüttung, als ob der Geist in eine Region wilder Phantasie zu wandern im Begriffe stünde, mich mit unendlichem Schrecken erfüllte. Unsere Tiere schienen noch mehr als wir zu leiden und mit ohnmächtig gesenkten Köpfen und vorhängender Zunge taumelten und wankten sie, das Beste für ihre Herren und sich selbst versuchend. Wir alle stiegen ab und verteilten das Gepäck gleichmäßig unter Pferde und Maulesel, in der Erwartung, daß sie mit geringeren Lasten leichter den Beschwerden trohen möchten, indes, trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln unterlag gegen 4 Uhr einer der Maulesel und die übrigen waren in einem Zustande, daß wir beschloßen, wo wir waren, die Nacht abzuwarten, um dann einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, die Reise fortzusetzen.

Während wir hier noch ruhten, waren wir plötzlich überrascht und alarmiert durch eine Bande von ungefähr 20 Apaches, welche von einem Hügel zu unserer Rechten kommend, pfeilschnell die Ebene kreuzten, und ansingen, uns zu umzingeln, augenscheinlich unsere hilflose Lage benutzend, in der Absicht, einen Angriff zu machen. —

„Dort kommen sie, die roten Hunde,“ brummte Barker, seine Büchse mit nerviger Hand ergreifend — „jetzt alle hingelegt und hört, was ich ihnen sagen will.“

Wir alle hielten uns regungslos, bis der Kühnste der Bande, wahrscheinlich ein junger,

ehrzeigiger Häuptling, in Büchsenfußweite gekommen war; langsam und bedächtig legte der alte Trapper seine Büchse an die Schulter, einige Sekunden zielte er mit scharfem Auge und feuerte. Das Ziel war gut und herunter stürzte der vermeintliche Bandit. Ein wildes Geschrei der Wut und Verzweiflung folgte dieser Szene, und alle flogen pfeilschnell zur Seite ihres gefallenen Häuptlings und fort stob in Blitzesschnelle die ganze Bande — doch weiter wurden wir nicht mehr von ihnen behelligt.

Die Sonne hüllte ihr feuriges Antlitz beim Untergange in eine dunkle Wolke und nie in meinem Leben hatte ich inbrünstiger gebetet als jetzt, daß diese Wolke aufsteigen und mit einem Regen und beglücken möge. Gott sei es gedankt, mein Wunsch ward erhört. Heraus kam die schwarze dunkle Wolke des Himmels und verhüllte die Sterne in ein undurchbringliches Dunkel und in Strömen ergoß sich der Regen, der in solchem Drangsal unsere einzige Rettung war. Unter dem Einflusse dieses unerwarteten und erwünschten Regenschauers lebten wir neu auf und von unserer Bett den besten Gebrauch machend, trieben wir dahin in der Dunkelheit und erreichten den Wasserplatz San Diego um 10 Uhr.

Vielfach durchstreifte ich später Mexiko, doch dies war meine erste und letzte Passage der Jornada del muerto.

Sine seltsame Operation.

Historische Novellette von Alfred Emmy.

Gräfin Alexiewna befand sich in ihrem Douboir. Wie ein junger Maimorgen, herb und schön, strahlte sie im Glanze ihrer zwanzig Jahre. Sinnend und träumend spielte sie mit duftigen Rosen, die ihr aus dem Treibhause der Gärtner heraufgebracht hatte. Da pocht es leise an der Thür. Der vornehm und würdig aussehende Diener meldet Fürst Simonowitsch, ihren Verlobten. Er war Kapitän bei der eben erst gebildeten Kaisergarde Peters des Großen. Die bunte Uniform mit den goldenen Fangschnüren stand dem stattlichen, hochgewachsenen Manne überaus gut. Das Brautpaar war eine Pflanze des Petersburger Hofes, der neuen Residenz, die den Namen ihres Regenten trug. Sie begrüßten sich herzlich und Alexiewna begann lebhaft zu plaudern.

„Morgen ist großer Maskenball bei Hofe. Der ganze Adel ist geladen, ich freue mich darauf. Mama und ich haben schon die Masken gewählt. Ich sage es Dir nicht, Simonowitsch, damit wir Dich besser necken können.“

„Daraus wird wohl nichts werden,“ entgegnete verdrießlich der junge Gard Kapitän. „Ich habe Dienst. Es ist ärgerlich, aber nicht zu ändern.“

„Wie kann der stattlichste, schönste Offizier des Zaren an einem Hoffeste Dienst haben,“ scherzte die Gräfin. „Wenn Du willst, wird es schon gehen.“

„Nein, Alexiewna. Beim Dienste hört das Scherzen auf. Unsere Reglements sind streng, sehr streng. Der Kaiser versteht keinen Spaß. Ein Offizier seiner Garde sollte gegen seine Befehle handeln! Niemals. Meine Ehre verbietet mir das.“

„Ich will aber, daß Du kommst,“ sagte das junge Mädchen, ungeduldig mit ihren in goldenen, winzig kleinen Pantoffeln steckenden Füßchen den Boden stampfend.

„Du creierst Dich vergebens, Alexiewna. Ich kann nicht.“

Nun begann die Komtesse zu weinen, wie ein verzogenes Kind. Jedes Trostwort ließ sie unbeachtet, bis schließlich der Kapitän es für's Geratenste hielt, sich still zu entfernen.

Bestimmter denn je bezog der Fürst am nächsten Morgen an der Spitze seiner Kompanie die Kasernenwache. Einen Tag und eine Nacht über auf den engen Raum der Wachstube beschränkt zu sein, gehört niemals zu den Annehmlichkeiten des Militärdienstes.

Wenn aber vollends ein Hoffest bei solchem Dienst verloren geht, mag der Aerger und Unmut des jungen Offiziers um so berechtigter sein.

Endlos dehnten sich die Stunden und als der Abend hereinbrach, gab er sich dumpfem Brüten hin. Da betrat der Sergeant seiner Kompanie das Zimmer und meldete: „Kapitän, ein Knabe ist hier. Darf er herein?“

„Ohne Weiteres,“ entgegnete Simonowitsch. Der Sergeant führte den Jungen herein.

Es war ein Bote von Alexiewna mit einem Briefchen. Dasselbe lautete:

„Lieber Simonowitsch!

Wir sind soeben zu Hofe angekommen. Was von Adel und Rang ist dort versammelt. Du sollstest fehlen? Ach, ich vermiss dich. Bin freudlos unter den Frohen. Wer wird es merken, wenn Du auf ein ein Stündchen Dich unter das Gewühl der Masken mischst. Der Knabe bringt Dir einen Domino. Er ist mir an der roten Schleife erkenntlich. Zieh ihn rasch an und komme.

Deine Alexiewna.“

Die Verlockung war zu groß. Der Fürst vermochte nicht zu widerstehen. Rasch zog er das Kostüm an und gab in der Wachstube den Auftrag, einen Schlitten zu holen.

„Sergeant Du schweigst, in einer Stunde bin ich wieder zurück.“

Mit einem „Zu Befehl, Kapitän,“ beantwortete der Sergeant diese Aufforderung, während Simonowitsch den Schlitten bestieg, der ihn zum Palast brachte.

Zu den goldgeschmückten, lichterfüllten Räumen brandete der tolle Mummenhauz. In froher und doch etwas gemessener Lust wurde dem Tanze gehuldigt, so daß dem jungen Fürsten an der Seite seiner Braut die Zeit im Fluge entchwand.

Auf der Wachstube erschien unterdessen ein großer, breitschultriger Mann mit blitzenden Augen, in einem schweren Reitermantel gehüllt.

„Wo ist der Kapitän?“ fragte er den Sergeanten. „Ich will es wissen.“

„Erst muß ich wissen, was Dich das angeht,“ entgegnete der Sergeant.

„Ohne Umstände, heraus damit, wo ist der Kapitän?“

„Wer giebt Dir das Recht zu fragen?“

„Der Kaiser!“

„So sehen nicht des Kaisers Boten aus.“

„Schurke . . . nein doch nicht. Du hast Recht. Wackerer Soldat, sieh mich an. Sehen sie so aus?“

Der Fremde schlug den Mantel zurück und zeigte sich in der Uniform eines russischen Generals, mit einem glühenden Ordensstern auf der Brust.

„Du bist General,“ antwortete der Sergeant. „Warum hast Du das nicht gleich gesagt?“

„Weil ich nicht wollte. Aber jetzt heraus mit der Sprache, wo ist der Kapitän?“

„Ich weiß es nicht und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Weil der Kapitän mir's verboten hat, und ich gewohnt bin, zu gehorchen.“

„Wie heißt Du?“

„Lanskoj.“

„Und bist?“

„Sergeant Major.“

„Wie lange dienst Du?“

„Fünfzehn Jahre.“

„Hast Du Wunden?“

„Bei Pultawa wurde ich schwer verletzt.“

„Du warst bei Pultawa?“

„Und ob ich dabei war. Paß Bliß. Wie ging's da zu! Beim Väterchen; ich habe tüchtig mitgeholfen und ganz allein eine Standard genommen. Ging's nach Recht, ich müßte mehr sein als Sergeant!“

„Gieb mir die Hand, Bruder. Stoß an. Da ist Wutli. Du sollst leben!“

„Auch der Kaiser soll leben?“

„Meinetwegen, auch der!“

„Und mein Kapitän lebe. Stoß an General auf seine Gesundheit.“

„Was, ein Kapitän, der seinen Posten verläßt. Nimmermehr!“

Der Sergeant wollte antworten, da trat der Kapitän in die Wachstube. Kaum hatte er den Fremden gesehen, so warf er sich ihm zu Füßen. „Verzeihung, Herr!“

Streng blickte der Fremde den jungen Fürsten an und sprach: „Ubergieb Dich sogleich dem Sergeanten als Gefangenen. Keine Widerrede. Du Lanskoj bürgst mir für ihn, ich befehle es Dir. Er bleibt bis Morgen Mittag hier und Dich ernenne ich zu seinem Stellvertreter. Hast Du verstanden, Lanskoj? Morgen führst Du den Pflichtvergeßenen dem Kaiser vor. Gute Nacht, Kamerad.“

„Gute Nacht, General.“

Am nächsten Mittag brachte nach Ablösung der Wache der Sergeant seinen Gefangenen in den kaiserlichen Palast. Die Flügelthüren wurden im Vorzimmer geöffnet und auf der Schwelle erschien Peter der Große in seiner imposanten Figur.

„Sei gegrüßt, Kapitän Lanskoj. Hier Dein Patent. Wie geht's Dir? Es ist brav, daß Du meine Befehle befolgt hast, wie es sich für den Soldaten schickt, dem Pflichtvergeßenen gehört das Rohr. Peter ergriff ein spanisches Rohr, das in der Nähe stand und wollte auf den jungen Fürsten, der zitternd und bleich mit einem Taschentuche seine Thränen barg, losschlagen.

„Warum verbirgst Du Dein Gesicht, Nichtswürdiger?“ donnerte er den Fürsten an.

„Majestät, ich habe so furchtbare Zahnschmerzen,“ antwortete Simonowitsch.

„Zahnschmerzen! Wo ist der Zahn? Ich will ihn sehen.“

„Hier Majestät, der Eckzahn.“

„Wahrlich. Der Zahn ist angezessen. Er muß heraus, sonst steckt er die anderen an. Meine Instrumente! Komm her, Simonowitsch, setz Dich nieder und halte still.“

Peter nahm die Operation vor; es war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, auf die er sich gut verstand. Mit einem Nuck war der vermeintliche kranke Zahn draußen.

„Seinem Mitmenschen zu helfen, ist Menschenpflicht,“ wies er die Dankesbezeugungen ab. Milde gestimmt, rief er die im Nebenzimmer wartende Alexiewna herbei, ordnete deren sofortige Verheiratung mit dem Fürsten an und übertrug ihm eine Oberstenstelle an der türkischen Grenze. Die seltsame Operation hatte Simonowitsch vor entehrender Strafe gerettet.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Gleichklang: Vinsen.

Somonym: Bogen.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 19. Juni. Gervasius und Protasius, Martyrer. ● Karmelitesen-Klosterkirche: 6 u. 8 Uhr hl. Messen. Nachm. 4 Uhr Andacht.

Donnerstag, 20. Juni. Silverius, Papst und Martyrer. ● Maria Empfängnis, Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segensamt. Jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht. ● Karmelitesen-Klosterkirche: 6 u. 8 Uhr hl. Messen. Nachm. 4 Uhr Andacht zum allerb. Sakramente.

Freitag, 21. Juni. Moysius Gonzaga aus der Gesellschaft Jesu. ● St. Andreas: 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Moysius, abends 1/9 Uhr Sähe-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt zu Ehren des hl. Moysius. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Segensmesse. Nachm. 4 Uhr Armenseelen-Andacht.

Samstag, 22. Juni. Bonifaz, Bischof. ● St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 5, 1-11. „In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See Genesareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze.“ — „Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe.“ — „Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet euere Netze zum Fange aus.“ — „Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen: aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ — „Als sie dies gethan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß.“ — „Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten: und sie kamen, und füllten beide Schiffe, so daß sie beinahe versunken wären.“ — „Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch!“ — „Denn Staunen hatte ihn ergriffen, und Alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Gesellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen.“ — „Und sie führten ihre Schiffe ans Land, verließen Alles, und folgten ihm nach.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.
II.

Nicht Zufall war es (sagt der hl. Bernhard), daß der Herr das Schiff des Petrus wählte; Seine ewige Weisheit gab damit die Vorandeutung, daß der Sitz, von dem aus sie durch alle Zeit die Welt lehren werde, das Schifflein, der Sitz Petri sei. Nur aus dem Schiffe — aus der Kirche — des Petrus lehrt Christus, und wird Er lehren immer und unfehlbar. Aus diesem „Schiffe“ lehrt also der Herr, lieber Leser, auch die Wahrheit über das größte Geheimnis unseres Glaubens, über das allerh. Sakrament des Altars.

Jüngst überzeugten wir uns, mit welcher Klarheit und Bestimmtheit die Kirchenväter des 4. Jhrts. über die Wesensverwandlung im hl. Altarsakramente sich ausgesprochen haben. Einen alten Schriftsteller dieser Periode wollen wir aber noch hören: „Um ein Beispiel (sagt er), um einen Beweis für die Veränderung einer Substanz (Wesensheit) in eine andere zu finden, brauchst du nicht einmal aus dir hinauszugehen: Du findest ihn in dir selbst! Du issest Brot, Kräuter, Früchte: verwandeln sich nun nicht diese durch die Wärme deines Magens zersehten Substanzen in dir selbst in andere Substanzen und verändern sich in Fleisch, Blut, Knochen, Nerven, Haut? Denn deinen Leib, so wie er jetzt ist, hast du ja nicht durch die Geburt, sondern durch die Nahrung. Nun wirst du aber doch gewiß nicht sagen, daß das göttliche Feuer des Heil. Geistes weniger wirksam sei, als das natürliche Feuer deines Magens! Hat also dein Magen die

Fähigkeit, die Nahrungsmittel in einen menschlichen Leib zu verwandeln, warum sollte der Heil. Geist nicht das Brot in den Leib Jesu Christi verwandeln können? — Du verstehst nicht und wirst auch nie verstehen können, wie diese Verwandlung in dir geschehe: sie ist ein tiefes Geheimnis der Natur, und doch zweifelst du nicht, sondern glaubst daran, — glaube also auch an die Verwandlung im hl. Abendmahle, an das große Wunder der Gnade, obwohl du es nicht verstehst!“

Wir können aber, lieber Leser, selbst bis ins erste Jahrhundert der Kirche hinaufsteigen, um die Lehre von der Wesensverwandlung im hl. Sakramente klar und bestimmt ausgesprochen zu finden. Ich denke da vor allem an den hl. Ignatius, den unmittelbaren Nachfolger des Apostelfürsten Petrus auf dem bischöflichen Stuhle von Antiochien. Die Zeitgenossen dieses ehrwürdigen Mannes haben ihm den Beinamen „Theophorus“ (der von Gott Getragene) gegeben, weil man allgemein der Meinung war, er sei jenes Kind gewesen, das der Heiland, nach dem Berichte der Evangelisten, einst auf Seine Arme genommen und Seinen Jüngern als ein Beispiel für die Gefinnungen vorgestellt habe, die den Eintritt ins Himmelreich ermöglichen (Matth. 18. u. Mark. 9.) Nicht ohne Ehrfurcht öffnen wir heute die Briefe dieses Mannes, der in der Wiege unseres Glaubens genährt worden und einer von denen war, die den Fußstapfen unseres Heilandes zuerst gefolgt sind. Wie spricht Ignatius sich denn nun über die wahrhaftige Gegenwart Jesu im hl. Altarsakramente

Kirchenkalender.

Sonntag, 23. Juni. Vierter Sonntag nach Pfingsten. Edeltrud, Jungfrau. Evangelium nach dem hl. Lukas 5, 1-11. Epistel: Römer 8, 18-23.
● St. Andreas: Fest des hl. Aloysius. Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Junggesellen-Sodalität, 9 Uhr feierl. Hochamt, darnach Prozession durch die Stadt. Nachm. 4 Uhr Predigt mit Aloysius-Andacht. — Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialisten, nachm. 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jünglingskongregation, nachm. 5 Uhr Predigt und feierl. Aufnahme neuer Mitglieder. ● St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag u. Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation verbunden mit feierl. Aufnahme neuer Mitglieder. ● Karmelitessen-Klosterkirche: Fest „Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 7/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, darnach Festandacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Marienverein: feierl. Aufnahme der neuen Mitglieder. ● Pfarrkirche zu Volmerswerth: 7/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Kinder; Beginn der Aloysianischen Andacht.
Montag, 24. Juni. Johannes der Täufer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht. Morgens 8 Uhr feierl. Amt zu Ehren des hl. Johannes.

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

aus? — Indem er von den Doketen redet — d. i. Irlehrern, die behaupteten, Jesus sei nur ein Scheinmensch gewesen. Er habe nur einen Scheinleib gehabt, — sagt der ehrwürdige Heilige: „Sie entfernen sich von dem hl. Abendmahl und vom Gebete, weil sie nicht bekennen wollen, daß das hl. Abendmahl das Fleisch unseres Heilandes Jesu Christi ist, jenes Fleisch, das für unsere Sünden gelitten hat.“ Wenn man nun bedenkt, lieber Leser, daß die Hauptlehre jener Doketen in der Behauptung gipfelte, daß der Leib, den der Sohn Gottes angenommen, nur ein Scheinleib gewesen sei: so kann es für einen denkenden Menschen keinem Zweifel unterliegen, daß der Glaube der Katholiken, den diese Irlehrer verwarfen, die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im hl. Altarssakramente lehre.

Aber ist es denn möglich, lieber Leser, daß der ganze Leib Jesu Christi sich in einer kleinen Hostie, ja, in jedem Teile der Hostie vollständig befindet? — Warum denn nicht? Wie Gott vermöge Seiner Allmacht ein und dasselbe Ding unermesslich ausdehnen kann (z. B. bei den wunderbaren „Brotvermehrungen“ des Evangeliums), so kann Er es selbstredend auch unermesslich verringern. Befindet sich nicht der ganze Baum in dem Kern oder Samen, der ihn hervorbringt? Ist nicht, (sagt ein alter Schrifterklärer) die Pupille unseres Auges etwas sehr Kleines? Und doch zeichnet sich durch das Licht ein großer Strich Landes, ein sehr hoher Berg ganz darin ab, und darum sehen wir ihn. Ebenso kann der ganze Leib des Herrn sich sehr wohl in einer sehr kleinen Gestalt befinden. — „Aber (könnte man sagen) was man sieht, ist im Auge lebendig in der Vorstellung vorhanden, während doch der Leib Jesu Christi auf sakramentale Weise, also wahrhaft, wirklich und wesentlich sich im konsekrierten Brot befindet.“ Im hl. Altarssakramente, lieber Leser, befindet sich der Leib des Herrn mit den Gaben der himmlischen Herrlichkeit: er befindet sich also unsichtbar und unteilbar darin nach Art eines Engels. Würde nämlich ein Engel sich in einer Hostie verbergen, so wäre er ganz in der Hostie, gerade wie die menschliche Seele ganz im ganzen Leibe ist und doch auch wieder ganz in jedem Teile des Leibes, — wie endlich Gott ganz in der ganzen Welt ist, und doch auch wieder ganz in jedem Punkte der Welt. Warum sollte denn nun dieser Gott Seine Menschheit nicht ganz in die Hostie und in jeden Teil der Hostie bringen können, da Er mit Seiner Gottheit schon darin anwesend ist? Würde ein Engel sich in einem Brote verbergen, so würdest du den Engel nicht sehen, sondern nur das Brot, und du hättest nur das Gefühl, den Geschmack, den Geruch des Brotes, — dennoch aber würdest du an der Gegenwart eines Engels in diesem Brote nicht zweifeln, wenn dich etwa ein Prophet dessen versicherte. Warum sollte es dir denn nun so schwer fallen, zu glauben, daß in der konsekrierten Hostie Jesus Christus wahrhaft verborgen sei, da es doch Jesus Christus Selbst gesagt hat und Er doch gewiß nichts Unwahres sagen kann! Eine solche Weise: geistig, unsichtbar in einer Hostie gegenwärtig zu sein, wäre für den Engel etwas Natürliches; warum sollte nun der allmächtige Sohn Gottes es Seinem (menschlichen) Leibe nicht möglich machen, auf eben solche Weise im hl. Sakramente gegenwärtig zu sein? (Corn. a Lapide) Betrachte! du endlich den Menschen, lieber Leser, so siehst du an ihm nur Körperliches und doch zweifelst du nicht daran, daß er auch eine Seele habe, die du nicht siehst. Was liegt also daran, daß Jesus Christus im hl. Sakramente nicht gesehen wird, — da Er doch Selbst versichert hat, daß Er wirklich darin gegenwärtig sei?

Das hl. Altarssakrament ist die Banne frommer Christen, aber auch der kostbarste Schatz unserer Tempel: nimm das hl. Sakrament hinweg, — und der Altar ist nur mehr

ein steinerner oder hölzerner Aufbau und das Gotteshaus ein gleichgiltiger Ort, wie jeder andere; es wird das, was die Bethäuser der Protestanten sind, die dieses Geheimnis daraus verwiesen haben.

Die Blumenkönigin.

Skizze von Ludwig Epstein.

Unter all den lieblichen Kindern Floras, die unser Auge jetzt in Gärten und Feldern, Wiesen und Wäldern erblickt, ist keine, das unsere Sinne, unser Gemüt so gut zu erfassen und zu umstricken vermag, wie die Rose, die mit Recht den stolzen Namen „Blumenkönigin“ trägt; denn nichts gleicht ihrem Dufte und ihrer Farbenpracht. Sie ist die Freude und der Stolz aller Blumenfreunde, ihr Lob haben die Dichter aller Völker und aller Zeiten gesungen, und um ihre dornigen Äste rankt sich gar manche sinnige Sage.

Nach einer persischen Sage war ursprünglich nicht die Rose, sondern die Lotusblume die Königin der Blumenwelt. Doch konnte diese die Pflichten der Königin nicht erfüllen:

„Die Lotusblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte,
Erwartet sie träumend die Nacht.“

Deshalb kamen die Blumen vor das Angesicht des Schöpfers und baten um eine andere Königin. Der Herr erfüllte die Bitte und gab ihnen die jungfräulich weiße Rose. Die Nachtigall, der Liebling der Blumen, war von der neuen Königin so entzückt, daß sie rasch hinzuflog, um sie fest an sich zu pressen; aber die scharfen Dornen drangen tief in ihre leberreiche Brust ein und verwundeten sie tödlich. Ihr Herzblut färbte die weißen Blätter: so wurde die weiße Rose rot.

Nach einer anderen Sage soll die Rose ihre rote Farbe von dem Blute der Aphrodite erhalten haben. Als diese Göttin dem von ihr geliebten Adonis, den ein Eber tödlich verwundet hatte, zu Hilfe eilen wollte, rißte sie sich an den Dornen einer Rose, ihr Blut tropfte auf die weißen Blätter und färbte diese rot.

Eine alte jüdische Sage berichtet uns, die Blume sei im Paradiese aufgeblüht; ihre ursprüngliche weiße Farbe sei durch das auf sie gespritzte Blut des unschuldigen Abel in die rote verwandelt worden.

Nach dem Koran entstanden die Rosen erst während der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten, die weißen aus seinen Schweißtropfen, die gelben aus denen seines Tieres, die roten aus denen des Gabriel.

Eine fromme Legende erzählt uns, die rote Rose sei ein Geschenk des Heilandes, das er einer barmherzigen Frau reichte, an deren Garten er sich auf seinem Leidenswege ausruhte.

Als er des Dankes Worte spricht,
Er eine weiße Rose bricht,
Der frommen Gärtnerin zu spenden.
Und sieh! da fällt von seinen Händen
Ein Tropfen Blutes purpurrot
In jene Rose, die er bot.“

Die Hundrose, die bei uns überall an Hecken und in Büschen wild wächst, soll dadurch entstanden sein, daß die Gottesmutter Maria die Wäsche des Jesusknaben zum Trocknen an den damals blütenlosen Dornstrauch hing. Von dieser Zeit an trägt er die roten Blüten.

Sehr schön schildert Rückert ihren Ursprung in dem Gedichte: „Ursprung der Rose“:

„Den Dornstrauch benagt ein Lämmchen auf
der Weide;
Er that's nur sich und that's nicht ihm zu
Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen
abgezwaht
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht
nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn mit scharfen
Fingern fest;

Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr
Nest.
Sie sprach: „Thu auf die Hand und gib das
Flöckchen mir;
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke
Dir.“
Er gab; sie nahm und baut', und als sie nun
gesungen,
Da ist dem Rosendorn vor Lust die Ros'
entstrungen.“

Gar sinnig ist auch die Parabel von der Moosrose, die uns Krummacher erzählt: „Der Engel, der die Blume pflegt und in stiller Nacht den Tau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs. Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: „Liebliches meiner Kinder, ich danke Dir für Deinen erquickenden Wohlgeruch und für Deinen kühlenden Schatten. Könntest Du Dir noch etwas erbitten, wie gerne würd' ich es Dir gewähren!“ So schmückte mich mit einem neuen Reize“, flehte darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moos. Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmuck, die „Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.“

Die erste Heimat der Rose ist jedenfalls Zentralasien, woselbst sie, wie z. B. in der Umgebung von Schiras, der „Rosenstadt“, noch heute in ungeheurer Menge gezogen wird. „Die Rose“, sagt Ritter, „godeiht in der Gegend von Teheran in einer Vollkommenheit wie in keiner anderen Gegend der Welt, nirgends wird sie wie hier gepflegt und hochgeschätzt; Gärten und Höfe sind mit Rosen überfüllt, alle Säle mit Rosentöpfen besetzt, jedes Bad mit Rosen bestreut, die von den immer wieder sich füllenden Rosenbüschen stets ersetzt und erneuert werden. Selbst die Rauchtobak-Wasserflasche wird mit der hundertblätterigen Rose für den ärmsten Rancher in Persien geschmückt, so daß Rosenduft alles umweht.“

Wie hier, so werden auch in der Türkei ganze Felder mit Rosen angepflanzt. „Man kann sich“, schreibt Molte in seinen Reisebriefen aus der Türkei, „nichts Unnutzigeres denken als solch einen Rosenader. Millionen, ja viele Millionen von Centifolien sind über den lichtgrünen Teppich der Rosenfelder ausgestreut, und die ganze Luft ist von Wohlgerüchen erfüllt.“

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten stand die Rose in hohem Ansehen. Den alten Griechen galt sie als Symbol der Schönheit und Liebe, und eng war sie mit ihrem Volksleben verwachsen. „Der siegreiche Feldherr zog auf dem rosen geschmückten Triumphwagen heim; bei fröhlichen Festen schmückte man sich mit Rosen; die Braut trug am Hochzeitstage Myrthen und Rosen im Haare; ein Kranz von Rosen zierte des Jünglings Stirn, wenn er in den „Rat der Alten“ aufgenommen wurde; mit Rosen endlich schmückte man das Grab der Heimgegangenen.“

Auch bei den Römern hatte die Rose ein hohes Ansehen, galt sie doch als höchste Auszeichnung für Sittenreinheit und Tapferkeit. Sie war auch das Symbol der Verschwiegenheit. Nach einer alten Mythe soll Harpokrates, der Gott des Schweigens, von Cupido die erste Rose gegen das Versprechen, niemals die Geheimnisse der Liebenden zu verraten, erhalten haben. Auf diese Mythe weist nachfolgender Vers im Bremer Natskeller:

„Rose, Blume der Venus, dich gab dem
Harpokrates Eros,
Daß im Verborgenen bleib', was seine
Rutter geheht;
Darum hängst du der Wirt die Rose über die
Tafel,
Daß, was darunter gesagt, weiße verschweige
der Gast.“

Bei den ägyptischen römischen Gastmählern, bei denen infolge des im Ueberfluß strömenden Weines die Zunge manches Gastes oft mehr plauderte, als ihm bei nüchternem Verstande lieb war, befestigte man die Rose als

Sinnbild der Verschwiegenheit unter der Decke des betreffenden Zimmers. Seit dieser Zeit datiert auch die Redensart, jemand „sub rosa“, d. h. unter der Rose, etwas anvertrauen.

Die Rosen spielten überhaupt bei den alt-römischen Gesellschaften eine große Rolle. Bänke, Tische, Wände wurden hauptsächlich mit Rosen geschmückt. Rosen flochten die vornehmen Römerinnen in ihre Locken, mit Rosen umwand sich der Schmauser und Becher die Stirne. Zu einem einzigen Festmahle ließ Nero für 60000 M. Rosen anfahren. Der Kaiser Heliogabalus, der nur in Rosenwein badete, ließ einst bei einem Festmahle so viele Rosen von der Decke des Saales herunterfallen, daß einige seiner Gäste erstickt sein sollen. Aus dem Symbol der Reinheit war also ein Sinnbild der Ueppigkeit, der Schwelgerei und des Lasters geworden.

Das mag der Grund gewesen sein, warum daß Christenthum die Blume anfangs nicht in seinen Kultus aufnahm. Doch schon um das Jahr 540 bediente sich die Kirche derselben als eines Symbols der fleckenlosen Reinheit. So wird uns von dem Bischof Medardus erzählt, daß er, um die Mädchen seines väterlichen Landgutes zur Bewahrung dieser schönen Tugend anzuspornen, die sitzsamste Jungfrau mit einem Rosenkranze krönte. Diesen Gebrauch, der sich weiter verbreitet hat, findet man in Südfrankreich hier und da heute noch. Auch die vom Papste alljährlich am Sonntag Petrus geweihte „goldene Rose“, deren Verleihung eine der größten Ehrenbezeugungen ist die der hl. Vater erweisen kann, ist eine Tugendrose, welche tugendhaften Fürstinnen verliehen wird. In Spanien, Frankreich und Italien finden noch heute „Rosenfeste“ statt, wie sie früher bei den Römern gebräuchlich waren, wobei das bravste und tugendhafteste Mädchen als Rosenkönigin gefeiert wird. Ein solches Fest wurde vor einigen Jahren sogar in Deutschland — zu Lichtstedt im Rudolstädtschen — gefeiert.

Gleich den Römern hingen auch die alten Deutschen bei ihren Gelagen eine Rose als Symbol der Verschwiegenheit an die Decke des Zimmers. Auf altdutschen Trinkgläsern findet sich nicht selten der Spruch:

„Was wir allhier thun kosen,
Das bleibe unter den Rosen.“

Auch in Reichthümeln war die Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit angebracht, und im Mittelalter erhielt die Blumenkönigin in symbolischer Bedeutung auch Einfluß auf den Baustil, namentlich bei Kirchenbauten. Man krönte die Thürmchen der Gotteshäuser gern mit einer steinernen Rose (Kreuzblume), um anzudeuten, daß sich unser Leben in seiner höchsten Schönheit erst im Jenseits entfalte.

Das Bild der Rose verwandte man auch auf Wappenschildern. Von den beiden Häusern York und Lancaster, die in den Jahren 1399 bis 1486 blutige Kämpfe, die sogenannten Rosenkriege, um den englischen Königsthron führten, führte ersteres eine rote, letzteres eine weiße Rose im Wappen.

Im alten Griechenland diente die Rose auch als Orakel. Man legte die Blütenblätter derselben auf den flachen Handteller und schlug mit der anderen Hand kräftig darauf. Aus dem Zerspringen oder dem Unverlethbleiben der Blätter schloß man dann auf den günstigen oder verhängnisvollen Ausgang eines Unternehmens.

Allbekannt ist die Rose als Sinnbild der Liebe:

„So steht sie da, wie ihre Däfte fließen,
Eilt alles, sich in Liebe zu ergießen,
Es freut die junge Welt sich ihrer Triebe,
Und kniet am Thron der Königin der Liebe.“

Die Rose nimmt an allen Ereignissen unseres Lebens Anteil, sie begleitet uns durchs ganze Leben, was uns Ferrand in einem stimmungsvollen Gedichte ergreifend schildert. Endlich ist die Königin der Blumen auch das Sinnbild der Vergänglichkeit. Die Alten streuten Rosenblätter auf das Grab, um dem Gedanken Ausdruck zu verleihen, daß alle Schönheit und

Herrlichkeit dieser Welt vergeht. In dieser Beziehung sagt Shakespeare:

„Mädchen sind wie Rosen, kaum entfaltet,
Ist ihre holde Blüte schon veraltet,
Und im Gedanken an die Vergänglichkeit alles
Irdischen fordert uns der Dichter auf:
„Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“

Späte Sühne.

Erzählung von Oskar Döring (Leipzig).

Wer einmal die oft gerühmten „lustigen Tiroler“ sehen oder vielmehr hören wollte, der mußte in das Wirtshaus zu Mittelberg im Pithale gehen und einen Blick in die Führerstube thun. Dort sah er am großen runden Tische die wetterharten, sonst so ernst, wortkargen Leute sitzen, die aus voller Kehle ihre Jodler und Zuchzer schmetterten. Diese ausgelassene Freude hatte ihren guten Grund.

„Es lebe der Moiss, das Namenstagskind!“ tönte es gerade jetzt von verschiedenen Seiten, und die Becher drängten sich, um mit dem des jungen Mannes anzustoßen, dem diese Ovationen gebracht wurden. Der Moiss war eine im ganzen Pith- und Dethale bekannte und beliebte Persönlichkeit. Obwohl er erst 25 Jahre alt war, galt er für den erfahrensten und verwegenen Führer. Er war ein stämmiger, schmucker Bursche von sehr einnehmendem Aeußeren, hatte blondes, lockiges Haar und ein Paar helle, lebendige Augen. Sein Humor war überall bekannt und wirkte stets anregend auf seine Umgebung. So war es auch heute. Eben sollte ein neues Lied angestimmt werden, als ein alter Herr in die Stube trat und nach einem Führer über das Piththaler Jöchl fragte.

„Das wäre etwas für den Moiss“, hieß es lachend in der Runde, denn es war bekannt, daß Moiss noch niemand über das erwähnte Jöchl geführt hatte, obgleich er selbst oft darüber hinweg nach seinem Wohnorte Sölden ging.

„Wißt Ihr auch,“ meinte da der junge Führer ernst, „daß ich es meiner Mutter zu liebe bis jetzt gemieden habe, weil dort mein Vater abgestürzt ist?“

„Was sagen Sie da?“ schrie der alte Herr erregt auf und war mit einem Satz bei Moiss und hatte ihn bei der Schulter gefaßt.

„Beruhigen Sie sich, es ist ganz ungefährlich, versicherte der Jüngling dem Alten. Aber der ward immer aufgeregter. Auf seinen eingefallenen Wangen erschienen auf einmal zwei brennend rote Flecken und er schrie mit nahezu gellender Stimme: „Ihr Vater! Ihr Vater! Wer war ihr Vater?“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr,“ sagte Moiss, „wie Sie sich so darüber aufregen können. Mein Vater war ein Führer wie ich und stammte aus Sölden.“

„Barmherziger Gott! Sein Sohn!“ schluchzte der Alte und ließ sich matt auf einen Stuhl sinken. Die Führer sahen sich erstaunt an und schüttelten die Köpfe. Sie hielten den Herrn mit der gellenden Stimme und den eigentümlich stieren Blicken für geistesgestört und gaben ihrer Vermutung auch leise Ausdruck.

„Den dürfen wir auf keinen Fall über das Joch führen,“ war die einstimmige Ansicht. Als der Alte sich einigermaßen erholt hatte, winkte er Moiss zu sich und bat ihn um eine kurze Unterredung.

„Führen Sie mich um Gotteswillen,“ flehte er eindringlich, „Sie werden es nicht bereuen. Ich muß über das Jöchl, sonst werde ich noch wahnsinnig. In Sölden sollen Sie mehr von mir hören, jetzt nur so viel, daß ich länger als einen Monat gereist bin, um hierher zu gelangen.“

Moiss, der sich ohnehin nur widerwillig der Grille seiner Mutter gefügt hatte, konnte den eindringlichen Bitten nicht widerstehen. Es reizte ihn auch des Alten seltsames Wesen und kurz entschlossen sagte er zu. Ohne sich

an die Warnungen seiner Gefährten zu kehren, brach er mit dem Herrn gegen 4 Uhr nachmittags auf, um zunächst nach der Braunschweiger Hütte zu steigen. Auf dem langen Marsche sprach der Alte kein Wort, drehte sich auch nicht um nach den Schönheiten, die ihm der Mittelberg-Gletscher bot. Er schien den Weg schon früher gemacht zu haben, denn er schritt rüstig voraus. Nach drei Stunden langte man glücklich in der Hütte an.

„Ich erwarte Sie hernach hier vor der Thür“, sagte der Alte zu seinem jungen Führer und erschien auch wirklich nach kurzer Zeit vor der Hütte. Die wunderbare, erhabene Pracht der Gletscherwelt, die vielen weißen Spitzen, Kogel und Joche um ihn herum schienen ihn nicht zu fesseln. Trotz des scharfen Windes und der empfindlichen Kälte ließ er sich auf einem Felsblock nieder, von dem aus er das Piththaler Jöchl sehen konnte, und starrte lange wie traumverloren vor sich hin, ohne den neben ihm stehenden Moiss zu beachten.

„Erzählen Sie mir von ihrem Unglück,“ bat er plötzlich unvermittelt.

„Weiß selbst nicht viel davon“, entgegnete etwas mürrisch der junge Führer. „Meine Mutter erzählt nur wenig und selten, und ich war damals eben erst geboren. Es war ein vornehmer Herr mit seiner jungen Frau zu uns nach Sölden gekommen und hatte meinen Vater über das Piththaler Jöchl gemietet. Da die junge Dame etwas leidend war, wollte sie bei meiner Mutter bis zur Rückkehr der beiden warten. Aber drei Tage verstrichen, ohne daß mein Vater mit dem Herrn wiederkam. Man durchsuchte die Gletscher und fand an dem Grate meinen Vater tot mit gebrochenem Genick unten auf dem Eise liegen. Der fremde Herr mußte nach seinem Sturze noch ein Stück gerutscht und in eine Spalte geraten sein, denn man konnte unten am Fuße des Gletschers nur seinen Hut und seinen Bergstock auffinden. Die Dame, die sich die ganze Zeit furchtbar aufgeregt, hatte bei der Schreckenskunde der Schlag gerührt, und sie war daran verschieden. Man hat sie auf unserem Friedhofe beerdigt, und noch heutigen Tages pflegt Mutter ihr Grab.“

„Aber um Gottes Willen, was ist Ihnen?“ unterbrach sich Moiss erschreckt, als er sah, wie den Alten wieder ein Anfall und zwar ein weit stärkerer gepackt hatte. Die verätherischen Flecken brannten auf seinen Wangen, die Augen quollen aus ihren Höhlen hervor und stierten dabei unverwandt nach dem Jöchl hinüber, wo der Grat sich gespensterhaft von dem weißen Schnee abhob. Sein Atem keuchte, und über seinen ganzen Körper lief ein heftiges Zucken. Mit raschem Griffe hatte er den ahnungslosen Führer beim Halse gepackt und drängte ihn krampfhaft nach dem Rande des Felsblocks auf dem sie standen. Moiss war in verzweifelter Lage. Der eisige Wind hatte alle Touristen in die Hütte gescheucht, und schreien konnte er nicht. Der Alte drückte ihm die Kehle zu. Schon sah er sich in den grünen Gletschersee stürzen, der wenige Meter unter ihm in eisiger Ruhe lag. Da tönte vom Mittelberg fern her ein gewaltiges Krachen wie ein Kanonenschuß. Ein mächtiger Eisblock war am Gletscherbruch geborsten und stürzte dröhnend in die Tiefe. Den Rasenden schien der donnerähnliche Knall zur Besinnung zu bringen. Er ließ den Jüngling los und jaht erschöpft zu Boden.

„Es ist vorbei,“ murmelte er kaum hörbar. Dann schien ihn plötzlich ein Gedanke zu durchzucken. „Sie führen mich doch über den Grat?“ fragte er ängstlich, beinahe drohend, und als Moiss nachdenklich vor sich hinblickte, rief er erregter: „Sie müssen mich führen, Sie müssen sonst —.“ Und schon wieder fingen die roten Flecken an zu erscheinen.

„Gut, gut, ich führe Sie,“ versprach der Jüngling, rasch, „jetzt aber kommen Sie in die Hütte. Wir müssen zeitig aufbrechen.“

Beruhigt ließ sich der Alte in die Stube bringen, mehr trauern. Er mußte sich endlich schwach fühlen, und Moïse konnte sich nicht verhehlen, daß sein Begleiter äußerst gewagt war. Wollte er einen neuen Tobfuchtsanfall bei dem Alten verhindern, so mußte er Wort halten. Aber wie nun, wenn jener auf dem Gletscher, wenn er gar auf dem Grate gepackt würde! Entsetzlich! Moïse wagte es sich gar nicht auszudenken. Das eine war ihm klar. Anseilen durfte er sich mit dem Alten nicht, sonst war er ihm in die Hände geliefert. Es mußte schon so gehen, und es würde auch gehen! Der junge Führer empfand, ohne es sich eingestehen zu wollen, einen heimlichen Kitzel bei dem Gedanken, einen Wahnsinnigen über ein Foch geführt zu haben. So legte er sich denn getrost auf seine Matratze und war bald eingeschlafen.

Am andern Morgen noch vor Sonnenaufgang war in der Hütte reges Leben. Die Touristen standen voller Erwartung und innerer Unruhe vor der Thüre und sahen nach dem Ziele ihrer Wanderung. Dort lag die Wildspitze, die Königin der Döbthaler Alpen, in majestätischer Ruhe, um sie herum die kleineren Berge, alles noch in graues Dämmerlicht gehüllt. Da brach der erste Sonnenstrahl hindurch und badete den Gipfel der Wildspitze in ein rosiges Lichtmeer. Mit lautem Jubel wurde der junge Tag begrüßt. Die Touristen wünschten einander einen glücklichen Ueberstieg, und fort ging's in froher Hoffnung und im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Führer.

Auch Moïse war mit seinem Begleiter aufgebrochen. Der Alte hatte schon vor der Hütte gestanden, als der Jüngling ihn wecken wollte. Er hatte wieder unentwegt nach dem Bithaler Foch gestarrt. Aber er schien merkwürdig ruhig. Seine Haltung war aufrecht, nur fiel es Moïse auf, daß er beständig die rechte Hand in der Brusttasche trug. Als er des jungen Führers ansichtig wurde, leuchteten seine Augen auf, und er wandte sich rasch nach dem Pfade, der auf das Foch lief. Moïse ließ ihn vor sich hergehen, jeden Augenblick bereit, ihn zu erfassen, wenn ein Anfall ihn packen sollte. Der Alte sprach kein Wort. Schritt für Schritt ging er vorwärts, immer auspähend, lob er den Grat nicht wieder zu Gesicht bekäme, der momentan von einer Felswand verdeckt wurde. Jetzt machte der Pfad einen Bogen. Vor den Wanderern lag, nur eine halbe Stunde entfernt, der Felsgrat. Da schien den Alten die Ruhe zu verlassen. Er fing an schneller, immer schneller zu laufen. Moïse konnte ihm nur mit Mühe folgen und sah voraus, daß seinen Schützling bald die Kräfte verlassen müßten. Er packte ihn von hinten bei den Schultern und suchte ihn zurückzuhalten. Aber der Alte schüttelte ihn von sich ab, und als er sich mit drohender Gebärde nach dem Jüngling umsah, da blickte Moïse wieder in das Gesicht mit den stieren Blicken und den rothen Flecken.

„Du willst mich hinabstürzen!“ schrie der Wahnsinnige heiser auf und versuchte wieder seines Führers Kehle zu fassen. Aber Moïse war vorbereitet und trat rasch einen Schritt zurück. Im Nu hatte sich der Alte umgewandt und eilte mit mächtigen Schritten dem Grate zu. Da mußte sich denn Moïse in das Unvermeidliche fügen. Er wußte, daß man Wahnsinnigen am Klügsten auf gutlichem Wege begegnet, und hoffte auch, daß seine Begleiter noch vor dem gefährlichen Felsen zusammenstürzen würde. Von dem Gepäck behindert, konnte er trotz größter Anstrengung den Alten nicht einholen. Jetzt war der nur wenige Meter von dem Grate entfernt. Jetzt stand er davor. Moïse stockte der Athem. Da, ein Sprung nach dem vorspringenden Felsstück. Der Fuß hat sicheren Untergrund. Die linke Hand klammert sich schon an das kantige Gestein. Die Rechte will schon nachgreifen. Da fährt sie nach der Brusttasche. Der Körper

verliert das Uebergewicht und — Moïse hört einen dumpfen Fall.

Als der junge Führer den Schreckensort erreicht hatte, sah er unten auf dem Gletscher die bewegungslose Gestalt des Wahnsinnigen liegen. Er schien todt. Was war zu thun? Allein konnte hier Moïse nichts ausrichten. Er warf sein Gepäck ab und eilte so schnell als möglich in die Braunschweiger Hütte zurück. Bald war er mit mehreren Führern wieder an der Unglücksstätte. Man ließ ihn mittelst eines Seiles hinab. Der Alte war nicht todt. Er atmete noch und machte verzweifelte Anstrengungen zu reden, als er sich aufgehoben fühlte.

„Nach Sölden,“ hauchte er schwach. Vor dem schmutzen, freundlichen Häuschen in Sölden, das Moïse mit seiner Mutter bewohnte, stand eine Gruppe Leute in lebhaftem, erregtem Gespräche.

„Habt Ihr den Wahnsinnigen gesehen?“ fragte ein Neuhinzugekommener.

„Freilich, ich habe ja die Bahre mitgetragen,“ erklärte ein stämmiger Mann.

„Ihr hättet nur die Mutter von Moïse sehen sollen als sie uns kommen sah. Ach! jammerte sie immer wieder, ich habe Dir ja stets gesagt: Geh' nicht über's Bithaler Foch, es gibt wieder ein Unglück. Dann haben wir den Kranken in ein Bett gelegt und haben schleunigst nach dem Arzt geschickt. Der hat aber nur erklären können, daß in wenigen Stunden der Tod eintreten muß, da innere Organe verletzt sind. Jetzt ist der Pfarrer bei ihm und nimmt ihm die Beichte ab.“

Drinnen in der Stube saß unterdessen vor dem Bett des Kranken der alte Geistliche und suchte dem unruhig Fiebernden Trost zuzusprechen. Moïse Mutter kühlte seine Stirne mit nassen Tüchern und Moïse drückte ihn sanft in die Kissen, wenn der Unglückliche sich mit seinen letzten Kräften aufzurichten versuchte. Allmählig wurde er ruhiger und seine Augen blickten klarer, er wollte sprechen, aber er brachte nur gurgelnde Laute über seine Lippen. Erst als man ihm mehrere Kissen unter den Kopf geschoben hatte, wurden seine Worte verständlich. Seine Blicke suchten Moïse Mutter, und in abgerissenen Brocken sagte er dann:

„Ich habe ein schweres Geständnis zu machen. Als ich vor fünf und zwanzig Jahren nach Sölden kam, hatte ich mein Weib bei mir. Aber ich hegte in mir den Plan, hier den Tod zu suchen. Hatte vieler Schulden wegen meine Frau geheiratet, in der Hoffnung, durch ihren Reichtum mir helfen zu können. Sie aber wurde von ihrem Vater, der die Ehe nicht dulden wollte, enterbt. Ich sah mich gezwungen, Gelder zu veruntreuen und dann zu fliehen. Aber mein Weib merkte meine Absicht und trennte sich nicht von mir. So kamen wir bis hierher nach Sölden. Da fühlte sie ihre Stunde nahen und ich Elender — ach!“

Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte den Körper des Kranken. Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, fuhr er leise und stoßweise fort:

„Ich wollte den Jammer nicht erleben, meines Kindes Ehre durch meine besleckten Hände zu schänden, und nahm mir vor, den Tod zu suchen. Ach, meine Frau schien zu ahnen, was ich vor hatte. Sie blickte mich in ihren Schmerzen so unsäglich traurig und so entsetzlich vorwurfsvoll an. Dieser Blick hat mir keine Ruhe gelassen. Er wollte sagen: Du tödtest mich! Du tödtest dein Kind! Oh! Und ich habe sie getödtet! Wo ist mein Kind?“ schrie er auf einmal verzweifelt. Als er nur erstaunte und verständnislose Blicke sah, da fuhr er mit Aufbietung aller Kräfte fort:

„Hört! Ich kam in dieses Haus, ließ sie zurück. Mit eurem Manne ging ich nach dem Bithaler Foch. Ich wollte mich hinabstürzen in einen der Abgründe. Da kam eine entsetzliche Furcht vor dem Tode. Auf dem Grate gab mir der Teufel den scheußlichen Plan ein. Ich stürzte euren Manne hinab, warf Hut und Stock nach und floh in der Hoffnung, daß man mich für todt hielt. In Amerika

habe ich große Reichthümer erobert. Aber ich fand keine Ruhe. Ich mußte hierher zurück, mußte mein Verbrechen der bellagenswerthen Wittve sühnen und ach, mußte — Wo ist mein Kind?“

Die Frau war schreckensbleich geworden. Moïse hatte starr vor Staunen zugehört. Sein Vater ermordet!

„Ach meine arme Mutter!“ schluchzte er bewegt und warf sich ihr in die Arme. Sie aber hielt abwehrend die Hände vor sich.

„Geh, geh Moïse“, schrie sie heiser, „Du bist nicht mein Sohn, Du bist sein Kind!“

„Gott! Du bist gerecht!“ betete der Pfarrer. „Du giebst dem Missethäter seine Strafe am Orte des Vergehens. Aber Deine Güte reicht weiter. Du schenkst ihm noch vor seinem Tode seinen Sohn. Komm Moïse, umarme Deinen Vater, der Himmel hat ihm verziehen.“

Nur noch wenige Augenblicke waren dem Kranken beschieden. Die Aufregung hatte ihn zu sehr angegriffen. Aber ehe er den letzten Seufzer that, da deutete er auf seine Brusttasche. Der Geistliche griff hinein und zog ein versiegeltes Couvert heraus. Der Sterbende nickte leise und — verschied.

Der Brief enthielt ein Testament des Toten, in dem er der Wittve sein halbes und, falls sein Kind nicht mehr leben sollte, sein ganzes Vermögen vermachte.

Allerlei.

* Verkehrte moderne Welt. Vater: „Diesmal hast Du wieder ein schlechtes Schulzeugnis bekommen; — hoffentlich wird das nächste besser!“ — Der 8jährige Fritz: „Neht so, Papa — nur nicht den Mut sinken lassen!“

* Auch ein Standpunkt. „Meine liebe Elfe, wir sind ruiniert! Kein Mensch will mir mehr Geld borgen — es bleibt mir nichts weiter übrig, als ehrliche Arbeit!“ — „Ach, wer hätte je daran gedacht, daß wir so tief sinken würden?“

Somonym.

Sehr angenehm,
Schnell und bequem
Trägt dieses Wort
Von Ort zu Ort
Dich sicher fort
Des Kaufmanns Bar,
Des Bauern Schweiß
Des Bürgers Fleiß
Trägt's hin und her
Das ganze Jahr
Selbst bis an's Meer.
Im ander'n Sinn
Bringt dir Gewinn,
Noch mehr Gefahr —
Die Silberpaar.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

- Montag, 24. Juni. Johannes der Täufer. ● Maria-Himmelfahrt's-Pfarrkirche: 9 Uhr feierl. Hochamt für die Schützengesellschaft. ● Clarissen-Klosterkirche: 1/2 7 Uhr Hochamt vor ausgelegtem Hochw. Gute.
- Dienstag, 25. Juni. Prosper, Bischof.
- Mittwoch, 26. Juni. Johannes u. Paulus, Martyrer.
- Donnerstag, 27. Juni. Ladislaus, König. ● Maria-Empfangnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segensamt.
- Freitag, 28. Juni. Leo II. Papst. (Fasttag.) ● St. Andreas: Abends 1/2 9 Uhr Sühne-Andacht.
- Sonntag, 29. Juni. Petrus und Paulus, Apostel-Gebotener Feiertag. Evangelium: nach dem hl. Matthäus. 16, 13—19. Epistel: Apostelgeschichte 12, 1—11. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 1/2 8 Uhr Hochamt mit Auslegung des Allerheiligsten. ● Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr heilige Messe, 1/2 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr ist Festandacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der Hh. Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 16, 13-19. „In jener Zeit kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi, fragte seine Jünger und sprach: Wofür haltet die Leute den Menschensohn? Und sie sprachen: Einige für Johannes den Täufer, Andere für Elias, Andere für Jeremias oder Einen aus den Propheten. Und Jesus sprach zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Selig bist Du Simon, Sohn des Jonas: denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du bindest auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst sein: und was du löstest auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst sein.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

III.

Auf einen „Felsen“ hat Christus Sein Gottesreich aufgebaut, und die ganze Macht des Reiches der Finsternis und der Lüge kann ihm nichts anhaben!

Wie tröstlich für uns, lieber Leser, ist diese Verheißung des Herrn namentlich auch in Bezug auf die geheimnisvolle Lehre von der wirklichen Gegenwart Jesu im hl. Altarsakramente!

Bisher ließen wir zur Stärkung unseres Glaubens die hl. Väter der Kirche — und zwar bis zum ersten Jahrhundert hinauf — über die wirkliche Gegenwart Jesu im hl. Altarsakramente reden. Wie verteidigen denn nun unsere irrenden Brüder ihren Widerspruch, da sie von einem „Zeichen“, von einem „Bilde“ des Leibes Jesu im Abendmahl reden? — „Der Glaube an die wirkliche Gegenwart Jesu (sagen sie) verdankt seinen Ursprung nur dem Aberglauben und der Unwissenheit in jenen Jahrhunderten, in denen die römische Kirche von der ursprünglichen Reinheit der Lehre abgewichen war; in den ersten Zeiten aber glaubte man anders, da die Apostel den ersten Christen den wahren Sinn der evangelischen Worte mündlich überliefert hatten.“

Dieser Einwurf ist höchst seltsam; denn sofort drängt sich jedem denkenden Menschen die Frage auf: Wie und wann geschah denn eine so große Veränderung, daß die ganze Kirche von ihrem ursprünglichen Glauben abwich? daß sie also nicht mehr an ein „Zeichen“ und „Bild“ im Abendmahl, sondern an die Wirklichkeit des Leibes Jesu in der Eucharistie glaubte? Wo begann dieser angebliche Irrtum zu keimen, sich zu entwickeln, bis er die ganze Kirche im Morgen- und Abendlande ansteckte? Und durch

welche Mittel wurde dieser „Irrtum“ fortgepflanzt — durch Lehre und Ueberredung oder durch Gewalt? Und wer war der Urheber? War er ein Laie oder ein Priester? Und wo trat der Irrtum zuerst auf? War es bei den Griechen des Morgenlandes: wie kam es denn, daß die Lateiner des Abendlandes ihn so willig annahmen? War es aber bei den Lateinern: wie kam es denn, daß die Griechen sich fügten?

Siehe, lieber Leser, das sind Fragen, die ewig ohne Antwort bleiben werden, weil sie sich eben nicht beantworten lassen! Kein Geschichtsschreiber giebt da Auskunft, keine Ueberlieferung bietet einen Anhaltspunkt, kein Schriftsteller giebt seit zwei Jahrtausenden eine Andeutung! Und doch kennen wir von allen Irrtümern, die von Jahrhundert zu Jahrhundert aufgetaucht sind und gegen die Reinheit der Lehre oder des christlichen Gesezes gerichtet waren, aus der Kirchengeschichte: die Zeit, in der sie entstanden, und die Personen, die sie erfanden, und die Fürsten, die sie begünstigten, und die Völker, die sie aufnahmen, und die Schriftsteller, die sie verteidigten, und die Väter, die dagegen kämpften, und endlich die Päpste und Concilien, die sie (als Irrlehren) verurteilten und ihre Anhänger von der kirchlichen Gemeinschaft ausschlossen!

Wie nun und warum ist denn einzig und allein von diesem „Irrtum“ kein Wort in der Geschichte der christlichen Jahrhunderte enthalten, woraus man entnehmen könnte, wie, wo und durch wen er entstanden wäre? Ist es denn möglich, daß ein so folgenschwerer „Irrtum“ sich hätte in die ganze Kirche einschleichen können, ohne daß irgend ein Bischof ihn bemerkt, irgend ein Gottesgelehrter ihn aufgedeckt, irgend eine Diözese sich dagegen verwahrt hätte? Ist es möglich, daß unter so vielen Heiligen, unter so vielen

Kirchenkalender.

Sonntag, 30. Juni. Fünfter Sonntag nach Pfingsten. Pauli Gedächtnis. Evangelium nach dem hl. Matthäus 5, 20-24. Epistel: 1. Petrus 3, 8-15. St. Andreas: Peter Aloysianischer Sonntag. St. Maximilian: Die Abendandachten an den Werktagen beginnen um 7 1/2 Uhr. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachmittags 3 Uhr Jubiläumspojektion von der Pfarrkirche aus.

Montag, 1. Juli. Theobald, Einsiedler.

Dienstag, 2. Juli. Maria Heimsuchung.

Mittwoch, 3. Juli. Hyacinth, Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht.

Donnerstag, 4. Juli. Ulrich, Bischof. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensamt.

Freitag, 5. Juni. Cyrillus, Bischof. St. Andreas: Abends 7 1/2 Uhr Sühne-Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7 1/8 Uhr Herz-Jesu-Andacht. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. Karmliteffen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feyer. Morgens 6 Uhr heilige Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachm. 7 1/2 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu und Armen-seelen-Andacht.

Samstag, 6. Juli. Goar, Priester.

großen Lehrern, die — vom hl. Athanasius († 373) an — für die Reinheit des Glaubens gekümmert und gestritten: auch nicht ein einziger sich gefunden hätte, der eine solche „Neuerung“ in einem so wichtigen Punkte des überlieferten Glaubens als Irrlehre erkannt und sich mit aller Macht dagegen erhoben hätte? Ist's möglich, daß die ganze Kirche von der einen Lehre zur andern, von der Wahrheit zum Irrtum, von der „Abwesenheit“ zur „Gegenwart“ Jesu im hl. Sakramente, von dem einfachen Glauben an das „Zeichen“ zu dem Glauben an ein so tiefes, unbegreifliches Dogma überging, — ohne daß dieses folgen-schwerere Ereignis Widerspruch unter den Millionen Christen, Streit unter den Lehrern und Schriftstellern, Beschlüsse der Päpste und Concilien und nicht zuletzt Spaltungen in der über die ganze Welt ausgebreiteten Kirche hervorgerufen hätte?

Von alle dem, lieber Leser, findet sich in der Geschichte der christlichen Jahrhunderte nicht die geringste Spur. Für jeden, der sehen will, liegt es daher klar zu Tage, daß jener angebliche Uebergang der ganzen Kirche vom Glauben an das bloße Zeichen des Leibes des Herrn zum Glauben an die wirkliche Gegenwart dieses göttlichen Leibes im Sakramente, — daß diese vorgebliche Veränderung, dieser „Abfall“ vom alten Glauben eine willkürliche Erfindung ist, die von der Geschichte wie von der gesunden Vernunft Lügen gestraft wird, so daß uns die Annahme nicht leicht wird, daß diejenigen selber, die diese Behauptung so lähn aufstellen und so hartnäckig festhalten, wirklich davon überzeugt seien. S.

Die Gartenkunst.

Kulturhistorische Studie von Dr. Karl Runze.

Die Gartenkunst der Vorzeit ist begreiflicherweise nicht sowohl das Produkt des Bewußtseins, sondern das Produkt der künstlerischen Naturseite der Menschheit überhaupt, welche die Menschen antrieb, die Disharmonie der Natur, soviel sie konnten und verstanden, in Harmonie umzuwandeln, sich den Boden nutzbar zu machen und je nach den klimatischen Verhältnissen die Sonne oder den Schatten zu suchen.

Ein Ort, der in anmutiger Schönheit von der Natur selbst schon harmonisch geschaffen war, ward bei den Persern „Paradies“ genannt. Bei den alten Römern war aber der Ruhm, den ein Paradies abwarf, doch das Wesentliche. Fruchtbäume und Nutzpflanzen standen in erster Reihe, dann erst kam die Blumenpflege. Xenophon hat die Paradiese auch „lustige Plätze“ genannt. Späterhin ward schon in der Vorzeit der Besitz eines Gartens wie noch heute das Symbol von Macht und Reichtum, in diesem Sinne ließ Semiramis ihre hängenden Gärten auführen, zeigte Cyrus dem Gesandten Spartas seinen von ihm selbst angelegten Park. Wunderbar ist, daß die Griechen, diese Meister aller bildenden Künste, in der Gartenkunst wenig leisteten, denn der Hain der Akademie, der Garten Simons und selbst die fabelhaften Gärten des Alkinous waren nur schattenreiche Parks oder nutzbare Wein- und Obstbaumfelder. Ebenfalls wenig wie die Landschaftsmalerei trat die Gartenkunst nach unsern heutigen Begriffen in die Anschauung und das Bewußtsein der Griechen. Die römischen Gärten haben auch, mit wenigen Ausnahmen, wie vielleicht der des Lucullus, der jedoch hauptsächlich in Folge der Gemälde seiner Villa berühmt war, keinen Anspruch auf Kunstgärten. In Italien begnügte man sich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, dem Reiz der Ausichten, den besonders die Villen auf den Anhöhen an dem Meeresufer darboten. Die weitansgedehnten Gartenanlagen der Vornehmen dienten vor allem kostbaren Spielereien, wie sie denn die in den Viridarien prangenden kostbaren exotischen Gewächse mit Wein zu begießen pflegten. Um die kleinen

Gärtchen ihrer Villen größer erscheinen zu lassen, ward die Gartenmauer mit Farnbüschen bemalt, durch Wasser und Baumgruppen optische Täuschungen hervorgerufen. Schließlich artete diese Ausschmückung in Ueberladung und Künstelei aus; so ließ Hadrian das Thal Tivoli genau in Tivoli nachbilden.

Diese ganze Kultur, unzählige Villen und Gärten sind in den Stürmen und Verwüstungen der Völkerwanderung bis auf die letzte Spur untergegangen.

Karls des Großen praktischer Blick erweckte zuerst wieder den Sinn für Landeskultur und förderte die Einrichtung von Nutzgärten. In Italien begann zuerst wieder die Pflege kleiner Lustgärten, während in den Klöstern von Mönchen mit Fleiß und Mühe Nutzgärten angelegt wurden. Unter den Medicäern litten die Ausschmückungen wieder an Ueberladung, der Garten am Palast Pitti und der am Quirinal spricht noch heute davon. Spielereien aller Art, besonders Verzierungen verdrängten allen guten Geschmack.

Da trat in Frankreich unter Ludwig XIV. ein Mann auf, der den Urgeschmack zum Besessenen erhob und den Kokosstil auf die Natur übertrug. L'etat ist der Despot der Pflanzen und Bäume genannt worden, die nur unter seinen Messern und Scheeren grünen und blühen durften. Ludwig XIV. Wort, „L'etat c'est moi“ verwandelte sich bei ihm in ein „La nature c'est moi“. Die Parks von Versailles gaben noch lange ein treues Abbild seiner Tyrannei, die sich denn aus beliebter Nachahmungssucht französischer Mode auch sehr bald nach Deutschland erstreckte. Friedrich II. hatte diesen Stil für Sanssouci und Maria Theresia für Schönbrunn adoptiert. Jeder Gartenbesitzer, der Anspruch auf Vornehmheit und guten Geschmack machte, ließ seine Hecken beschneiden und untersagte den Zweigen jedes freie Wachstum, freie Bewegung und Entfaltung. Statt der Blumen spielte buntes Gestein die Hauptrolle, man setzte große Blumenstöcke daraus zusammen und freute sich dieser geschmacklosen Unnatur.

Der praktische Geist der Engländer empörte sich zuerst gegen diese absichtliche Verkrüppelung der Natur. Sie legten Gärten im Naturstil an, die viele Nachahmer fanden. So war die Bahn gebrochen und der Umsturz des altfranzösischen Gartenstils ward durch Einführung natürlicher Gärten überall vorbereitet. Freilich nicht ohne jenen Kampf des Neuen mit dem Alten.

Da trat endlich auch für uns Deutsche ein Mann auf, der auf praktischem Wege dem Unwesen in der Gartenkunst ein Ende machte.

Es war J. L. von Sckell, 1757 zu Weilburg in Nassau geboren, der Sohn des dortigen Hofgärtners. Vom Markgrafen von Baden später nach Schwetzingen berufen, wo die bedeutendsten Treibhäuser von dem Blumenpflege und Gartenkultur fördernden Fürsten angelegt waren, erhielt der junge Sckell dort seine erste Erziehung, die in Bruchsal vollendet ward. Von dort ging er 1772 nach Frankreich, hielt sich lange in Versailles auf, bis ihn sein guter Stern nach England führte. Dort hatten Kent und Brown eine Reform der Gartenkunst hervorgerufen. Sckell sah dort die bedeutendsten neuen Schöpfungen und kehrte bereichert mit Erfahrungen und Geschmack nach dem Kontinent zurück, wo er vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz den Auftrag erhielt, versuchsweise einen Teil des Schwetzingener Gartens im natürlichen Geschmack anzulegen. Dieser Teil des sonst im altfranzösischen Stil ausgeführten Parks gefällt heute noch jedem Besucher vorzugsweise. Von da ab ward Sckell das Gartengenie für ganz Deutschland. Unter der Fülle der Anlagen, die er ausführte, war auch der Garten Favorite bei Mainz — heute die Neuen Anlagen benannt. 1789 erhielt er vom Kurfürsten Karl Theodor den Ruf als Gartendirektor nach München, dort machte er den Plan zum englischen Garten, den Graf

Humfort auf einem weniger günstigen Terrain anlegen wollte. Nach dem Tode Karl Theodors ging er wieder nach Baden und begann die Verschönerung Mannheims durch Gärten und öffentliche Plätze. Im Jahre 1803 berief ihn König Max Joseph von Baiern wieder nach München, der Englische Garten ward da ausgeführt und der alte Garten von Rnappenburg neu konstruiert. Der herrliche Park zu Bieberich am Rhein, Baden-Baden und viele andere Schöpfungen sind Sckells Werk. Mitten im Schaffen raffte ihn 1823 der Tod hin, als er das am Fuße der Alpen so reizend gelegene Tegernsee noch zu verschönern gedachte. Max Joseph hatte ihn in den Adelsstand erhoben und setzte ihm am See im Englischen Garten bei München ein einfach schönes Monument. So ward dieser Mann der Apostel einer neuen Gartenkultur für Deutschland.

Sckell hatte sich vom geschickten Gärtner zum vollendeten Künstler erhoben, da er lebendige landschaftliche Gemälde schuf, und wie der Maler in seinem Bilde, durch Licht und Schatten die richtigen Töne, die uns fesseln, zu treffen weiß, so wußte auch er durch Farbentöne der verschiedensten Laub- und Nadelhölzer die überraschendsten und schönsten Wirkungen hervorzurufen. Dabei lag in allen von ihm angelegten Gärten das Moment, welches ein Gemälde zum Kunstwerk erhebt: die Mannigfaltigkeit im Einfachen. Seine Parkanlagen sind durchweg malerisch. Wie aber ein Tonstück nicht des Kontrapunktes entbehren kann, so waren auch sie nicht regellos, sondern glichen in ihrer harmonischen Zusammenfassung der Kunst eines Satzes selbst. Alles atmete Natur, seine Seen, seine Waldsäume, seine Rasenflächen und Büsche, und doch waren sie oft auf mühsamste in öde Sandflächen hineingezogen.

Daß jedoch die Gartenkunst wie jede andere in den Kriegsjahren Rückschritte machte, ist begreiflich, nicht nur weil sie stehen blieb, sondern weil vieles Geschaffene zerstört ward.

Jene einst weltberühmten Treibhäuser in Schwetzingen, wo die seltensten exotischen Pflanzen prangten und die ersten Camellien in Europa blühten, waren längst verschwunden. Erst mit der Rückkehr des Friedens in die verwüsteten Gauen Deutschlands regten sich neue Blüten an diesem Zweig edelster Kultur. Reisen nach England wurden nicht nur für den praktischen Landwirt von hohem Nutzen, sondern auch für die nach reicherer Entwicklung strebende Gartenkultur. Junge Leute, die sich der Gärtnerei zugewandt, suchten dort ihre Ausbildung zu vollenden, denn hier hatten sich Land- und Gartenbau, von keinen unmittelbaren Kriegsstürmen heimgesucht, wunderbar herrlich entfaltet.

Der Mann aber, der in Folge glücklicher Verhältnisse, eines feinen Geschmacks und Sinnes für Naturschönheiten die Landschaftsgärtnerei von England nach Preußen brachte, war der Fürst Pückler-Muskau.

Auf seinen in der Lausitz gelegenen Gütern legte er zuerst jenen Musterpark an, welcher als Vorbild aller derartigen Schöpfungen gedient hat. Er begann 1816 sein großes Werk, die alten Festungsmauern des mittelalterlichen Schlosses wurden niedergedrückt, ein neues Schloß an drei Seiten von den Wellen eines Sees umspült, der durch einen künstlichen Flußarm von dreiviertel Stunden Länge stets neue Nahrung erhielt, stieg zauberhaft empor. Sümpfe wurden in düstende Wiesen, Sandflächen in Rasenteppiche verwandelt, ein ganzes Dorf translociert und eine Kolonie von Garten- und Bergwerksarbeitern als Schutz- und Truhmänner an die Grenzen des Park übergesiedelt. Ein öffentliches Bad mit besonderem Park und Gebäuden vervollkommnete die Anlage. Der Fürst leitete das Ganze, ihm helfend standen seine Architekten und Gärtner zur Seite.

Der damalige Kronprinz von Preußen aber hatte mit ganz besonderem Interesse diese

Schöpfung nicht ohne den Wunsch angesehen, ähnliche, noch großartigere bei sich ins Leben zu rufen, und seine Wünsche gegen den damals schon vom Rhein berufenen Gartendirektor Lenné ausgesprochen. Dieser Mann war Preußens Eckel. Den Genius des Künstlers unterstützte die Freigebigkeit des Monarchen, was beide vereint geschaffen, kennt und bewundert jedermann in den Gärten und Schlössern, welche Potsdam zieren.

Wie nun auch Fürst Pückler-Muskau den Höfen von Berlin, Weimar, Meiningen und Sondershausen die Leidenschaft für schöne Gartenbesitzungen mitgeteilt und mit gutem Rat sie anzuführen unterstützt hat, Lenné war doch überall derjenige, der die Anordnungen leitete. Auch Papst Pius IX. berief ihn nach Rom, um durch zweckmäßige Anlagen von Bäumen und Sträuchern die klimatischen Verhältnisse zu verbessern.

Viele Städte haben sich im Laufe der Jahre mit herrlichen Parkanlagen geschmückt oder haben Gartenplätze entwickelt, wo sonst nur Sandflächen waren. Es sei erinnert an Düsseldorf, Mannheim, Frankfurt, Breslau, Hamburg, Altona, die alle durch höchst gelungene Anlagen einen neuen Zauber über sich ausgegossen haben.

In England, das uns so weit voraus war, hat die Gartenkunst sich nur innerhalb der einmal ästhetisch wie praktisch eingeschlagenen Wege vervollkommen können. Neues ist nicht geschaffen worden, nur ist sie selbst mehr und mehr Allgemeingut geworden.

Nicht Ähnliches läßt sich von Italien sagen. Wie die Gärten vor 200 Jahren eingerichtet worden, so liegen sie heute noch da. Nur bei Monza in Florenz und auf dem Monte Pinco sind neuere Parkanlagen, sonst liegen die Willen des Adels teils verödet, teils in Trümmern, und wenn man in den größeren Städten hier und dort Biergärten trifft, sind sie möglichst bunt und duftlos, denn die Italiener lieben nicht den Blumen Duft, der, wie sie sagen, die Nerven zu stark angreift.

Um vieles übertrifft der Norden den Süden. In Rußland, wo Frühling, Sommer und Herbst nur drei Monate, und der Winter deren neun zählt, begegnet uns eine Blumenfülle, die uns erstaunen läßt. Wer glaubt, wenn er die im italienischen Geschmack angelegten Blumeninseln des Sees im Park zu Peterhof gesehen hat, dem Nordpol so nahe zu sein? Im südlichen Rußland ist, wie in und um Petersburg, durch deutsche Gärtner, begünstigt vom Klima, die Gartenkunst sehr fortgeschritten. Von den Fruchthäusern, die Petersburg hat, könnte man Wunderdinge erzählen.

Sehr überraschend sind die großen im landschaftlichen Stil angelegten Gärten um Stockholm. Der Mälarsee gewährt wie das nahe Meeresufer reizvolle Punkte, die vielfach mit Geschmack und Einsicht benutzt sind, auch hier tragen deutsche Gärtner das Verdienst davon; selbst in Norwegen entwickelt sich der Sinn für Gartenkultur — was dem Menschen am unerreichbarsten, danach greift er am leidenschaftlichsten, um es sich, sei es auch durch Opfer, zu erringen.

Der Nordländer weiß, daß, um Blumen zu haben und Früchte zu ernten, er Fleiß und Mühe aufwenden und die Kunst zu Hilfe rufen muß, und that beides, während der Südländer, im süßen Nichtstun, des Wachstums u. Blühens seiner Bäume und Felder sicher, sich um ihre Kultur nicht allzu viel mühte; was aber könnte dieser südliche Boden gewähren, wenn ihm die Pflege und Mühewaltung des Nordens zu Teil würde?

Amerika hat in der Gartenkunst überhaupt in den letzten Jahrzehnten besondere Fortschritte gemacht. Die Anlagen, die im 17. Jahrhundert von den Holländern dort gemacht wurden, tragen noch den Charakter der holländischen Gärten, die Engländer aber haben in den letzten 50 Jahren auch dort Großes für die Gartenkultur gethan.

In New-York, an den Ufern des Hudson, in Pennsylvania, bei Boston sind landschaft-

liche Gartenanlagen und Parks entstanden, die an Schönheit mit den europäischen wetteifern und von reichen Besitzern immer mehr erweitert werden. Südamerika hat keine Nachtgärten, aber einen überreichen Blumenflor. Da die Blumen dort die Lieblinge aller Stände sind, von vornehm und gering als Schmuß getragen werden, so ist ihre Kultur auch fortgeschritten.

Vom Bewußtsein des Schönen durchdrungen, können wir jetzt von einer Gartenkunst sprechen, die sich bei aller Freiheit auf unumstößliche Gesetze gründet. Die alles fördernde Bildung hat auch die früher nur handwerksmäßig ausgeübte Gärtnerei in ein höheres Stadium gehoben und sie zum Kunstgegenstande gemacht. Stoßen wir im großen Ganzen auch hin und wieder noch auf Irrtümer und Abschweifungen des ästhetischen Bewußtseins, so führt doch die einmal gewonnene Erkenntnis des einfach Wahren und Schönen auch diese Wissenschaft ihrer Vollendung entgegen.

Die Brillanten.

Nach dem Russischen von J. Bogdowo (Kiew.)

Das „Juwelenhaus“ Swan Potkin und Kompagnie in Petersburg lehrte von seiner Antwerpener Einkaufsreise in die russische Hauptstadt zurück. Das Millionenhaus wurde repräsentiert durch seinen alleinigen Inhaber, den sehr ehrenwerten Herrn Wladislaus Wienaski, eine Autorität auf dem Gebiet der Edelsteinkunde. Auch jetzt hatte er wieder recht erhebliche Geschäfte abgeschlossen, für etwa 500 000 Rubel baar hatte er eine prächtige Kollektion in Bausch und Bogen erstanden.

In demselben Wagenabteil reiste noch ein junges Mädchen, eine Schauspielerin, die sich nach Lublin „auf Engagement“ begeben wollte. Man kam kam bald in eine Unterhaltung und Wienaski erzählte allerhand Schnurren von seinen Geschäften im Auslande, von den „Trics“, welche im Edelsteinhandel zur Anwendung gelangen und schließlich zog er auf Bitten der Dame einen Lederbeutel hervor, den er unter seiner Weste verborgen hatte. Vorsichtig löste er das Seidenband und vor den Blicken der erstaunten Dame breitete sich eine Flut von funkelnden Brillanten, Saphiren, Topasen usw. aus. Das Klimmern, Strahlen und Glitzern blendete schier die Augen. Herr Wienaski machte seine wibbeigerige Zuhörerin auf besonders schöne Stücke aufmerksam, erklärte ihren Wert, ihr Gewicht, ihre Vorzüge und Fehler und ließ in den größten der Brillanten einen Sonnenstrahl fallen, der einer Feuerkugel gleich das Coupee durchleuchtete. Schließlich packte der Kaufmann seine Schätze wieder in den Beutel sorgfältig zusammen und verwahrte diesen in gewohnter Weise.

Bei der Ankunft in Petersburg verabschiedeten sich die Reisenden. Die Schauspielerin blieb auf dem Bahnhof, um die Abfahrt des Lubliner Zuges abzuwarten; der Juwelenhändler fuhr nach seinem Geschäftslokal. Nachdem ihm hier die Eingänge übergeben worden waren und er deren Erledigung angeordnet hatte, machte er sich daran, seine Antwerpener Einkäufe zu klassifizieren. Was er sich da schwarz auf weiß notiert hatte, ergab eine ganz vorzügliche Abrechnung, — er hatte also die beschwerliche Reise nicht umsonst unternommen. Er wollte eben den Beutel im „Diebesjahren“ unterbringen . . . da, — es war unmöglich! . . . die Schnuren waren zerrissen, der Beutel fehlte! Der Kaufmann durchsuchte seine Kleidung, sein Gepäck, das Geschäftslokal, er ließ die Droschke holen, die ihn vom Bahnhof gebracht hatte, alles wurde von unterst zu oberst gekehrt, der Wagenabteil gründlich durchsucht; vergeblich, der Beutel war und blieb verschwunden!

Herr Wienaski war schier untröstlich über

den Verlust, er meldete ihn der Polizei, erließ Bekanntmachungen in den Zeitungen, welche dem ehrlichen Finder 5000 Rubel Belohnung zusicherten, recherchierte in sämtlichen Pfandleihen und fuhr schließlich mit dem Nachtzuge nach Lublin, um seine Reisegefährtin zu ermitteln, denn schließlich trau, schau, wem? Es ist schon mancherlei auf der Eisenbahn herumgereist, was sich später als ganz abgefeimte Hochstaplerin entpuppt hat. Ihr Interesse den Inhalt des Beutels kennen zu lernen, die Habgier, die ihr aus den Augen leuchtete, als sie die funkelnden Steine erblickte, — all das machte sie verdächtig. Außerdem hatte sie ganz genau gesehen, wo der Juwelier den kostbaren Schatz verbarg . . .

In Lublin war die Schauspielerin bald gefunden, sie hatte nicht die geringsten Schritte unternommen, um sich irgendwie unsichtbar zu machen. Als man ihr von dem Verschwinden der Juwelen erzählte, lachte sie hell auf: was gingen sie denn die Juwelen und deren Verschwinden an? Sie hatte sich die Steine angesehen, — der Besitzer hatte sie ja selbst zur Verächtigung eingeladen — und ihre große Freude an deren Farbenpracht gehabt. Schließlich aber war der Beutel wieder sorgfältig verschlossen und verwahrt worden, . . . mehr konnte sie beim besten Willen nicht berichten. Ihr Leumund war tadellos, man fand nicht den geringsten Brillanten bei ihr vor, sie war seit dem Tage ihrer Ankunft im Hotel auch nicht eine Kopete mehr schuldig geblieben, als sie sonst auch zu thun pflegte, — also nicht der leiseste Verdachtsgrund war vorhanden und Herr Wienaski mußte unter allerhand Entschuldigungen einen wenig ehrenvollen Rückzug gen Petersburg antreten.

Hier betrieb er die Nachforschungen mit noch erhöhtem Eifer; er ließ die ausgeschlehten Belohnungen verdoppeln, er engagierte ganze Kolonnen von Privat-Detektivs, er benachrichtigte die Polizei in sämtlichen Hafenstädten, — aber Niemand brachte das abhanden gekommene Gut zurück, keine Behörde vermochte den Dieb zu ermitteln und schließlich begann Gras über die mysteriöse Angelegenheit zu wachsen.

Fast drei Jahre waren verfloßen. Herr Wienaski hatte den Verlust nach und nach verschmerzt, — die Zeit heilt ja alle Wunden. Die ersten Monate hatte er unausgesetzt an die verhängnisvolle Eisenbahnfahrt denken müssen, später zwang er sich, seine Gedanken wieder mehr auf das Tagesgeschäft zu richten und am Ende erinnerte er sich nur noch ungerne all' der Kaufereien und Scherereien, die er wegen dieser dummen Affäre gehabt hatte.

Eines schönen Tages erhielten seine Nerven einen „hörbaren Ruck.“ Kam da von einem Kommissionshaus, mit dem er seit seines Lebens noch keine Geschäftsverbindung unterhalten hatte, ein Paket an ihn. Dasselbe war hoch deklariert, ganz richtig frankiert und die Adresse derart korrekt ausgefüllt, daß ein Irrtum ausgeschlossen war: er war unbedingt der richtige Empfänger. Mit zitternder Hand durchschnitt er die Schnüre. Er horchte nach allen Seiten: in dem Paket rührte sich nichts, eine Höllemaschine konnte also nicht drin sein. Da hob er schließlich den Deckel — ein Lederbeutel! Er traute seinen Augen kaum, es war sein Lederbeutel, sein vor drei Jahren in Verlust geratener Lederbeutel. Er öffnete denselben: die darin liegenden Brillanten, Saphire, Topase usw. erstrahlten in feenhaftem Glanz. Fast unwillkürlich ließ er die Steine durch die Finger gleiten. Er zählte dieselben: die Zahl stimmte, nur einer fehlte.

Seiner Sinne kaum mächtig ergriff Herr Wienaski ein Kouvert, welches unter dem Beutel gelegen hatte und das gleichfalls seine Adresse trug. Er öffnete den Brief und las erst langsam und unsicher, dann aber mit

einem Interesse, das ihn seine gesammte Umgebung vergessen ließ.

„W. . . Februar . . .

Geehrter Herr!

Vor drei Jahren verlor ich ganz plötzlich durch den Bankrott meines Prinzipales meine Stellung in einem Petersburger Handelshause. Bald waren meine geringen Ersparnisse aufgezehrt und ich trieb trieb mich schon geraume Zeit ohne Wohnung und Nahrung in den Straßen der Stadt umher. Ich war halb der Verzweiflung nahe, ohne Mittel, ohne Lebensunterhalt, ohne Beschäftigung, ohne Hoffnung auf Unterstützung von irgend welcher Seite . . . , was blieb mir da übrig als — ?

Als ich so eines Abends bei der Droschkenthaltestelle des Bahnhofes umherwankte und hungrig und halb erstarrt, darüber nachdachte, ob ein Sprung in die Nawa oder der Strick meiner Weisheit letzter Schluß sein werde, schlenkerte mein Fuß plötzlich einen weichen Gegenstand, dessen Inhalt leise klirrte, gegen die Bordschwelle. Ich überlegte mir des Langen und Breiten, ob ich mich um den Quark erst bücken sollte, schließlich konnte es das eingewickelte Abendbrod eines Kutichers sein und dann war ich für diese Nacht gerettet. Ich hob das Ding also auf: es war ein unscheinbarer Lederbeutel, der Brod auf keinen Fall enthielt. Ich war schmerzlich enttäuscht und wollte den Hund schon wieder auf den Platz werfen, als mir plötzlich durch den Kopf fuhr: vielleicht ist Geld darin.

Richtig, Geld, — nun, dann war mir ja auch geholfen. Ich schlich bis zur nächsten Laterne und nekelte den Beutel vorsichtig auf: pfui Teufel, das war eine Handvoll Glasperlen, kleinere und größere, hellere und dunklere, — und die Dinger blühten, daß es eine Freude war. Aber ich hatte Hunger, und konnte ich denn Glasperlen essen? Fast mechanisch schob ich den Beutel in die Tasche.

Dann trottete ich weiter, ziellos, planlos, zwecklos. Ein Nachtlafé war noch geöffnet, ich lauerte mich hinter die Eingangstür und verbrachte da eine Zeit in stumpfem Hinbrüten. Der Zeitungsträger schreckte mich auf, er schien zu glauben, ich gehöre zum Personal, und drückte mir die neueste Morgenausgabe der Zeitung in die Hand. Mit dieser schlüpfte ich ins Lokal und setzte mich an einen etwas abseits stehenden Tisch. Vielleicht konnte ich ein liegen gelassenes Stück Brod ergattern.

Da irrte mein Blick in die Zeitung. „5000 Rubel Belohnung! Kleiner Lederbeutel verloren, vielleicht Nähe des Bahnhofes, eine Hand voll ungeschliffener Edelsteine, Glasperlen ähnlich . . .“ Ein heiseres Stöhnen entrang sich meiner Brust, ich schlug dröhnend mit den Fäusten auf den Tisch und zerrte das Beuteltchen aus der Tasche. Der Hausknecht stürzte auf mich los, packte mich beim Kragen und schob mich unsanft zur Thür hinaus. Ich solle meinen Kausch ausschlagen, wo ich ihn mir gekauft hätte, gab er mir als guten Rat auf den Weg.

Meinen Kausch, — du lieber Himmel betrunken schien ich allerdings zu sein, aber nicht von Alkohol, sondern von dem Genuß von Freude, wirklicher, wahrhaftiger Freude! 5000 Rubel Belohnung. Die gehörten mir, die hatte ich schon so gut wie in der Tasche! Denn daß ich der Besitzer des verlorenen Brillantenbeutels war, unterlag gar keinem Zweifel. „Mein Himmel,“ dachte ich, „5000 Rubel, das sind ja für einen armen Teufel beinahe zwei große Vermögen.“ Nur das Beuteltchen brauchte ich abzuliefern, dann war ich ein gemachter Mann. Lohnte es sich denn noch, sich nach einer neuen Stelle umzusehen, konnte man von dem Gelde nicht als Rentier leben? Meine Phantasie baute ein Lustschloß neben das andere, ich vergaß Hunger und Durst und taumelte vorwärts, den Beutel krampfhaft mit der Hand um-

klammernd. Ich wich den Blicken der mir Begegnenden aus, denn der Wahn hatte mich gepackt, Jeder müsse es mir vom Gesicht herunter lesen können, daß ich die verlorenen Brillanten in der Tasche trage.

So war ich eine lange Landstraße entlang geschritten, die schließlich vor die Stadt führte. Um, wenn ich mich nur wenigstens an dem Glanz meines Fundes mal ergötzen, mal hätte satt sehen können! Hinter dem Schlagbaume drückte ich mich ins freie Feld, wo ich sicher war, von Niemanden beobachtet zu werden. Vor einer zerfallenen Hütte machte ich Halt. Ich durchstöberte sie von unten bis oben, sie war thatächlich unbewohnt. Ich suchte mir ein Plätzchen in der Sonne, so im rechten hellen Sonnenschein, doch zugleich auch so, daß ich die Landstraße übersehen konnte. Tauchte dort ein Mann in Uniform mit Gewehr auf, dann hieß es Fersengeld geben.

Aber nichts rührte sich und so breitete ich meinen Reichtum vor mir aus. Pah, welche Wandlung! Vor wenig Stunden noch ein armer Selbstmordkandidat und jetzt der Besitzer echter wertvoller Steine, deren Wert gar nicht zu schätzen war. Fiebernd vor Aufregung zerrte ich eine Rübe aus dem Acker und verschlang sie gierig, — es hätte gerade gefehlt, daß man einen Millionär verhungert auf freiem Felde aufgefunden hätte. Hei, wie die Steine glitzerten, wie sie die Sonnenstrahlen brachen und zurückwarfen . . . Mit der Begierde und Habgucht eines Geizhalses ergötzte ich mich an dem nie gekannten Anblick, — ich war Herr eines unermesslichen Schatzes, den ich mit Leichtigkeit auf einer Handschläge auszubreiten vermöchte. Ich war so versunken in Staunen, in das sich ein Gefühl der Anbetung für diese kleinen unscheinbaren Steine mischte, daß ich gar nicht merkte, wie Stunde um Stunde verrann.

Erst als die Sonne Schatten auf meinen Schatz fallen ließ, raffte ich denselben zusammen und trottete nach der Stadt zurück. Es war Zeit, daß ich mir die 5000 Rubel holte, sonst hatte ich zum Abend wieder nichts zu essen. Die Firma Jwan Potkin und Kompanie hatte ich bald gefunden. Es schien große Aufregung in dem Geschäft zu herrschen, denn niemand kümmerte sich um mich. Als ich lange genug gewartet hatte, trat ich an eins der Schalterfenster und fragte bescheiden: „Ach, kann ich vielleicht den hochedelgeborenen Herrn Chef sprechen?“ „Was wollen Sie?“ schrie mich der Bedienstete an, „Sie sind wohl nicht geschickt! Da könnte Jeder kommen und mit dem Chef sprechen wollen. Außerdem ist der bereit, er ist nach Lublin gefahren —“ damit wurde mir das Schalterfenster vor der Nase zugeworfen.

Dieser Augenblick war entscheidend für das Schicksal der Brillanten; ich beschloß, dieselben nicht zurückzugeben.

Aber nun hieß es vorsichtig zu Werke gehen. Wenn man mich bei dem Verkaufe oder Verkauf erwischte, dann war mir Sibirien sicher. Ich nahm eins der unscheinbarsten Steinchen und ging nach einer Pfandleihe der Vorstadt. Dort wurden mir anstandslos 50 Rubel geliehen. Noch in der Nacht verließ ich Petersburg und reiste nach dem Ausland. Hier begünstigte mich das Glück, ich vermochte meine kaufmännischen Talente zu verwerthen und heute bin ich Besitzer großer Fabriken, die vielen Hunderten von Arbeitern Beschäftigung gewähren.

Jetzt ist es auch Zeit, mein früheres Unrecht wieder gut zu machen. Beifolgend erhalten Sie Ihre Edelsteine zurück mit Ausnahme des Einen, den ich j. St. in Petersburg verlegt habe. 50 Rubel als Werth finden Sie ebenfalls einliegend, sowie weitere 500 zur Vertheilung an Petersburger Arme. Sie also erleiden keinerlei Schaden, mich aber haben Ihre verlorenen Brillanten vom Verderben errettet. Unrecht habe ich gehandelt, als ich das fremde Gut an mich nahm, andererseits aber sagte ich mir: wenn Du in dem Augenblick herausgeschmissen wirst, an

dem Du dich als ehrlicher Mensch zeigen willst, so ist das auch ein Wink des Schicksals. Ich bin diesem Wink gefolgt, — und habe es, wie der Augenschein lehrt, nicht zu bereuen gehabt.

Mit aufrichtiger Dankbarkeit

Herr Bienaski zählte die Steine und die Rubelnoten: es stimmte alles ganz genau. Dann las er nochmals kopfschüttelnd den Brief, brachte den Beutel endgiltig in Sicherheit und murmelte: „Dieser Mensch ist wirklich ein Ausbund von Ehrlichkeit. Wenn er die Edelsteine verkauft hätte, hätte er sich Duzende von Fabriken bauen lassen können.“

Anerk.

* Schmerzlich entbehrte Musik. Eingeperrter Bankdirektor: „Herr Aufseher, haben Sie Mitleid und klümpern Sie mir einmal etwas mit Ihrem Taschengelde vor!“

* Unverbesserlich. Gauner, soeben aus dem Buchtthaus entlassen, in welchem er die Nummer 316 führte, sieht in einem Hansflur ein Fahrrad mit der gleichen Nummer stehen. Mit den Worten: „Stimmt, das ist ja meine Nummer!“ schwingt er sich auf das Rad und fährt rasch davon.

* Schreckliches Unglück. Hofbeamter (zum Arzt): „Um Gottes willen, Herr Doktor, helfen Sie mir, sonst bin ich unglücklich, ich habe plötzlich ein steifes Genick bekommen.“

* Schlaue eingefädelt. . . Und nun, da wir einig sind, Geliebte, noch Eines: Bist Du abergläubisch?“ — „Dadurch nicht, lieber Theodor!“ — „So ist's recht! Ich habe nämlich g'rad aus 13000 Mark Schulden!“

* Feinsühlend. „Aber Mama, ich weiß wirklich nicht, was Du gegen meinen Mann hast, — er thut Dir doch alles zu liebe; — hat er Dir gestern nicht sogar wieder Deine beiden Lieblingsfrüde vorgespielt?“ — „Ja, — aber den Trauermarsch, als ich kam, und die Jubelouvertüre, als ich ging!“

Rätsel.

Die Mutter, von der ich stamme,
Ist biegsam, feucht und weich;
Doch trifft mich Wärme und Flamme,
So werd' ich aufgelöst sogleich,
Und durch der Wärme Gewalt
Erhalt ich ganz andere Gestalt.
Ich selbst wie harter Stein,
Habe nichts weiches an mir,
So in meiner Gestalt ich erschein',
Da erstarrt Mensch und auch Tier.
Doch, berührt mich der Sonne Gewalt,
Dann löst sich auf meine Gestalt
Und brechend wie in Thränen aus,
Verurjacht oft ich Schrecken und Graus.

Arithmogryph.

1 9 7 8 berühmter deutscher Mediziner,
2 7 3 3 1 ein bekannter biblischer Mann,
3 7 8 5 ein einfüßiges Zahlwort,
4 8 4 ein nächtlicher Vogel,
5 2 6 7 8 ein häuslicher Gebrauchsgegenstand,
6 3 7 8 6 3 eine Stadt Sachsens,
7 3 7 8 4 ein Hustenmittel,
8 3 4 6 6 3 ein Regentamm,
9 7 8 6 ein männlicher Wiederläufer.
4 1 3 6 der Name für ein Gesetz in Rußland.
Richtig gefunden ergeben die Anfangsbuchstaben der Wörter eine bekannte Stadt in China.

Zoogryph.

Giftig Tier! mögt nur in Bildern
Dich den Schülern lassen schildern;
Niemals in des Baldes Grünenden,
Mög' dich lebend Eines finden!
Und doch pflegen viele Frauen
So dem weichen Ding zu trauen,
Dass sie es in Wintertagen
Desters um die Hälse tragen.
Und ich selbst, wenn s am Ende,
Drückte zorn dir deine Hände,
Und wie würd' ich mit Vertrauen
Dieber dir in's Antlig schauen!

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:
S o m o n y m: Wagen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 8, 1-9. „In jener Zeit, da viel Volk bei Jesu war und nichts zu Essen hatte, rief er seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk; denn schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungespeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten.“ — „Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen?“ — „Und er fragte sie: Wie viel Brode habet ihr? Sie sprachen: Sieben.“ — „Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brode, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten.“ — „Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf.“ — „Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend; und er entließ sie.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

IV.

Ob dem Herrn, als er den Tausenden segnend das wunderbare Brot austeilte, nicht jene Millionen im Geiste vorgezeichnet haben, denen Er in Seinem Fleisch und Blut die Speise des ewigen Lebens hinterlassen wollte? Wir können es uns kaum anders denken, lieber Leser, denn der Zusammenhang lag zu nahe. Und siehe! Die Austeilung des Lebensbrotes an die Millionen Christen geschieht auch gerade so, wie im heutigen Evangelium: nachdem die Gläubigen (in der Predigt) das Wort Gottes angehört haben und nach der Nahrung des ewigen Lebens „hungrig“ geworden sind! Ohne diesen Hunger verjümt man die Kommunion, — ohne Predigt aber kein Hunger: wer das Wort Gottes geflüstert verjümt, wie sollte der Verlangen nach dem Tische des Herrn in sich fühlen?

In unserer letzten Betrachtung glaube ich den Beweis geführt zu haben, lieber Leser, daß die katholische Kirche ihren Glauben hinsichtlich des hl. Altarsakramentes im Laufe der Jahrhunderte nicht geändert hat, — wie unsere getrennten Brüder (zu ihrer eigenen Rechtfertigung) behaupten — vielmehr daß die heutige Lehre der Kirche eben die Lehre aller christlichen Jahrhunderte ist. Was folgt aber daraus? Offenbar doch, daß die wunderbare Uebereinstimmung so vieler, durch Geist, Bildung, Gewohnheiten und Sprache verschiedener Völker und Zeitperioden hinsichtlich dieses, den Gedanken der Menschen so fern liegenden Geheimnisses — nur die Wirkung der göttlichen Lehre Jesu und Seiner Apostel sein kann.

Und diese Gewißheit wird, wie ich schon sagte, in der herrlichsten Weise vermehrt

durch das Zeugnis der alten Väter der ersten Jahrhunderte: der hl. Ignatius († um 107), der hl. Justin († 166), der hl. Irenäus († 202), Tertullian († um 240), der hl. Cyrilian († 258), Origenes († um 254), der hl. Gregor von Nazianz († um 390), der hl. Basilus († 379), der hl. Hilarius († 368), der hl. Ambrosius († 397), der hl. Hieronymus († 420), der hl. Cyrill von Alexandrien († 444), der hl. Epiphanius († 403). — Kurz alle Väter der ersten fünf Jahrhunderte haben im buchstäblichen (wirklichen) Sinne die Worte Jesu verstanden: „Das ist Mein Leib, das ist Mein Blut! Kein einziger redet im Sinne unserer getrennten Brüder; vielmehr reden alle in den klarsten, bestimmtesten Ausdrücken von der wirklichen Gegenwart des Herrn im hl. Sakramente.“

Mit diesen schriftlichen Zeugnissen verbindet sich aber, lieber Leser, das Zeugnis von Thatsachen.

1. Es steht geschichtlich fest, daß in den Zeiten der Verfolgung, unter den heidnischen Kaisern Roms, die hl. Hostie den ersten Christen gegeben wurde, damit sie dieselbe mit sich in ihre Häuser nähmen, um sie in jenen furchtbaren Augenblicken zu genießen, wo sie Jesum Christum vor den Tyrannen bekennen und ihr Leben für Ihn hingeben sollten; und daß gerade in dieser göttlichen Speise die Christen die Quelle für jenen Mut und jene himmlische Ruhe und selbst Heiterkeit im Erdulden der grausamsten Martern und Todesqualen erkannten: ein Wunder, worüber die Heiden staunten, weil es unerhört war und ihnen geradezu unerklärlich schien. Muß man nun nicht seinem Verstande die äußerste Gewalt anthun, wenn man denkt oder sagt, die Kirche habe damals geglaubt, sie gäbe den Martyrern nur gewöhnliches Brot, — und die Martyrer ihrerseits hätten geglaubt, nichts anderes zu

Sirchskalender.

- Sonntag, 7. Juli. Sechster Sonntag nach Pfingsten. Willibald, Bischof. Evangelium nach dem hl. Markus 8, 1-9. Epistel: Römer 8, 8-11.
- St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Elementarschulkinder.
- St. Lambertus: Morgens 7 Uhr monatliche Kommunion der Kinder.
- Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen.
- St. Martinus: 1/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schule an der Martinsstr.
- St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation.
- Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Vortrag für den III. Orden.
- Montag, 8. Juli. Kilian, Bischof.
- Dienstag, 9. Juli. Agilolph, Bischof. Dominikaner-Klosterkirche: Fest des hl. Johannes von Köln aus dem Dominikanerorden und seinen Genossen. Um 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 1/8 Uhr Segensandacht. — Dieser Dienstag ist auch der 12te der 15 Diensttage zu Ehren unseres hl. Vaters Dominikus. Um 6 Uhr hl. Messe für den III. Orden.
- Mittwoch, 10. Juli. Felicitas mit ihren sieben Söhnen, Martyrer.
- Donnerstag, 11. Juli. Pius I. Papst.
- Freitag, 12. Juli. Nabor und Felix, Martyrer.
- St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 13. Juli. Magaretha, Jungfrau und Martyrin, Eugen, Bischof. St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse.

Garderobe für die Sommerreise.

empfangen, als gewöhnliches Brot unter dem Titel eines „Zeichens“ des Leibes ihres Herrn?! — Es steht deshalb zweifellos fest, daß in den Jahrhunderten der Martyrer an die wirkliche Gegenwart Jesu in der Eucharistie geglaubt worden ist.

2. Es ist ebenso gewiß, daß in den ersten Jahrhunderten des Christentums den Katechumenen*) nicht nur die Kommunion vorenthalten wurde, was ja wohl selbstverständlich war, — sondern daß ihnen auch die Lehre über dieses Geheimnis verheimlicht wurde. Man bezeichnet diese Verheimlichung einzelner Geheimnisse in der Gelehrtensprache allgemein mit dem Namen *Disciplina arcani*. Der vornehmste Zweck dieser Verheimlichung war: den Svätterei der Ungläubigen nicht Wahrheiten bloßzustellen, die zu hören der Gläubige allein würdig war; und für dieses Verfahren hatte man keine geringere Autorität anzuführen, als die Weisung Christi selber: „Werfet das Heilige nicht den Hunden vor und die Perlen nicht den Schweinen!“ Daß bereits die Apostel in ihrer Eigenschaft als „Verwalter der Geheimnisse Gottes“ eine derartige Geheimhaltung beobachtet haben, war die übereinstimmende Meinung der Kirchenväter.

So wird man auch die auffallende Behutsamkeit der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller begreiflich finden, so oft sie auf das Geheimnis des hl. Altarsakramentes zu reden kommen. Ich will dem geneigten Leser einige Beispiele vorführen: Origenes spricht gar geheimnisvoll vom „Essen der geopferten Brote, die durch Gebete in einen gewissen heiligen Leib verwandelt worden sind.“ — Und indem Tertullian seiner Gattin die Folgen ihrer etwaigen Wiederverheiratung mit einem Heiden, nach seinem Tode, vorhält, sagt er: „Wenn du dich mit einem Ungläubigen verheiratest, so bist du der Gefahr ausgesetzt, den Heiden unsere Geheimnisse zu verraten. Wird es denn deinem Gatten verborgen bleiben, was du im Geheimen vor aller anderen Speise nimmst? Und wenn er das Brot antastet, wird er nicht vermuten, es sei dasjenige, worüber man so viel spricht?“ (Ad uxorem 2,5) Im folgenden (vierten) Jahrhundert finden wir, wie der hl. Basilius verdeckt auf das hl. Abendmahl anspielt, indem er es „die Gemeinschaft der guten Sache“ nennt. Und als Epiphanius vor uneingeweihten Zuhörern über die Einsetzung des hl. Sakramentes sprechen mußte, schlüpfte er über die Einzelheiten dieser hochwichtigen Begebenheit also hinweg: „Wir sehen, daß unser Herr etwas in Seine Hände nahm, wie wir im Evangelium lesen, daß Er von der Tafel aufstand, die Dinge wieder nahm und, nachdem Er gedankt hatte, sagte: Dieses ist Mein Etwas!“

Selbst der hl. Gregor von Nyssa, der das Wunder der Verwandlung kühner und deutlicher, als fast irgend einer seiner Vorgänger, ausgesprochen, hält dennoch in einer der deutlichsten Stellen über diesen Punkt, und dazu in einer zunächst für die Eingeweihten bestimmten Schrift, wie von einer heiligen Schen ergriffen, plötzlich inne, da er das Wort „Leib“ aussprechen soll, und überläßt es seinen Lesern, das Ausgelassene hinzuzudenken: „Er (Christus) giebt uns diese Dinge durch die Kraft des Segens, indem Er die Natur (Wesenheit) der wahrnehmbaren Gegenstände darin verwandelt.“

Nun frage ich, lieber Leser, was für einen Zweck hätte diese Verheimlichung der Abendmahlslehre denn gehabt, wenn die Kirche das hl. Altarsakrament für ein bloßes „Zeichen“, für ein totes „Bild“ des Leibes und Blutes des Herrn gehalten hätte? — Also haben wir auch in der sog. *Disciplina arcani* wieder eine neue wertvolle Bestätigung unserer katholischen Lehre.

*) „Katechumenen“ wurden diejenigen genannt, welche, aus dem Heidentum oder Judentum stammend, auf die hl. Taufe vorbereitet wurden.

Vor allem, ungeachtet des Sommers, muß man ein taubelloses, dunkles Wollkleid besitzen, das den Regen nicht scheut. Es kann aus Kammergarntuch, Cheviot, Homespun oder Loden bestehen, muß jedoch stets, ehe es verarbeitet wird, feucht abgibügelt werden, um den Regen zu vertragen. Zu diesem Rock gehören Taille und Jacke, und jedenfalls eine leichte praktische, dunkle Bluse, die möglichst Ton in Ton mit dem Rock gewählt wird. Es muß bei dieser Gelegenheit wieder betont werden, daß vor allem starkhäufige volle Figuren die abstechende Bluse vermeiden sollten, die, ganz im Gegensatz zum Streben der Mode, die Figuren leicht kurztaillig und plump erscheinen läßt, — besonders wenn noch ein abstechender Gürtel hinzutritt, statt daß den über den Taillenschluß stark nach vorn verlängerten Blusenrand ein Gürtelstreifen aus gleichem Stoff oder doch in gleicher Farbe deckt. Zu dem erwähnten Rock können auch andere Seiden-, Batist- oder Paphyr-Blusen getragen werden. Von der Idee, daß man im Sommer keinen Tuchrock tragen kann, daß man leichte Stoffe wählen muß, die sich nun einmal nicht strapazieren lassen und immer chiffonirt aussehen, ist man jetzt wohl allgemein abgekommen. Von seinem taubelosen Sitz, von der Qualität des Stoffes, hängt zu einem guten Teil der Eindruck der ganzen Erscheinung ab.

Neben dem dunklen Wollkleid ist in erster Linie die weiße Toilette zu berücksichtigen;



Skizze 1. Blusenkleid mit kleinem Ausschnitt.

Skizze 2. Kleid mit halblangen Ärmeln.

Skizze 3. Kleid mit Badentragen.

auch hier empfiehlt es sich keineswegs, einen leichten Stoff zu wählen. Der schwere Stoff fällt eleganter, er verlangt kein Futter, weniger Garnitur und reinigt sich besser. Der Rock wird mit Atlas- oder Taffetblenden ausgestattet und zeigt den üblichen Schnitt, d. h. den Serpentine-Volant oder auch sieben, sich nach unten erweiternde Keile, deren Rätze breit abgestiept oder durch Blenden markiert werden. Der weiße Rock in Verbindung mit einer hellen Bluse ist keineswegs eine Negligé-Tracht, sondern unter Umständen eine sehr elegante Toilette.

Jugendlich kleidsam ist das leichte Blumettis-Mullkleid mit dem für die heißesten Sommertage so wohlthuenden kleinen Ausschnitt, Skizze 1. Blatter, in winzige Fältchen abgenähter weißer Mull formt den breiten Garnitur-Kragen. 1 cm breite Blenden aus doppeltem weißen Batist, die Kreuznähte aus ganz schmalen farbigen Seidenbändchen untereinander verbunden, bilden die weitere Garnitur. — An dem mit Skizze 2 dargestellten Kleide hebt sich reizvoll von dunkelblauem Woll-Muffelin ein breiter, mehrfach eingezackter Shawl-Kragen aus écarfarbenem Batist-Leinen ab. Gürtel nebst Schärpe aus 8 cm breitem, mit schwarzem Sammetbändchen besetztem weißen Seidenband.



Skizze 4. Kleid mit Bassentragen.



Skizze 5. Garnitur-Kragen. Imitation von Clunyspitze. Musterbezeichnung liefert das „Schnittmuster-Kalender der Modewelt“ für 40 Pf. (50 h).

Der fast unvermeidliche Krage lehrt auch an der nächsten Vorlage, Skizze 3, wieder. Hier ist besonders interessant die Zusammenstellung von weißem Plümetis-Mull mit verschiedenen breiten schwarzen Chantilly-Spigen. An einem duftigen Modell, Skizze 4, schimmert durch hanffarbenem Plümetis-Mull ein rosa Satin-Unterleid; dazu hanffarbener ungemustert Mull, Spachtel-Guirure und 6 mm breites rosa Seidenband; letzteres ist überall durch knapp 1 cm breite, gestickte weiße Durchzug-Börtchen gezogen.

Kindermode.

Die Haartracht der kleinen und größeren Mädchen erscheint vielmehr als in den letzten Jahren hängend und frei. So trägt Backfischchen neben den um den Kopf gelegten, kleidsamen Desregger-Böpfen vielfach ihr gut gepflegtes Haar offen hängend, unter einem kleinen hochgesteckten Knoten, den eine Bandspange mit nach vorn gebundener Schleife umgiebt. Weiter weiß die „Modenwelt“ und „Illustrierte Frauen-Zeitung“ (Berlin, Franz



Skizze 6. Wajchanzung für Knaben von 3 bis 4 Jahren.

Freisuren für größere Mädchen wieder sehr in Aufnahme gekommen sind. Eine wichtige Rolle für den Gesamtteindruck bei der kindlichen Kleidung spielt auch das Schuhwerk. Zur Alltags-tracht sind die bekannten braunen und gelben Schnür- oder Knopfstiefel praktisch, Festkleider verlangen eleganteres Schuhwerk: ganz weiße Stiefel, sowie weiße mit schwarzem oder braunem Lackleder-Beleg; neu sind Stiefel aus stumpfem grauem Leder, die vor allem zum Sac-Palot oder Kostüm aus grauem Covertcoat fein wirken. Die Strümpfe sind zu weißen oder besetzten weißen Stiefeln meist weiß, — zu schwarz besetzten Schuhen sind schwarz-weiß der Länge nach gestreifte Strümpfe besonders hübsch. — Die Knaben tragen im heißen Sommer gern den bequemen Kittelanzug aus Drell, Skizze 5. Die Beinkleider sind der Bluse angeknöpft, darüber legt sich lose der Gürtel.

Die ausführlichen technischen Beschreibungen zu den hier im Kleinen wiedergegebenen Illustrationen, wie die Schnitte zu denselben, sind in der „Modenwelt“ und „Illustrierten Frauen-Zeitung“ enthalten. Sämtliche Schnitte könnten aber auch gegen Einsendung von 50 Pfg. mit Postanweisung direkt vom Schnittmuster-Atelier der „Modenwelt“ und „Illustrierten Frauen-Zeitung“, Berlin W. 22, Potsdamerstr. 38, bezogen werden.

In der Kirschpflanzung.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Und das ist ein Sonntag! Die Sonne lacht um die Wette mit all den strahlenden, jauchzenden, schöngeschmückten Menschenkindern, kein einziges Wölkchen am Himmel, nur ein schmeichelndes Zephyrlüftchen, das den jungen, reizenden Blondköpfen da unten im Thale die Mühe des Fächerwedelns erspart. Sie tragen ja auch gar keine Fächer, so hübsch sie

sonst geschmückt sind. Wie weiße und rote Rosen sehen sie aus, nur daß die Rosen hübsch still am Zweige sitzen und sich begnügen, zu duften. Die drei jungen Mädchen aber sind lustige Käfer, denen der Schelm aus den blauen Augen blitz und denen der Uebermut die Wangen kirschrot gefärbt hat!

Ja, wenn junge Mädchen spazieren gehen! Junge Burschen sind nichts dagegen — nur wenn sie in Herrengesellschaft sind, da sichern sie leise zusammen und stellen sich an, als könnten sie nicht bis drei zählen. Wart' nur, ich kenne Euch! Seht sie nur, wie sie dahinwandeln — ah, was sage ich, wandeln?

Lasset uns singen,
Tanzen und springen!

heißt es bei ihnen — sie sind ja auch ganz allein in dem grünen schattigen Grunde, haben ihre beiden Mütter heimlich und böswillig verlassen, die sitzen drüben in Durkersdorf im Gasthofsgarten und zerbrechen sich den Kopf, wo die wilden Mädchen nur wieder hin sind — hahaha!

„Paß auf, Else — ich springe darüber!“
„Prahlerin, das kriegst Du nicht fertig!“
„Was? Du denkst, ich kann nicht über den niedrigen Baum springen? Achtung!“
„Wupp, ist sie drüben!“
„Kommt herüber, hier giebt es reife Kirschen!“

„Du, das ist verbotenes Terrain, da sind Strohwische aufgepflanzt, Elly.“

„Selber Strohwische — 's ist ja ein Weg hier. Ach die herrlichen Kirschen — Glas-kirschen, Herzkirschen, Ammern!“

Else und Agnes können nicht mehr widerstehen. Der Baum stellt ein leicht besiegtes Hindernis dar, im Nu stehen sie neben der Freundin. Eine ungeheure Kirschpflanzung breitet sich vor ihnen aus. Mitten hindurch geht ein Weg nach dem Dorfe. Niemand kann ihnen verwehren, ihn zu beschreiten.

„Seht nur die herrlichen Kirschen,“ ruft Elly mit funkelnden Augen.

„Paß, vom Sehen haben wir auch nichts!“
„'s ist aber doch ein entzückender Anblick!“
„Ach ja,“ seufzt Agnes. „Was ich für einen Durst habe!“

In der That — was giebt es wohl Herrlicheres, als den Anblick einer Kirschpflanzung, wenn im grünen Laub die reifen roten und schwarzen Früchte hängen? Was giebt es Kostlicheres, in der austrocknenden Hitze eines Julitages, als die saftige, süßliche, schmeckende Kirsche, die von unserer Zunge mit Wohlbehagen zerdrückt wird und deren erfrischenden Saft wir wie Nektar schlürfen? Welcher Mensch, der unter einem vollbehangenen, seine Zweige dicht über seinem Haupte ausbreitenden Kirschbaum dahingeht, fühlt nicht unwillkürlich das Verlangen in sich, die Hand nach den erquickenden Früchten auszustrecken?

„Ich wollt', ich hätte ein paar,“ ruft Else.

„Ich auch.“

Elly versucht mit der Hand einen der Zweige zu erfassen.

„Paß, Elly, laß, das dürfen wir nicht,“ warnte Agnes.

„Ich will auch keine nehmen — nur einmal sehen, ob ich hinauflangen kann!“

„O, Du kannst nicht so hoch!“

„Was? Paß auf!“

Elly konzentrierte ihre ganze Kraft in einem bewunderungswürdigen Luftsprung, indem sie gleichzeitig die Hand nach dem niedrigsten Zweige ausstreckte, aber ihr Ziel erreichte sie doch nicht.

„Es ist zu hoch,“ leuchtete sie.

„Laß mich einmal versuchen,“ hohnlachte Else, „ich kann höher springen.“

Doch auch sie, und ebenso Agnes, versuchten vergeblich ihr Heil. Hindernisse reizten bekanntlich und so setzten die drei jungen Mädchen lachend das Spiel fort. Elly thut es schließlich den andern doch zuvor, sie hat auf einmal den ersehnten Zweig in der Hand, zieht ihn zu sich herab und jauchzt triumphierend: „Ich habe ihn, ich habe ihn!“

„Jawohl, und ich habe Euch auch, Ihr Spitzbuben!“ fährt da eine rauhe polternde Stimme wie ein Donner zwischen die erschrockenen Mädchen hinein, und wie ein Blitz steht zwischen ihnen der Plantagenwächter, ein Mann von rauher Gestalt in des Wortes verwegenster Bedeutung, mit einem zottigen Barte, einem schmutzigen Hute auf dem Kopfe, einer Pistole in der Hand und einem bissigen Köter hinter sich, der sich, ebenso heimtückisch wie sein Herr, nachdem er sich mit diesem hinter dem Gebüsch an der Seite herbeigeschlichen, ganz plötzlich mit wildem Gebell auf die in Todesangst aufkreischenden Mädchen stürzt.

„Hierher Packen — Ruhe Bestie — ich werde schon allein mit denen da fertig! Verwünschter Racker, willst Du Dein Maul halten! Was haben Sie hier zu suchen, Sie? Sie wollten Kirschen möpfen, he?“

Zitternd stehen die jungen Mädels vor dem grimmigen Wächter, Agnes und Else fangen an zu schluchzen, Elly aber faßt sich ein Herz und erwidert entrüstet:

„Nein, das wollten wir nicht — wir machten uns nur das Vergnügen, zu probieren, wer von uns den Zweig dort erlangen könne.“

Der Plantagenwächter lacht höhniisch.
„Kennen wir schon — allons, folgen Sie mir.“

„Wohin?“ fragt Elly, ihren ganzen Mut zusammenraffend.

„Ins Dorf, zum Gemeindevorstand.“

Da ist es zu Ende mit Ellys Kraft, auch ihr treten die klaren Thränen in die Augen. „Lieber Mann,“ fleht sie mit ihrer sanftesten Stimme, „lassen Sie uns doch laufen. Wir haben wirklich keine böse Absicht gehabt.“

„Ich hab' Sie ja in Flackeranti ergriffen.“

Elly sucht in ihrer Tasche und findet zu ihrer großen Freude ein Fünfzigpfennigstück, das sie eiligst herausschleudert und dem zornigen Hüter in die Hand drückt.

„Da — nehmen Sie — lassen Sie uns gehen.“

Aber wütend braust er auf: „Sie wollen mich bestechen? Das ist noch öfel schlimmer — das Geld werde ich als corus delecti dem Herrn Bürgermeister abliefern. Vorwärts, kommen Sie mit.“

Alle Bitten, alle Thränen sind umsonst. Sie müssen mit. Elly, zu stolz zu weinen, geht mit einer trostigen Miene voran, hinter ihr laut jammernd und sie mit Vorwürfen überschüttend ihre Gefährtinnen. An der Seite der Wächter, zuletzt der gräuliche Köter. Elly schaut sich vorsichtig um, sie denkt an Flucht. Doch psui — ihre Freundinnen verlassen? Nimmermehr! Außerdem erscheint der Versuch auch aussichtslos, der Kirschen-erberus und sein Spitz würden sie schnell genug zurückbringen.

Der Trauerzug ist schon ziemlich ans Ende der Pflanzung gelangt, als ihnen ein elegant gekleideter junger Herr entgegenkommt. Etwa 25 Jahr alt, mit hübschen, lebenswürdigen Zügen, dunklen Augen, hoher Stirn, stattlichem Schnurrbart.

Erstaunt hält er die kleine Karawane an.

„In aller Welt, Runze, was haben Sie denn da?“

„Drei Kirschendiebinnen, Herr Wolf.“

„Das ist nicht wahr,“ verteidigt sich Elly, „wir haben weder Kirschen gestohlen, noch die Absicht gehabt es zu thun.“

„Ich hab' Sie aber doch dabei erwischt.“

„Wir haben nur aus Scherz im Springen den Zweig zu erreichen gesucht.“

„Jawohl, wer's glaubt — das hier ist Herr Wolf, der Eigentümer der Pflanzung, der wird's Ihnen schon geben.“

„Wenn Sie der Besitzer sind, so bitten wir Sie, uns zu entlassen, wir haben nichts Böses gethan. Mein Vater, der Rechtsanwalt Krüger, wird über die uns zugefügte Behandlung Beschwerde führen.“

Der junge Herr lächelt.
„Meine Damen, es thut mir leid, Sie nicht

so sans façon entlassen zu können. Sie haben sich in der That verdächtig gemacht — und nicht allein das, Sie sind so gut wie überführt. Wir sind in unserem vollen Recht.“

„So wollen wir Ihnen unsere Namen und Adressen sagen, das wird doch genügen.“

„Darauf können wir uns nicht einlassen, die uns angegebenen Adressen erweisen sich fast immer als unrichtig. Es bleibt nichts übrig, als Sie zu pfänden. Wenn Sie mir einen entsprechenden Gegenstand oder eine baare Summe als Kaution hinterlegen können, so mögen Sie gehen.“

Erfreut blickten sich die jungen Mädchen an — endlich ein Ausweg!

„Was — was sollen wir Ihnen dalassen?“

„Haben Sie keinen Sonnenschirm?“

„Die liegen in Burklersdorf im Gasthof, wo unsere Mütter auf uns warten.“

„Oder baares Geld?“

Die Damen flüstern leise zusammen. „Ich habe gar nichts bei mir,“ raunt Agnes Elly zu.

„Und Du, Else?“

„Zwanzig Pfennige — hier hast Du.“

„Und ich habe mein ganzes Geld dem Aufseher gegeben.“

„Run?“ fragt erwartungsvoll der Kirscheneigentümer.

Errötend gesteht Elly, daß sie sich nur im Besitz von wenigen Pfennigen befänden.

„Das genügt freilich nicht. So müssen Sie mir wohl oder übel Ihre Hüte zum Pfand lassen.“

„Unsere Hüte? Wir können doch nicht mit bloßem Kopfe gehen? Nein, das geht unmöglich,“ protestieren alle Drei.

Da kommt Elly ein Gedanke. „Schicken Sie doch zu unseren Müttern nach Burklersdorf, die werden sofort das Nötige erlegen.“

„Das ist weit — indessen, um Ihnen gefällig zu sein“ — Herr Wolf streicht sich den Schnurrbart — „Kunze gehen Sie in den Burklersdorfer Gasthof, fragen Sie nach Frau Rechtsanwält Krüger, melden Sie ihr das Geschehene und richten Sie aus, ich ließe die Damen bitten, sich einmal auf das Gut zu bemühen.“

Kunze will abtrotten, aber Elly hält ihn zurück. „Warten Sie doch — sollen wir denn nicht mitgehen?“

„Damit Sie unterwegs entfliehen — und dann giebt es keine Frau Rechtsanwält Krüger dort,“ ruft lachend der junge Gutsbesitzer. „Nein, meine Damen, das geht nicht. Sie müssen sich schon so lange als meine Gefangenen betrachten — bitte, begleiten Sie mich auf das Gut, es ist nur wenige hundert Schritte von hier, dort mögen Ihre Mütter Sie in Empfang nehmen.“

Kunze marschiert mit dem Köter ab und seufzend ergeben sich die drei Gefangenen in ihr Schicksal. In Begleitung des jungen Herrn machen sie sich auf den Weg nach dem schönen, schloßähnlichen Herrenhaus, das, von prächtigen alten Linden und Kastanien beschattet, ihnen am Eingang eines großen Gartens entgegenwinkt.

„Sie verzeihen, daß ich vorangehe,“ entschuldigt sich der Führer und Aufseher, „ich will Ihnen den Weg zeigen.“

„Wohin?“ fragt Elly unruhig.

„In das Gefängnis, mein Fräulein.“

Agnes stößt einen Schrei des Schreckens aus, Else bekundet ihr Entsetzen durch einen neuen Thränenstrom, selbst die starke Elly fühlt ein ängstliches Pochen in ihrer Brust.

„Mein Herr, Sie werden uns doch nicht wie gemeine Verbrecherinnen behandeln?“ stammelt sie furchtsam.

„Bedaure, ich habe keinen andern Platz.“

Damit stößt er eine Thür in der ersten Etage auf. „Bitte, hier herein! Und nehmen Sie Platz.“

Das Aleeblatt atmet erleichtert auf. Das vermeintliche Gefängnis entpuppt sich als ein luxuriös ausgestattetes Zimmer mit bequemen Möbeln in altdeutschem Stil.

„Bitte, setzen Sie sich nur — ich werde Ihnen sogleich die Gefängniswärter schicken.“

Fünf Minuten später betritt eine ältere Dame mit vornehmen Allüren das Gemach. „Mein Sohn hat mir von Ihrem Mißgeschick erzählt, meine Damen,“ führt sie sich lächelnd ein, „er hat mich gebeten, Ihnen Gesellschaft zu leisten.“

Den drei Gefangenen wird jetzt schon erheblich leichter ums Herz. Jede Spur von Angst und Sorge schwindet jedoch aus den lieben Gesichtern, als gleich darauf ein Mädchen eine große Schüssel herrlicher Kirschchen auf dem Tische vor den Fräuleins niedersetzt. Gleich hinter ihr folgt Herr Wolf selbst mit ein paar Flaschen duftenden Tokayers, ein anderes Mädchen bringt Gläser.

„So meine Damen, nun langen Sie zu,“ fordert Wolf sie freundlich lächelnd auf. „Es ist freilich nur Gefangenenkost — aber Sie werden Hunger und Durst haben, vor allem an diesem heißen Tage das letztere.“

„Sie sind sehr liebenswürdig,“ versichert Elly mit einem Nuck.

„Wir danken Ihnen,“ setzt Else hinzu.

Agnes, als die Jüngste, hat beim Anblick der wunderbaren Kirschchen alle Not vergessen.

„Ich bin so frei,“ sagte sie und langt zu. Der Gutsbesitzer und seine Mutter gehen mit gutem Beispiel voran, die drei Mädchen verdurstet wie sie sind, greifen bald herzhaft zu. Man bewundert, lacht, scherzt und alles Vergangene ist vergessen.

Indessen sitzen die Mütter im Garten des Gasthofs von Burklersdorf und warten, warten, warten.

„Wo die bösen Kinder nur bleiben?“ meint Frau Rechtsanwält Krüger endlich besorgt.

„Vielleicht haben sie sich verirrt,“ erwiderte die Mutter von Else und Agnes, Frau Stadtrat Bogt.

In diesem Augenblicke hören sie, wie ein Mann den Wirt fragt, welche von den Damen Frau Rechtsanwält Krüger sei.

Dieser zuckt die Achseln.

Da erhebt sich Frau Krüger mit den Worten: „Hier, ich bin es. Was wünschen Sie?“

Der Cerberus blickt verwundert die elegante Dame an. „Ein schönes Kompliment von Herrn Rittergutsbesitzer Wolf, und — und Ihre Mädchen hätten Kirschchen gemaust, und — und Sie möchten gleich hinkommen und sie auslösen, sie sind gepfändet und haben kein Geld.“

Höchst bestürzt stehen die beiden Damen sofort auf, berichtigen ihre Zechen und lassen sich von dem Boten nach dem Gute führen. Beiden zittert das Herz in der Angst um ihre Töchter — wie erstauern sie aber, als sie, vor der Thür eines Zimmers stehend, schon von außen die lachenden Stimmen ihrer Kinder hören, und im Hereintreten diese fröhlich um einen Tisch sitzen und sich an den schönsten Kirschchen, die man sich denken kann, defektieren sehen!

„Ihr bösen Mädchen, was habt Ihr mir für einen Schreck eingejagt,“ ruft die Frau Rechtsanwält erleichtert aus.

Herr Wolf verbeugt sich lächelnd vor ihr und bittet um Entschuldigung. „Alle Schuld trifft mich,“ versichert er nicht ohne Verlegenheit. „Ich sah die jungen Damen in so hilfloser Bestürzung und gedachte mir einen kleinen Scherz mit ihnen zu machen. Bitte, geben Sie uns die Ehre, meine Damen, sich hier von dem kleinen Abenteuer zu erholen und ebenfalls die bösen Früchte zu versuchen, deren verlockender Anblick Ihre Fräulein Töchter in so große Aergernis gebracht hat.“

Natürlich nehmen die Mütter die freundliche Einladung an, eine neue Schüssel Kirschchen wird gebracht, man lacht, isst, stößt an und trinkt. Als die Gesellschaft endlich aufbricht, näherte sich Wolf der reizenden Elly mit den Worten: „Gnädiges Fräulein, Sie als die Anstifterin müssen für Ihre Freundinnen büßen — ganz ohne ein Pfand kann ich Sie nicht fortlassen.“

„Wollen Sie meinen Sonnenschirm haben?“ fragt Elly neckisch.

„Nein — geben Sie mir die Schleife aus Ihrem Haar.“ Elly errötet, lacht dann, aber sie giebt sie ihm.

„Womit soll ich sie wieder auslösen?“

„Sie werden es seinerzeit erfahren.“

Als Elly im Begriff ist, das Haus zu verlassen, tritt der Cerberus an sie heran.

„Fräuleinchen, hier.“

„Was denn?“

„Ihr Geld.“ Dabei präsentiert er ihr das vorhin konfiszierte Fünzigpfennigstück.

„O, behalten Sie es nur,“ nickt ihm Elly glückstrahlend zu.

„Danke schönstens — jetzt darf ich es annehmen, denn nun ist's keine Bestechung mehr.“

Eigentlich ist unsere Geschichte damit zu Ende. Unsere Leser oder Leserinnen mögen uns indessen nicht zürnen, wenn wir ihnen ergänzend noch einige Mitteilungen über die Folgen des Abenteuers unterbreiten, so wenig ihnen auch, wie wir wissen, daran gelegen ist.

Es geschieht auch nur zur Warnung, damit sie es nicht machen, wie Elly und ihre Freundinnen. So ein Vierteljahr später erscheint eines Tages Wolf mit der gepfändeten Schleife bei Elly — sie hatten sich inzwischen mehrfach gesehen, so unglaublich das klingt — und verlangt von ihr, sie müsse das Pfand einlösen, die Akten über den Fall müßten endlich geschlossen werden.

Elly wird rot wie eine Centifolie.

„Ich — ich weiß nicht — was ich — was verlangen Sie denn dafür?“

„Was ich verlange? Nur Ihre kleine Hand. Aber nicht etwa bloß, um sie zu drücken, bewahre — behalten will er sie, und zwar für immer!“

Da haben wir die Bekehrung! Eine Verlobung giebt's und eine Heirat. Und am Hochzeitstage ist der junge Chemann so impertinent, zu erzählen, seine junge Frau habe sich im wahren Sinne des Wortes in sein Herz — gestohlen! Elly protestiert freilich, aber Wolf sagt: „Hand auf's Herz, Elly, wenn der Wächter nicht gekommen wäre, hättet Ihr im Ernste die Kirschchen nicht angerührt?“

Da lacht Elly verschämt und entgegnet: „Run, vielleicht jede eine —“

„Siehst Du!“

„Aber Du bist doch der Hauptdieb!“

„Ich? Wieso?“

„Ich habe Dir nur eine Kirschchen — stehlen wollen, aber Du hast mir mein Herz gestohlen!“

Und nun noch einmal, ehrenwerte Mütter, Tanten, Gouvernanten und Pensionsvorsteherinnen: Hütet Eure Schutzbefohlenen vor der Befolgung des bösen Beispiels, Ihr seht hier, was manchmal daraus entstehet!

Allerlei.

* Galante Zerstretheit. Professor (der sich rasiren lassen will, zum Gehilfen, als eine Dame eintritt): „Ach bitte, rasiren Sie nur erst die Dame!“

* Kindliche Raibetät. „Bitt', Mama, spiel' mir was auf dem Klavier!“ — „Nein, Hanschen, das paßt sich nicht — Du weißt ja, wir sind in Trauer!“ — „Aber, Mama, da spielst Du eben nur auf den schwarzen Tasten!“

Charade.

Erste Silbe.

Ich unterscheide Stimm' und Klang,
Doch hat man mich nicht gerne lang.

Zweite Silbe.

Der Irene heil'ges Unterpfand
Knüpft' ich ein unauflösl'ich Band.

Das Ganze.

Mit Diamanten darf ich prangen,
Und werde dennoch — aufgehangen.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Eis.

Arithmogryph: Klautschou.

Logogryph: Boa, Boas.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verb.)

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 7, 15-21. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind.“ — „An ihren Früchten aber werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?“ — „So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ — „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen.“ — „Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen.“ — „Nicht ein Jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.
 V.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“ Dieses Wort unseres Herrn, lieber Leser, gilt auch von den Irrlehren. „Ein guter Baum bringt gute Früchte und kann nicht schlechte Früchte bringen, — ein schlechter Baum dagegen bringt schlechte Früchte und kann nicht gute Früchte bringen.“
 Wie also der Baum, so die Frucht! Welche „Frucht“ hat denn jene Irrlehre gebracht, wonach Jesus im hl. Altarsakramente nur ein „Zeichen“ Seines Leibes und Blutes uns gegeben? O, die alten, ehemals katholischen Dome und Kirchen in unserm Vaterlande reden da in ihrer Rede und Verlassenheit eine sehr bereicherte Sprache. Sie trauern und sehnen sich nach dem Tage, wo auf ihren Altären wiederum das große, geheimnisvolle Opfer dargebracht werde, das der Herr beim letzten Abendmahle Selbst gefeiert und dann für alle Zeiten einsetzte mit den Worten: „Thuet dieses zu Meinem Andenken!“ Und es ist als ob die Glocken jener nun so öden Tempel an jedem Sonn- und Feiertage den im Glauben von uns getrennten Brüdern die Worte zuriefen, die vor fünfzehnhundert Jahren der große hl. Augustin den von der Kirche getrennten Donatisten zugerufen: „Kehret zurück zum Glauben eurer Väter! Denn eure Voreltern hatten nicht den Glauben, den ihr lehret; ihr habt eine Kirche verlassen, die das Gegenteil von dem lehrt, was ihr jetzt lehrt.“
 Lehren wir indeß, lieber Leser, zu der leghin abgebrochenen Betrachtung zurück. Ungeachtet jener Geheimhaltung (Disciplina arcani) während der ersten christlichen Jahrhunderte, waren dunkle Ideen von der kirchlichen Lehre über das hl. Altarsakrament dennoch in genügender Zahl in Umlauf gekommen, um die Einbildungskraft der Heiden auf das lebhafteste zu beschäftigen.

Unbestimmte Vorstellungen von geheimen, verbotenen Mahlzeiten, wobei, wie das Gerücht ging, menschliches Fleisch und Blut den Teilnehmern vorgelegt wurde, — bildeten sich in der Phantasie leichtgläubiger Menschen zu den ungeheuerlichsten Vorstellungen aus. Die schrecklichsten Gerüchte über schauerhafte Gebräuche, die bei den Zusammenkünften der Christen stattfinden sollten, wurden allerwärts verbreitet und geglaubt. Ein Kind (hieß es) mit Mehl über und über bestreut, würde dem Neuangekommenen vorgelegt: dieser müsse demselben den ersten tödlichen Streich versetzen und das Fleisch und Blut mit den übrigen verzehren, zur Sicherung des Heiderseits zu beobachtenden Stillschweigens. Es ist freilich nicht schwer, durch alle diese Vorstellungen der Verleumdung hindurch die wahre Lehre zu erkennen, von der die Ungläubigen nur diesen falschen Schimmer aufgefassen hatten.

Durch dergleichen entsetzliche Beschuldigungen wurden einige der blutigsten Verfolgungen gegen die Christen hervorgerufen und heidnischerseits zu rechtfertigen gesucht; dennoch vermochte weder die Macht der Grausamkeit noch der Todeskampfe selbst den Christen ihr Geheimnis zu entreißen. Hätten sie in diesem Sakramente nichts als ein einfaches Bild oder Erinnerungszzeichen gesehen, so hätten sie das ja nur zu gestehen brauchen: die Verfolgung wäre nicht nur entwaffnet worden, sondern — was noch viel wichtiger für sie war — ihr Glaube würde bei den Heiden eine bereitwilligere Aufnahme gefunden haben.

Aber nein, lieber Leser, ungleich „schwerer zu begreifen“ (als jene „reformierte“ Lehre) war der geheimnisvolle Gegenstand ihrer Verehrung; und auf die Frage, welche die Heiden so oft an sie richteten: „warum verberget ihr Christen das, was ihr anbetet?“ — hätten sie mit Wahrheit antworten können: „weil wir es anbeten!“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 7. Juli. Siebenter Sonntag nach Pfingsten. Bonaventura, Bischof. Evangelium nach dem hl. Matthäus 7, 15-21. Epistel: Römer 8, 19-23. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jungfrauenkongregation. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. Nachm. 3 Uhr Jubiläumsprozession. Franziskaner-Klosterkirche: Wegen der Jubiläumsprozession ist die fünf Wunden-Bruderschaft am nächsten Sonntag, nachmittags um 4 Uhr. Carmeliter-Klosterkirche: Heute wird das hl. Scapulierfest Maria „Unserer lieben Frau vom Berge Carmel“ gefeiert. Um 6 Uhr hl. erste Messe, 7/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festandacht und Predigt.
- Montag, 15. Juli. Heinrich, Kaiser.
- Dienstag, 16. Juli. Faustus, Martyrer. (Scapulierfest.)
- Mittwoch, 17. Juli. Alexius, Bekenner. Leo IV. Papst. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 18. Juli. Arnold, Bekenner. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 19. Juli. Vincenz von Paul, Ordensstifter. St. Andreas: 7/9 Uhr Sähe-Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 20. Juli. Elias, Prophet. St. Lambertus: Morgens 7/8 Uhr Segensmesse.

Die Christen wußten es, wie wir es in unsern Tagen leider auch zur Genüge erfahren, welche höhnender Entweihung diese heimnisvolle Lehre seitens der Ungläubigen wäre ausgefetzt worden, in welchem Schlamme von Verhöhnungen und Gotteslästerungen ihre „heiligen Dinge“ wären herumgerollt worden, — und das war es, was sie bewog, selbst wenn man mit Folterqualen ihnen das Geheimnis zu entreißen suchte, — zu schweigen und zu sterben!

Hätte uns das christliche Altertum für unsere katholische Lehre vom hl. Altarsakramente keinen anderen Beweis hinterlassen, als dieses feierliche und bedeutungsvolle Schweigen: so würde eben darin allein ein mehr als genügender Beweisgrund zu finden sein, um jeden vorurteilsfreien, denkenden Menschen zu überzeugen, daß jener protestantische Begriff vom hl. Abendmahl absolut nicht der Begriff gewesen sein könne, den die ersten Christen davon hatten.

Für heute noch Folgendes: Die Menschheit hat das Bedürfnis der Nähe Gottes in äußerer Erscheinung. Die heidnischen Sagen melden von seligen Zeiten, wo die Götter auf Erden wandelten und mit den Menschen verkehrten. Diese Anschauung beruhte in dem Bedürfnisse, die Anschauung wohl nicht ganz unrichtig: die abgeschmackten Dinge, die sich daran anknüpften, sind eben das eigentlich Heidnische, die Karrikatur jener überlieferten Wahrheit, daß Gott thatsächlich öfter in sichtbarer Gestalt mit den Menschen verkehrt hat. Das bezeugt uns ja die hl. Schrift zur Genüge. Diese wiederholte Erscheinung Gottes war freilich nicht eine so offenbare wie die im menschgewordenen Sohne Gottes; aber immerhin war sie deutlich genug: man denke nur an den Stammvater Adam, der das bekannte Gebot von Gott erhält; an Abraham, dem drei Männer erscheinen, von denen er den Einen anbetet, der ihm, dem Hochbetagten, dann die Geburt eines Sohnes verheißt.

In der Mosaischen Zeit nähert sich Gott Seinem Volke in anderer Weise, indem Er, in der Feuerensäule vorausgehend, es aus Aegypten führt. Dann ist es im heiligen Belt und später im Salomonischen Tempel die Wolke säule, in der Jehovah Seinem Volke nahe ist. Erhebend ist die Szene bei der Einweihung dieses Tempels, wie sie uns im ersten Buche der Könige geschildert wird: Als Salomo gebetet hatte (heißt es dort) erfüllte eine Wolke das Haus des Herrn, und die Priester und das Volk konnten nicht mehr stehen vor der Wolke, sondern fielen nieder auf ihr Angesicht; denn die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Haus!

Nun frage ich, lieber Leser, ist es auch nur einigermaßen wahrscheinlich, daß Gott in der Zeit der Vorbilder und Verheißungen den Menschen nahe sein wollte, dagegen in der Zeit der Erfüllung dieser Vorbilder nicht? Da hätte ja das Alte Testament einen unverkennbaren Vorzug vor dem Neuen Bunde; die Zeit der Bilder wäre gnadenvoller gewesen, als die Zeit der Wirklichkeit!

Auch diese Schwierigkeit wird sofort gehoben durch unsere katholische Lehre vom hl. Altarsakramente: Der Sohn Gottes, der vor zwei Jahrtausenden den Menschen wahrhaft nahe und gegenwärtig sein wollte in menschlicher Gestalt, — thront auf unsern Altären unter dem Schleier des Sakramentes, Gnade und Trost und Friede immerdar spendend, nach Seinem Worte: „Kommt her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, — Ich will euch erquicken!“ (Matth. XI.) S.

Der Haarschmuck der Frauen im alten Rom.

Studie von Dr. Max Dreyer.

Wie wunderbar doch die Mode in ihren Launen wechselt!

Wenn heutzutage eine Dame mit hell-

blonden Haaren übermäßig begabt ist, so werden alle Künste angewandt, um diese verhasste Farbe wegzubringen. Bei den Römerinnen war das Gegenteil einst der Fall: das dunkelste Haar mußte feuerrot werden.

Das Mittel, diese Umwandlung zu beschaffen, war vorzugsweise eine künstliche Seife, deren Bereitung uns teilweise Plinius mitteilt und die so empfindlich für die Haut gewesen sein soll, daß diejenigen Körperteile, welche damit berieben wurden, aufschwellen. Jedoch scheinen die Römerinnen, nach einem Fragment des Cato, die reizende Kraft der heißen Asche zur Färbung der Haare benutzt zu haben, und wenn wir dem alten kosmetischen Arzte Theophrastus Glauben schenken wollen, so haben sie sogar das Geheimnis besessen, selbst die Sonnenstrahlen zur Färbung ihrer Haare zu benutzen.

Ehe diese Salbe aufgetragen wurde, mußte das Haar mit Laugenwasser wohl gewaschen und, von der Sonne wieder getrocknet, mit gelbem Puder bestrichen werden. Erst dann legten die Sklavinnen die Brenneisen an, um das Haar in künstliche, gefällige Locken zu ringeln, und legten den ganz Haarwulst in eine Art Haube, calantica genannt, die nach Martial aus einer Blase bestand; oder man steckte die Haare in eine Netzhaube, wie Lucian will. Wenigstens gab es ein eigenes Sklavengewerbe, solche rodosillas zu knüpfen. Das Eisen, womit die Locken gekräuselt wurden, hieß calamistrum, und die Sklavinnen, welche dieses wichtige Geschäft zu besorgen hatten, nannte man Aschenbläserinnen. Horaz läßt sie ausdrücklich immer im Gefolge der vornehmen Römerinnen auftreten. Waren alle Vorkehrungen entsprechend ausgefallen, so spritzten die Mädchen mit einer für uns gänzlich verloren gegangenen Kunstfertigkeit die Salben aus dem Munde in dem feinsten Staubregen auf die Haare der Herrin.

Die verschwenderischen Römerinnen trieben mit diesen Salben eines Luzus, der übermäßig große Summen verschlang. Der spottende Lucian kann daher nicht umhin, wenn auch mit absichtlicher Uebertreibung auszurufen: „Sie verschwenden in dieser Salbe das ganze Vermögen ihrer Männer und lassen uns das ganze glückliche Arabien aus ihr Haaren entgegenduften.“ Crito, der Arzt der Kaiserin Plotina, gibt in seiner Kosmetik nicht weniger als 25 Arten Salben und Essenzen an, welche die Römerinnen bei ihrer Toilette benutzten. Die vorzüglichsten dieser Salbenöle, und auch die teuersten, wurden aus indischen Substanzen, aus der Wurzel eines Strauches, Costum genannt, und aus dem Blatte der Spickenarbe bereitet, was auch schon ihre Benennungen andeuten; das erste hieß radix (Wurzel), das andere folium (Blatt). Die Salbenhändler waren daher meist vermögende Leute namentlich die antiochischen und alexandrinischen, deren Erfindungsgeist diesen Artikel des Luzus ins Unglaubliche vervielfältigte und verteuerte.

War das Werk nach unendlichen Mühen gelungen, prangte selbst Aurora nicht in goldenerem Haar, so rief die Schaar der dienenden Mädchen wie verabredet im Chorus: „D wie rot!“ — und die Herrin, um sich zu überzeugen, ließ sich den Spiegel reichen. Lächelte sie zufrieden, so trat eine andere Sklavin vor und vertrat das Hauptgeschäft bei der Toilette: sie legte die Haare in zierliche Flechten und ordnete sie dann in einen Wulst über dem Scheitel so geschickt zusammen, daß ein tadelloser Haarpuz daraus entstand, der mit dem Namen Schleife (nodus) belegt wurde, aber in seiner Form unendlich verschieden war, wie wir uns aus antiken Abbildungen leicht überzeugen können. Dem ganzen Flechten- und Puzgewinde gab sie Halt durch eine einzige Nadel, die sich durch den geflochtenen und kunstvoll über- und nebeneinander gelegten Haarbau sticht. Diese Nadel nannten die Römer acus discriminalis. Diese Haarnadeln waren gemeinlich höchst

kunstvoll und bildnerisch ausgefügt. „Zab Nestnadeln mit Häkchen und Büowerken von ungemein hohem Werte; doch selbstverständlich auch sehr einfache, die nichts Ausgezeichnetes hatten, nur daß sie aus Gold, Silber, Elfenbein oder Bronze gearbeitet waren. Wenn auch die Nadeln unserer Damen in Brillanten gefaßt und durch kostbare Edelsteine überreich ausgeschmückt sind, so können sie sich doch schwerlich mit dem antiken Kunstgeschmack der Römerinnen messen. Es sind uns einige dieser Nadeln noch erhalten. So fand Graf Caylus beim Nachgraben auf dem Hügel Pincio zu Rom eine elfenbeinerne, drei Zoll lange Nadel, deren Kopf in einer feingekrümmten weiblichen Büste besteht. Auf andern Nadeln erblickt man ganze Figuren oder kleine Gruppen anmuthig gearbeitet oder sie haben statt des Knopfes das Bild einer Göttin, die mit der einen Hand ein Hüßhorn trägt und mit der andern einen Delfin ergreift. Diese Nestnadeln waren zuweilen hohl und enthielten wohl gar Gift, wie wir aus Tacitus entnehmen; und die Sage erzählt, daß sich Kleopatra mit solcher Nadel vergiftete.

Saß die verhängnisvolle Nadel regelrecht, dann vollendete eine dritte Sklavin das Werk. Diese war eine ausgebildete Haarkünstlerin und hatte die ganze Theorie des Haarpuzes kunstmäßig, wie die römischen Gesetze ausdrücklich vorschrieben, drei Monate lang erlernt; eine, die nur zwei Monate lang gelernt, wurde noch nicht für eine Künstlerin gehalten. Sie legte der Dame das Diadem oder, wie Isidor will, den Nimbus an. Sei dem wie ihm wolle, wir wollen über den Namen nichts weiter verlieren, sondern dafür gleich bemerken, daß sie der Dame eine goldene Stirnplatte mit einem Kettchen um den Kopf legte und somit den Haarpuz zu Ende bringt.

Aber der kleinen, einfachen und unscheinbaren Gerätschaften, womit die Sklavinnen den Locken- und Flechtenbau ihrer Herrin vollbrachten, müssen wir doch kurz gedenken. Daß die Römerinnen schon Kämmen kannten, die meistentheils aus poliertem Buchbaum oder Elfenbein und nicht selten in der Mitte mit eingegrabenen Bildwerken geziert waren, ist längst durch römische Dichter bewiesen; aber von Puderbeuteln und Puderquasten u. s. w. wußten die alten heidnischen Haarschmückerinnen schwerlich das Geringste; sie kannten nur ein kleines rundes Eisen mit einem Griff, das sie zum Kränzeln der Haarlocken aber meisterhaft zu handhaben wußten. In den älteren, prachtlosen Zeiten Roms bestand die gewöhnliche Haartracht in einem bloßen Aufrollen der zusammengeflochtenen Haare, die von der Mitte der Stirn in einer Art von Wulst um den Kopf herumliefen und mit einem schmalen Bande zusammengehalten wurden, wie es uns aus antiken Frauenskulpturen sichtbar wird.

Schon Ovid bemerkt, daß es ihm leichter sein würde, die Eicheln auf einer großen Eiche zu zählen, als die verschiedenen wandelbaren Haartrachten der Römerinnen zu beschreiben. Aber dennoch zählt er acht verschiedene Arten des Haarpuzes auf, aus denen man erfährt, daß die Römerinnen auch à la guitarras oder mit zwei Hörnern frisiert einhergingen. Uebrigens empfiehlt er den Damen, die ein längliches Gesicht haben, die Haare über der Stirn glatt auf beiden Seiten herunterzukämmen und dagegen die Haare in dichten Locken über die Ohren zu lassen. Denen, die ein rundes Gesicht haben, gibt er den Rath, oberhalb der Stirn eine kleine Schleife emporsteigen zu lassen, welche die Ohren nicht bedeckt. Und Unrecht hat der Dichter keineswegs!

Aber so mannigfaltig auch die Haartrachten der römischen Damen gewesen sein mögen, so lassen sich doch alle in zwei Hauptarten bringen: einmal waren es wirkliche, mit einem Brenneisen gekräuselte Locken, die mit einem goldenen oder mit Perlen geschmückten Bande von den übrigen glattgekämmten Haaren getrennt waren und einen äußerst geschmackvollen

Haarschmuck bildeten, oder man flocht die Haare in mehrere Flechten und Köpfe, welche erst in einem vielfachen, dann in einem sich immer wieder begegnenden Kreise übereinander gewunden und endlich in der Mitte, über dem Scheitel, mit einer Schmucknadel festgehalten wurden. Es ist freilich noch von einer dritten Art Frisur die Rede, deren schon Juvenal und Martial gedenken und die darin bestand, vorn herum Locken, hinten aber Flechten und Köpfe zu tragen, die wir aber für ein Gemisch beider halten. Als Tonangeberinnen der herrschendsten Moden des Haarputzes dürfen die Vestalinnen und dann die Gemahlinnen und Geliebten der Kaiser anzusehen sein, wie sich noch jetzt auf alten Münzen eine Poppäa von einer Plotina, eine Faustina von einer Soänias an dem Haarschmuck leicht unterscheiden läßt. Daß aber die Haarmoden ungewein schnell gewechselt haben müssen, läßt sich allein schon aus dem Umstande schließen, daß die Bildsäulen römischer Kaiserinnen so eingerichtet waren, daß man den in Marmor gehauenen Haarschmuck abnehmen und einen anderen an dessen Stelle setzen konnte.

Doch nicht immer wurde die beschriebene Haarprozedur vorgenommen. Andere Römerinnen, deren Haar gar zu widerspenstig, schwarz oder braun war, schnitten es ohne Barmherzigkeit ab und legten sich eine blonde Perrücke an, die sie beim Herkulesstempel von den Modehändlerinnen jeden Augenblick fertig kaufen konnten. Freilich mußten die Perrückenträgerinnen bitteren Spott der Dichter ertragen, die den Betrug öffentlich mißbilligten und tabelten; das aber fruchtete wenig und bald blühte ein ergiebiger Galanteriehandel mit Köpfen, Haarsflechten und Perrücken in hellrother oder gelber Farbe, die sich die römischen Modeangeberinnen ungewein künstlich einzusetzen wußten und die ihren Köpfen den wunderbarsten Ausdruck gaben.

Die Blutbuche.

Skizze von Edith von Claar.

Meinen alten Lehrer in B., zu dem mich in meinen ersten Schuljahren meine Eltern ganz in Pension gegeben hatten, da sie glaubten, draußen auf dem Lande gedeihe ich, der ich ein zartes Pflänzchen war, besser als in der großen Stadt, besuche ich oft noch recht gern. Dann ladet er mich ein in seinen Garten und wenn wir in der schönen Laube sitzen, weiß er immer allerhand aufzutischen. Es sind das nicht nur schöne Kirschen und Erdbeeren aus seinem Garten, nein er weiß, daß er mir viele Freude macht, wenn er aus seinen Lebenserinnerungen mir erzählt. Und gleich bemerkt er dann lächelnd:

„Das können Sie wieder für die Zeitung verwerten!“

Als ich noch jüngst bei ihm war, begann er auch sofort seine Erzählung und ich gebe sie hier meinen Freunden wieder:

Im Gärtlein sah Jung und Alt um den alten Schäfer Hagenbacher. Alles horchte mit Spannung, alle Blicke hingen an seinem Angesichte, als er in seiner Erzählung von den Wundern der Vergeltung hier auf Erden fortfuhr.

Die Sonne ging unter, da verglich sie der Hagenbacher mit dem leuchtenden Schutzengel der Menschen und sagte: „So weicht er weinend von hinnen, wenn eine böse That unsere Seele entweicht.“

Die Abend Schatten stiegen aus dem Thal an den Bergeshängen auf und überbreiteten zuletzt die höchsten Gipfel der Gebirgswälder; da sagte der Hagenbacher: „Und wie jetzt die Nacht über Thal und Berg hinzieht, so wird es Finsternis im Menschen und traurig tappt die Seele über Stock und Stein durch das Leben, wenn aus seinem Gewissen der leuchtende gute Geist gewichen ist.“

Ein Abendwindhauch schüttelte die Linden-

äste über des Hagenbachers Haupte und er sagte:

„Man hat Beispiele, daß Verbrecher im Mänschen der Bäume ihre Schuld ausrufen hörten, daß die Sonnenstrahlen gellungen, die Steine der Straße ausgehrieen haben, es gehe ein Verbrechen vorüber. Ja, wo den Menschen die Beweise fehlen, da wird die Natur zur Zeugenchaft aufgerufen, da steigen die bleichen Strahlen des Mondes lauschend durchs Fenster zum Verbrecher hinein, legen sich die Lüfte horchend ans Herz desselben und überliefern jeden schweren Atemzug, jeden leisen Seufzer dem Richter; wie bei Launersdorf eine Hand aus dem Boden gewachsen und den vorübergehenden Mörder eines reichen Kaufmanns angezeigt hat, das ist ja wohl bekannt genug. Und gebt nur Acht, habt Acht: auf dem Feld, wo man vor einem Jahr den erschlagenen Bucher gefunden, da kam's eines Tages ein Zeichen geben, so seltsam wie klingenden Sonnenstrahl, schreiende Steine und Wunderhände, die aus dem Boden wachsen.“

Alles schauerte, die Kinder zogen die Füße an sich; die Burchen, Mädchen, Väter und Mütter und Greise saßen nachdenklich da und der Daffer bohrte mit einem Knotenstock im Boden.

Als hierauf alles aufstand, um heimzugehen, da kam so mancher Hausvater auf den Hagenbacher zu und dankte mit einem herzlichen Händedruck für die belehrende Unterhaltung, Hagenbacher schien seine ganze Aufmerksamkeit auf die Männer zu richten, welche ihn Abschied nehmend umgaben, nur dann und wann ein flüchtiger Seitenblick auf den Daffer, der mit seltsam verlegener Hast, aber dabei immer lächelnd, von Einem zum Andern ging, um seine Zufriedenheit über Hagenbachers schöne Erzählung auszudrücken, zeigte an, wie scharf er den Daffer im Auge behalte.

Endlich hatte Alles „Gute Nacht“ gesagt und war fortgegangen.

Nur der Daffer hatte nicht „gute Nacht“ sagen können und hatte dem Hagenbacher zum Abschied seine Hand nicht gegeben. Er war in einem Augenblicke, wo der Hagenbacher am dichtesten von Nachbarn umringt war, plötzlich sozusagen in Finsternis aufgegangen, es hätte Niemand sagen können, wo er eigentlich hingekommen war.

Zwei Stunden später schlief im Dorfe alles; kein Geräusch unterbrach die allgemeine Ruhe. Nur zwei Menschen konnten den balsamischen Schlaf nicht finden: das waren der Daffer und der Hagenbacher.

Der Daffer wälzte sich wie von zweischneidigen Messern gestochen auf seinem Lager und grub seine Finger krampfhaft in sein wirres Haupthaar. „Kein Schlaf, keine Ruhe, keine Vergeltung in Ewigkeit“ stöhnte er unter Zähneknirschen und Schluchzen.

Der Hagenbacher verließ in aller Stille sein Haus und dachte: „Ich habe mein Leben lang ruhig geschlafen und werde wieder in Frieden schlafen, heute aber habe ich ein Gottesamt zu thun und einen verborgenen Mörder aufzutreiben!“ Er holte ein Grabschwert und nahm noch andere Dinge mit sich und ging der Höhe zu, wo vor einem Jahre ein wohlhabender Mann erschlagen und beraubt gefunden worden war. Den Mörder und Räuber hatte man trotz aller Nachforschungen bisher nicht entdecken können.

Der Hagenbacher hatte einen Verdacht. Sein Gewissen ließ ihn nicht ruhen noch rasten, bis er Gewißheit hätte. Darum hatte er gegen Abend das ganze Dorf zu sich in den Garten geladen, hatte mit gutem Verdacht von der Schuld des Hergens und von der Vergeltung schon in diesem Leben gesprochen; und darum auch versagte er sich heute den Schlaf und ging in's Freie zu jener Stelle hin, wo das Verbrechen vor Jahr und Tag begangen worden war. Was er that, sah und wußte Niemand als Gott und er allein. Die Nacht war ruhig, aber

finster; so ist der Hagenbacher von dieser nächtlichen Wanderung auch unentdeckt wieder in sein Haus zurückgekommen.

Die Hähne krächten, der Morgen graute.

Der erste Strahl von Osten her fliegt kräftig wie ein leichter Speer die Finsternis zu tören —

So konnte man an jenem Morgen mit dem Dichter sagen; ein schöner Frühlingstag erhellte und verklärte bald darauf die Erde.

Aber der Daffer war abgereist.

Es verwunderte sich zwar Niemand darüber, da derselbe oft in Geschäften abwesend war, nur der Hagenbacher dachte sich sein Teil dabei und schrieb es in aller Stille zu den anderen geheimnisvollen Anzeichen, die er über Daffers Wesen bereits gesammelt hatte.

Es verging eine geraume Zeit.

Da geschieht es eines Tags, es war zur Zeit der Ernte, daß der Knecht des Hagenbacher beim Kornschneiden die Sichel wegwirft und mit dem Schrei: „Da ist's! Da ist's jetzt!“ ganz verstimmt quer über Feld die Flucht ergreift. Alles um ihn her blickt verwundert und erschrocken auf und eilt halb neugierig und halb besorgt zur Stelle hin, welche der schreiende Knecht eben verlassen hatte.

Es war das dieselbe Stelle, wo der erwähnte Erschlagene vor längerer Zeit gefunden worden war.

Alles trat bestürzt zurück, denn da wuchs auf einmal ein wahres Zeichen übernatürlichen Gerichtes — ein rotes Bäumchen aus dem Boden, dessen Namen Niemand kannte; es sah einer Buche ähnlich, hatte aber ganz dunkelrote Blätter. Was war der erste natürliche Gedanke?

Dieser Baum sei ein Gotteszeichen, daß ein geheimnisvoller Richter wache, der eines Tages den Baum auch sprechen lassen könnte, wenn der Augenblick gekommen, wo die Saat des Verbrechers reif geworden sei.

Der Hagenbacher wurde gerufen.

Mit düsterer Miene stand er eine Weile schweigend vor dem Bäumchen und sagte dann:

„Es ist richtig; der Mörder ist nicht zu entdecken gewesen — an diesem Baume werden wir das Wunder der Entdeckung noch erleben.“

Alles ging wieder an seine Arbeit, mit tiefen Schauern vor der unsichtbaren Macht des Geistes erfüllt, der alles sieht und wunderbar zu lenken weiß.

Einige Tage später kam der Daffer wieder von seinen Geschäften heim.

Er hielt sich stille und fern von Menschen, kaum daß man ihn dann und wann allein nach dem Dunkel des Waldes gehen oder abends vor dem Hause sitzen sah. Sollte aber Jemand in der Nähe vorüber gehen, so war er bald hier bald dorthin verschwunden.

Nur der Hagenbacher wußte ihn eines Tages aus seiner Wohnung zu locken. Er ging nämlich eines Tages an Daffers Hause vorüber, und als er diesen nicht vor der Schwelle sitzen sah, trat er an das Fenster, klopfte und rief: „Ei, Daffer, ich geh' gerade vorbei da und kann nicht anders, ich muß euch zum Willkommen grüßen. Man sieht euch ja gar nicht mehr. Laßt euch doch blicken. Kommt, kommt, und weil die Sonne gerade so schön im Untergehen ist, ei, so laßt uns eine kleine Wanderung machen; schade, wenn man die Gottesnatur nicht recht von Herzen genießt, wenn sie bei untergehender Sonne gerade am schönsten ist.“

Auf diesen Gruß und diese Anrede hin war kein Ausreden möglich: der Daffer kam heraus, hatte aber zwei Gefäße in den Händen, die er in sichtbarer Verwirrung bald hin und bald her stellte, offenbar um die Hände zu beschäftigen, die er sonst dem Hagenbacher hätte reichen müssen. Er grüßte und suchte zu lächeln; der Hagenbacher that freundlich und sagte: „Wenn ihr noch zu schaffen habt, ich kann auch noch eine Weile warten.“

Der Daffer erwiderte: „Rein, nein, gehen wir nur.“

Sie gingen.
Der Daffer machte dann und wann den Versuch, eine Richtung nach dem Schlehndornberge zu nehmen; der Hagenbacher aber war wie ein Fels in seinem Vorsatz, der Dauberhöhe zuzusteuern.

Er setzte es auch durch.
„Wie schön ist die Welt, wie milde reget sich die reine Seele des Menschen,“ sagte der Hagenbacher, auf die untergehende Sonne und die wunderbar beleuchtete Landschaft zeigend; „wer sterben könnte wie Gottes heilige Sonne dort im Untergehen rein und glänzend, und wer auch so im Leben jenseits rein und glänzend ankommen könnte!“

Der Daffer schwieg, sah zu Boden und blickte weder auf die glänzende Sonne noch auf die wunderbar beleuchtete Gegend.

Sie kamen bis auf die Höhe in der Nähe von Hagenbachers Felde, wo vor Zeiten der Mord geschehen war. Das Getreide war fortgeräumt und man konnte beim ersten Blicke das Bäumchen mit den dunkelroten Blättern sehen.

Aber der Daffer hatte noch nicht recht um sich geblickt, und gerade hier war es, wo er den Blick vor sich hin zu Boden sinken ließ.

Der Hagenbacher sagte jetzt: „Nun, Daffer, ihr erinnert euch wohl noch, was ich einst in meinem Garten von der wunderbaren Entdeckung verschiedener Verbrechen gesagt habe; bis jetzt ist leider auf dieser Stelle auch kein Wunder geschehen.“ Aber er hatte diese Worte kaum gesagt, als er wie entsetzt zurücktrat, die Hände zusammenschlug und ausrief: „Gott und seine Engelscharen seien uns gnädig! Daffer schaut hin, schaut hin! Ein Blutbaum steigt aus dem Boden, ich seh' ihn wachsen, ich seh' Blut von seinen Blättern fließen, es klingt, seine Blätter rauschen, sie sprechen, es ist die Zeit gekommen, wo der Mörder gefunden und dem ewigen Richter überliefert werden wird! Weh uns! Weh uns! Weh uns!“

Wie leblos stand der Daffer da, sein Auge hatte flüchtig auf die Blutbuche gesehen, wich dann aber mit Entsetzen seitwärts ab und stierte ausdruckslos vor sich hin in die Luft. Krampfhaft mit den Fingern zuckend sagte er nach einer Weile: „Hu; Niemand noch gesehen? Blutbuche — ah, das ist seltsam, seltsam, seltsam . . .“

„O trauriger Ort, wo ein solches Unheil geschehen ist, daß Gott seine Wunder schicken muß, um es zu entdecken und zu strafen!“ rief der Hagenbacher.

„Ja strafen, strafen — ein schweres Vergehen — o Strafe, Strafe genug —“ erwiderte der Daffer.

Sie gingen weiter und nach allerlei erschütternden Reden wieder heim.

Die Sonne war unter, die Schatten der Nacht stiegen aus den Thälern, Wolken zogen im Westen herauf und machten die Finsternis noch undurchdringlicher.

In einiger Entfernung von der Blutbuche stellten sich einige Männer wachhaltend auf und vermieden ein jegliches Geräusch.

Gegen Mitternacht kam eine einsame Gestalt die Dauberhöhe herauf, langsam und oft unter Seufzern innehaltend, sie strebte dem Felde zu, wo die Blutbuche aus dem Boden gewachsen war.

Endlich kam die Männergestalt dort an — und mit einer heftigen Bewegung, wie ein Panther auf seine Beute stürzt, schwang sie ein Beil, um das Bäumchen aus dem Boden zu hauen.

„Fort, weg mit dir, du blutiges Zeichen, fort aus meinem Angesicht, ehe du reden lernst und ausschreist: ich sei schuldig!“ rief dabei die Gestalt.

Doch in diesem Augenblicke war sie von mehreren Männern umringt und festgehalten, und eine angezündete Laterne ließ sogleich erkennen, daß es der Daffer war, der die Blutbuche aus dem Wege schaffen wollte.

„Denk an Buße, Daffer,“ sagte der Hagenbacher, „und leugnet vor Menschen nicht länger, was Gott schon lange weiß und wir in diesem Augenblicke aus eurem Munde erfahren haben.“

Diese Anrede verwirrte den Daffer gänzlich; er fiel auf seine Kniee, bedeckte sein Gesicht, und zitternd am ganzen Leibe schluchzte er heftig und lange bitterlich, bis er endlich aufsprang und sagte: „Hier bin ich, nehmt mich hin. Die Erdenstrafe kann nicht schlimmer sein als die Höllepein in meiner Brust. — O Gott und deine Schar, seid gnädig, seid barmherzig und helfet dieses Feuer in meiner Seele mildern.“

Er wurde gefangen heimgeführt.

Der Hagenbacher nahm zwei seiner Freunde bei Seite und sagte: „Der Herr des Himmels und der Erde hat uns Vernunft gegeben, damit wir seine Werke hier verrichten und über die Gerechtigkeit jederzeit Wache halten. Ich habe dieses Blutbäumchen gepflanzt und der Geist Gottes hat in Daffers Seele die Pein und Verwirrung genährt — so haben wir den Schuldigen erreicht und seine Tage endlich gezählt . . .“

Zu Süffe.

Stizze von Wilhelm Müller.

Es war im Jahre 1889.

Der Araberaufstand rüttelte an der Machtstellung Deutschlands in Ostafrika.

Wir hatten von Dar-es-Salam einen Jagd- und Reconoscierungsausflug in die Fuguberge unternommen und lagen nach einem ermüdenden, wenig resultatreichen Zuge, vier deutsche Jäger, ermattet von dem Gluthauche des afrikanischen Tages bei nahender Nacht unter einer Palme hoch im Gebirge und verzehrten das äußerst frugale Abendbrot.

Aus weiter Ferne schimmerte silbergrau der unendliche Ozean herüber.

Nach Süden zu eröffnete sich ein meilenweites Panorama, die mit dürftigem Baumwuchs bewachsene Steppe.

Wie ein flammender, rubinrother Rieseball stand tief im Westen die Sonne und umgab die Contouren der an und für sich schon roten Berge mit einem matten, purpurnen Schein.

Ueber die unermessliche Wälderstrecke ostwärts stiegen langsam die dunklen Hüllen der Sumpfnebel, der mordenden Fiebererzeuger, empor.

Und dann war sie plötzlich da, die schwarze, afrikanische Nacht.

Wir legten uns näher an das Feuer und schliefen ein.

Ich mochte eine kurze Zeit geschlummert haben, als mich ein dröhnender, furchtbarer Schrei aus dem Schlafe aufwachen ließ.

Emporschnellend sah ich neben mir im gelben Schein der Flammen meine Gefährten stehen, die Waffen in den Händen, regungslos, totenbleich mit großen Augen ins Dunkle starrend.

Und wieder erscholl der markerchütternde, entsetzliche Ruf; jetzt aber noch grauenhafter, qualvoller, übermenschlicher: „Zu Hülfe!“

Wir waren vier kampferprobte, abgehärtete Männer, die auf einem weiten Wanderleben oftmals dem Tode ins Auge geblickt hatten; aber das machte uns erbeben, daß dieser schauerliche Todeschrei hier in der mächtigen, menschenleeren Einsamkeit Afrikas in der Sprache unserer Heimat, der Sprache Deutschlands, erscholl.

„Wo ist die nächste Wohnstätte Deutscher?“ rief ich, als es dann still blieb.

„Die nächste Kolonie ist die etwa vier Meilen entfernte, katholische, bayerische Mission Fugu,“ entgegnete mein mit den Landesverhältnissen am besten vertrauter Gefährte, der Forstmann Georg Gent; „jedoch von dort kann kein Ruf hierher dringen, außerdem

stammt dieser Schrei nicht aus einem Menschenmunde.“

Auf! dorthin.

Von Gent geführt drangen wir durch die dichte Finsternis und das zerklüftete, selbst am Tage schlecht passierbare Gebirge, so rasch als möglich in der Richtung der Mission vor, und erreichten gegen Morgen eine verglimmende Schutt- und Trümmerstätte, auf welcher über den Leichen der gemordeten und gräßlich verstümmelten Missionare und Missionarinnen eine der Räuberbanden Buschtris eine wüste Orgie feierte.

Die Büchse in den Händen, den Patagan zwischen den Zähnen warfen wir uns wie die Tiger auf die überraschte Rotte der afrikanischen Teufel und richteten, bevor sie unsere geringe Zahl erkennen, und bevor sie sich flüchten konnten, ein entsetzliches Massacre unter ihnen an.

Im Morgengrauen begruben wir dann die Leichen der den Märtyrertod gestorbenen deutschen Landsleute.

Aber jenen furchtbaren Hülfschrei haben wir uns nie erklären können! —

Allerlei.

* Variante. (Aus dem Album eines Junggejellen.) „Wenn Zwei sich heiraten, freut sich der Dritte!“

* Im Eifer. . . . „O, glauben Sie mir, Herr Leutnant, ich bin zu weich . . . mir geht oft das Herz mit dem Verstande durch!“ — „Kann mir nie passieren, Gnädigste! . . . Bei mir geht immer der Verstand durch!“

* Ordnungsliebender Kanzleirat: „Ordnen Sie, bitte, diese Briefe alphabetisch und werfen Sie dieselben dann in den Papierkorb!“

* Renommage. „Sagen Sie mal, Professor, wie weit ist denn wohl der Sirius von uns entfernt?“ — „Nun, etwa zehn Billionen Meilen!“ — „So? . . . Hätt'n mir eigentlich weiter vorjestellt!“

Rätsel.

Nie überschreit' ich meines Hauses Pforten,
Und mich herauszundigen empört;
Ich wehre mich, so klein ich bin, mit Worten;
Das weibliche Geschlecht hält mich besonders wert.

Ich bin zugleich und ganz an vielen Orten,
Balb schwaq' ich dumm, bald red' ich hochgelehrt
Gott schuf mit Adam und mit Eva mich;
Kein Mensch kann sagen wer ich bin, als ich

Charade.

Das Erste giebt uns Balsam für die Brust,
Der stärkend ist, wie Leidenden bewußt.
Das Zweite können wir im Benz in Gärten,
Auen,
In jugendlicher Pracht an Bäumen, Pflanzen schauen.
Das Ganze ist in Floras Heiligthume
Gar eine duftende, beliebte Blume.

Zoogroph.

Mit a beschwerlich,
Mit i gefährlich,
Mit u begehlich,
Mit a so brüdicnd,
Mit i berückend,
Mit u entzückend.

Palindrom

Ein Gott bin ich!
Dies rückwärts mich,
So bin ich eine Stadt,
Die göttlich mich verehret hat.

Anagramm.

Es giebt ein kleines Tier,
Man nennt's 1, 2, 3, 4;
4, 2, 3, 1 am Kleide,
Sei's Wolle oder Seide.
Doch 2 und 3 —
's ist ein Schmerzensschrei.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:
Charade: Ohrring.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 16, 1-9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in üblen Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet.“ — „Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum hörst du das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein.“ — „Der Verwalter aber sprach bei sich: was soll ich thun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich.“ — „Ich weiß, was ich thue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen.“ — „Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Del. Und er sprach: nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem Andern: Wie viel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Mäker Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig.“ — „Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes.“ — „Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.
 VI.

Der Verwalter im heutigen Evangelium ist der Mensch. Zwar hat Gott anher und über dem Menschen noch unzählige andere Diener Seiner Zwecke und Verwalter Seiner Güter; unter dem Verwalter im heutigen Evangelium aber versteht Jesus offenbar den Menschen.

Was verwaltet denn der Mensch? Was ist ihm anvertraut?

Es ist ihm anvertraut, lieber Leser, zunächst die Gabe der Erkenntnis. Wie kann er so reich werden an Einsicht! Wie kann er die wahren und falschen Güter unterscheiden lernen! Er kann den Weg des Lebens finden und Andern zeigen! — Und es ist ihm anvertraut die Gabe der Freiheit. Er kann wählen zwischen Gutem und Bösem. Er kann Großes und Gesegnetes wirken aus eigener Wahl. Er kann sich seinem Schöpfer zeigen in freigewollter Treue. — Und es ist ihm anvertraut ein fühlendes Herz. Er kann dasselbe seinem Gott und Schöpfer in Liebe heiligen; er kann mit Liebe seine Brüder umfassen, kann selig sein und beseligen in Freundschaft und Liebe. — Und es ist ihm anvertraut eine Kraft zu allerlei Werken. Wie Vieles kann er wirken zu geistiger und leiblicher Förderung für sich und Andere! — Und es ist ihm anvertraut allerlei irdisch Gut, allerlei Besitztum dieser Welt: Haus und Habe und Kleidung und Geld und Gut. Wie viele Bedürfnisse kann er stillen, wie viele Freude bereiten, überhaupt wie viel Gutes thun an sich, an den Seinigen, an Fremden!

Fürwahr, Großes ist ihm anvertraut; aber alles das ist nicht sein Eigentum, sondern es ist das Eigentum Gottes. Er ist nur Verwalter, und darum wird auch er einst das Wort hören: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung, denn du kannst nicht mehr Verwalter sein!“ Wie sehr muß ihm daran liegen, einst im Gerichte als ein treuer Verwalter befunden zu werden!

Unbeschreiblich hohe Güter, lieber Leser, sind auch der Kirche zur Verwaltung anvertraut: das höchste Gut ist das hl. Altarsakrament, und von der Verwaltung dieses Geheimnisses wird auch sie einst Rechenschaft abzulegen haben. Darum beirrt uns nicht Spott und Hohn und Haß der Andersgläubigen, — wenn wir nur hoffen dürfen, einst vor dem himmlischen Herrn im Gerichte zu bestehen.

Bisher verteidigten wir unsere katholische Lehre vom hl. Altarsakramente gegen die Christen, die von diesem Geheimnisse nichts weiter glauben, als was sie sehen: Brot und Wein, als „Zeichen“ und Sinnbilder des Leibes und Blutes des Herrn. Wir beschäftigen uns nun mit jenen, die zwar glauben, daß der Herr im heiligen Abendmahl Sich Selbst uns gegeben, Sich Selber hinterlassen hat, — die aber über die Art und Weise dieser Gegenwart und über die Zeit derselben im Glauben von uns abweichen. Diese meinen nämlich, Christus sei im hl. Abendmahl gegenwärtig in, unter und mit dem Brote, während wir Katholiken bekanntlich an die Verwandlung glauben; und in Bezug auf die Zeit meinen sie, Christus sei nur gegenwärtig im Augenblicke

Kirchenkalender.

Sonntag, 21. Juli. Achter Sonntag nach Pfingsten. Daniel, Prophet. Evangelium nach dem hl. Lukas 16, 1-29. Epistel: Römer 8, 12-17.
 • St. Lambertus; Fest des Stadtpatrons des hl. Apollinaris. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, nach demselben bei günstiger Witterung Reliquien-Prozession durch die Stadt. Nachm. 5 Uhr Festpredigt darnach feierl. Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris und nach derselben Verehrung der hl. Reliquien. Während der Oktav ist morgens 9 Uhr feierl. Hochamt nach demselben Verehrung der hl. Reliquien und nachm. 5 Uhr feierl. Andacht nebst Verehrung der hl. Reliquien. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Mittags 12¹/₂ Uhr Auszug der Prozession nach Revelaer. Rückkehr der Prozession am Montag den 22. Juli, abends 6¹/₂ Uhr. Nach Einkehr in die Pfarrkirche sakramentalischer Segen. • St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. • Karmeliten-Klosterkirche: Fest des hl. Apollinaris. Um 6 Uhr erste hl. Messe, 7¹/₂ Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festandacht.
 Montag, 22. Juli. Maria Magdalena. • Dominikaner-Klosterkirche: Morgens um 9 Uhr feierl. Hochamt, abends um 7¹/₂ Uhr Segensandacht.
 Dienstag, 23. Juli. Apollinaris, Martyrer. • St. Andreas: 1¹/₂ 10 Uhr hl. Messe für Verstorbene der Bruderschaft vom guten Tode. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7¹/₂ Uhr Pfarramt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

des Genusses, während wir Katholiken ja glauben, daß durch die Konsekration die Gegenwart des Herrn bedingt sei, und daß, sobald Seine Gegenwart durch die Konsekrationsworte bewirkt sei, diese Gegenwart fort dauere, solange die Gestalten von Brot und Wein vorhanden sind.

Dem Leser bekannt sind die Worte des Herrn: „Nehmet hin und esset, denn das ist Mein Leib, — trinket, denn das ist Mein Blut!“ Die Worte „das ist Mein Leib, das ist Mein Blut“ enthalten also den Grund für den Genuß: die Apostel werden aufgefordert, zu essen und zu trinken, weil es der Leib und das Blut des Herrn sei. Somit ist der Leib und das Blut des Herrn schon da vor dem Genusse, ihre Gegenwart ist bewirkt durch die Einsetzungsworte.

Man darf hier ja nur den gewöhnlichen Sprachgebrauch ins Auge fassen. Wenn ich zu Jemanden sage: Ich und trink; denn das ist dieser oder jener Trank, — so wird doch kein vernünftiger Mensch urteilen, ich hätte sagen wollen: Ich und trink; denn in dem Augenblicke, wo du essest, wird das erst die Speise, die ich genannt habe, und in dem Augenblicke, wo du trinkest, wird das erst der betreffende Trank!

Und wenn der Apostel Paulus schreibt: „Ist das Brot, das wir brechen, nicht die Teilnahme am Leibe des Herrn, und der Kelch, den wir segnen, nicht die Teilnahme am Blute Christi?“ — so giebt der Apostel durch diese Ausdrucksweise klar und deutlich zu erkennen, daß das Brot konsekriert und in den Leib des Herrn verwandelt wird, bevor es gebrochen und verteilt wird; er sagt nämlich, daß das, was gebrochen wird, der Leib des Herrn bereits sei, und nicht erst sein werde. Darum sagt auch der hl. Chrysostomus in der Erklärung zu dieser Stelle: „Was ist in dem Kelche? Das was aus der Seite Christi floß.“

Es erhellt also schon aus den Einsetzungsworten allein, daß die Gegenwart des Herrn vor dem Genusse bewirkt und nicht erst von dem Genusse abhängig sei. Als der Herr gesagt hatte: „Das ist mein Leib“, — da war das Sakrament vollbracht. Ob der Genuß später erfolgte, kommt hier zunächst nicht in Betracht. Oder ist etwa die Existenz einer Sache von ihrem Gebrauche abhängig? Ich besitze ein hübsch gearbeitetes Schreibpult, das der Möbelschreiner dem übrigen Mobiliar des Zimmers sehr glücklich angepaßt hat, — aber ich schreibe nicht darauf, weder diesen Aufsatz noch sonst etwas: es ist und bleibt aber doch ein wahres Schreibpult! Ebenso hört auch das hl. Sakrament nicht auf, Sakrament zu sein, wenn auch Niemand dasselbe zu dem Zwecke gebrauchen wollte, zu dem es eingesetzt ist.

Mit einem Worte: nur unsere katholische Lehre entspricht voll und ganz den Einsetzungsworten des Herrn.

S.

Neue Moden.

Die „Modenwelt und Illustrierte Frauen-Zeitung“ (Berlin, Franz Vipperheide) leiten ihren durch Abbildungen bereicherten Modenbericht in der Nummer vom 15. Juli 1901 mit den Worten ein: Es kommt nicht allein darauf an, was man trägt, sondern vor allem, wie man es trägt. Das schlichteste Kleid — so plaudert die Berichterstatlerin der genannten Blätter weiter — wirkt chic, wenn es die „moderne gerade“ Magenlinie zeigt, und die Trägerin sich sehr aufrecht mit eingezogener Brust hält. Auch das Beiwerk der Toilette: Hut, Frisur, die Halsgarnitur etc. ist sorgfältig zu studieren, so daß jedes einzelne unserer vielen Modenbilder nicht nur für eine bestimmte Toilette, sondern auch stets für den moderechten Total-Eindruck beachtenswert erscheint.

Heute sind es vor allem Hut und Frisur, die eine auffallende Umwandlung erfahren



Skizze 1. Sporthut mit Blumengarnitur.

haben. Das nebenstehende Köpfcchen zeigt die typische tiefe Frisur, wofür das ganze Haar in losen Wellen in den Nacken gefämmt und hier zu Locken oder Puffen aufgesteckt wird. Viel sieht man auch ein flaches Nest aus Zöpfen gewunden, zu deren Verstärkung wieder häufig falsches Haar verwendet wird. Wie häufig dies notwendig ist, wissen am besten die Friseure, die schon kaum noch all den Nachfragen nach Flechten gerecht werden können. Auf dieser tief arrangierten Frisur sitzen besonders gut die Hüte mit breiten Knöpfen, deren Krempe nach hinten ausnahmslos niedergedrückt erscheinen. Daß dies selbst bei den schlichten Sporthüten geschieht, zeigt unsere Darstellung (Skizze 1), die auch noch eine auffallende Neuheit aufweist: den lose auf die Krempe gelegten Rosenzweig, ein erneuter Beweis für die große Vorliebe für Blumen. Der gleiche Vasthut kann zur Reise, bei Sportspielen etc. nur mit dem ungebundenen Sammetband getragen werden, wechselt man die Toilette, so legt man einfach einen Blumenzweig, durch Schmucknadeln befestigt, auf und der Hut erhält sofort einen eleganten Charakter.

Eine unerlässliche Begleiterin der Promenaden-Toilette ist die Boa in den verschiedensten Arrangements, immer aus lustigem Material, und meist schwarz oder weiß, wenn nicht in beiden Farben melirt gehalten, da die neutralen Töne zu jedem Kostüm passen, und jede Farbe durch Schwarz oder Weiß gehoben wird. Meist sind die Boas in Halsteil und Enden geteilt, die beide nicht nur

vollständig verschieden arrangiert werden, sondern auch oft aus verschiedenem Material bestehen, z. B. sind einer Halsrüsche aus Chiffon lange Band-Enden angehängt, oder Tüll wird mit Chiffon, Gaze oder Spitzen zusammengestellt. Immer ist das Bestreben erkennbar, die Enden lose flatternd zu gestalten, deshalb setzt man breite, eng plüffierte Teile oder, wie an unserer Vorlage, (Skizze 2), Draperie-Teile an. Die 3 fache Halsrüsche bildet hier weißer Chiffon mit leicht getöntem Balenciennes-Spizzen-



Skizze 2. Chiffon-Boa.

hat, die Enden ergeben Dreieck-Teile aus leichtester Seide; drei, mit Spitze besetzte Volants schließen den einen geraden Rand ab; eine Spitze des Dreiecks ist etwas abgestumpft, dann fest gefaltet der Boa angehängt. Büschelschleifen aus Mignon-Band am Ansatz und in der Mitte der Enden.



Skizze 3. Kleid mit Raglan-Armel.

Die mit Skizze 3 und 4 wiedergegebenen Toiletten sind Pariser Modelle, und eignen sich ihrer an sich einfachen Form zum Nacharbeiten in verschiedenstem Material, so daß sie ebensowohl als Vorlage für ein Hauskleid, wie für eine sommerliche Gesellschafts-Toilette dienen können. Die erste Figur zeigt den interessanten „Raglan-Armel“, dessen Kugel sich über die Schultern bis zum Kragenrande fortsetzt. Da dieser Teil durch seidenen Börtchenbesatz besonders betont ist, kann er



Skizze 4. Kleid mit Spitzen-Einsätzen.

auch an einer Toilette, die diesen Schnitt nicht aufweist, imitiert werden. Die besten Jacken aus Lise schließen sich dem Achselstück an. Die weitere Ausstattung an Rock und Taille bilden zugespitzte Patten, die anscheinend umgelegt und durch winzige Kugelnköpfe festgehalten sind. Gruppen von Lisenstreifen an Ärmel wie Rock; Haltengürtel aus weicher Seide. — An dem letzten Kleide besteht die Garnitur zu zartgrauer Gamme aus gelblichen Spitzen-Einsätzen und grün-carrierter Seide für Hals-, Ärmel-Garnitur und Gürtel. An Stelle der Einsätze treten bei kräftigeren Geweben, Blenden oder Lisen. Der Rock ist rings um die Hüften in Lisen abgenäht, die auch durch Reihfalten ersetzt werden können. Die Gürtelgarnitur steigt vorn bis Kniehöhe auf, und verläuft spitz nach hinten. An der Blusentaille und am Ärmel gesellen sich den Einsätzen aufgelegte Spitzen-Figuren.

Beachtenswert sind die Winte, welche die „Modenwelt“ und „Illustrirte Frauen-Zeitung“ den reizvollsten Damen geben: Ueberfracht ist eine unangenehme Zahl im Reise-Budget. Um diese zu vermeiden, berechnet die sparsame Frau sorgfältig die Anzahl der durchaus notwendigen Toiletten. Die Mode kommt den Wünschen darin entgegen, indem sie absteckende Blumen und Boleros nicht nur gestattet, sondern sogar bevorzugt und einige in dieser Weise zusammengestellte Anzüge lassen sich in verschiedener Weise variiren. Zu einem aus weißem, schwarz gemustertem Foulard gefertigten Rock mit Bolero-Ansatz fertigt man einen schwarzen Tasset-Bolero mit weißen Seiden-Ausschlagen und doppelseitiger Knopfvorrichtung, der als selbständiges Jäckchen zu jedem Sommerkleid oder als Spencer-Taille getragen werden kann. In legerem Falle dient zur Vervollständigung eine im Rücken geschlossene Blusenweste aus Mull mit hohem, farbigen Sammet-Stehragen, deren Vorderteile weiße, mit Durchbruch gezielte Seide und ein kurzes Spitzen-Zabot decken, sowie ein 10 cm breiter Gürtel aus dem gleichen Sammet und mit Gummibändern gehaltene Tüll-Unterärmel mit Spitzen-Manchette, durch die zweimal schmales Sammetband geleitet ist. Besondere Sorgfalt ist auf die Herstellung des Würtels verwendet, der sich einige Centimeter breit auf die Hüften legt; um die etwas kurze Schlußlinie der Spencer-Taille wieder aufzuheben, arbeitet man zu dem Rock noch einen Niedergurt aus übereinstimmenden Stoff und thut eine weiße Seiden-Bluse mit blauer oder cerise-roter Hals-Garnitur dazu, so hat man zwei elegante Anzüge für wärmere, sowie für kühlere Tage und ein Ueberzieh-Jäckchen.

Der Kaiser und sein Diener.

Erzählung von Dr. Curt Abel.

An einem Frühlingmorgen des Jahres 1782 lehnte Kaiser Joseph II. an dem geöffneten Fenster seines Arbeitszimmers auf dem Schlosse zu Schönbrunn und schaute, in Gedanken versunken, nach den waldbewachsenen Bergen hinüber.

Eine Weile mochte er so dagestanden haben, als ein eigentümliches, auffallendes Geräusch zu ihm drang. Es klangen Stimmen in einiger Ferne, ein Dröhnen des Bodens, um so seltsamer, da sich unmittelbar unter dem Fenster eine Schildwache befinden mußte. Neugierig beugte sich der Kaiser weit hervor und sah längs des Weges, der an der Fronte des Schlosses vorbeiführte, hin, wo nicht weit von ihm die Schildwache, ein Garde-Grenadier stand und mit einer Person zu sprechen schien, welche das Gebüsch verbergte. Wenigstens ließen dies seine Bewegungen vermuthen, da er lebhaft mit der Hand nach ihr hinwinkte und oft und wiederholt heftig mit dem Fuße aufstampfte. Zuweilen klangen sogar einzelne Worte, die der Grenadier unwillig

und sich vergebend halb laut sprach, zum Fenster herauf. Alles mußte dem Kaiser umso mehr auffallen, da Niemand während seiner Unwesenheit den Garten betreten durfte, überdies die frühe Morgenstunde fremden Besuch noch nicht erwarten ließ. Kopfschüttelnd beobachtete er den Grenadier, der hochgewachsen, schönen Gesichts, einen Mustersoldaten versprach und doch so seine Pflicht vergaß.

„Nun entfernt Euch aber, Vater!“ vernahm er endlich ziemlich deutlich und der Grenadier machte zugleich eine heftige Bewegung nach dem Strauche hin. „Ich darf nicht mit Euch sprechen und Euch an diesen Ort lassen. Es ist um mich geschehen, wenn Ihr hier bemerkt werdet. Da seht, des Kaisers Fenster steht offen und er ist gar früh auf. Wenn er mich hört!“

„Den Kaiser will ich ja eben sehen, ihn sprechen“, entgegnete eine etwas stärkere, rauhere Stimme im Steiermärker Dialekt hinter dem Strauche hervor.

„Weißt Du nicht, Antonel, daß das der einzige Weg ist, um Dein Rosel zu retten. Dies doch nur das Briefel, das sie Dir schrieb und das ich Dir gegeben, dann wirst Du erst ihre Noth, ihre Angst und ihren Kummer kennen! Antonel, höre mich!“ Und er trat dem Grenadier näher, sodaß ihn der Kaiser genauer betrachten konnte. „Sprich mit dem Kaiser, oder laß mich mit ihm sprechen!“

Der Alte hatte dabei die Hand auf die Schulter des Grenadiers gelegt und schaute ihm erwartungsvoll ins Gesicht. Dieser schwieg eine kurze Zeit, als kämpfte er mit sich selbst und halte Rat, was er beginnen und wie er den Vater beruhigt von hinnen bringen sollte. Dann richtete er sich straff empor und schob den Alten sanft von sich.

„Geht endlich, Vater!“ sagte er, „9 Uhr werde ich hier abgelöst und 10 Uhr kann ich Euch einige Augenblicke vor dem Schloßthore sprechen; dann wollen wir das weitere miteinander verabreden!“

Und damit begann er wieder seine unterbrochene Wanderung mit festem Schritt unter den Fenstern des Schlosses, der Alte aber wendete sich nach der entgegengesetzten Seite des Gartens und war bald den Augen des Kaisers entschwunden.

Der Kaiser, in seiner menschenfreundlichen, teilnehmenden Weise, dachte schon weniger an die Pflichtverletzung seines Grenadiers als an die Klage des Vaters. Oft hatte er seit kurzem aus Steiermark Berichte von den Bedrückungen der Gutsherrschaften erhalten, er wollte endlich einmal klar sehen und sein Entschluß war gefaßt.

Freilich wußte der arme Bauer, der in diesem Augenblicke Todesangst litt, nichts von der freundlichen Meinung des Kaisers. Denn als er auf seinem Rückweg über die Gartenthür steigen wollte — es war der Weg, auf dem er den Garten betreten, hatte ein Gärtnerbursche ihn bemerkt und festgehalten. „Halt da!“ schrie er ihn an. „Was hast Du im Garten gemacht? Gestohlen?“

Zitternd und nach Athem ringend stotterte der Bauer: „Verzeiht, ich war dort bei meinem Sohne, der unter den Fenstern des kaiserlichen Zimmers Schildwache steht, und sprach mit ihm. Hier bin ich hereingestiegen, weil ich anders nicht zu demselben gelangen konnte, und hier wollte ich wieder heraufsteigen. Ich bin ein ehrlicher Bauersmann aus Mülldorf im Steiermärkischen unweit Mariazell. Kommt mit zu meinem Sohne, er wird Euch sagen, daß ich Wahrheit geredet!“

„Du lügst ganz offenbar!“ rief der Gärtnerbursche. „Eine Schildwache darf bei Ruthenlaufen mit Niemand, selbst nicht mit dem eignen Vater sprechen! Du bist ein Gaudieb! Marsch, fort, auf die Schloßwache“, und er stieß den alten Bauer vor sich hin, der Segend zu, wo Antonel noch auf seinem Posten stand.

Unterdeß war der Alte ruhiger geworden! denn der Irrthum mußte sich ja durch seinen Sohn aufklären; aber welch Unglück, daß sich dabei zugleich dessen Schuld herausstellte! An

sich selbst dachte er nicht mehr. Er war seinen väterlichen Gefühlen gefolgt und hatte seinen Sohn, unbekümmert, ob er den Garten ersteigen und ihn dort auch auffuchen, ihn sprechen dürfe, von der Noth seines Herzens unterrichten wollen; noch weniger glaubte er, ihm dadurch große Verlegenheiten zu bereiten.

Das war vor einer kurzen halben Stunde geschehen — und als der Vater sich endlich wieder entfernt hatte, athmete der Sohn leichter, dem das Gewissen doch wegen seiner verletzten Pflicht geschlagen; nun, meinte er, sei alles wieder gut — da bringt der Gärtnerbursche den Vater wie einen Dieb zu, ihm geschleppt, unter lautem Rufen und Schmäher: „Heda — hier ist ein Dieb, der sich für seinen Vater ansieht!“

Dem Unglücke ließ sich nun nicht mehr ausweichen, den alten Vater konnte und wollte Anton nicht verlassen, nicht verläugnen. Er war schnell gefaßt und mit Resignation, von einem heiligen Ruche erfüllt, antwortete er: „Ja, das ist mein Vater, ein ehrlicher Bauer aus Mülldorf in Steiermark, da, wo ich her bin. Sein Name ist Max Brüchel und er kam daher, um mit dem Kaiser zu sprechen! Laßt ihn los, ich werde nachher auf der Schloßwache selbst Meldung machen!“

Der Gärtnerbursche stand betroffen da und trat, den Bauer loslassend, einige Schritte zurück, meinte aber doch, daß ein ehrlicher Mensch keinen verschlossenen Garten betrete, noch weniger über die Thüren klettere, um hinaus zu gelangen.

„Dieser Alte ist doch ein mehrlicher Mann“, sagte er darum trozig, „selbst wenn er Euer Vater wäre; ich werde ihn auf die Hauptwache führen und den Fall gehörig melden, damit man erfahre, ob ihr beide wirklich verwandt seid und einerlei Handwerk treibt!“

Darüber gerieth der Grenadier hohn auch in Grimm und Born und ganz vergessend, daß er vor dem offenen Fenster des Kaisers stehe, antwortete er hitzig und schlug endlich mit der Faust den Gärtnerburschen zu Boden. Laut schreiend stürzte der Gärtnerbursche nieder und erschrocken über die Folgen solcher Gewaltthat wichen beide, Vater und Sohn, zurück. Und während Anton den Vater hastig in die Gebüsche drängte und ihn bat, zu fliehen, erhob sich der Gärtnerbursche, nahm sein langes Messer aus der Tasche und näherte sich hinterwärts dem Grenadier; da rief der Kaiser, den der Streit wieder an das Fenster gelockt und der alles bemerkt hatte, laut hinab: „Schildwache, der Bursche will Dich stechen!“

Die drei standen wie vom Blitz getroffen; der Grenadier faßte sich zuerst und präsentirte, festen Blickes zum Kaiser empor sehend. Der Bauer hatte schnell den Hut vom Kopfe herabgerissen und schaute ebenfalls hinauf; der Gärtnerbursche zog sich langsam nach der Mauer zurück, um sich zu entfernen.

„Fasse den Burschen, Grenadier!“ rief der Kaiser wieder. „Er soll der Wache übergeben werden!“

Aber die blinde Wuth des Gärtners machte seine Gefangennahme nicht ganz leicht, und als der Grenadier ihm das Messer entwenden wollte, erhielt er einen so heftigen Stich in die Seite, daß er mit einem lauten Schrei zusammenbrach.

Dies war aber auch ein Zeichen des Angriffs für den alten Vater. Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag mit der gewaltigen Faust und der Mörder lag bestimmungslos neben dem in seinem Blute schwimmenden Grenadier, über den sich nun der Vater laut jammernd beugte.

Als bald wurde Lärm im Schlosse. Soldaten, Offiziere, Diener kamen schnellsten Laufes herbei und selbst der Kaiser erschien bei dem Unglücklichen, sodaß in wenig Minuten die sonst so stille Gartenallee mit einer großen Menge Theilnehmender und Neugieriger angefüllt war.

Auf Befehl des Monarchen kamen auch mehrere Aerzte, die den Verwundeten unter-

suchen und die schnellste Hilfe leisten mußten; ihnen wurde derselbe zu weiterer Pflege angelegentlich empfohlen. Sowohl zur Beruhigung des Kaisers als auch insbesondere des alten Vaters erklärten dieselben, daß die Wunde nicht tödtlich sei und der junge Grenadier jedenfalls gerettet werden würde. Der Mörder war bereits in Haft genommen.

Allmählich beruhigte sich alles; der Kaiser befahl, den Bauer nach seinem Arbeitszimmer zu führen, er wollte selbst dessen Geschichte, seine Reise, seine Sorgen erfahren.

Der Bauer erzählte: „Kaiserliche Majestät! Als ein schlichter Bauersmann, der Gott und die Obrigkeit fürchtet, ernährte ich 13 er, nicht reich, nicht arm, meine Frau und vier Kinder von dem Ertrage meines Hofes bei Münddorf, unweit Salzburg gelegen. Nun hatte ich einen Nachbar, der wie ich einen Meierhof besaß und wie ich arbeitete, sorgte, sparte. Wir waren Liebe, treue Freunde, bis ihn vor nahe fünf Jahren der Tod von mir und seiner einzigen Tochter unerwartet riß. Sterbend hatte er sie mir zur treuen Obhut übergeben und gern that ich, was ich konnte. Bei mir wuchs sie heran und es konnte nicht fehlen, daß sich bald viele Bewerber fanden, denen das reiche und schöne Mädchen gefiel; aber bereits liebte Rosel, so hieß sie, meinen Antonel und beide wollten nicht voneinander lassen ihr Leben lang. Doch unter diesen Bewerbern befand sich auch der Sohn unseres Amtmanns, ein wilder und roher Herr, den Rosel gerade am tiefsten haßte. Allein sie reizte dadurch nur den Zorn des Amtmanns und er quälte sie wie mich, den er für den Urheber ihrer Abneigung hielt. Uns alle ließ er durch harte Bedrückungen seinen ganzen Zorn empfinden. Bald waren Frohnden zu leisten, bald socht er unser Besitztum an und kränkte uns, wo er konnte. Bei der nächsten Rekruutenaushebung mußte Antonel mit; der kaiserlichen Majestät soll er immer dienen, aber der Amtmann schaffte ihn nur fort, um seinem Sohn bei Rosel freie Werbung zu gewinnen. Doch das Mädchen hielt an ihrer Liebe fest und der Amtmann faßte einen anderen Plan, sie zu verderben. Eine alte Schrift, die sich noch im herrschaftlichen Archiv vorgefunden haben sollte, diente ihm als Dokument zu einem Prozeß, wodurch die Waise fast um die Hälfte ihres Besitztums gebracht werden sollte; ein kleines, aus Unwissenheit begangenes Versehen gab ihm endlich den Grund, sie in gefängliche Haft zu nehmen, in der sie sich noch befindet. Alle meine Versuche, ihr Loos zu erleichtern, alle Mühe und Wege, die ich um ihrer willen ohne Scheu machte, blieben erfolglos. Sie klagt, sie jammert und meint in ihrem Elend zu vergehen. Es blieb uns darum nur ein Weg, durch welchen wir noch Hilfe erwarten können und dürfen; mein ganzes Vertrauen war und blieb stets auf den Kaiser gerichtet. Die Reise war zwar weit und schwer, jedoch es mußte geschehen. Dabei hoffte ich ja auch meinen Sohn, den ich in Wien zu treffen vermeinte, zu sehen und zu trösten. Er sollte mir den Weg zeigen, um zu meinem Kaiser zu gelangen. Nach fünf Tagen kam ich in Wien an, ich traf meinen Anton nicht. Ohne zu rasten, eilte ich hierher, und nun ist alles geschehen, wie es kaiserliche Majestät wissen. Ich habe schwer gefehlt, wie auch mein Sohn, aber erbarmt Euch unserer, die so unschuldig leiden und dulden; verlasset uns nicht, denn nahe stehen wir sämtlich dem Untergang.“

Die ausdrucksvollen Züge des Kaisers hatten anfangs innige Theilnahme gezeigt, waren aber allmählich ernster und härter geworden. Noch richtete er einige Fragen an den Bauer über die Bedrückungen und Gewaltthatigkeiten des Amtmanns und sagte dann:

„Eure Angelegenheit werde ich untersuchen und sofern ich das, was Ihr sagtet, der Wahrheit getreu befinde, Euch auch Ruhe verschaffen. Euer Weg soll kein vergeblicher gewesen sein. Auch seid hinsichtlich Eures Sohnes unbesorgt, ihm soll die sorgsamste

Pflege zu Theil werden. Ist er, was ich hoffe, genesen, so sollt Ihr ihn bald wiedersehen und dann mag er sein Rosel ehelichen. Ich habe mich gefreut, einen so guten, trefflichen Sohn beobachten zu können. Wollte Gott, es könnte sich jeder Vater solch braver Söhne erfreuen, denn ein guter Sohn, der seinen Vater liebt, ist auch ein guter Soldat und liebt auch einen Kaiser. Dies sind seine sichersten und besten Stützen!“

Damit war der Bauer entlassen. Von den Ärzten erfuhr er, daß sein Sohn aus jeder erheblichen Gefahr sei und beruhigter betrat er am Abend das Zimmer des Kaisers, der ihm ein Schreiben für den Statthalter, Grafen von Borny, in Graz übergab.

„Es wird schon anders werden“, sagte er noch huldvoll zu ihm. „Geht nun ruhig in Eure Heimath zurück, Eure Noth ist dem Ende nahe. Euren Sohn überlaßt mir, ich werde statt Eurer sein Wohl im Auge halten. Doch dem frommen und treuen Rosel gebt hier, tritt sie mit ihrem Antonel zum Traualtare, mein Hochzeitsgeschenk. Ich belohne die Tugend gern!“

Dabei legte er ein kleines Kästchen in die Hände des innig bewegten Vaters, worauf er eigenhändig die Worte geschrieben hatte: „Dem in der Tugend getreu und standhaft verharrenden Rosel von ihrem Kaiser Joseph“.

Der kaiserliche Brief, den der alte Bräutigam heimkehrend dem hochgebetenden Statthalter in Graz gab, befreite sogleich das arme Rosel aus dem Gefängnis und ihn von den Verdrückungen des Amtmanns. Und kaum war der Sommer mit lichtem Prangen und farbigem Glanz über die Erde gekommen, da kehrte auch sein Sohn, geheilt und genesen, in der blanken Grenadieruniform, mit der hohen silberbeschilderten Bärenmütze heim, ein rechter Stolz für ihn und das ganze Dorf. Zwar hatte er nur kurzen Urlaub, dafür aber auch des Kaisers eigene Erlaubnis, sein Mädchen zu heiraten und nun mit ihr wieder nach Wien zurückzukehren. Am Sonntag sah die alte, kleine Kirche des Dorfes ein schönes und glückliches Paar, und die junge Braut schaute noch einmal so rosig und lieblich aus, denn sie trug um den Hals das Gnadengeschenk des Kaisers, eine goldene, feingegliederte Kette, aus vier emaillirten Schildchen gebildet, an denen ein kleines Medaillon mit des Kaisers Bildnis hing.

Gleich nach der Hochzeit schieden die beiden Glücklichen, wenn auch mit schwerem Herzen, so doch mit den freudigsten Hoffnungen. In Wien erhielten sie die Weisung, sich nach Schönbrunn zu begeben. Hier wartete ihrer schon ein besonderer Befehl des Kaisers, nachdem Anton mit dem Amte eines Kastellans betraut wurde und eine eigene Dienstwohnung beziehen mußte.

Jeder kennt den eigenthümlichen Charakter Josephs II., der gern in der einfachsten Hülle den werthvollsten Kern, ein menschliches und edelmüthiges Herz, suchte. Darum trug er auch stets ein gewisses sehnliches Verlangen nach dem braven Kastellan, vor allem, als er ernstlicher zu kränkeln anfang und endlich das Lager nicht mehr verlassen durfte. Dann mußte in den Abendstunden Antonel bei ihm erscheinen, ihm von der Steiermark und ihren Bergen erzählen, harmlose Plaudereien, denen der Kaiser gern lauschte. In solchen Augenblicken fiel alles Zeremoniell des Hofes und es schien, als seien beide Männer nur durch die Jahre von einander getrennt, durch eine innige Freundschaft aber verbunden.

Im Februar 1790 nahm die Krankheit Josephs II. einen immer gefährlicheren Charakter an, und immer näher trat ihm der Tod.

„Ich werde bald von hinnen gehen“, sagte er eines Abends zu Antonel, der jetzt fast nie von seinem Lager wich. „Mir dünkt, mein Stundenglas ist bald abgelaufen.“

Diese Aeußerung warf den treuen Diener ganz nieder. Laut schluchzend kniete er am Bett und suchte dem Herrn Trost zuzusprechen,

Trost, dessen er selbst am meisten bedurfte. Zu seiner Gattin sprach er bei der Heimkehr trübe: „Unser guter Kaiser wird sterben, es ahnt mir. Rosel gib acht: ist er nicht mehr, dann geschieht auch etwas mit mir!“ Als er sie erblickte und erschrecken sah, schwieg er und wagte ihr nicht alles zu sagen, was er empfand.

Es war gerade acht Tage vor dem Tode des Kaisers, da fühlte auch der junge, rüstige und starke Mann es plötzlich wie einen Stich in der Brust, doch ging er, da ihn Joseph hatte rufen lassen, zu ihm hinüber. Allein nach einer Stunde ward sein Schmerz heftiger, die Beklemmung ängstlicher und er mußte sich entfernen. Es schnitt ihm durch das Herz. Noch einmal betrachtete er das Antlitz des schlummernden Kaisers, drückte noch einen Kuß auf dessen zarte, abgemagerte Hand und schied.

„Es ist das letzte Mal, daß ich ihn hier auf dieser Erde sah“, sagte er noch im Weggehen zu dem dienstthuenden Kammerdiener und trocknete sich die Thränen. „Vielleicht bald dort oben!“

Ein Fieber hatte ihn ergriffen, aber der Arzt versicherte, trotz der wilden Phantasien des Kranken, worin er beständig mit seinem Kaiser verkehrte, daß der Kranke in seiner Jugend und Kraft es überstehen werde.

Bald vermiste auch Joseph den geliebten Diener und wunderte sich über dessen langes Ausbleiben. Als man ihm jedoch sagte, daß der Kastellan selbst im Fieber läge, sprach er leise: „Ein treuer Diener, der seinem Herrn selbst durch das Todesthal folgt.“

Am 20. Februar entschlief der Kaiser sanft und ruhig. Schnell verbreitete sich die Schreckenskunde in allen Gassen, in allen Häusern der Stadt, nur Rosel verbarg sie ihrem Gatten. Denn die Ärzte hatten ihr die sicherste Hoffnung seiner Genesung gegeben, wenn sein Gemüth durch nichts erschüttert würde. Unnützte Sorge! Als sie an sein Lager trat, sagte er mit matter Stimme: „Mir ist wohl. Nun mein Kaiser tot ist, werde auch ich zur ewigen Ruhe eingehen, wo uns kein irdischer Stand mehr trennt.“

Erschrocken fuhr Rosel zurück: „Woher weißt Du die Kunde?“

„Er rief mich! Ich hörte seine Stimme!“ entgegnete er kaum vernehmbar.

Da stürzte die treue Gattin nieder auf den Kranken mit lautem Schrei, denn plötzlich, als er sein Haupt wieder auf das Kissen legte, durchzuckte ein Schlaganfall seinen Körper und er war verschieden, war seinem kaiserlichen Herrn gefolgt.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Junge.
Charade: Geißblatt.
Logogryph: Laß, List, Lust.
Palindrom: Amor, Roma.
Anagramm: Maus, Saum, Au.

Sirgenkalender.

(Fortsetzung.)

Wittwoch, 24. Juli. Christine, Jungfrau und Martyrin. ● Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht.
Donnerstag, 25. Juli. Jakobus, Apostel. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Pfarramt, 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt.
Freitag, 26. Juli. Anna, Mutter Mariens. ● St. Andreas: 1 $\frac{1}{2}$ Uhr Sühne-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt zu Ehren der hl. Mutter Anna, nachm. 5 Uhr feierl. Patronats-Andacht und Festpredigt für die Mitglieder des christlichen Mütter-Vereins. Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. ● St. Anna-Stift: 6 Uhr hl. Messe, 1 $\frac{1}{2}$ Uhr Hochamt, nachm. 5 Uhr Festpredigt u. Verehrung der Reliquien der hl. Mutter Anna. ● Clarissen-Klosterkirche: Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr Hochamt.
Samstag, 27. Juli. Pantaleon, Martyrer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 19, 41-47. „In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkennst, und zwar an diesem deinen Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ — „Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Waller dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“ — „Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben.“ — „Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Händerhöhle gemacht.“ — „Und er lehrte täglich im Tempel.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.
 VII.

Es giebt im Leben des einzelnen Menschen und ebenso auch im Leben der Völker Zeitpunkte, die entscheidend sind. Es steht eine Gefahr, ein Verderben nahe, und es wird sich bald zeigen, ob der betreffende Mensch, ob das betreffende Volk siegt oder untergeht. Daß ein solcher Augenblick nur jederzeit erkannt würde! So oft gilt es: jetzt oder nie mehr!

Ein solcher entscheidender Zeitpunkt, lieber Leser, war, nach dem heutigen Evangelium, auch für das jüdische Volk gekommen. Der längst ersehnte Messias stand eben mitten unter ihnen, und es mußte sich zeigen, ob Er aufgenommen oder verworfen werde. Das Wohl oder Wehe der Nation hing davon ab.

Hinweisend auf diesen entscheidenden Augenblick ruft Jesus dem Volke warnend das Wort zu: „Wenn doch auch du es erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient!“ — Ja, daß sie es erkannten! Aber es kam ihnen garnicht in den Sinn, daß sie einer wahren, durchgreifenden Bekehrung bedürften, wie der vor ihnen stehende Messias ihnen so oft und eindringlich vorgehalten hatte: das war (wie Jesus sagt) vor ihren Augen verborgen! Sie verehrten ja Jehova mit einem prunkvollen Tempeldienst; sie beobachteten ja (wie sie meinten) mit gewissenhafter Strenge das Gesetz Jehovas und thaten selbst noch mehr, als das Gesetz vorschrieb; sie brachten ja reichlich die Gott gebührenden und von Ihm verordneten Gaben und Opfer! Also: was fehlte ihnen? Und was sollte ihre Zeit denn Gefährvolles haben? — Es war eben, lieber Leser, vor ihren Augen verborgen.

Wie doch eine ganze Nation in Verblendung geraten und über ihren wahren Wert und bedenklichen Zustand sich so ganz täuschen

kann! So war es bekanntlich auch gegen Ende des 18. Jahrhunderts unmittelbar vor der staatlichen Revolution in Frankreich; so war es auch um die Wende des 19. Jahrhunderts in Deutschland unmittelbar vor der kirchlichen Revolution. Die sog. „Reformation“ ist ja im Grunde eine Revolution auf kirchlichem Gebiete. So zieht sich denn dieser unheilvolle Riß in unserm Vaterlande durch nahezu vier Jahrhunderte hindurch, — ein Unheil, das zweifellos nicht über unser Vaterland gekommen wäre, wenn die durch ihr Amt zur Führung des Volkes berufenen Männer es bei Zeiten „erkannt“ hätten: „es war vor ihren Augen verborgen!“

Wie peinlich, lieber Leser, daß nun zwei Drittel der Nation selbst über das Geheimnis der höchsten Liebe des Erlösers, über das hl. Altarsakrament, in einem verhängnisvollen Irrtum sich befinden! Und wenn die Kirche Ursache hat, über die Laueheit mancher ihrer Kinder im Empfang des hl. Altarsakramentes Klage zu führen, — wie aber sieht es mit dem Empfang des Abendmahles drüben, bei unsern getrennten Brüdern aus! Es ist wirklich zum Erbarmen.

Wir sprachen zuletzt davon, lieber Leser, es erhelle schon aus den Einsetzungsworten (beim letzten Abendmahle), daß die Gegenwart des Herrn vor dem Genusse des hl. Sakramentes geglaubt werden müsse, und daß also die Gegenwart Jesu nicht abhängig sei vom Genusse. Ich will nun gar nicht reden von den Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man annimmt, daß der Leib und das Blut des Herrn gegenwärtig seien bloß im Augenblicke des Genusses: ob sonach die Konsekrationen ganz wirkungslos seien, und einzig und allein der Genuß entscheide? — ob ferner diese Gegenwart eintrete, sobald das konsekrierte Brot zum Genusse dargereicht,

Kirchenkalender.

- Sonntag, 28. Juli.** Neunter Sonntag n. Pfingsten. Innocenz I. Papst. Evangelium nach dem hl. Lukas 19, 41-47. Epistel: 1. Korinther 16, 6-13. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasiasten. Nach der 10 Uhr Messe Offizium. Wegen der Jubiläums-Prozession fällt der Nachmittags-Gottesdienst aus. Maria Himmelfahrtspfarrrkirche: Nachmittags 3 Uhr Jubiläums-Prozession. St. Anna-Stift: Während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftl. hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein.
- Montag, 29. Juli.** Martha, Jungfrau. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Segensmesse für einen Verstorbenen der Männer-Sodalität.
- Dienstag, 30. Juli.** Abdon u. Sennen, Märtyrer.
- Mittwoch, 31. Juli.** Ignatius von Loyola, Ordensstifter. St. Andreas: 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Ignatius. Maria Empfängnis-Pfarrrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 1. August.** Petri Kettenfeier. Maria Empfängnis-Pfarrrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt. Franziskaner-Klosterkirche: Von 2 Uhr Nachmittags des 1. August bis Sonnenuntergang des 2. August vollkommener Ablass, so oft man die Klosterkirche besucht und nach der Meinung des hl. Vaters etwas betet (5 Vaterunser). Morgens 9 Uhr Hochamt mit Predigt, um 6 Uhr Komplet und Schlafandacht. (Fortsetzung siehe letzte Seite)

oder erst, wenn es auf die Zunge gelegt ist? — ob also in dem Brote, das dargebracht wird, der darin gegenwärtig geglaubte Heiland wenigstens in dem Augenblicke der Darreichung anzubeten sei? — oder ob diese Gegenwart erst eintritt, während man das Brot auf der Zunge hat, oder gar erst im Hinunterzuschlucken etc.? — Von diesen Schwierigkeiten, die sich dem denkenden Menschen unwillkürlich aufdrängen, will ich, wie gesagt, gar nicht reden. Aber eine Frage drängt sich so mächtig auf, lieber Leser, daß sie nicht umgangen werden kann: wie kamen doch Luther und seine Anhänger dazu, den so klaren und einfachen Einsetzungsworten Jesu eine so gezwungene, geschraubte Deutung zu geben?

Nun, lieber Leser, man braucht die Geschichte der sog. Reformation nur etwas genauer zu kennen, und die Sache hat gar nichts Auffallendes mehr. Wieso denn? — In dem keineswegs erbaulichen, oft geradezu skandalösen Streite über die Lehre von der Gegenwart Jesu im hl. Sakramente, den die Protestanten gleich anfangs unter sich hatten, hatte sich die sog. gläubige Partei dafür entschieden, fest an die Gegenwart auch weiter zu glauben, während die andere Partei die Gegenwart schlangweg leugnete. Die Letzteren gingen nun den „Gläubigen“ scharf zu Leibe und hielten ihnen nachdrücklich folgendes vor: Wofür ihr an die wahre und wirkliche Gegenwart glaubt, müßt ihr auch die Messe beibehalten und die Anbetung des hochw. Gutes, sowie auch das Fronleichnamsfest! — Allein das wollte die „Gläubige“ Partei um keinen Preis; in jener unglücklichen Zeit beherrschte die Abgefallenen bekanntlich eine wahre Wuth gegen die verlassene Mutterkirche — insbesondere aber gegen ihre Lehre vom hl. Messopfer und gegen die in der Kirche übliche Anbetung Jesu im hl. Sakramente. In dieser Hinsicht der verlassenen Mutterkirche sich annähern, wäre in ihren (verblendeten) Augen „Götzendienst“ gewesen. Allein man wollte auch um Alles in der Welt nicht mit den Zwinglianismen und Calvinisten die Gegenwart des Herrn im hl. Sakramente läugnen — und so galt es denn, einen Mittelweg zu finden, um einerseits den Glauben an die wirkliche Gegenwart beibehalten, andererseits aber doch auf die Messe und Anbetung verzichten zu können.

Diesen „Mittelweg“ glaubte man nun wirklich gefunden zu haben in der seltsamen Behauptung: Christus sei gegenwärtig im Abendmahle, aber erst im Genusse!

So meinte man die Lehre von der wirklichen Gegenwart glücklich gerettet zu haben — und doch (dem Papste und den Katholiken zum Trost!) die Messe und das Fronleichnamsfest endgültig abgeschafft zu haben. Darum ist diese Ansicht auch heute noch bei den orthodoxen („gläubigen“) Protestanten beliebt, obwohl auch hier der wahrhaft christlich gesinnte Theil unserer katholischen Anschauung sich kaum mehr zu erwehren vermag.

S.

Der fliegende Sommer.

Aus der Natur. Von Rusticus.

Wer kennt nicht jenes seidenartige Gewebe, das im Frühjahr, mehr aber noch im Hochsommer und Herbst, Wiesen, Aecker und Tristen überzieht und, wenn der Tau eines sonnigen Morgens die Flur beperlt, in lieblichen prismatischen Farben schillert?

Es ist „der fliegende Sommer“ — ein freundlicher Bote des Frühlings oder ein minder willkommener Mahner an die Vergänglichkeit lachender Gesilde. Der Mutter Gottes zu Ehren hat man diese Naturerscheinung auch „Das Mariengarn“ oder „Die Mariensäden“ genannt.

Ueber die Entstehung dieses fliegenden Sommers herrschen noch immer verschiedene Ansichten.

Die üblichste und ohne Zweifel richtigste Meinung ist die, daß es die zarten Fäden des Gespinnstes einer kleinen Spinnengattung, der *Aranea oblectrix*, sind, die, von Wind und Wetter losgerissen, sich zu dickeren Fäden und Flocken zusammenballen. Professor Blumenbach freilich wollte einst in Göttingen die Erscheinung nur zum Teil hiervon hergeleitet wissen. Er meinte, die Menge dieser fliegenden Sommerfäden sei zu groß und entstände und verschwände zu schnell, als daß diese winzigen, nur nadelfnopfgroßen Tierchen allein es bewerkstelligen könnten, wahrscheinlich trüge auch der Tau, als Pflanzenausdünstung in der Luft sich verdichtend, das Seinige dazu bei. Er hätte einst eine drei Morgen große Fläche aufs sorgfältigste ablesen lassen und doch sei schon Tags darauf alles wieder wie vorhin nebartig überzogen gewesen.

Ein neuerer Beobachter bestätigt diese Vermutung. Er fand, daß beim Belken und Verfaulen der Pflanzen sich in ihrem Innern Gasarten entwickeln, die sich zu kleinen Perlen verdichten und vom Winde erfasst, in dünne Fädchen ausgezogen werden. Wenn die Sonne im Westen stehe, sei dies am deutlichsten zu sehen. Zwar bemerke man, heißt es weiter, zuweilen dasselbe Gespinnst auch auf Sandflächen, wo auf den ersten Blick keine Vegetation sichtbar sei; sähe man jedoch genauer zu und grübe man namentlich nach, so werde man finden, daß doch auch hier das Gewebe aus verwesenden Pflanzen hervorgehe.

Zimmer fand man jedoch, was auch derselbe Beobachter zugibt, auf solchen Flächen zugleich Tausende der kleinen Sommerfäden (Spinnen) (*Aranea oblectrix*), ja selbst auf den in der Luft umherfliegenden Fäden hat man diese kleinen Spinnen beobachtet, während zwei andere Spinnarten (*Lycosa saccata* und *Tetragnatha extensa*) gleichfalls in nicht unbeträchtlicher Menge unter dem Gespinnste welle.

Es leidet also doch oft keinen Zweifel, daß nur diese Spinnen es sind, die uns den fliegenden Sommer bereiten. Denn den Blumenbach'schen Einwand, daß eine so große Menge von Fäden, die so plötzlich erschienen und verschwänden, nicht wohl von diesen winzigen Tierchen ausschließlich hervorgebracht werden könnten, schlägt die außerordentlich starke Vermehrung nieder, die wir ja überhaupt in der Insektenwelt antreffen. Und wie beharrlich, wie emsig und unermüdetlich arbeiten nicht diese Geschöpfchen! Das einfache Spinnengewebe einer gewöhnlichen Hausspinne besteht aus 4000 Fäden und wie bald ist's wieder hergestellt, wenn mutwillige oder säubernde Hände, Zufall oder Absicht es einreißen.

Diese so außerordentliche Schaffenskraft und die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Gespinnstes führte denn auch einen industriösen Franzosen auf den kühnen Gedanken, aus Spinnengewebe Seide zu verfertigen. Das Resultat waren ein Paar Strümpfe, ein Paar Handschuhe und eine Weste, die er Ludwig XIV. verehrte. Die Erfindung bewährte sich jedoch nicht und war bereits der Vergessenheit anheimgefallen, als ein Pastor Busch, der vor mehr als hundert Jahren an der Kreuzkirche zu Hannover stand, von neuem damit hervortrat. Der geistliche Herr schrieb ein dickes Buch darüber. Aber die Sache ist unpraktisch und fand daher auch, trotz dieser erneuerten Empfehlung, keine Beachtung. Um ein Pfund Spinnenseide zu produzieren, würden wenigstens 50—60,000 Spinnen nötig sein. Dazu kommt, daß die Spinnen Carnivoren (Fleischfresser), die Seidenwürmer aber Herbivoren (Pflanzenfressende Tiere), diese also weit leichter als jene zu ernähren sind.

Ob die kleine *Aranea oblectrix* Gehülfsin-

nen habe oder ob es nur diese eine Species Sommerfaden-spinne gibt, ist wiederum nicht ausgemacht. Die Benennungen variiren. Im Wesentlichen aber stimmen doch all die vermeintlichen Arten mit der *Aranea oblectrix* überein.

Daß diese flügellosen Geschöpfchen nebenbei auch Luftschifferei treiben, hat man schon vor beinahe 200 Jahren bemerkt. Ob sie aber willkürlich oder unwillkürlich durch die Luft segeln, ist ebenfalls noch nicht entschieden. Man hat sie thurmhoch in die Atmosphäre aufsteigen, meilenweit fortfliegen und zu Hunderten aus der Luft herabfallen sehen. Soviel also ist gewiß, daß sie vermittels ihrer Fäden durch die Luft fliegen. Daß sie diese Fäden aber, wie einige behaupten, in der Luft webten, die Gewebe auf den Stoppelfeldern also ihren Ursprung in der Luft hätten, das ferner die Tierchen in der Luft segelten, um kleine Schnaden u. dergl. zu fangen, und daß sie ihre Fäden mehrere Ellen lang gleich einem Wasserstrahle hervorzu-spritzen vermöchten — das Alles klingt zu unwahrscheinlich, als daß man nicht lieber zu der so viel glaublicheren und näher liegenden Annahme sich bekennen möchte, das Gespinnst werde von dem Luftströme in die Höhe geführt und nehme zufällig einige Spinnen mit.

Dieser Luftschiffahrt wegen, die, wie gleichfalls von jener Seite her behauptet wird, nur bei heiterem Wetter unternommen werde, hat man die Sommerfadenspinne denn auch in genaue Beziehung zur Meteorologie gebracht. Daß die Spinnen, namentlich die Kreuzspinne (*Aranea diadema*) und die Fensterspinne (*Aranea domestica*) als Wetterpropheten gerühmt und für viel verlässlicher als das Quecksilber im Torricellischen Röhrchen gehalten werden, ist bekannt. Sigt die letztere z. B. bei schönem Wetter mit dem Kopfe nach dem Winkel hin, so gibt's sicherlich Regen, und streckt, ist dieser eingetreten, die grämliche, in trübes Nichtsthun versunkene Fensterspinne nun gar noch stumpf und laß ihre Vorderfüße aus, so sei man nur darauf gefaßt, daß der grau verschleierte Regentage noch recht viele nachfolgen werden. Sind diese von Sturm begleitet, so wird man finden, daß die Spinne, im richtigen Vorgefühle des drohenden Ungeheims, die Endfäden ihres Gewebes kürzer und straffer gezogen; dagegen aber, sind die Fäden lang und schlaff, immerhin auf andauernd freundliches Wetter zu rechnen sein dürfte. Letzteres tritt auch dann bald ein, wenn die Spinne während des Regens ihre gewohnte Arbeit wieder aufnimmt.

Solcherart Beobachtungen anzustellen, wird aber sehr schwierig sein, da unsere Hausfrauen in anerkannter Weise rasch mit dem Besen zur Hand sind, die Spinnengewebe zu zerstören.

Zwei Buchstaben.

Eine kriminalistische Skizze von Reinhold Ortman (Berlin).

„Herr Axel von Söderström,“ meldete die dienstthuende Schutzmanns-Ordonanz dem Criminal-Inspektor Heßdorf, „der Herr sagt, daß er zur Vernehmung vorgeladen worden sei.“

„Jawohl! — Führen Sie ihn herein!“

Gleich darauf trat ein sehr elegant gekleideter Kavaliere von ungefähr vierzig Jahren über die Schwelle des Amtszimmers. Er hatte ein hübsches, vornehmes, wenn auch etwas verlebtes Gesicht mit hellblauen, ziemlich unruhigen Augen, einer schmalen, leicht gekrümmten Nase und wohlgepflegtem, auf fallend starkem Schnurrbart, an dessen aufwärts gebürsteten Enden seine fein behandschuhten Finger wie in nervöser Ungeduld zapften, während er rasch und kurz die ersten, überaus höflichen Fragen des Inspektors beantwortete.

„Sie sind der Freiherr Ugel von Söderström?“

„Ja.“

„Schwedischer Staatsangehöriger?“

„Ja.“

„Und nur zu vorübergehendem Aufenthalt hier in Deutschland?“

„Ich stand eben im Begriff, nach Paris zu fahren, als die Vorladung zu dieser Zeugenvernehmung mich erreichte.“

„Ich bedaure, wenn Ihre Reisedispositionen etwa gestört worden sind. Aber ich konnte es Ihnen leider nicht ersparen, weil ich von Ihrer Güte einige wichtige Aufklärungen zu erhalten hoffe.“

„In welcher Angelegenheit?“

„In der Untersuchungssache gegen den ehemaligen Gutsinspektor Heinrich Zabel, welcher verdächtig ist, vor drei Tagen den Baron Ewald von Waldkirch in seiner Wohnung ermordet und beraubt zu haben.“

„Ich dachte mir's wohl, daß es dies sein würde. Darf ich also bitten? — Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung.“

Der Inspektor deutete mit artig einladender Handbewegung auf einen Stuhl, der dem seinigen gegenüberstand, und in leichtem, weltmännischem Plauderton begann er die eigentliche Vernehmung.

„Sie standen zu dem unglücklichen Waldkirch in freundschaftlichen Beziehungen — nicht wahr, Herr Söderström?“

„Wenn darunter etwa ein intimeres Verhältnis verstanden werden soll, muß ich diese Frage verneinen. Ich lernte ihn kennen, wie ich einige andere Kavaliere hier in der Stadt kennen gelernt habe. Wir trafen uns zuweilen im Theater, im Klub oder an anderen Orten. Unser Verkehr bewegte sich bei solchen Gelegenheiten immer in den Formen einer oberflächlichen, wenn auch freundlichen Bekanntschaft.“

„Sie sind also Mitglied desselben Klubs, dem der Baron angehörte?“

„Nein. Ich hatte die Dauer meines hiesigen Aufenthaltes von vornherein viel zu kurz bemessen, als daß es mir der Mühe wert erschienen wäre, erst alle Formalitäten einer Bewerbung um die Mitgliedschaft durchzumachen. Ich ließ mich durch zwei mir bekannte Herren als Gast in den Turf-Klub einführen und gewann damit die Erlaubnis, ihn während meines Hierseins nach Belieben zu besuchen.“

„Sind Sie nun vielleicht in der Lage, Herr von Söderström, mir irgend welche Mitteilungen zu machen, die nach Ihrer Ansicht für die Untersuchung in dieser Mordsache von Belang sein könnten?“

„Nicht, daß ich wüßte. Und ich gestehe, daß es mir einigermaßen rätselhaft ist, wie man bei dem Verlangen nach Aufklärungen gerade auf mich verfallen konnte.“

„Einer der recherchierenden Beamten teilte mir mit, daß Sie dem Ermordeten befreundet gewesen seien. Und daraus schöpfte ich die Hoffnung, von Ihnen vielleicht etwas Näheres über seine Lebensweise und seine häuslichen Gewohnheiten zu erfahren. Man sagt, Herr von Waldkirch sei ein Spieler gewesen.“

„Er war es nicht mehr und nicht weniger als die meisten vermögenden jungen Leute seiner Gesellschaftsphäre. Jedenfalls spielte er mit großer Vorsicht, und war so viel ich weiß, in seinen Geldangelegenheiten überaus genau.“

„Wissen Sie das aus eigener Wahrnehmung, Herr Baron?“

Die hellblauen Augen des Gefragten, die fast beständig von einer Ecke des Zimmers zur anderen wanderten, warfen blitzartig einen scharfen, forschenden Blick auf den Beamten.

„Ich verstehe nicht recht, wie das gemeint ist, mein Herr.“

Der Kriminal-Inspektor lächelte.

„Nun, nach meinen Informationen pflegt der Turf-Klub doch nur von solchen Herren besucht zu werden, die dort ein Spielchen zu

machen wünschen. Und es wäre doch immerhin denkbar, daß Sie aus solchem Anlaß gelegentlich der Partner des Herrn von Waldkirch gewesen sind.“

„Das ist allerdings möglich — ja, ich glaube mich sogar mit ziemlicher Bestimmtheit zu erinnern, daß es einige Male der Fall war. Und was ich Ihnen soeben über die Gepflogenheiten des Ermordeten sagte, beruht doch wohl mehr auf den Mitteilungen Anderer als auf eigener Beobachtung.“

„Sehr wohl. Gestatten Sie mir jedoch, ehe wir fortfahren, noch eine beiläufige, gewissermaßen nichtamtliche Bemerkung, Herr Baron! Sie brauchen durchaus nicht zu fürchten, daß jedes Wort, was Sie hier mir sagen, gleich an die große Glocke gehängt werden oder in die Prozeßakten kommen wird. Ich bin nicht der Untersuchungsrichter, und es ist keineswegs meine Absicht, ein ausführliches Protokoll über diese Vernehmung anzufassen. Ich werde Ihnen dankbar sein für jede Mitteilung, die mir eine Handhabe zu weiteren Recherchen bietet, aber ich werde, soweit es nicht geradezu unmöglich ist, strengstes Stillschweigen über die Quelle bewahren.“

Herr von Söderström hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete jetzt sehr aufmerksam die Spigen seiner Lackstiefel.

„So möchte ich um eine möglichst bestimmte Fragestellung bitten; denn ich weiß noch immer nicht, worüber ich Ihnen eigentlich Auskunft geben soll.“

„Zunächst über die mutmaßliche Persönlichkeit eines Unbekannten, der kurz vor der Ermordung des Barons bei ihm gewesen ist und wahrscheinlich seinem engeren Bekanntenkreise angehört hat. Ich schäme voraus, daß gegen diesen Unbekannten nicht der mindeste Verdacht besteht, irgendwie an dem Verbrechen beteiligt zu sein. Ueber die Umstände, unter denen die That erfolgt ist, haben wir uns ja schon ein ziemlich klares Bild gemacht. Herr von Waldkirch hatte an jenem Vormittag seinen Diener fortgeschickt, weil er vermutlich Besuch erwartete. Der ehemalige Gutsinspektor Zabel, ein stellungloser und in Not befindlicher Mensch, der nach seinem eigenen Geständnis gekommen war, um von dem Baron eine Unterstützung zu erbitten, fand ihn deshalb ganz allein in der Wohnung, und machte sich diesen zufälligen Umstand zunutze, um Herrn von Waldkirch, als er ihm den Rücken wandte, mit einem auf dem Schreibtisch liegenden, haarig geschliffenen spanischen Dolche meuchlings zu erstechen — ohne allen Zweifel in räuberischer Absicht. Der Stich muß mit erstaunlicher Kraft und Sicherheit geführt worden sein, da er Lunge und Herz durchbohrte und nach drei Gutachten der Sachverständigen fast augenblicklich den Tod des Betroffenen herbeiführte. Ob es dem Mörder gelungen ist, irgend welche Beute zu machen, oder ob er vorzeitig verschreckt worden ist, wissen wir noch nicht.“

„Wir wissen nur, daß ihn der Pförtner mit allen Anzeichen großer Verstärkung in fluchtartiger Eile das Haus verlassen sah, und daß es auf Grund der von diesem Pförtner gegebenen Personalbeschreibung schon am nächsten Tage gelungen ist, ihn zu verhaften. Er leugnet bis zu diesem Augenblick beharrlich jede Schuld, aber seine Erzählung klingt im höchsten Grade unwahrscheinlich. Er will die Entreehür der Waldkirch'schen Junggesellenwohnung nur angelehnt gefunden haben und hineingegangen sein, nachdem auf sein wiederholtes Klingeln Niemand erschien. An dem offen stehenden Arbeitszimmer habe er dann den Baron in einer großen Blutlache auf dem Fußboden liegen sehen und habe bei näherem Hinschauen entdeckt, daß ihm der Griff eines Dolchmessers aus dem Rücken ragte. In seiner ersten Bestürzung habe er gefürchtet, daß man ihn für den Mörder halten könne, und sei eilig davon gegangen, ohne Lärm zu schlagen und ohne irgend Jemandem etwas von seiner schrecklichen Wahrnehmung mitzuteilen.“

„Erst eine halbe Stunde später wurde der Tote von dem heimkehrenden Diener gefunden.“

„So habe ich es auch in den Zeitungen gelesen. Aber der Unbekannte, dessen Sie Erwähnung thaten, welche Bewandnis hat es mit ihm?“

„Die Frau des Pförtners erinnerte sich später, daß sie ungefähr zwanzig oder fünf- undzwanzig Minuten vor dem Eintritt des dürftig gekleideten Zabel einen sehr elegant und vornehm aussehenden Herrn in das Haus eingelassen und deutlich gehört habe, wie er an der im ersten Stockwerk gelegenen Wohnung des Barons klingelte. Diesen Herrn, dessen Fortgehen die Frau nicht beobachtet hat, konnten wir leider bisher nicht ermitteln. Wir sind, wie gesagt, weit davon entfernt, ihn für den Mörder zu halten; aber es würde uns doch sehr interessant sein, ihn kennen zu lernen. Vielleicht können Sie auf Grund der äußeren Beschreibung eine Vermutung darüber äußern, welcher von Ihren gemeinsamen Bekannten es gewesen ist.“

Die Finger des Herrn Söderström begannen wieder an dem blonden Schnurrbart zu zerrn.

„Ah! Sie besitzen also eine Personalbeschreibung?“

„Eine sehr eingehende sogar. Ich muß eine Abschrift des Signalements hier unter meinen Papieren haben. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, Herr Baron, bis ich sie finde.“

Er suchte angelegentlich, aber nach Verlauf von zwei Sekunden erklärte er, einer der recherchierenden Kommissare müsse das Blatt an sich genommen haben, und es werde nichts anderes übrig bleiben, als das in den Akten des Untersuchungsrichters befindliche Protokoll holen zu lassen. Schon hatte er die Hand nach dem Knopf der elektrischen Klingel ausgestreckt, als Herr von Söderström sagte:

„Bemühen Sie sich nicht, mein Herr! Ich kann Sie über die Persönlichkeit dieses Besuchers aufklären; denn ich selbst bin es gewesen.“

Der Kriminal-Inspektor zeigte sich gar nicht sonderlich überrascht, und der Ton seiner Rede klang unverändert verbindlich, als er ausrief:

„Dann hat mich der Zufall ja wunderbar glücklich geleitet. Also Sie stäteten Ihrem Bekannten an jenem Vormittag einen Besuch ab? Erinnern Sie sich noch, um welche Zeit es geschah?“

„Es mag gegen elf Uhr gewesen sein. Genauer kann ich es nicht sagen.“

„Als der Diener den Toten auffand, war es ein Viertel nach zwölf. Das würde also ungefähr stimmen. Auch Sie trafen Herrn von Waldkirch allein in seiner Wohnung?“

„Ja. Auf mein Klingeln öffnete er mir selbst die Thür und erklärte es damit, daß er seinen Diener zu einer Besorgung fortgeschickt habe.“

„Wie lange ungefähr hielten Sie sich bei ihm auf?“

„Nur sehr kurze Zeit. Im äußersten Falle kann es eine Viertelstunde gewesen sein.“

„Irgend etwas Auffälliges haben Sie während dieser Zeit an Ihrem Bekannten nicht bemerkt?“

„Nein.“

„Als Sie fortgingen, blieb er wieder allein. Sind Sie vielleicht dem Mörder auf der Treppe begegnet?“

„Nein. Ich bemerkte Niemanden, als ich das Haus verließ.“

„Hatte Herr von Waldkirch die Thür wieder hinter Ihnen geschlossen?“

„Soviel ich mich erinnern kann — ja. Ich habe auf diese Dinge nicht besonders geachtet.“

„Möchten Sie mir nun auch mitteilen, Herr von Söderström, in welcher Absicht oder aus welcher Veranlassung Sie den Baron Waldkirch besuchten?“

Zwischen den Branen des Schweden zeigte sich eine tief eingeschnittene Falte. Er blickte

ein paar Sekunden lang vor sich nieder, dann jagte er mit seltsam belegt klingender Stimme:

„Darüber möchte ich mit Ihrer Erlaubnis die Auskunft verweigern. Es handelte sich um eine delikate Angelegenheit, und sie hatte mit der Ermordung des Barons jedenfalls nicht das Mindeste zu thun.“

„Hm! — Ich möchte ja nicht gern indiscret sein; aber Sie könnten der Gerechtigkeit doch vielleicht einen großen Dienst erweisen, wenn Sie ganz offen gegen mich wären. Darf ich Ihnen verraten, Herr von Söderström, wie ich mir den Hergang der Ereignisse vorstelle?“

„Ich bitte.“

„Es kam bei der Vernehmung des Dieners zufällig zur Sprache, daß er am Tage vor der Ermordung seines Herrn einen eingeschriebenen Brief, der Ihre Adresse trug, zur Post bringen mußte. Da habe ich mir nun während der letzten zwei Minuten Folgendes zurecht kalkuliert: Sie sind Ausländer und nur vorübergehend hier anwesend. Da konnte es recht wohl geschehen sein, daß Ihnen momentan das Geld ausging — vielleicht am Spieltische — und daß Sie Ihren reicheren Bekannten um eine kleine Ausbühle ersuchten. Die Rückzahlung hatte sich möglicherweise um ein Geringes verzögert, so daß Herr von Waldkirch, der nach Ihrer eigenen Erklärung in Geldsachen etwas peinlich war, sich veranlaßt sah, Sie in einem eingeschriebenen Brief zu mahnen. Daraufhin gingen Sie dann natürlich sofort zu ihm, um Ihre Schuld zu begleichen. Nun, was sagen Sie zu dieser Kombination?“

Das ohnehin ziemlich farblose Gesicht des Schweden war ganz fahl geworden. Er hatte sein seidenes Taschentuch gezogen und fuhr sich damit über die Stirn, um seine Lippen aber spielte ein verzerrtes Lächeln.

„Ich bewundere Ihren fabelhaften Scharfsinn, mein Herr! Aber wenn es sich wirklich so oder so ähnlich verhalten hätte, was würden Sie daraus folgern?“

„Ich würde den Verdächtigen damit überführt halten, Herr von Söderström! Und zwar aus folgenden einfachen Gründen: Haben Sie dem Baron von Waldkirch bei Ihrem kurzen Besuche wirklich eine Zahlung geleistet, so lag das Geld vermutlich offen da, als jener Babel gleich nach Ihnen erschien. Und der Mann, der sich geständigmaßen in der bittersten Not befand, konnte der lockenden Versuchung nicht widerstehen. Um sich der leicht erreichbaren Summe zu bemächtigen, verübte er den Mord. Und er wird nicht länger zu leugnen wagen, wenn man ihm das Verschwinden des Geldes vorhält.“

Herr von Söderström richtete sich aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf.

„Nun denn — es ist, wie Sie vermuten. Ich schuldete dem Baron von Waldkirch zweitausend Mark, und auf seine briefliche Mahnung hin zahlte ich sie ihm an jenem Vormittag zurück.“

„Vortrefflich! Nur noch eine beiläufige Frage: Hatten Sie Ihrem Bekannten einen Schuldschein gegeben? Und befindet sich derselbe wieder in Ihrem Besitz?“

Der Befragte zögerte mit der Antwort; dann aber erklärte er:

„Ich hatte einen Schuldschein gegeben, und ich empfing ihn nach geleisteter Zahlung zurück. Aber ich besitze ihn nicht mehr, denn ich habe ihn als ein bedeutungsloses Stück Papier alsbald vernichtet.“

Der Inspektor drückte auf den Knopf des Telegraphen.

„Ich danke Ihnen für die wertvolle Auskunft, Herr von Söderström, und — er winkte dem eintretenden Schuhmann mit den Augen und erhob sich zugleich von seinem Stuhl — und ich erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet. Denn Sie — und Sie allein sind der Mörder des Barons.“

Wie von einem Faustschlage getroffen, taumelte der Schwede zurück. Aber noch in der nämlichen Sekunde hatte er sich wieder gefaßt, und mit blitschneller Bewegung riß er einen blinkenden Gegenstand aus der Brusttasche seines Rockes. Der unmittelbar hinter ihm stehende Schuhmann mußte seine ganze Kraft und Gewandtheit aufbieten, um dem Rasenden den Revolver zu entreißen, ehe er im Stande gewesen war, ihn abzurücken. Aber es gelang, und zwei Minuten später waren dem Gefangenen mit Hilfe des Inspektors die Hände auf dem Rücken gefesselt.

„Ergeben Sie sich in Ihr Geschick,“ sagte der Beamte in ernstem und eindringlichem Tone, „es ist unabänderlich. Zwei winzige Buchstaben waren es, die Sie verrieten — die beiden Buchstaben „öm“, die sich auf einem abgerissenen Papierfetzen in der krampfhaft geschlossenen Hand des Toten befanden. Wir waren von vornherein nicht darüber im Zweifel, daß dieser Fetzen das Bruchstück eines Blattes darstellte, welches der Mörder seinem sterbenden Opfer aus den Fingern gerissen. Und durch die beiden Buchstaben, die wie das Ende einer verschörrelten Namensunterschrift ausfielen, brachte uns die Mitteilung des Dieners von dem eingeschriebenen Briefe an einen Herrn von Söderström auf die rechte Fährte. Aber wir hatten keine greifbaren Beweise, bis Sie mir heute so bereitwillig in die Falle gingen und mir durch Ihre Mitteilungen erst das Material lieferten, das uns noch fehlte. Wir wußten, daß unmittelbar vor jenem Babel, einem offenbar sehr harmlosen und furchtlosen Menschen, ein feingekleideter Herr bei dem Baron gewesen war. Aber die Frau des Pförtners hatte sein Gesicht nicht gesehen und vermochte sich auch der Einzelheiten seiner äußeren Erscheinung durchaus nicht zu erinnern. Ihnen aber sprach ich von dem Vorhandensein einer ausführlichen Personalbeschreibung, weil ich annahm, daß Sie alsdann aus freien Stücken bekennen werden, der Besucher gewesen zu sein. Schon in dem Augenblick, da Sie mir mit allen Anzeichen inneren Widerstrebens dies Zugeständnis machten, wußte ich, daß der Mörder gefunden sei. Meine Informationen über Ihre Vermögensverhältnisse machten es mir leicht genug, das Uebrige zu erraten. Seien Sie versichert, daß es Ihre Lage nur verschlechtern könnte, wenn Sie jetzt noch den aussichtslosen Versuch machen wollten, Ihre Schuld in Abrede zu stellen.“

Und die Widerstandskraft des Schweden war durch die gelungene Lieberumpelung in der That vollständig gebrochen. Vor dem Untersuchungsrichter, zu dem er alsbald geführt wurde, legte er ein unumwundenes Geständnis seines Verbrechens ab. Er hatte seit Wochen an den Baron von Waldkirch eine Schuld von zweitausend Mark und da er sich das Darlehen unter falschen Vorspiegelungen verschafft hatte, sah er sich von einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft bedroht. Nach dem Empfang des eingeschriebenen Briefes war er zu Waldkirch gegangen, um seine Nachsicht zu erbitten. Aber als er sich mit ihm allein sah und das Dolchmesser auf dem Schreibtisch erblickte, stieg ihm der Gedanke auf, den unerbittlichen Gläubiger für immer zum Schweigen zu bringen. Er erklärte sich bereit, seine Schuld zu bezahlen, und in dem Augenblick, da Waldkirch den Schein aus einem Schranke nahm, seinem Besucher den Rücken wendend, führte er mit furchtbarer Kraft den tödlichen Stoß. Dann riß er dem Sterbenden das Papier aus der Hand und verließ die Wohnung. Das Fehlen des Kleinen Fetzens, der in den krampfhaft geschlossenen Fingern seines Opfers zurückgeblieben war, hatte er gar nicht bemerkt. Und nicht einen Augenblick hatte er daran gedacht, daß die beiden Endbuchstaben seines Namens zu Verrietern des von ihm verübten Verbrechens werden könnten.

Asterisk.

* Die Hauptsache. Fremder: „Ich dachte, die Stadt wollte doch vor einigen Jahren hier einen Park anlegen?“ — Einheimischer: „O, an dem wird bereits eifrig gearbeitet! Die Plakate mit dem Verboten und Strafanordnungen sind schon im Druck!“

* Unverfroren. Dienstmädchen (am Tage nach der Hochzeit zu der jungen Frau): „Sehen Sie, Madame, Sie meinten, die fünf Lampen, die Sie zur Hochzeit geschenkt bekommen haben, wären zu viel... eine ist schon jetzt kaputt!“

* Schwierig. „Sie, Wärter, ist das Kilsferd eigentlich bössartig?“ — „Nein, das können Sie um den Finger herumwickeln!“

* Zur Mode. Frau (ein Modejournal vom vorigen Monat durchblättern): „Ach, sieh' mal, Arthur, was man damals für komische Hüte trug!“

* Im Eifer. „Was glauben denn Sie eigentlich? Ich soll Ihnen nachgeben?“ — „Ja, ich dachte, daß Sie als der Geschicktere...“ — „Wer, ich der Geschicktere!? Da war ich schon dumm!“

* Streber-Carrière. „Wie war es nur möglich, daß genannter junger Staatsbeamter eine so rasche, glänzende Carrière gemacht?“ — „Nun, der hat eine alte, häßliche, aber einflußreiche Vorgeschichte geheiratet!“

* Immer im Dienst. „Sie, Sie,“ sagte der Herr Polizeiaktuar nach dem Mittagessen warnend zu seinem Stammwirt, „haben Sie denn Ihre neue Köchin schon angemeldet?“ — Der Wirt, welcher sich in dieser Richtung wirklich einer kleinen aus Nachlässigkeit begangenen Unterlassungssünde schuldig wußte, fragte verblüfft: „Aber woher wissen Sie denn schon wieder, Herr Aktuar, daß ich eine neue Köchin hab?“ — „O“, entgegnete der Beamte, „der Polizei entgeht nichts: Bisher waren immer blonde Haare in der Suppe, seit gestern sind's schwarze — also?“

Rätsel.

Ich treibe mit schnellender Hand mein Schiff,
Behende durch trockene Wellen;
Nag's stürmen und brausen, am Felsenriff
Bird nimmer mein Schiffchen zerschellen.
Und hüpfet es lustig von Strand zu Strand
Und wechselt's mit Kommen und Scheiden,
Dann werden die Wellen zum festen Land,
Worein du dich stattlich kannst kleiden.

Yogogrph.

Born mit einem K
Steht ein Unmensch da,
Born mit einem H
Steht ein Feldherr da.

Palindrom.

Ihr könnt recht guten
Käse von mir essen.
Doch kehrt mich um,
So werd' ich selbst ihn freissen.

Homonym.

Ein jeder hat's,
Im Grabe ruht's
Der Herr befehlt's,
Der Rutscher thut's.

Auflösung in nächster Nummer.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 2. August. Alphons von Liguori. Ablass von Portunula. • St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Silbne-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segenmesse für die Herz-Jesu-Bruderschaft. Abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Abends 1/8 Herz-Jesu-Andacht. • Karmelitesen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachm. 1/6 Uhr Predigt darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht
Samstag, 3. August. Stephani-Auflösung.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

39. Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 9-14. „In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.“ „Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze.“ — „Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig.“ — „Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

Schluß.

Für wahr, lieber Leser, treffender ließen sich das Laster des Hochmuts und die Tugend der Demut einander nicht gegenüberstellen, als der Herr in der heutigen Gleichnisrede es gethan. Es ist uns, als sähen wir diesen stolzen geistlichen Herrn des Alten Bundes, in wallendem Gewande, durch die Vorhöfe und Hallen des Tempels vornehm einherstreiten, wie er die Huldigungen des versammelten Volkes von rechts und links mit wohlgefälligem Lächeln entgegennimmt, den armen Zöllner aber geringschäßig übersehend, — und wie er nun die Tempelstufen hinaufsteigt, bis zur Brüstung des Heiligen vorschreitet und jenes lächerlich-hochmüthige Gebet beginnt: „Ich danke Dir, o Gott, daß ich nicht bin wie die anderen Menschen.“ — Und das andere Bild: wie rührend demüthig und einfach bekennet der arme Zöllner an der Tempelpforte, die Erbarmung Gottes ansehend, seine Schuld!

Allein es ist wohl festzuhalten, lieber Leser, daß diese Erzählung des göttlichen Heilandes doch nur ein Gleichnis ist; ich will sagen: es ist kaum anzunehmen, daß in der Wirklichkeit irgend ein Vetter des Alten oder Neuen Bundes mit so offenkundigen, sicht- und hörbaren Zeichen des Hochmutes je vor den Altar getreten sei, um sein Gebet zu verrichten.

Denn auch der größte Hochmut sucht stets seine innere Verworfenheit und Lächerlichkeit vor den Mitmenschen zu verbergen. So war es allezeit, und so liegt es in der Natur der Sache. Mit der eigenen Eitelkeit (oder besser gesagt: Dummheit) sich öffentlich zu brüsten, das scheint jener Klasse von Menschenkindern aus unsern Tagen vorbehalten zu sein, die man „Gigerls“ nennt, die ihr lächerliches Wesen jedoch nicht beim Gebete treiben.

So wirft sich also die Frage auf: welche Personen trifft eigentlich die Parabel des Herrn?

Wen anders, lieber Leser, als jene, von denen es zu Anfang des heutigen Evangeliums heißt: „In jener Zeit sprach Jesus zu einigen die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis...“ Diese Klasse von Menschen wollte der Herr herausheben und brandmarken. Er that es in unserm Gleichnisse vom Pharisäer und vom Zöllner. Er zog das Laster des Hochmuts aus seinem Versteck hervor, um es in seiner ganzen Lächerlichkeit in dem Reden und Gebahren des Pharisäers bloßzustellen; die ganze Verworfenheit dieses Lasters tritt um so schärfer hervor, weil der Herr ihm den überaus wohlthunenden Hintergrund der Tugend des demüthigen, büßfertigen Zöllners gab. Das Gleichnis ist also nur die scharfe Nute, mit der der Heiland den Hochmut der vor ihm stehenden Scheinheiligen fraßt. Es ist gewissermaßen eine Ergänzung zu Seinem anderen Worte: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ Wir sollen richten und urteilen über das, was Sünde und Tugend, was Gottes Gebot und Verbot ist, aber nicht über die Menschen! Dieses Gericht hat Derjenige Sich vorbehalten, der allwissend ist und Herzen und Nieren durchforscht.

Nun wird es wohl allgemach Zeit, lieber Leser, die „Nachklänge zum Fronleichnamsfeste“ endlich „ausklingen“ zu lassen.

Nur die katholische Lehre von der bleibenden Gegenwart Jesu im hl. Sakramente ist, wie wir sahen, den Worten der Einsetzung und ebenso der Liebe Desjenigen, der uns in diesem Geheimnisse „bis ans Ende lieben“ wollte, entsprechend. Ich will nur noch eines Hauptbeweises für den Glauben der alten Kirche an die bleibende Gegenwart des Herrn im hl. Abendmahle Erwähnung thun. Diesen Beweis bietet die älteste allgemeine Kirchenversammlung von Nicäa im Jahre 325.

Sirienkalender.

Sonntag, 4. August. 39. Sonntag n. Pfingsten. Dominikus, Ordensstifter. Evangelium nach dem hl. Lukas 18, 9-14. Epistel: 1. Korinther 12, 2-11. St. Maximilian: Fest des 25. jährigen Bestehens des St. Maximilianchores. Gemeinschaft. hl. Kommunion der Mitglieder bei der hl. Messe morgens 7 Uhr um 1/10 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Fest Predigt nach derselben feierl. Komplet und Lebenm. Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: hl. Kommunion für die Mädchen. St. Martinus: Um 1/8 gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und an der Nachenerstr. Dominikaner-Klosterkirche: Fest des hl. Dominikus, Stifter des Dominikanerordens. — In diesem Tage können alle Gläubigen, die nach würdigem Empfang der hl. Sakramente in der Dominikaner-Klosterkirche auf die Meinung des hl. Vaters beten, einen vollkommener Ablaß gewinnen. — Während der Oktav des Dominikus-Festes ist jeden Abend 1/8 Uhr Segens-Andacht. — Für die Mitglieder des dritten Ordens ist um 6 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftl. hl. Kommunion und Erteilung des päpstlichen Segens. — Das Hochamt, und die Festpredigt um 5 Uhr nachmittags wird von den hochw. Franziskaner-Paters gehalten. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 1/3 Uhr Versammlung der Mitglieder des III. Ordens mit Predigt und Aufnahme neuer Mitglieder. Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: 1. hl. Messe 7 1/2 Uhr, 8 Uhr Hochamt mit Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes. Abends 5 1/2 Uhr Andacht mit Predigt.

Im 14. Kanon dieses berühmten Konzils wurde von den versammelten Bischöfen verordnet, daß in Abwesenheit der Priester die Diakonen das heilige Abendmahl austheilen sollten. Da nun die Diakonen nach den Grundsätzen der Kirche die heiligen Geheimnisse selber nicht feiern dürfen, sondern die Gewalt zu konsekrieren nur den Priestern und Bischöfen zusteht, — so folgt daraus mit zwingender Notwendigkeit, daß das heilige Abendmahl nach der Feier der Geheimnisse, die durch den Priester geschehen hatte, in den Kirchen aufbewahrt wurde, damit daselbe zu jeder Stunde, auch wenn die Priester nicht zur Stelle waren, ausgeteilt werden konnte. Dieser Gebrauch (des Aufbewahrens) hätte aber gar keinen Sinn, wenn man nicht geglaubt hätte, daß der Herr mit Fleisch und Blut nach der Konsekration gegenwärtig sei und bleibe.

So erhellt also aus dem Gebrauche der Urkirche, wie aus den Worten der Einsetzung, daß der Leib und das Blut Jesu nicht erst im Augenblicke des Genusses gegenwärtig werden, sondern durch die Konsekration gegenwärtig sind und gegenwärtig bleiben, so lange die Gestalten von Brot und Wein vorhanden sind. Ist aber der Herr wirklich und wahrhaft gegenwärtig, so lange die konsekrierten Gestalten vorhanden sind, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß dem gnadenreich gegenwärtigen Heilande nun auch alle Anbetung gebühre, — und hierauf gründet sich die feierlichste Form dieser Anbetung, wie sie am Frohnleichnamsfeste stattfindet und durch acht Tage (eine Oktav) hindurch fortgesetzt wird.

Ja, lieber Leser, wir Katholiken haben alle Ursache, dem Herrn im hl. Sakramente unsere Huldigung darzubringen, um Ihm einerseits zu danken für diesen Beweis Seiner unendlichen Liebe, da Er gnadenreich fort und fort unter uns weilt, — andererseits aber auch, um Ihm einige Genugthuung zu bieten für alle Unehre und alle Beleidigungen, die Ihm in diesem Geheimnisse zugefügt werden. Da ist es wahrlich nicht zu viel, wenn die Kirche einmal im Jahre feierliche Abbitte leistet. Bekanntlich bestehen, wie an andern Orten, so auch in hiesiger Stadt von alters her eigene Bruderschaften, die die Verehrung des hl. Sakramentes sich besonders angelegen sein lassen: darin giebt sich eine ebenso fromme wie echt katholische Gesinnung kund. Im Grunde aber, lieber Leser, ist die ganze katholische Kirche eine großartige „Sakramentsbruderschaft“: wir alle sollen dieses Geheimnis der Liebe in Ehren halten durch huldigende Anbetung, durch (wenn möglich) tägliche Beiwohnung der hl. Messe und oftmalige heilige Kommunion.

S.

Der Fingerring.

Kulturgegeschichtliche Skizze von L. v. Aue.

Wie viele unserer Sitten, so ist auch die des Tragens von Fingerringen uralte: sie reicht bis in die graue Vorzeit zurück und stammt wahrscheinlich aus dem Morgenlande. Doch hatte der Fingerring damals eine ganz andere Bedeutung wie jetzt. Ist er heute das Symbol der innigen Zusammenhörigkeit zwischen Mann und Frau, so war er früher hauptsächlich praktischen Zwecken gewidmet: er diente zur Befestigung des Festschaftes am Finger. Es war ja sehr bequem, auf diese Weise sein Siegel immer bei sich führen zu können. Und dies war insofern auch durchaus notwendig, als daselbe bezüglich der Beglaubigung eines Schriftstückes die heutige Namensunterschrift vertrat. Allerdings war das Festschaft anfangs nur bei ganz hohen Personen zu finden. So lesen wir z. B. von Pharaos: „Er that seinen Ring von seiner Hand und gab ihn Joseph an seine Hand.“ Letzterer wurde dadurch befähigt, Gesetze zu erlassen.

Schon zu Solons Zeiten waren Siegelringe nichts seltenes. Dieselben waren mit den verschiedensten Abbildungen versehen und man trug sie weniger ihres eigentlichen praktischen Zweckes als des Luxus wegen. Später wurde die Sitte des Ringtragens allgemein.

In den Siegelringen der Juden, die nicht nur am Finger, sondern auch an einem Bande auf der Brust getragen wurden, war der Name des Besitzers und ein Spruch aus dem alten Testament — z. B.: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen“ — eingegraben. Auch galten diese Schmuckgegenstände für sie als eine Art Talisman, der die Fähigkeit hatte, ein Unglück abzuwenden oder einen Glücksfall herbeizuführen.

Wie bei den Juden, so war auch bei den Ägyptern der Ring von altersher ein beliebtes Schmuckstück, das von allen Klassen der Bevölkerung mit gleicher Vorliebe getragen wurde. Diese Ringe waren aus Gold, Silber und fast allen im Altertum bekannten unedlen Metallen gefertigt. Besonders beliebt waren beim Volk farbige glasierte Thonringe, die teils als Siegelringe austraten, noch häufiger aber in Reliefarbeit das Bild eines Auges — das „mystische Auge“ — trugen, dem man die Kraft zuschrieb, gegen den bösen Blick zu schützen. Die Ringe der alten Ägypter waren sehr häufig mit einem drehbaren Festschaft versehen, das auf der inneren Seite eine Hieroglyphen-Inschrift, auf der äußeren den heiligen Käfer, Scarabäus, trug. Ob der Ring bei den Ägyptern schon als Symbol der Ehe galt, ist ungewiß; indessen war er ein Zeichen der Liebe.

Aus dem Orient kam die Sitte des Ringtragens nach dem Occident. Bei den Griechen war der Ring schon im Altertum ein beliebtes Schmuckstück. In den Homerischen Gedichten findet sich zwar von Fingerringen keine Spur, jedoch hat der Altertumsforscher Schliemann unter den reichen Schmucksachen in den uralten Gräbern von Mykenä auch Ringe aus Gold und Bronze, sowie mit Intagliolarbeit gefundene. Manche dieser Ringe waren sehr prächtig, und bei den reichen Griechen suchte einer den andern nicht nur in Bezug auf die Kostbarkeit, sondern auch hinsichtlich der Zahl dieser Schmucksachen zu übertreffen; dreißig und mehr Ringe, die auf die Finger verteilt waren, sah man häufig. Sparta in seinen einfachen Lebensgewohnheiten machte freilich diesen Aufwand nicht mit; man trug vielmehr eiserne oder Bernstein-Ringe. Ob der Ring bei den Griechen in irgend welchen Beziehungen zur Ehe stand, ist ungewiß; indessen steht so viel fest, daß er ihnen ein Symbol von hoher Bedeutung war.

Den Römern dienten die Ringe, deren Gebrauch sie von den Sabinern oder Etruskern herleiteten, Jahrhunderte hindurch vorzugsweise nur zum Siegel und zu einem Unterscheidungszeichen der Stände. Bis auf Hadrian, der es jedem freigebohrnen Bürger einräumte, war nämlich das Recht, goldene Ringe zu tragen, auf die Senatsmitglieder, höheren Magistratspersonen und Ritter beschränkt. Der Ring galt als Zeichen der Freiheit, aber der Gebundenheit der Gottheit gegenüber. Justinian gewährte auch den Freigelassenen das Recht, Ringe zu tragen. Wie in Sparta, so trug man auch bei den Römern eiserne Ringe, doch nur bis zur Kaiserzeit, während welcher der Ringlus ein derartigen Grad erreichte, daß man sich genötigt sah, durch ein besonderes Gesetz festzustellen, wem ein solcher Luxus gestattet sei. Bräute erhielten zur Verlobung einen Ring geschenkt; Trauernde legten die Ringe ab. Wie der Ring des Freien dessen Gebundenheit an die Götter ausdrückte, so bedeutete der, welchen die Römischen Männer den Frauen schenkten, deren volle Besitznahme und Gebundenheit, d. h. die Frau trat zu dem Manne in dasselbe Verhältnis, in welchem der freie Mann zu den Göttern stand. Die

Römer und Römerinnen trugen den Ring am vierten Finger der linken Hand, weil nach alter Ueberlieferung von diesem Finger, welcher der „medizinische“ heißt, eine Ader gerade nach dem Herzen gehen sollte.

Bei unseren Vorfahren, den alten Deutschen, waren Ringe aus Bronze oder Gold, kleinere auch aus Bernstein oder Knochen, als Schmuckstücke für Finger (vingerlin) seit den Urzeiten im Gebrauch. Einen eisernen Ring — annulus, Fingerring — trugen zu des Tacitus Zeit keltische Krieger als Zeichen ungelösten Gelübdes, bis sie durch Tötung eines Feindes davon ledig wurden.

Schon früh wurde es ziemlich allgemein Sitte, daß der Bräutigam der Braut zur Verlobung den Brautring als Sinnbild ehelicher Treue ansteckte. Wenn die Ringe in frühesten Zeit in Vertretung des Geldes als Kaufpreis der Braut dienten, so erschienen doch auch schon damals daneben die Fingerringe als Symbol der Vermählung, und die Kirche heiligte auch diese ebenjowohl römische als germanische Sitte, indem sie, während zuvor der Verlobungsring bindend und Hauptsache gewesen war, jetzt die Trauringe durch den Priester weihen und an den vierten Finger der linken Hand stecken ließ. Und während früher nur der Bräutigam der Braut als Zeichen der Besitzergreifung einen Ring schenkte, tauschen jetzt Braut und Bräutigam gegenseitig die Ringe als Zeichen des nunmehr beiderseitig gewordenen Rechts. Der Verlauf der Zeremonie war folgender: der Priester kam zu den im Schiff der Kirche stehenden Brautleuten, über die er dreimal das Zeichen des Kreuzes machte, worauf er ihnen brennende Kerzen in die Hände gab und sie zum Altar führte. Dem Aussprechen des Bekenntnisses folgte ein Gebet und diesem das Anstecken der Ringe. In der Regel wurden ein goldener und ein silberner Ring auf dem Altar niedergelegt. Der Priester ergriff zuerst den goldenen, machte damit das Kreuzeszeichen über das Haupt des Bräutigams und steckte ihn an dessen rechte Hand, worauf dreimal die Segensformel gesprochen wurde. Dasselbe geschah mit dem silbernen Ringe der Braut. Hierauf nahm der Brautführer die Auswechslung der Ringe vor, worauf der Priester das Symbol derselben erklärte. Diese bedeuteten Sonne und Mond. Wie die Sonne dem Monde, so soll der Bräutigam der Braut Licht geben, und wie beide Gestirne wechselweise am Himmel herrschen, so soll auch im Eheleben Recht und Herrschaft beiderseitig sein.

Ähnliche Gebräuche haben sich innerhalb der griechisch-katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten. Ueberhaupt gehört das Wechseln der Trauringe zu den notwendigen Formalitäten der katholischen Trauung; aber auch in der evangelischen Kirche wurde das Wechseln der Ringe — ebenso wie die Sitte des Brautkranzes — allgemein beibehalten.

Bei den Juden war es in früheren Zeiten Sitte, daß der Bräutigam in Gegenwart zweier Zeugen, noch bevor die Eheformel gesprochen war, der Braut den Ring ansteckte mit den Worten: „Behalte dies, Du bist mein auserwähltes Weib, gemäß der Vorschrift von Moses und Israel!“ Bei israelitischen Heiraten ist es Sitte, daß der Ring einen möglichst hohen Wert hat, welchen der Rabbiner vorher feststellen muß. Auch muß der Trauring unbedingt Eigentum des Bräutigams sein, der ihn weder als Geschenk erhalten noch geliehen haben darf. Erst wenn dies alles festgestellt ist, darf der Bräutigam ihn der Braut an den Finger stecken.

So sehr ein Ring auch seinen Träger erfreuen mag: die größte Freude empfindet doch die Jungfrau, an deren Finger der Verlobungsring glänzt. Nun hat das Leben für sie erst den rechten Inhalt. Daher legt Cha-

wisse einer Braut die schöne Worte in den Mund:

„Du Ring an meinem Finger,
Mein goldenes Ringelein,
Ich drücke Dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein . . .

Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.“

Die Schwiegertochter.

Novellette von Leo Berthold.

Im Erker saßen sie Beide, die Frau Professor Heyden mit ihrem einzigen Sohne, der von langer Urlaubsreise heimgekehrt war.

„So, und nun weißt Du, was ich Dir mitgebracht habe, etwas so lang Gewünschtes, das nun plötzlich zu Dir ins Haus kommt, eine Schwiegertochter, und nun weißt Du, Mutterchen, wie ich meine blonde, schlanke Hedwig in den Bergen gefunden — Du wirst sie lieb gewinnen, sie ist eine ehrliche, reine Natur, ein sehr moderner Mensch mit ausgeprägtem Empfinden für alles Schöne. Noch ist sie keine gute Hausfrau, aber das wird sie unter Deiner Leitung schon werden. — Ein Hauch von Schwermut liegt über ihr. — Sie hat vor einigen Jahren die Mutter verloren, kann den herben Verlust noch immer nicht verwinden, diese Mischung von tiefem Gefühl und modernen Neigungen giebt ihr einen absonderlichen Reiz. Aber, Mutterchen, Du sagst ja gar nichts, siehst mich nur immer an und streichelst meine Hand . . . kannst Du Dich noch immer nicht hineinfinden? Hat es Dich denn so sehr überrascht?“

Die Frau atmete tief, dann versuchte sie, einen heiteren Ton anzuschlagen.

„Nicht doch, Wolfgang. Ich habe es mir doch so innig gewünscht. Wie viele Mädchen, die Du kennen gelernt, habe ich mir darauf angesehen, . . . könnte das die Rechte sein, möchtest Du die als Schwiegertochter haben? Ich bin mir schon ganz lächerlich damit vorgekommen, und nun ist's da, nun bist Du ein glücklicher Bräutigam, aber ich, ich muß Dich hingeben, Du gehst von mir und mußt Deine Liebe teilen.“

„Nicht teilen, Mutter, nicht teilen!“

Neben meiner heißen, dankbaren Sohnesliebe für Dich, die mein ganzes Herz ausgefüllt hat, ist die stille Reizung geküßt, ist gewachsen, so innig und tief geworden, daß sie mein Leben durchsonnt, aber Du, Du wirst immer die Erste sein und bleiben, als ob ich je vergessen könnte, was Du mir gewesen! Sieh nur, der alte Cäsar teilt meine Freude, wie er um mich herumwedelt, — ja . . . Du kommst mit in die neue Wohnung, nicht wahr, Mutter, den giebst Du mir?“

„Als ob ich Dir nicht alles geben würde, mein Kind. Was brauche ich einsame Frau dann noch! Die gute Stube schenke ich Dir natürlich, die gepreßten, grünen Sammetmöbel sind noch sehr schön, auch der Belourteppich, und die Krystallkrone . . . o, ich will es Euch schon behaglich machen . . .“

Der junge Doktor lachte laut und herzlich. „Mutterchen, da kennst Du Hedwigs Geschmack nicht. „Stylvoll“ ist die Losung, Seceessionsrichtung, geschwungene Linien, seltsame Stoffe und so weiter . . . wir übergeben hier alles einem berühmten Kunstgewerbe-Geschäft, Du behalte nur Deine alten, lieben Sachen, wir müssen es doch behaglich bei Dir finden, wenn wir zu Dir kommen.“

Der junge Arzt war in die Praxis gegangen. Still war's im Zimmer geworden, fast feierlich. Die Sommerwinde schien über die großen Blattpflanzen ins Gemach hinein, auf die Delbilder mit den schmalen Goldrahmen, auf die altmodischen, feinen Möbel.

„Welche spotschlechte Mutter ich doch geworden bin,“ flüsterte die einsame Frau vor sich hin . . . „müßte ich nicht jubeln und jauchzen? Wie ein Stein liegt's mir auf der

Seele, — ich verliere ihn ja doch, der fremden Schönen gehört er ganz und gar . . . dort das Briefchen, das sie mir geschrieben — so steil die Buchstaben, so steif die Worte, — förmlich, konventionell, nicht einmal den Mutternamen giebt sie mir . . . Und doch“ — die Frau hielt die zitternden Hände an die Schläfen und starrte vor sich hin — doch will ich sie lieben, doch will ich sie mir erobern, damit er ganz glücklich wird, er, der Rest von all meinem Glück!“

„Ja der Rest vom Glück,“ so hatte sie ihn genannt, damals, als schwere Schicksalsschläge ihr alles geraubt, den Mann und hoffnungsvolle Kinder, aber dieser Rest war zu einem einzigen, großen Glücksbestium herangewachsen, zu einer Gesamtsamme von Reichtum, daß ihr Leben ausgefüllt wurde und ihre trüben Erinnerungen verblassten. —

Wenig sah sie den Sohn in den nächsten Wochen. Nur in späten Abendstunden konnte sie seinen Worten lauschen.

Sein Beruf, die Wohnung, die Einrichtung, Hochzeit und Hochzeitsreise . . . das erfüllte ihn ganz, und wie ein roter Faden schlang sich durch alles der Gedanke an seine Braut, und doch, nie hatte sie ihn weicher, liebevoller gesehen, nie hatte sie tiefer empfunden, welche Lücke durch sein Fortgehen entstehen würde. —

Der wilde Wein vor ihrem Fenster hatte die letzten roten Blätter verloren, die Rosen waren abgeblüht und für den Winterschlaf gebettet worden, die Vögel draußen schmetterten nicht mehr ihre Lieder, und das zierliche, gelbe Mädchen im Käfig sah auch im Zimmer still auf der Stange, fast wehmütig.

Cäsar war in das neue Heim übersiedelt, und freudig von der jungen Frau begrüßt worden.

Das war ein Kamerad, wie sie ihn liebte. Er hatte seinen Platz in der vornehmen Wohnung bekommen, in der alles zu einander paßte, die seltsamen Möbel, die Vorhänge mit den — ins Ungeheure gewachsenen Blumen, die sonderbar geformten Bierstühle auf den Gesimsen und Tischen, und zwischen allem die schlanke, elegante, blonde Frau mit dem lang wallenden, weichen Gewande.

Nein, da hinein hätte das grün gepreßte Sopha, der bunte Belourteppich nicht gepaßt, nur die Büsten der alten griechischen Weisen — Plato und Aristoteles, die des Vaters Studierzimmer geschmückt hatten, die Bibliothek, sie hatte der junge Ehemann mit hinübergenommen — sonst nichts. —

„Nun Mutter, wie gefällt Dir meine Hedwig?“ — Einmal in den ersten Tagen hatte Wolfgang so gefragt. „Wirst Du sie lieb gewinnen?“

„Sie ist Dein Weib und macht Dich glücklich, mein Sohn, daher steht sie meinem Herzen schon sehr nah. Ich hoffe, daß wir uns immer mehr verstehen werden.“

Alle Welt war entzückt von der eleganten, feinen, jungen Frau. Wo sie hinkam, war sie Siegerin. Immer neue Talente entdeckte man an ihr. Wolfgang war sehr stolz auf seine Hedwig, nur unwillig ließ er sich seine Stirn, wenn er sie mit seiner Mutter zusammen sah und keine Herzlichkeit entdecken konnte.

Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hoffte er, es würde besser werden, aber mit immer stärkerem Behaggefühl mußte er sich sagen, daß es an Hedwig lag, wenn das Verhältnis nicht inniger geworden. Einst in traulicher Stunde hatte er die feine Gestalt in seine Arme genommen und leise aber dringend gefragt:

„Hede, Kind, hast Du meine Mutter nicht lieb?“

„Aber Schatz, wie Du fragst! Siehst Du es nicht, daß ich sie von Herzen gern habe? Lasse ich es an irgend einer Rücksicht fehlen?“

„Du bist höflich und zuvorkommend, Hede, Du küßt ihr die Hand, wenn sie kommt und geht, trotzdem meine gute Mutter das gar nicht mag — Du bringst ihr Aufmerksamkeit,

o ich weiß Dir wohl Dank dafür . . . aber das echte Gefühl ist nicht da . . . Hedwig, ich habe noch nicht einmal gehört, daß Du „Mutter“ zu ihr gesagt hast.“

Die junge Frau wurde leichenblau und wand sich aus den umschlingenden Armen.

„Ich kenne doch sonst Dein feines Empfinden, Hedwig.“

„Gerade, weil Du es kennst, Wolfgang, solltest Du mich schonen. Du weißt, was meine heißgeliebte Mutter mir gewesen, wie ich ihrer in Sehnsucht gedenke, Du weißt, daß mein Vater nur meinetwillen die Absicht aufgegeben, ihr eine Nachfolgerin zu geben, — ich hätte mich nicht töchterlich gegen sie benehmen können, es wäre Heuchelei und Falschheit gewesen, ich kann diesen geliebten, heiligen Namen keiner andern geben, es würde mir wie eine Verfündigung vorkommen an dem Andenken der Einzigen, ich kann nicht, Wolfgang, . . . Alles in mir bäumt sich dagegen auf, mir wär's, als würde ich eine Lüge aussprechen . . .“

„Hedwig, auch mir zu Liebe nicht? Ich kann es nicht mit ansehen, wenn der Blick der teuren Frau sich umflort, wenn sie sich seufzend abwendet, fest den Mund schließt, um keine Klage auszusprechen. Ich habe es ihr in heiliger Stunde versprochen, daß sie stets die Erste in meinem Herzen sein soll . . . ich glaube, ich habe mein Wort gebrochen, jetzt kommt die Strafe. Ceremoniell, wie einer Fremden reichst Du ihr die Tasse, den Teller, das kalte „bitte“ ist das einzige, das Du ihr dabei gönnst, „bitte“, „danke“, wie ein liebevolles Wort dazu — o, es ist so ceremoniell, so fremd —“

Die junge Frau kämpfte mit Thränen. „Sei nachsichtig, Wolfgang,“ bat sie, „gönne mir Zeit, gerade jetzt, wo alles so unruhig in mir ist, so erregt . . . sprich jetzt nicht mehr davon, glaube mir, Du siehst Gespenster. Deine Mutter entbehrt es gar nicht, sie ist immer so gleichmäßig, wir haben ja noch wenig Berührungspunkte, . . . sie sieht mich oft so prüfend an, o ich mache ihr keinen Vorwurf, gönne mir Zeit, Du lieber, vielleicht kommt bald die Stunde, daß ich von selbst . . . zwingt mich zu nichts — da drinnen, in meiner Seele, da liegt es noch wie ein ungelöstes Band, da fühle ich's noch so schwer, so schwer, aber Dich liebe ich, Dich liebe ich über alles!“

Und sie schmiegte sich an ihn, seltsam bewegt, und er hatte Mitleid mit ihr und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

Und so blieb es lange, lange.

Der Winter kam mit Eis und Schnee, mit Stürmen, Schlittenfahrten, mit Ballen und Konzerten, Vergnügungen aller Art.

Die junge Frau schwelgte in den Genüssen der Saison, die ihr in der fernen Stadt, in der sie ihre Jugendzeit verlebte, niemals geboten waren.

Wohl ward es dem im Beruf angestrengt arbeitenden Wolfgang oft zu viel, wohl warnte die Mutter bescheiden, sich zu schonen, Frau Hedwig wollte den schäumenden Trank noch nicht entbehren, trotzdem ihr Ruhe und Vorsicht geboten waren.

„Deine Mutter ist altmodisch,“ sagte sie mehr als einmal, „wenn ich so verbraucht sein werde, wie sie, sitze ich auch den ganzen Tag im Stuhl und häkele Tüchchen und mache Hemdchen für meine Enkel und lächle dabei so sonderbar, wie sie es thut, . . . übrigens hat Deine Mutter mir versprochen, in der alten Truhe nachzusehen, ob sie nicht noch Gewänder vom Anfang des vorigen Jahrhunderts findet — Du weißt doch, Schatz, zum nächsten Kostümfest . . . ich gehe nachmittags zu ihr . . . kommst Du mit?“

„Ich denke, Hedwig, wir sagen das Fest ab, es wird zu viel, viel zu viel!“

„Absagen, Wölfschen, nicht um die Welt. Der herrliche Winter ist ohnehin bald vorbei, dann kommt der langweilige Frühling, aber es soll das letzte, große Fest sein, das verspreche ich Dir feierlich.“ —

Der schwache Mann konnte nicht widerstehen, er tröstete sich, daß es nun wirklich für lange, lange aufhören müsse mit den anstrengenden Vergnügungen.

Nachmittags fuhr das Koupee vor dem Hause der Mutter vor.

Die junge Frau war in besonders froher Stimmung.

„Erlaube, daß ich mit der alten „Sophie“ nach dem Boden gehe,“ sagte sie, „da suche ich mir gleich alles Passende aus.“

Die Professorin wollte es nicht zugeben, aber Hedwig, eigenfönnig wie stets, lief ihr voran mit dem großen Schlüsselbund, so daß Sophie kaum folgen konnte.

Da ging es nun an ein Suchen und Wühlen und Anprobieren und Verwerfen, da jauchzte Hedwig, wenn sie etwas Besonderes fand, charakteristisch und seltsam, recht ein Zeichen der damaligen Zeit.

Endlich war sie mit den Ausgrabungen fertig. Sie belud Sophie mit allen möglichen Kleidungsstücken, sie selbst nahm fröhlich lachend einen alten, langen, seidnen Shawl um die Schultern, setzte sich einen riesigen Blumenhut auf und trat die Rückwanderung an.

Aber in ihrem Eifer, schnell hinunter zu kommen, trat sie fehl, verwickelte sich in den altmodischen Shawl und fiel so unglücklich die Stufen herab, daß sie besinnungslos liegen blieb.

Auch bei dem furchtbaren Schreck bewahrte die von der fassungslosen Dienerin herbeigerufene Schwiegermutter ihre Ruhe.

Sie ließ die ohnmächtige, junge Frau in ihr Schlafzimmer bringen und bemühte sich so erfolgreich um sie, daß Wolfgang, der in kürzester Frist erschienen war, ihr nur immer wieder und wieder danken konnte.

Bange, schwere Zeiten kamen. Es war nicht möglich, Hedwig in ihr eigenes Heim zu schaffen.

Aber sie war gut aufgehoben, es konnte keine bessere Pflegerin geben, als die sorgsame Schwiegermutter.

Tag und Nacht blieb sie bei der Kranken, nur von Wolfgang abgelöst.

Seufzend packte sie alle die zierlichen Säckelchen fort, die Zäckchen und die kleinen Hemden.

Die brauchte man nun nicht mehr, vielleicht nie wieder.

Hedwig wußte nichts von dem Kummer, den sie den teuren Menschen machte.

Wochenlang lag sie in heftigem Fieber, quälte sich in wilden Phantasien.

Sehnsuchtsvoll, klagend rief sie nach ihrer toten Mutter, die sie doch erlösen sollte von dem schweren Leid oder mit sich nehmen in den grauen Tod.

Dann schauderte sie, streckte die so elend gewordenen Hände aus, dann flackerten die großen Augen in verzehrendem Feuer, und nur wenn die nimmermüde Pflegerin sie wie ein Kind in die Arme nahm, ihr Liebesworte zuflüsterte und Stirn und Wangen und Mund küßte, wurde sie ruhig und fand endlich auch den ersehnten Schlaf.

„Mutter, Mutter,“ zitterte es dann von den blassen Lippen, die sich zum traurigen Lächeln verzogen.

Und — „Mutter!“ rief auch Wolfgang, es geht so nicht länger, Du erliegst der Anstrengung.

„Weißt Du denn, was Du thust?“

„Ja, ich weiß es, mein Sohn. Ich ringe mit Dir dem Tode ein Opfer ab, ich kämpfe für mein Kind.“

Der Frühling war gegangen. Hedwig hatte nichts von seinem Zauber empfunden.

Weilchen und Maiblumen hatten an ihrem Bette geblüht, sie hatte es nicht beachtet, das Keimen, das Werden in der Natur hatte ihr Interesse auch früher nie erregt, was die Kunst geschaffen, imponiert ihr, Wolfgang hatte sie oft geneckt und gesagt: „Für Dich müssen eigentlich neue Pflanzen entstehen, mit modern geschwungenen Linien, Duft und

Farbe ist Dir gleichgültig, nur die Form kann Dich, Du hypermoderner Mensch, packen, wie sonderbar das ist!“ Sie hatte dazu gelacht und mit den schlanken Fingern riesengroße Narzissen in Schlangenwindungen auf die helle Seide gestickt, die ein Geschenk für die alte Dame sein sollten.

„Laß mich mit den Sentimentalitäten in Ruhe,“ das war ihre Antwort gewesen!

Jetzt lag sie am offenen Fenster auf dem Ruhebett, schaute hinaus — gerade in die duftenden Linden hinein — und atmete tief.

„Mutter,“ sagte sie leise . . . „ich möchte Dir etwas gestehen, erstens sollst Du es wissen, Du liebe, wie köstlich es sich auf Deinem alten, grünen Sopha liegt, viel, viel besser als auf meinen sämtlichen Divans. Urvaters Hausrat habe ich's genannt, als Wolfgang mir davon sprach, ich war ja so thöricht, und Du hast alles geduldig ertragen. Alles.“

„Nicht aufregen, Hebe, es war nicht Deine Schuld, der verfeinerte Geschmack regiert nun mal die Welt. Daß Du mich, altmodische Frau, doch noch lieb gewonnen hast, das ist das Beste von allem . . . Hier nimm die Kornblumen, die ich Dir draußen vor dem Thor gepflückt habe, ein Sommergruß soll's sein von der üppig schaffenden Natur. 's ist ja nur müßiges Unkraut, sagte der Landmann, aber doch, man sieht sie gern und freut sich damit. . . .“

„Mein Symbol, Mutter!“

Die junge Frau sagte es bitter ernst . . . „Bin auch nur müßiges Unkraut und doch ist jeder gut zu mir . . . o, ich fühle es wohl, ich war noch nicht reif genug, die hohe Würde der Mutterschaft zu tragen, das heilige Gefühl zu verstehen, meine Selbstsucht hat alles getötet . . . ich habe die Strafe verdient.“

Sie weinte leise vor sich hin. Die zarten Finger liebkosten die feinen blauen, gezackten Blütenblätter.

„Ich weiß es, ich habe mich an der Natur versündigt, schon lange, lange, hilf Du mir, mich zu ihr hin zu finden.“

Habe mich lieb — habe die arme Kornblume lieb — um feinetwillen, bis ich selbst es mir verdiene.“

Ihr Kopf ruhte an der Brust der erschütterten Frau.

Allerlei.

* Die Hauptsache. Fremder: „Ich dachte, die Stadt wollte doch vor einigen Jahren hier einen Park anlegen?“ — Einheimischer: „O, an dem wird bereits eifrig gearbeitet! Die Pläne mit dem Verboten und Strafsandrohungen sind schon im Druck!“

* Beruhigend. Mann: „Dieser Mensch wird doch nicht denken, daß unsere Tochter eine große Mitgift bekommt?“ — Frau: „J' bewahre, die Weiden haben sich ja an dem Versäumnis kennen gelernt!“

* Ein dankbarer Sohn. . . . „Eins hab' ich doch von meinem Vater geerbt: seinen herrlichen Durst — und das dank' ich ihm heut' noch!“

* Ein Pechvogel. Ganner (die Stiefel seines Zimmerkollegen anziehend): „Der Kerl hat wirklich Pech; nicht bloß sein Anzug ist mir wie angegoßen, auch seine Stiefel passen mir!“

* Die Hauptsache. Dame: „Ich bedaure unendlich, Herr Professor, aber ich kann nicht die Ihre werden.“ Professor: „Nicht? Das ist mir aber peinlich — habe nämlich einen von mir entdeckten Bazillus bereits nach Ihnen benannt!“

* Rentabel! Der städtische Park hat in Folge der vielen Uebertretungen der zahllosen Verbote so viel an Strafgeldern eingebracht, daß der Magistrat die Anlage eines zweiten Stadtparks beschloß.

* Vom Regen in die Traufe. Gendarm: „Das Baden an dieser Stelle ist bei zwei Mark Strafe verboten, mein Herr!“ Herr: „Das ist mir neu; ich bade ja schon seit vier Wochen jeden Tag hier!“ Gendarm schmunzelnd: „Seit vier Wochen? Ei, ei, das macht ja sechzig Mark; kommen Sie mal mit!“

Preisrätsel.

Können ihr dieses Rätsel deuten
Früh versuch's mit regem Fleiß,
Wer's errät, empfängt die Lösung
Dieses Rätsels dann als Preis. —

Traurig ist's für jeden Menschen,
Der's in seiner Stube hat.
Oftmals fandest du's geschrieben
Sicher schon auf einem Blatt.

Wer es säet, wird's auch ernten;
Schlecht doch ist's mit ihm bestellt.
Mancher aber nennt's sein Eigen
Ganz allein auf dieser Welt.

Sorg' und Not ihn dann bedrücken,
Trübe ist sein Erdenloß;
Und er sehnt sich nach der Ruhe
In des Grabes kühlem Schoß. —

Dort die Jungfrau sitzt träumend;
Jüngst hat sie ihr Herz verschenkt;
Dum unsehbar steht sie sehnd
An den Heißgeliebten denkt.

Fragst du aber was ihr fehlet,
Nenn' sie dieses Wort vielleicht:
Doch sie wünsch', daß sie ihr Alles,
Ihrer Träume Ziel erreicht. —

Neugierig wird von jenem Knaben
Dieses Wörtchen nun gesagt,
Weil der Lehrer jetzt ihn drohend,
Was er eben that, gefragt.

Doch der Lehrer weiß es besser;
Denn er hat es selbst geseh'n,
Und der Knabe muß nun weinend,
Was er eben that, gesteh'n. —

Häufig war's die einz'ge Ursach',
Daß ein großer Lärm entstand.
Oft du hielt'st es eingeschlossen,
Oft auch frei in deiner Hand.

Doch genug von diesem Wörtchen!
Nenn' es, wer es nennen kann,
Und als Preis soll er's erhalten
Aus des Dichters Hand alsdann.

Charade.

Wirst du das Ganze bereiten,
Bin ich als Erstes beim Zweiten.

Palindrom.

Vorwärts schick' ich,
Rückwärts heiß' ich —
Sag', wie heiß' ich?

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Weber.
Pogoroph: Kannibal, Hannibal.
Palindrom: Eddam, Mada.
Synonym: Vorfahren.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Sonntag, 4. August. Dominikus, Ordensstifter. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Kinder. Nachmittags 1/3 Uhr Sakraments-Andacht und Christenlehre.

Montag, 5. August. Maria Schneefieber. Oswald, Martyrer. ● St. Maximilian: Morgens 7 1/4 Uhr feierliches Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder des Kirchenchores. ● St. Martinus: Mittags 1 Uhr sakramentalischer Segen und Auszug der Prozession nach Kevelaer.

Dienstag, 6. August. Verkündung Christi. Sixtus, Papst u. Martyrer. ● St. Martinus: Abends 1/7 Uhr Einzug der Prozession aus Kevelaer u. sakramentalischer Segen.

Mittwoch, 7. August. August. Donatus, Bischof und Martyrer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht.

Donnerstag, 8. August. Cyriacus, Martyrer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.

Freitag, 9. August. Romanus, Martyrer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.

Samstag, 10. August. Laurentius, Martyrer. ● St. Maximilian: Morgens 6 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Martyrers Laurentius. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: 6 1/4 Uhr Segens-Andacht. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: 7 1/4 Uhr Hochamt für die Pfarzgemeinde.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 7, 31-37. „In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten in's Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummten zu ihm, und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephetha, das heißt: Thue dich auf! Und sogleich öffnete sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht.“ Da gebot er ihnen, sie sollten es Niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummten redend!“

Die Ceremonien unserer Kirche.

Es ist zweifellos auffallend, lieber Leser, daß Jesus bei der Heilung dieses Taubstummten (wenn ich so sagen darf) so viele Umstände macht. Er hätte den Taubstummten durch bloßes Anrühren, durch ein einziges Wort, ja, durch den Willen allein heilen können. Statt dessen führt Er ihn vom Volke abseits, legt ihm Seine Finger in die Ohren, benetzt ihm die Zunge mit Speichel, sieht gen Himmel auf, seufzt und spricht: „Ephetha“ (Thu dich auf)! Ohne Ursache that der Heiland das sicherlich nicht; aber wozu diese Ceremonien? und dazu so viele?

Der Unglückliche war ein Taubstummer; für solche Unglückliche gibt es eben keine andere Sprache als Zeichen. Er sollte aber inne werden, was nun mit ihm geschehe, sollte auf seine bevorstehende Heilung und auf Den, durch welchen sie geschehen würde, aufmerksam gemacht werden; er sollte Vertrauen zu Jesus schöpfen, und der Glaube an Jesus in ihm geweckt werden. Was also für so viele andere Hilfsbedürftige, Kranke und Krüppel die Aufforderung Jesu (in Worten) zum Glauben und Vertrauen war, bevor sie geheilt wurden: das waren für den Taubstummten diese äußeren Handlungen, als eben so viele Zeichen der ihm zugeordneten Gnade.

Und das, denke ich, dürfte als eine glänzende Rechtfertigung der äußeren Gebräuche und in die Sinne fallenden Handlungen anzusehen sein, die wir Ceremonien nennen, und deren die Kirche bei der Auspendung der heil. Sakramente und überhaupt beim Gottesdienste sich bedient, um die Gläubigen auf die Wirkungen aufmerksam zu machen, die durch die Gnade des Herrn hervorgebracht werden sollen, und um andererseits in den Gläubigen den Glauben und das Vertrauen auf den Heiland

zu erwecken, — die Grundbedingung zur Erlangung der Gnaden der Erlösung.

Von den Symbolen (Sinnbildern) unterscheiden die Ceremonien sich dadurch, daß sie zugleich den Charakter der Handlung an sich tragen: z. B. das brennende Licht im Gotteshause ist ein Symbol, keine Ceremonie, — das Auslöschen der Lichter in der Charwoche dagegen ist eine Ceremonie; freilich ist es zugleich auch symbolisch, denn es verstimmbildet den Tod des Herrn.

Bekanntlich traten im Alten Bunde die Ceremonien beim Gottesdienste sehr bedeutungsvoll hervor. Moses wurde auf dem Berge Sinai großer Offenbarungen und Belehrungen von Gott, dem Herrn, gewürdigt; ein großer Teil derselben aber erstreckte sich auf die Einrichtung, auf die Ceremonien des öffentlichen Gottesdienstes. Welchen Wert der göttliche Gesetzgeber darauf legte, erhellt schon aus der Umständlichkeit und Ausführlichkeit, womit gerade diese Belehrungen erteilt wurden. Die auffallende Menge der vorgeschriebenen Ceremonien sollte in dem noch sehr sinnlichen und stets eines Zügels bedürftigen jüdischen Volke unausgesetzt das Bewußtsein erhalten, daß es sich unter der Hand seines göttlichen Gesetzgebers befinde und Ihm vollen Gehorsam schulde.

In der Kirche des Neuen Bundes kommen zunächst die bei der Verwaltung der heiligen Sakramente angeordneten Ceremonien in Betracht. Gegen die Neuerer des 16. Jahrhunderts erklärte die Kirche auf dem Concil von Trident: „daß sie (die Kirche) immer die Gewalt gehabt habe, bei der Auspendung der Sakramente, unbeschadet ihrer Wesenheit, das festzusetzen oder umzuändern, was sie nach Umständen, Zeiten und Orten zum Vorteile der Empfänger oder zur Erweckung der Ehrfurcht vor den Sakramenten

Kirchenkalender.

- Sonntag, 11. August.** Erster Sonntag n. Pfingsten. Susanna, Märtyrin. Evangelium nach dem hl. Markus 7, 31-37. Epistel: 1. Korinther 15, 1-10. St. Andreas: Während der Ferien des Gymnasiums fällt die hl. Messe an Sonn- und Feiertagen um 8 Uhr aus. Nachmittags 3 Uhr: Präses-Bahl der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion der Jungfrauen-Kongregation; nachmittags 1/4 Uhr: Vortrag und Andacht für dieselben. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 1/7 Uhr: Auszug der Prozession nach Gordenberg aus der Marienpfarre; abends Rückkehr und Schlussfeier. Clarissen-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr: Feierliche Betstunde zum Schluß des hl. Jubiläums.
- Montag, 12. August.** Klara, Ordensstifterin. Clarissen-Klosterkirche: 13 stünd. Gebet. Volk. Abt. 5 Uhr: Aussegnung des Allerheiligsten; hl. Messen: 6, 1/7 (Hochamt) u. 1/8 Uhr. Abends 1/6 Uhr Complet; 6 Uhr: Festpredigt; darauf Litanei, Lebeum und Segen. Herz-Jesu-Kloster: 6 u. 1/7 Uhr h. Messen, 1/8 Uhr Hochamt. Nachmittags 7 Uhr Andacht u. Predigt.
- Dienstag, 13. August.** Hippolytus, Märtyrer.
- Mittwoch, 14. August.** Casibius, Märtyrer.
- Donnerstag, 15. August.** Joachim, Vater der allerheiligsten Jungfrau Maria.
- Freitag, 16. August.** Rochus, Bekenner. St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 17. August.** Sibylla, Jungfrau. (Geb. Fasttag). St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segenmesse.

für zweckmäßiger hielt. Und dies (sagt sie) hat der Apostel (Paulus) nicht undeutlich angegeben, wenn er (an die Korinther) schreibt: „Also halte uns der Mensch für Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes.“ Daß er (der Apostel) von dieser Macht selbst wirklich Gebrauch gemacht habe, erhellt zur Genüge sowohl aus vielem Andern als auch gerade aus diesem Sakramente (des Altars), da er nach Anordnung von Mehrerem über den Empfang desselben sagt: Das Uebrige ich werde anordnen, wenn ich komme“ (1. Kor. 11). — Und weil nun die Kirche die Gewalt hat, Ceremonien zur Feier der heiligen Geheimnisse bei der Verwaltung der Sakramente anzuordnen, deshalb kann ein Priester, ja, selbst ein Bischof sie weder nach Belieben anlassen noch umändern. Darum sagt derselbe Kirchenrat von Trient: „Wenn Jemand sagt, die von der Kirche angenommenen und genehmigten Gebräuche (Ceremonien), welche bei der feierlichen Verwaltung der Sakramente beobachtet werden, dürfen mißachtet oder von den Verwaltern ohne Sünde nach Belieben weggelassen oder von jedem Kirchenobern in andere neue umgewandelt werden: der sei von der Kirche ausgeschlossen“ (Trib. VII, c. 13).

Zweifellos dienen diese Ceremonien dazu, die Würde der h. Sakramente in unsern Augen zu heben und uns Ehrfurcht gegen sie einzuschärfen. Die Sakramente sind zwar immer gleich heilig, auch wenn sie ohne allen und jeden äußeren Pomp gespendet werden; wie aber die Größe Gottes, lieber Leser, die in jedem Sandkörnchen sich ebensowohl kundgibt wie im ganzen Weltall, dennoch im glänzenden Sternenhimmel uns lebhafter veranschaulicht wird, als in einer Hand voll Sandkörnchen, — und wie die Hoheit eines irdischen Monarchen, wenn er im Glanze der Krone und im Kreise der Großen seines Reiches erscheint, uns mächtiger trifft, als wenn er in der Stille des Privatlebens sich uns zeigt: so wird auch die Würde der heiligen Geheimnisse, wenn sie mit dem Schmucke hehrer Gebräuche umkleidet sind, viel lebhafter und mächtiger uns ergreifen, als wenn sie ganz schmucklos unsern Blicken vorgeführt werden. Als Sinnenwesen ist der Mensch nun einmal geneigt, die innere Größe nach der äußeren Erscheinung zu messen, oder vielmehr er ist als ein aus Seele und Leib harmonisch zusammengesetztes Ganzes von Natur getrieben, in allen äußeren Erscheinungen einen ähnlichen Einfluß, dasselbe Ebenmaß zu suchen: ist das Wesen, das Geistige des Sakramentes (so schließt er) groß und ehrfurchtgebietend, dann wird es sich gleichsam von selbst einen entsprechenden „Leib“ bilden, wie eine würdevolle Seele sich eine würdevolle Haltung des Körpers anzueignen weiß.

Ferner: wer immer, lieber Leser, von einem Gedanken lebhaft ergriffen ist, wird in Stimme, Geberde und Stellung seinem Gefühl Ausdruck geben. Wie von selbst wirft der renige Sänder sich zur Erde, neigt das Haupt und schlägt an die schuldbewusste Brust, wie der Böllner im Evangelium des verfloffenen Sonntags. Mit gefalteten oder auf der Brust gekreuzten Händen und überhaupt in gebeugter Haltung steht der Glende um Erbarmen, aber voll Vertrauen erhebt das Kind Herz und Auge zum Vater im Himmel. Ist daher der Spender unserer heiligen Geheimnisse von ihrer Erhabenheit lebhaft durchdrungen, so wird er die innere Bewegung seiner Seele irgendwie auch äußerlich kundthun. Zur Erzielung der Gleichförmigkeit hierin schrieb deshalb die Kirche (in den Ceremonien) oft nur das vor, was ohnehin schon die Wirkung der Andacht sein mußte.

S.

Unsere Betäubungsmittel.

Von Dr. med. Ebinger.

Schon im Jahre 1831 entdeckte der große Chemiker F. v. Liebig das Chloroform, doch ahnte er nicht die wunderbare Kraft, die diesem Stoffe innewohnte. Er gewann das Produkt bei einer Destillation des Chlorkalks mit Weingeist. Heute kennt man verschiedene und bessere Bereitungsweisen.

Erst im Jahre 1847 machte ein Laie den Edinburgher Professor Simpson darauf aufmerksam, welche wohlthunende und betäubende Kraft dieses Mittel habe. Simpson stellte Versuche an, die ihn so befriedigten, daß er das Chloroform sofort in seiner großen Praxis als Chirurg anwandte und in einer Schrift die Aertzewelt auf die wunderbare Wirksamkeit desselben aufmerksam machte.

Schon im Jahre 1848 fand das Chloroform bei den Chirurgen und Geburtshelfern der ganzen zivilisirten Welt ausgedehnte Anwendung. Die Aertze befanden sich wie in einem Rausche. Die zaghaftesten Jünger des Aesculap wurden muthig und unternahmen mit Hilfe des Chloroforms Operationen, zu deren Ausföhrung sie früher nie den Mut gehabt hätten.

Niemals war in der ärztlichen Kunst eine Entdeckung gemacht worden von solcher Wichtigkeit und Tragweite, obgleich die Aertze der frühesten Zeiten emsig nach Betäubungsmitteln gesucht hatten. Die Aertze der alten Griechen und Römer kannten zwar Räncherungen und Abkühlungen, die den Patienten bewußtlos machten, aber diese Mittel waren ebenso unzugänglich wie gefährlich. Auch die spätere Anwendung des Opiums und Morphiums genügte nicht. Die Anwendung der Betäubungsmittel war erstens schon an und für sich für das Leben gefahrvoll und zweitens hemmte sie die spätere Heilung, weil eine völlige Entspannung des Nervensystems eintrat.

So war und blieb jede größere chirurgische Operation eine Qual für Arzt und Patient, bis im Jahre 1846 der Chemiker Jackson zu Boston die Entdeckung machte, daß die Einatmung der Dämpfe des gewöhnlichen Schwefeläthers einen Zustand völliger Empfindungslosigkeit herbeiföhre, ohne nachher nennenswerte schlimme Nachwehen zu zeigen.

Man stellte Versuche an und zwar mit gutem Erfolge, aber der größere Teil der Aertze verhielt sich kühl dieser Entdeckung gegenüber. Erstens weil der Aether nicht bei allen Patienten die gleichen Wirkungen zeigte und weil man dem seit Jahrhunderten bekannten Stoffe skeptisch gegenüberstand. So kam es, daß ein Jahr später das Chloroform den Aether ganz in den Hintergrund drängte. Jahrzehnte lang herrschte das Anästhetikum (Betäubungsmittel) Chloroform ganz unbeschränkt. Dann kam es allmählich zur Kenntnis, daß das Chloroformieren doch manches Menschenleben gefordert habe. Der medizinische Kongreß im Jahre 1890 zu Berlin beschloß daher, statistische Erhebungen anstellen zu lassen. Diese haben nun vor kurzer Zeit ein überraschendes Resultat ergeben. Es wurde nämlich festgestellt, daß bei Aetherbetäubungen erst auf 12 000 Karlofen ein Todesfall, dagegen beim Chloroform schon bei 3000 Betäubungen bereits ein Todesfall zu verzeichnen war.

Das Bekanntwerden dieses Ergebnisses hatte die Wirkung, daß die Anwendung des Chloroforms bedeutend zurück ging und die des Aethers im Verhältnis stieg. Die Statistik soll auch fernerhin noch fortgesetzt und bekannt gemacht werden.

Die sehr rührige chemische europäische Industrie, die schon so manches neue Präparat in den letzten zehn Jahren auf den medizinischen Markt gebracht hat, bemüht sich seit Bekanntgeben des statistischen Ergebnisses, neue Anästhetika zu erfinden oder bei vorhandenen Stoffen betäubende Eigenschaften zu

entdecken. Man machte Versuche mit Essig, Jod- und Salpeter-Aether, mit Bromo- und Jodoform, doch ohne befriedigenden Erfolg. Ein neues Betäubungsmittel wurde nicht entdeckt, nur eine bessere Bereitungsweise des Chloroforms. Diese erfolgt aus dem bekannten Schlafmittel Chloralhydrat. Dieses sogenannte Chloral-Chloroform soll das beste Anästhetikum sein, doch leider hat es den Fehler, daß es mehr als doppelt so teuer als das gewöhnliche, auch schon nicht billige Chloroform ist.

Eine Zeitlang spielte das bekannte Lachgas eine große Rolle, doch nicht sehr lange. Man sah bald ein, daß dieses Lach-, Luit- oder Stickstoffoxydul-Gas nur für ganz kleine Operationen genügt. So ist die Anwendung fast nur auf Zahnoperationen beschränkt. Seine Anwendung ist fast gefahrlos, und Unglücksfälle treten nur dann ein, wenn ganz abnorme und besondere Zustände des Zahnpatienten vorliegen.

Bei sehr schweren Operationen und Geburten wendet man in neuester Zeit Chloroform und Morphinum zu gleicher Zeit an, und die Operateure sind sehr befriedigt von dem Erfolge. Das Chloroform wird in solchen Fällen eingeatmet, das Morphinum aber subkutan, also unter die Haut eingespritzt. Die Anwendung dieser Betäubungsmittel soll und darf nur von ärztlicher Hand geschehen. Der Laie sündigt aber in dieser Hinsicht zu oft, denn Morphinisten, das heißt solche Personen, die sich an Morphinum-Einspritzungen gewöhnt haben, giebt es leider heutzutage viel zu viele.

Die äußerlichen Betäubungsmittel haben es mit den innerlichen, den Spirituosen, gemeinsam, daß man sich leicht an sie gewöhnt, daß man im Laufe der Zeit die Gaben und Mengen vergrößert und so seine Gesundheit völlig und unheilbar zu Grunde richtet.

Für kleine, für lokale Betäubungen hat in neuester Zeit das Cocain eine große Bedeutung gewonnen. Subkutan eingespritzt wirkt es eben so sicher und noch angenehmer als das Morphinum, so daß es dem Morphinum bei äußerlicher Anwendung heute schon eine große Konkurrenz macht. Bei der innerlichen Verordnungsung wird Morphinum erfolgreich von dem Cocain bekämpft. Die Wissenschaft setzt ihre Versuche und Verbesserungen unermüdblich fort, und jeder Tag kann eine neue hygienische Entdeckung bringen.

Die Farben der Kleider.

Von F. S.

Zum Schaden für unsere Gesundheit und Annehmlichkeit werden die Lehren der Wissenschaft ganz außer Acht gelassen, wenn sie unseren Gewohnheiten Einhalt thun. Die Wissenschaft, welche nicht praktisch auf das Leben ihre Anwendung findet, verliert ihren Wert; der sichere Boden weicht unter ihr. Ihre Anwendung ist auch ihre Verkörperung: ohne sie ist sie ein bloßes Hirngespinnst. Ihre Aufgabe ist, den Geist zu unterrichten, falsche Eindrücke zu entfernen; und ihr höchster Beruf, sich nützlich zu machen.

Der allgemeine Glaube in Bezug auf Kleider, daß ein schwarzes Kleid wärmer sei — sowohl im Sommer als im Winter — ist ein Irrthum. Die Wahrheit ist die, daß, da das Material dasselbe bleibt, ein schwarzes Kleid im Winter kühl und warm im Sommer ist, — während ein weißes Kleid warm im Winter und kühl im Sommer ist: das heißt, das eine ist kühl, wenn wir Wärme brauchen, und warm wenn wir Kühle wünschen, während das andere warm ist, wenn wir kühl und kalt, und entspricht auf diese Weise der Aufgabe des Kleides, den Körper vor dem Einfluß des Wetters zu schützen.

Die Wissenschaft lehrt, daß schwarze Farben

die Hitze verzehren und sie rascher von sich ausscheiden als helle: da schwarz und weiß die beiden Gegensätze sind. Wie seltsam, daß diese Wissenschaft nicht auf Kleider angewandt wurde! Wenn die Schalen zweier Löffel, von denen der eine poliert, der andere mit Ruß beschmiert ist, an das Feuer gehalten werden, so zeigt es sich, daß der geschwärzte weit früher heiß wird, als der andere; und wenn nun beide heiß gemacht sind, indem man sie an den Kaminrost hält, und dann vom Feuer entfernt an die Luft gehängt werden, so taun man die Erfahrung machen, daß der schwarze weit früher als der weiße erkaltet. Allerdings ist an dieser Erscheinung die Politur sehr viel schuldig, aber nicht einzig und allein. Ferner: wenn heißes Wasser in zwei Kessel gegossen wird, von denen der eine weiß, der andere schwarz ist, so wird das Wasser im letzteren weit früher, als das im anderen erkaltet. Ebenso, wenn zwei Personen, von denen die eine weiß, die andre schwarz gekleidet ist — bei gleichen Verhältnissen in allem übrigen — von der kalten Luft draußen in eine heiße Temperatur kommen, so wird der Eine im schwarzen Anzug die Hitze früher fühlen, als der Andere, und ebenso beim Hinaustrreten die Kälte eher empfinden. Es ist deshalb in die Augen springend, daß ein lichtfarbiger, heller Anzug für die Gesundheit zuträglicher ist als ein schwarzer, da er die äußere Hitze und Kälte hindert, zu plötzlich an den Körper heranzutreten, und den Körper seine Wärme ausströmen, wodurch eine gleichmäßige Temperatur allein ermöglicht wird.

Wir werden demzufolge leicht den Grund einsehen, weshalb die Tiere der Polargegenden weiß sind — ihre Weiße hält die Wärme ihrer Körper weit besser zusammen, als jede andere Farbe. So ist auch die Erde durch die Weiße des Schnees gehindert, ihre Wärme auszuschleiden. Nicht so sehr durch den Schnee wird die Erde vor der äußeren Kälte geschützt, als vielmehr durch die Unmöglichkeit der Ausströmung ihrer inneren Wärme. Die Weiße des Schnees und der Polartiere darf nicht als blinder Zufall angesehen werden; sie ist vielmehr ein leuchtender Beweis der Weisheit und Güte des Schöpfers.

Diese Beobachtungen haben ihre besondere Wichtigkeit in neuester Zeit für jene Männer erhalten, welche sich den Polarexpeditionen anschlossen; der beste Kleidungsstoff ist für sie ein weißes wollenes Zeug, das etwas Glanz hat. So viel konnten sie schon von den Tieren jener Gegenden lernen.

Willem Beukels.

Als im Jahre 1897 die Seringe in solchen Massen an der holländischen Küste auftauchten, daß die Fischer kaum im Stande waren, die schweren Boote den Arm der Schelde hinaufzurubern, da war es unmöglich, den reichen Fang zu verwerten, die Fische hielten sich nur kurze Zeit und konnten nicht verwendet werden. Dieser Umstand brachte den Fischer Willem Beukels auf den Gedanken, die Fische einzufalzen, um sie längere Zeit vor dem Verderben zu schützen. Mit Ausdauer verfolgte er dies Ziel und hatte nach manchen Mißerfolgen die Freude, endlich ein Verfahren entdeckt zu haben, welches dem Zwecke vollständig entsprach. In uneigennütziger Weise teilte er seine Erfindung seinen Landsleuten mit und legte dadurch den Grund zu deren Wohlstand.

Ein von Beukels eingeführter merkwürdiger Gebrauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Juni jeden Jahres, bevor der Heringsfang beginnt, müssen die Schiffsmannschaften, vom Kapitän bis zum letzten Matrosen herab, vor dem Bürgermeister ihrer Stadt schwören, vor dem 25. Juni bis Mitternacht kein Netz in's Meer zu werfen. Der Schiffsführer erhält von dem Orts-

vorsteher ein Zeugnis, daß er vorschriftsmäßige Eid geleistet worden ist, und nun darf das Boot in See stechen. Nach Ablauf der festgesetzten Zeit ertönt ein Kanonenschuß als Zeichen, daß der Fang beginnen kann, und nun entwickelt sich auf der Fischerflotte ein äußerst reges Leben und Treiben. Das Boot, welches den ersten Hering fängt, wird von den übrigen Schiffen beglückwünscht, der Fisch aber, welcher die Spitze der unermeßlichen Heringsfülle bildet, von den Seeleuten Fario oder Heringskönig genannt, wird dem Meere zurückgegeben.

Einem alten Herkommen gemäß wurde der erste gefangene Hering in früheren Zeiten dem Bürgermeister von Amsterdam feierlich überreicht, welcher dem glücklichen Fischer als Belohnung eine goldene Medaille verlieh; später brachten ihn die Seeleute dem Könige, welcher sich durch eine Summe Geldes dafür absand. Willem Beukels starb in hohem Alter im Jahre 1449, geachtet und geliebt von dem Volke, das in ihm seinen Wohltäter verehrte. Seine Erfindung hatte ihn und seine Standesgenossen zu reichen Leuten gemacht; aber er blieb der einfache, schlichte Fischer, der er von jeher gewesen, bis an sein Lebensende. Die Dankbarkeit seiner Mitbürger errichtete ihm auf seinem Grabe in Bierliet ein Denkmal; außerhalb seiner Vaterstadt aber kennt man kaum den Namen des Mannes, dessen Klugheit und Ausdauer es ermöglichten, daß der fast unentbehrlich gewordene „Fisch des Armen“ fast nach aller Herren Länder versendet werden kann.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1536 die Befestigungsarbeiten an der flandrischen Küste besuchte, fragte er den Führer seines Bootes, was es in Ysendyl zu sehen gäbe.

„In Ysendyl nichts, Majestät!“ erwiderte dieser; „aber wenn Ihr das Fort Bierliet, etwa eine Stunde von hier entfernt, aufsuchen wollt, so könntet Ihr das Denkmal Willem Beukels in Augenschein nehmen.“

Bei Nennung dieses Namens entblöhte der alte Seemann ehrfürchtvoll das Haupt.

„Wer ist dieser Beukels?“ fragte der Kaiser.

Der Schiffer errödete; die Frage verletzete ihn, denn er begriff nicht, wie man einen so hoch verdienten Mann nicht kennen konnte. „Das ist der Mann, welcher uns die Kunst lehrte, den Hering einzufalzen und zu pikeln, Majestät!“ erwiderte der Steuermann in gehobenem Tone.

Da lästete Karl ebenfalls den Hut. „Ehre diesem braven Fischer; ihm verdankt die Welt viel!“ sagte er.

Eine Stunde später stand der mächtigste Monarch der Erde am Grabe des Fischers Beukels und verrichtete ein kurzes Gebet. Für ganz Flandern aber und für die Fischerzunft insbesondere war es ein hoher Ehren- und Freudentag und die alte Chronik von Bierliet gedenkt dieses Ereignisses mit begeisterten Worten.

Simili!

Selbsterzählt von Robert Vanbean.

Mein Vater, der Juwelier Paul Vanbean, hatte auf meine dringenden Bitten endlich seine Zustimmung dazu gegeben, daß ich die Reise unternehmen durfte. Es handelte sich um eine bedeutsame Mission: ein außerordentlich wertvoller Ring sollte von London nach Paris gebracht und dort dem Besteller, dem Marquis de Beauport, persönlich überreicht werden. Der Brillant-Ring hatte einen Wert von 40 000 Francs, — es handelte sich also bei der Reise um eine Vertrauensmission. Ehe ich mit derselben betraut wurde, hatte es erregte Debatten gegeben, denn mein Vater beharrte bei der Ansicht, ich sei zu jung zu solchen Sachen. Als ich endlich den Wi-

derstand besiegt hatte, übergab er mir den Ring mit den Worten:

„Der Brillant hat seines Gleichen auf der Welt nicht mehr. Verlierst Du den Ring oder wird er Dir gestohlen, so ist kein Ersatz vorhanden. Mit dieser Reise wirst Du eine Probe ablegen, ob Du selbstständig Geschäfte abzuwickeln verstehst und somit die Fähigkeiten besitzt, ohne meine Hilfe unser Geschäft weiter führen zu können.“

Ich lächelte ironisch zu diesen Warnungen. Nach der baldigen Uebernahme des Geschäftes sehnte ich mich gar nicht so, — aber was meine geschäftliche Klugheit und Qualifikation anlangte, daran hatte kein Mensch das Recht zu zweifeln, selbst mein Vater nicht. Ich war einundzwanzig Jahre alt, und da duldet es doch kein Mensch mehr, wenn er wie ein Kind behandelt wird. Ich sollte darauf achten, daß ich ein so hervorragendes Wertobjekt nicht verlore, daß es mir nicht gestohlen werde, — Dummheiten das und nochmals Dummheiten.

So sah ich denn allein in einem Wagenabteil. Das Etui mit dem Ring verwarnte ich in einer Brusttasche, die ich mir extra im Futter meiner Weste hatte anbringen lassen. Von Zeit zu Zeit überzeugte ich mich durch einen Druck der Hand, daß das Etui noch ruhig in der Tasche steckte. Da fiel mir ein, daß ich den kostbaren Ring noch gar nicht einmal gesehen hatte, ich hatte ihn gut verpackt erhalten, und so trug ich ihn noch bei mir. Da war es doch eine erklärliche Sache, daß mich die Sehnsucht überkam, mir das Kleinod einmal anzusehen. Das war doch sicher nichts Böses.

Ich nahm also das Etui hervor und öffnete es: auf blauen Plüsch gebettet, strahlte der Edelstein in allen Farben des Regenbogens und warf die Sonnenstrahlen hundertfach zurück. Ich war wie geblendet!

Kein Mensch würde der Versuchung widerstanden haben, den Ring einmal anzupassen. Ich wenigstens vermochte ihr nicht zu widerstehen, und so schob ich den Ring auf jeden Finger meiner linken Hand. Für den Zeigefinger paßte er am besten, an dem sah er wie angegossen und nahm sich geradezu prachtvoll aus. Eigentlich war der Ring ja auch am Besten an meinem Finger aufgehoben, dort konnte ich ihn jede Minute sehen und fühlen. Wenn ich nun noch den Handschuh darüber zog, konnte er selbst bei andern keinerlei Ansehen erregen.

Da hielt der Zug: Dover war erreicht. Ich eilte unverzüglich an Bord des Dampfers, welcher die Ueberfahrt nach Calais vermittelte. Nur noch wenige Passagiere machten dieselbe mit, darunter zwei Damen: eine ältere und eine jüngere. Die Alte aß und trank während der Reise mit hervorragendem Appetit, die Junge dagegen ließ sich an der Tafel gar nicht sehen, sondern blieb auf Deck. Ach, — es war eine Schönheit, diese Dame! Und mit den Manieren einer Dame von Welt. Es war schwer, die Augen von dieser entzückenden Erscheinung abzuwenden. Ich schritt von Zeit zu Zeit an ihr vorüber und verschlang sie fast mit meinen Blicken. Sie erhob ihre Augen nicht . . .

Plötzlich, — es mochte wohl das fünfzigste Mal gewesen sein, daß ich an ihrem Tische vorbeistolzerte — warf sie mir einen Blick zu. Welch ein Blick: Sehnsucht, Traurigkeit, Ermunterung . . . alles war in ihm zu lesen. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Ich suchte einen Vorwand, um die Dame anzusprechen zu können, — ich fand keinen.

„Wenn Sie mir gestatten,“ tönte da eine zarte Stimme an mein Ohr, „daß ich Sie in Anspruch nehme, — ach, haben Sie die Güte, mir einen Kellner herzu schicken. Der soll mir ein Gläschen Cognac bringen, an dem ich mich erfrischen werde. Ich bin von dem Fahren so hin . . . so kaput . . .“

Ich schlürzte hinunter nach dem Buffet. In wenigen Minuten brachte ich ihr selbst den

Cognac: Hennessy * * Sie nahm das Gläschen mit süchtigem Kopfnicken in Empfang und nippte nur ganz wenig an dem Inhalt.

„Ich hoffe, daß Gnädigste sich jetzt etwas gekräftigt fühlen,“ meinte ich verschämt.

„Oh,“ flüsterte sie, „ich danke Ihnen von Herzen. Seit ich Witwe geworden bin, kommt es leider vor, daß ich von plötzlichen Ohnmachtsanfällen heimgesucht werde.“ Sie drückte ihr Battistuch vor die Augen und trocknete in aller Bedächtigkeit eine Thräne.

Wie interessant, wie rührend war dieses Bekenntnis. Kein Wunder, daß sie über den Verlust, der sie betroffen hatte, noch traurig war. Das war eben die echte und rechte Pietät. Gern hätte ich ihr Trost zugesprochen, aber . . . doch halt, neben ihrem Platsch stand ein freier Stuhl. Ich setzte mich darauf und rückte näher. Ich wurde ordentlich schamrot ob meiner Dreistigkeit. Aber die Dame schien sich nicht beleidigt zu fühlen.

„Robert Bondeau“, stellte ich mich unter tiefer Verbeugung vor.

„Amélie de Montgrosse“, lächelte sie.

Bald waren wir in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Die gnädige Frau gab sich wie eine Bürgerin; sie war nicht kokett, sondern sprach so, wie ihr der rege Gedankenfluß die Worte einführte. Sie plauderte amüßant. Drei Jahre hatte sie in London gelebt. Da war ihr Mann gestorben, und nun kehrte sie in ihre Villa bei Saint-Cloud zurück. . . dort würde sie einsam ihre Tage verbringen. In Calais werde sie wohl von ihrer Jose erwartet werden, und da sie sich von den Strapazen der Seefahrt erholen müsse, werde sie erst am Abend die Weiterreise antreten.

Das alles erzählte sie mit beständiger Naivetät. Ich kam zu der Ueberzeugung, daß es für mich ebenfalls das Beste sein werde, erst den Abendzug zu benutzen. Ich machte schüchtern eine dahin zielende Andeutung, und sofort billigte sie meinen Plan. Es reise sich doch in Gesellschaft viel angenehmer . . .

Calais war — leider zu bald — erreicht. Die reizende Witwe äußerte den Wunsch zu dinieren . . . nach den Strapazen der Reise . . . der kaum überstandenen Seerkrankheit — natürlich, das war alles ganz verständlich. Im ersten Hotel war der Speisesaal schon überfüllt, ich ließ deshalb im Salon servieren. Die Suppe wurde aufgetragen, — na, da mußte ich schon wohl oder übel den Handschuh abziehen, der bis dahin noch immer meine Hand bedeckt hatte.

„Ah,“ staunte meine Gefährtin, „welch herrlicher Ring,“ und dabei führte sie einen Löffel Suppe zum Munde. „Aber die Herrlichkeiten dieser Erde vermögen mich nicht mehr zu reizen, wer einen solchen Verlust erlitten hat —“

Ich versuchte sie zu trösten, — aber es kostete alle meine Ueberredung, um sie zu bewegen, von jedem Gericht sich vorlegen zu lassen. Endlich waren wir beim Dessert: Früchte, Knackmandeln, Apfelsinen. Der Kellner stellte Kerzen auf den Tisch.

„Rauchen Sie nicht?“ fragte sie.

„Oh,“ machte ich, „mehr als notwendig. Aber in Gesellschaft einer Dame . . .“

„Lassen Sie sich durchaus nicht stören,“ beruhigte sie mich, „ich liebe nur ausschließlich Männer, die rauchen.“

Ich nahm meine Zigaretten tasche. Mit einer graziösen Bewegung legte meine Gefährtin ihre zarte Hand auf meinen Arm. „Wissen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „ich muß Ihnen ein Geständnis ablegen. Ich habe längere Zeit in Spanien gelebt, dort rauchen alle Frauen. Sie werden das unweiblich finden, der Anblick einer rauchenden Dame wird Ihnen unangenehm sein . . .“

„Unangenehm?“ wehrte ich ab, „aber im Gegenteil, wie können Sie nur so was von mir denken. Ich finde rauchende Damen reizend, entzückend!“

„Sie sind ein Gentleman!“ lobte sie und dabei zog sie ein Zigarettenetui hervor. Da staunte ich nicht schlecht. Der Silberdeckel

war mit Steinen besetzt, mit Brillanten, Saphieren, Topasen, — mein Ring konnte gegen diesen Glanz nicht aufkommen. „Na, dann bitte schön,“ und sie präsentierte mir das Etui. Ich wollte in das linke Fach greifen, „Bitte, das rechte,“ wies sie mich zurecht, „das sind echte Russen. Links, glaube ich, sind unechte Türken, die man mir zu fabelhaften Preisen aufgehaßt hat. Als Feinschmeckerin merkte ich zum Glück diesen Schwindel sofort.“

Ich nahm also die erste Zigarette rechts — sie die zweite.

„Bitte,“ sie reichte mir ein brennendes Streichholz.

„Danke,“ und da qualmte ich auch schon los.

„Ich rauche nur diese Sorte,“ meinte sie, „und ich bin fest überzeugt davon, daß sie Ihnen schmecken wird. Der Taback ist etwas parfümiert, aber gerade das giebt den pikanten Geschmack, das prickelnde Aroma.“

„Ach ja,“ stimmte ich bei, „wir scheinen beide ein und denselben Geschmack zu besitzen. Das Zigarettenlein macht sich vorzüglich, originell, dieses Parfüm, aromatisch, angenehm . . . sehr an—ge—nehm . . .“

Zum Ruckuck, bemerkte ich heimlich, so was Miserables hast Du ja in Deinem Leben noch nicht zwischen den Lippen gehabt, das ist ein ganz ekelhaftes Kraut. Aber wenn ich auf mein liebliches Gegenüber blickte, stiegen mir Zweifel an meine eigene Ueberzeugung auf. Und da die Dame vergnügt lächelnd immer ein Rauchwölkchen nach dem anderen in die Luft blies, folgte ich ihrem Beispiele. Sie spitzte ihren rosigten Mund: ein Rauchringelchen stieg empor, und ehe es noch in nichts zerfallen war, hat sie den Ringfinger ihrer linken Hand hindurchgesteckt.

Na, das Kunststück konnte ich doch nachmachen. Ich sog kräftig den Rauch ein, rundete den Mund und wirklich: der Ring stieg tadellos empor. Ich wollte ansetzen und ihn zart mit dem Finger berühren, da ertönte ihr silbernes Lachen an mein Ohr. „Geben Sie sich keine Mühe, mein Bester,“ dabei durchstach sie zwei bis drei Mal den Ring. „Dazu habe ich viel größeres Geschick als Sie. Und außerdem bleiben Sie doch viel lieber in Ihrem bequemen Sessel sitzen.“

„Hm, da hatte sie recht, gern wäre ich allerdings nicht aufgestanden. Merkwürdig, ich kam mir ungeheuer ungelent vor. Eben wollte ich noch einen Wis machen, da hatte ich ihn schon wieder vergessen. So im Nebel sah ich noch . . .,“ welches ein herrliches Geschöpf! Wenn ich jetzt ihr erklären würde, daß ich wahnsinnig in sie verliebt sei . . .

Würde sie mich durch einen verachtungsvollen Blick vernichten, — oder — —?

Alle Wetter, war das kalt geworden: eine Gänsehaut zog sich über meinen Rücken. Ich rieb mir die Augen. Es war dunkel im Zimmer, ich schien geschlafen zu haben. Mein Kopf war bleischwer, ein dumpfes Getöse dröhnte durch denselben. Mit der größten Anstrengung schleppte ich mich zum Fenster und zog die Gardine zurück. Es war stockfinstere Nacht. Endlich fand ich den Knopf der elektrischen Leitung: endlich Licht! Ich war allein im Zimmer. Nach wiederholtem Läuten erschien endlich ein Kellner:

„Wo ist meine Reisegefährtin?“ forschte ich.

„Ach, die Dame mit dem blonden Haar,“ erinnerte er sich, „die ist so etwa vor drei oder vier Stunden weggegangen, sie hätte noch geschäftliche Angelegenheiten zu besorgen, erklärte sie. Auf alle Fälle aber, so hat sie schließlich, darf mein Bruder, der durch die Seerkrankheit furchtbar zu leiden gehabt hat, nicht gestört werden. Lassen Sie ihn schlafen, nur der Schlaf vermag ihn wieder gesund zu machen. Dieser Bitte bin ich nachgekommen und habe Sie ruhig schlafen lassen. Zurückgekehrt ist übrigens Ihr Fräulein Schwester noch nicht.“

Ich war sprachlos, — ich ihr Bruder?

Na, entweder war die Dame nicht so ganz klar, oder im Kopf des Kellners war ein Sparren locker. Eins von beiden . . .

Alle Wetter, da fiel mein Blick auf meine Hand — —

An dem Finger steckte auch nicht der wertloseste Brillantring mehr. Nichts, garnichts, die Hand war vollkommen unberingt. Mein Kleinod war futsch, verschwunden, gestohlen!

Am nächsten Tage stand ich einem rennütigen Sünder gleich vor meinem Vater. Ich erzählte ihm die ganze Wahrheit. Vor Scham und Wut vergoß ich fast Thränen.

Mein Vater lächelte ironisch, ging an den Geldschrank und entnahm dem Geheimfach ein Etui. „Hier hast Du den berühmten Ring zurück,“ meinte er schmunzelnd, „Deine reizende Unbekannte hat mir denselben schon gestern Abend übergeben.“

„Also die hat mir den Ring gestohlen?“ forschte ich weiter.

„Na ja, wie man's nimmt,“ erklärte mir mein Vater. „Die Dame ist keine Diebin, sondern die Angestellte eines Detektiv-Bureau's. Du solltest eine Lehre erhalten, die Dir hoffentlich im Leben noch von Nutzen sein wird. Du warst Deiner Sache ja so sicher, und nun? . . . Es giebt eben auf der Welt noch viel klügere Leute als so ein junger Bernegroß, wie Du.“

Ruckuck auch, . . . diese Demütigung hinunterzuwürgen — — da kam mir ein rettender Gedanke!

„Es mag sein wie ihm wolle,“ erklärte ich und fügte im befehlenden Tone hinzu: „Von Deiner Seite war dieses Experiment aber trotzdem eine höchst riskante Sache. Ein solches Spiel treibt man nicht mit einem Ringe, der so hohen Wert besitzt.“

„Mein guter Junge,“ — mein Vater klopfte mir auf die Schulter, — „Du darfst mich nicht unterschätzen. Der Brillant in dem Ringe, den Du mit auf die Reise genommen hast, war . . . Simili!“

Allerlei.

Logogryph.

Mit r ist es nicht schmutzig
Mit d ist es nicht mein,
Mit ch ist es ein Wasser,
Mit m ist es nicht dein.

Anagramm.

- 1, 2, 3, 4 = Sängerin;
- 1, 2, 3, 4, 5 = Menschliches Ungeheuer;
- 5, 6, 7, 8 = Stoff zu Geschirre;
- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 = Ein berühmtes Schlachtfeld.

Palindrom.

Ihr verzehrt
Mich als Schwein;
Umgekehrt
Geb' ich Wein.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Preisrätsel: „Nichts.“ Es sind uns sehr viele Lösungen, teils richtig, teils falsch zugegangen. Das Rechte traf unter anderen der folgende Reim, der auf den Gedanken des Rätsel dichters in launiger Weise eingeht:

„Nichts“ ist dieses Rätsels Lösung,
Aber weil ein „Nichts“ das Pfand,
Ist's ja gleichviel für den Dichter,
Ob's Hans oder Mas gesandt.

Ebenso sei folgende Lösung wiedergegeben:
Der Kaiser sein Recht selbst beim „Nichts“ hat verloren,

Der Dichter drum hat sich dies Wörtchen erkoren,
Mir kommt es deshalb nicht in den Sinn,
Von dieser Lösung zu hoffen Gewinn.

Denn macht' ich's auch zur juristischen Frage,
In diesem Fall wies man mich ab mit der Klage.
Der Gedanke nur tröstet hier einzig allein:
Mit diesem „Nichts“ fällt mit „Nichts“ man herein!
Lang jährige Abonnent in.

Charade: Gastmahl.

Palindrom: Gitter, Rettig.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten. (Maria Simmels.)

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 38—42. „In jener Zeit kam Jesus in einen Flecken (Bethania) und ein Weib, mit Namen Martha, nahm ihn in ihr Haus auf.“ — „Und sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und hörte sein Wort.“ — „Martha aber machte sich viel zu schaffen, um ihn reichlich zu bedienen, trat dazwischen und sprach: Herr kümmere dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt? Sag ihr doch, daß sie mir helfe!“ — „Und der Herr antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha! Du machst dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge!“ — „Eines nur ist notwendig. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

Die Ceremonien unserer Kirche.

II.

Das heutige Fest, lieber Leser, wird als das höchste unter allen Marienfesten von der Kirche gefeiert. Demselben liegt nicht nur der ausgesprochene Glaube der Kirche zu Grunde, daß die Seele der Gottesmutter bei ihrem Scheiden aus diesem irdischen Leben in den Himmel aufgenommen worden sei, sondern auch die fromme Meinung, daß auch ihr Leib nicht im Grabe geblieben, sondern mit der Seele bereits teilnehme an der himmlischen Herrlichkeit. Wie gesagt, ist das zwar nicht ein förmlicher Glaubenssatz, aber es ist eine fromme Meinung, die auf sehr guten Gründen beruht. Wir hatten früher bereits Gelegenheit, dieselben zu prüfen, weshalb wir für heute davon absehen können.

Am heutigen Feste geht in unseren Gotteshäusern dem Beginn des Hochamtes eine sehr sinnige Ceremonie voraus: eine Segnung von duftigen Kräutern. Ihre Bedeutung ist niedergelegt in einer Antiphon der priesterlichen Tagzeiten: „Ich sah sie (Maria) herrlich gleich einer Taube, die an Wasserbächen weilet; unschätzbare ist der Wohlgeruch, den ausströmte ihr Gewand, und wie Frühlingstage umgaben sie die Blüten der Rosen und die Lilien der Thäler.“ Auch aus dem Weihegebete, das über die duftigen Kräuter gesprochen wird, ist der Sinn der Ceremonie zu erkennen: „Es mögen alle, die an diesem Feste der ehrwürdigen und heiligen Gottesmutter Maria von den gesegneten Kräutern nehmen werden, Gesundheit an Leib und Seele empfangen und durch die Fürsprache der heiligen Jungfrau so heilsame Erquickung finden, daß sie, dem Geruche der Salben nachziehend, durch die Thüren des himmlischen Paradieses einzugehen würdig werden.“ So soll also durch die Kraft dieser Segnung der heutige Festgedanke in alle Verhältnisse des gläubigen Christen eindringen.

Wir sprachen bereits am verfloffenen Sonntag, lieber Leser, von dem Werte und der Bedeutung der Ceremonien überhaupt und gingen dabei aus von jenen bedeutungsvollen Ceremonien, die der Herr Selber bei der Heilung des Taubstummten einst anwandte. In der Hauptsache findest Du sie wieder, lieber Leser, bei der Spendung des hl. Sakramentes der Taufe. Auch der Priester berührt die Ohren des Täuflings mit Speichel, indem er spricht: „Epheta“ (Thu dich auf)! Dann berührt er auf gleiche Weise die Nase desselben und fährt fort: „Zum lieblichen Wohlgeruche! Du aber flüchte dich, Satan! Denn es wird nahen das Gericht Gottes.“ — Die Ohren des Täuflings sollen geöffnet werden, wie die des Taubstummten im Evangelium, aber nicht um Irdisches zu hören, sondern um das Wort des Lebens zu vernehmen und willig aufzunehmen. Dem himmlischen Wohlgeruche der Gnade Jesu soll er nun folgen und, nach der Mahnung des Apostels Paulus, selbst „Christi guter Geruch“ (durch ein tugendhaftes Leben) werden. Endlich soll er, um mit dem hl. Carl Borromeus zu reden, „den guten Geruch vom schädlichen, die gesunde Lehre von der verderbten, unterscheiden lernen; seine Ohren soll er dem göttlichen Geheße öffnen, damit die Lehre, die aus dem Munde des Höchsten hervorgeströmt ist, durch seine Ohren eindringe und ihm zum Wohlgeruche werde.“ — Diese Ceremonie finden wir, lieber Leser, mit anderen schon bei den ältesten Vätern der Kirche erwähnt.

Auch die Ceremonien der hl. Messe rühren zumeist aus den frühesten, teilweise sogar aus den apostolischen Zeiten her. Ja, noch mehr: Christus, der Herr, „segnete und dankte“ bei der feierlichen Einsetzung des hl. Altarsakramentes, wie noch jetzt der Priester es thut bei der Darbringung des hl. Meßopfers. Die meisten Ceremonien sind allerdings von der Kirche eingeführt, die von ihrem Rechte,

Kirjenkalender.

Sonntag, 18. August. Zwölfter Sonntag nach Pfingsten. Maria Himmelfahrt. Sonntagsevangelium nach dem hl. Lukas 10, 23—37. Epistel: 2. Korinther 3, 4—9. Festtags-evangelium nach dem hl. Lukas 10, 38—42. Epistel: Ecclesiasticus 24, 11—13 und 15—20. Helene. St. Andreas: Fest Maria Himmelfahrt. Haupt- u. Titularfest der Marian. Bürger-Sozialität. Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion der Sodalen, 9 Uhr feierl. Hochamt nach der 10 Uhr Messe Prozession durch die Stadt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt u. Komplet. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nach dem Hochamte ist Prozession um die Kirche mit Segen. Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Patrocinium mit 40 stünd. Gebete. St. Martinus: Fest Maria Himmelfahrt. Haupttitularfest der Marian. Jünglings-Kongregation. Um 1/8 gemeinschaftliche hl. Kommunion f. d. Marian. Jünglings-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Aufnahmefeier. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Karmitzessen-Klosterkirche: Fest Maria Himmelfahrt. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr feierliche Fest-Andacht. Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, nachmittags 6 Uhr Predigt und Andacht mit Segen.

Montag, 19. August. Sebalbus, Einsiedler. St. Andreas: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 7 Uhr Predigt und Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

als Stellvertreterin Christi den Gottesdienst zu ordnen, stets Gebrauch machte.

Die Ceremonien der hl. Messe haben nun zunächst den Zweck, zu bewirken, daß das heilige Opfer des Neuen Bundes mit entsprechendem Anstand und geziemender Würde dargebracht werde. Dahin zielen z. B. der gemessene Gang, mit dem der Priester sich zum Altare begeben soll; dahin zielt das oft wiederholte Ausbreiten und Emporheben der Arme, je nachdem seine Worte die eines Flehenden oder eines zum Lobe Gottes Aufmunternden sind. — Andere sind bestimmt, der äußere Ausdruck der Andacht und Ehrfurcht zu sein, von denen der Diener der heiligen Geheimnisse erfüllt sein soll. Dahin gehören die Kniebeugungen vor dem unter den Gestalten des Brotes und Weines gegenwärtigen Heilande, das Küssen des Altars und des Evangelienbuches, jener beiden Gegenstände, die dem Diener des Heiligtums hier auf Erden vor allem lieb und wert sein sollen. — Endlich ~~ist~~ dieser Ceremonien haben einen höheren Sinn und zwar einen mystischen oder geheimnisvollen, insofern sie uns gewisse Geheimnisse des Leidens Jesu oder andere Wahrheiten veranschaulichen. Wenn z. B. der Priester beim zweiten Hauptteile der hl. Messe die heiligen Gestalten zur Anbetung des verborgenen Gottmenschen emporhebt: welcher Christ denkt da nicht an den geheimnisvollen Augenblick, da das milde Gotteslamm am Kreuze emporgehoben ward? Und wie ergreift es uns, wenn wir beim dritten Hauptteile mit dem Priester an die Brust schlagen und beten: „O Du Lamm Gottes, das hinwegnimmst die Sünden der Welt: erbarme Dich unser! Und wieder schlagen wir ganz ergriffen an die Brust und sprechen mit dem Hauptmann von Kapharnaum: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.“

Zum Schluß noch ein Wort: Wer, lieber Leser, vermöchte alle die frommen Gedanken, Empfindungen, Vorsätze und Thaten annähernd zu zählen und schätzen, die allein der Blick auf das Bild des Gekreuzigten von jeher erzeugt hat!

S.

Hochzeits-Moden.

Das eigene Nest im bunten Schmuck des Herbstes zu bauen, um sich zuerst im Winter am eigenen Herd zu wärmen, hat für viele noch größeren Reiz, als das Freien im Bonnemond. An die jungen Bräute unter unseren Lesערinnen richtet sich daher unsere heutige Moden-Flauderei. Zum Brautgewand werden die glatten Gewebe augenblicklich am meisten bevorzugt. Das vornehmste Gewebe bleibt immer der Atlas Duchesse, dem der gleichfalls glänzende, aber weicher fallende Liberty-Satin am nächsten kommt. Für besonders jugendlich gilt der stumpfe weiche Taffet-Diamant, ihm reihen sich der mattstumpfe Satin Luzor und Merveilleganz an. Weiter sind zu nennen: Failla française, sowie Bengaline, Moiré und Damast in großzüggigen, bald markirten, bald verschwimmenden, secessionistischen Ornamenten.

Sehr wichtig ist es, darauf zu achten, daß der Schleppe auch vorn beim Stehen mindestens 4-5 cm der Erde anfliege. Der Charakter des modernen Kleides wäre vollkommen verdorben, würde man beim Schreiten etwa den Fuß sehen. Die großen Pariser Schneider, welche die vordere Länge der Kleider sehr übertreiben, helfen sich auf folgende Weise: Der Stoff streift gerade den Boden, und nur die duftigen Chiffon- oder Spitzenstücke schleifen auf demselben.

Mit Vorliebe werden die Brautkleider in Prinzessform geschnitten, doch hat diese edel und elegant wirkende Form den Nachteil, daß nur ein sehr guter Schneider mit derselben fertig werden kann. Deshalb arbeitet man häufig das Kleid nur rückwärts bis zu den Nähten unter dem Arm in Prinzessform



Skizze 1: Brautkleid.

und schließt hier einen hohen, gefalteten Gürtel an, welcher über das schnurartige, mit seinen Enden bisweilen bis zum Kleiderfaum reichende Arrangement der Bordertaille tritt.

Gut gewachsene, volle Figuren wählen auch eine im Taillenschluß endende oder ganz kurz geschweifte Schneider-Taille, oder auch ein Mittelglied zwischen Bluse und Taille, wie es unser Brautbildchen zeigt. Das an sich schlichte Kleid belebt eine Kurbelstickerei mit Wachsperlen, Myrtenranken imitierend. Denplissirten Chiffon-Latz decken kreuzweise echte Myrtenranken.

Für jugendlich schlanke Erscheinungen erweist sich ein Blusen-Arrangement meist am vorteilhaftesten. Die Ausstattung mit einem großen Spitzenträger, der vorn ein Chemiset aus gefaltetem Krepp einrahmt, sei ihnen ganz besonders warm empfohlen; dazu ein locker gebundenes Myrtenstränklein an der Brust. Ueberhaupt ist die Verzierung mit Myrten, auch als Sträuße um den Rockfaum, wieder sehr beliebt; zu glatten Taillen wird auch ein mit einem kreuzartigen Anhängen versehenes Myrten-Collier gern getragen. Der Kranz ist aus langen Zweigen ohne Draht vorn diademartig, hinten



Skizze 2: Sport-Out.

schmal verlaufend, recht lose gebunden und wird ganz nach vorn gesetzt. Für den Schleier, der vom Hinterkopf herabfallen und das ganze Gesicht freilassen muß, nimmt man neuerdings schmalere Füllbahnen, da sich die ganz breiten zu voll und schwer über einander legen. Der Schleier wird mit einem kleinen, locker gezupften Knoten, der wie ein winziges Krönlein wirkt, oder, bei tiefen Frisuren, ganz flach abfallend über dem hinteren Kranzteil befestigt. Auch die Sträuße der Braut und der Brautjungfern weisen eine Neuheit auf, — sie werden mit lang niederhängenden Ranken gebunden.

Die Hochzeits-Gesellschaft kleidet sich, — je nach der Art des sich an die Kirchen-Ceremonie anschließenden Festes, — mehr oder minder reich. Die Berliner Aristokratie hat vom Auslande die Gewohnheit angenommen, die Toilette durch einen dazu passenden Hut zu ergänzen, sobald es sich nur um ein Frühstück oder ein frühes Diner handelt.

Neben dem tiefen, wird der kleine runde und spitze Ausschnitt zum halblangen Ärmel wieder viel hervortreten; — dem Ärmel ein eigenartiges künstlerisches Gepräge zu geben, ist der besondere Ehrgeiz der großen Schneider-Ateliers. Der Bolero, für große Toiletten sehr zierlich und klein aus Spitze oder Stickerei eben nur angedeutet, behauptet vorläufig seinen Platz, ebenso die Schärpe aus Band oder weißem Stoff, die, hinten mit einem Knoten ansehend, lang herabfällt und an den Enden oft schöne Stickerei-Verzierungen trägt. Ihr ist aber bereits eine Rivalin in der Stola erschienen, die am geschlossenen Kleid zu jeder Seite des Stehkragens, an der decolletirten Toilette von der Brust in geraden, noch unten sich nur wenig verbreiternden Streifen bis zum Rockfaum niederfließt. Die „Modenwelt“ und „Illustrirte Frauen-Zeitung“, (Berlin, Franz Vipperheide) zeigen in der Nr. v. 15. August 1901, mit den Abb. 11-12 ein besonders schönes Exemplar aus Spitze. Jedes einfache



Skizze 3.



Skizze 4.



Skizze 5.

Außerzeichnung auf Kallum zu Skizze 5 liefert das „Schiffenmuster-Atelier der Modenwelt“ für 80 Pfg.

Seidenkleid, noch schöner Sammet- oder enplissirtes Chiffon-Kleid geben der hoch eleganten Spitzen-Stola das geeignete Relief.

Die Sport-Hüte erhalten immer originellere Formen, sodaß die schlichte Matrosenform kaum mehr zu erkennen ist. Unser Bildchen skizzirt einen dieser neuen Hüte, an dem der besonders breit ausladende, sehr niedrige Kopf beachtenswert ist. Das den Kopf glatt umschließende Sammetband ist hinten zur Schleife mit langen Enden geschlungen und hält vorn eine Fierschnalle fest.

Eine große Rolle spielen immer noch die Cravatten und Hals-Garnturen, vor deren täglich neu auftauchenden Formen die Abbildungen nur eine kleine Auswahl bieten. Man kann nicht einmal von einem besonderen Typus sprechen, — manche Cravatten fallen lang hernieder, andere stehen breit zu beiden

Seiten vorn ab; Band, Chiffon, Stoff und Metallteile aller Art ergeben, neben der decorativen Spitze, das Material. Allen eigen ist nur der hohe, den Hals knapp umschließende Stehragen, der ausnahmslos in der Rückenmitte schließt. Die Cravatte, Skizze 3, ist aus breitem steifen Band um einen „Vatermörder“ geschlungen und zu breit absteigender Schleife geformt. Skizze 4 zeigt einen Halsteil aus gefaltetem weißen Atlas, mit Schleifenschmuck aus golddurchwirkter weißer Seidentresse, deren Enden Gold-Quästchen resp. Ferrrets abschließen. Chiffon, Taffet und Sammetband ergeben die elegante Jabot-Cravatte, Skizze 5, die ein Abschluß in irischer Spitzen-Arbeit bereichert. Die Spitze ist in golddurchwirktem Seidenbändchen und weißer Seide für die Spitzenstiche gearbeitet, die schöne Musterung kann vom „Schnittmuster-Atelier“ der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“ (Berlin, Franz Zipperheide) bezogen werden.



Skizze 6: Bluse mit Spitzen-Garnitur.

Immer ist man darauf bedacht, die beliebte Bluse zu variiren, ihr durch neuen Schnitt oder zierliche Garnitur neuen Reiz zu verleihen. So dürfte die Garnitur, die unsere Leserinnen mit Skizze 6 dargestellt finden, mancher schon getragenen, in Wissen abgenährten Seidenbluse zu frischem Glanze verhelfen. Zwei Spitzen-Einsätze legen sich, vom rechten Armloch ausgehend, schräg über die Brust und enden unter großen Chiffon-Rosetten oder Bandschleifen. Sehr hübsch wirkt auch der aus Spitze dressirte Ueberarmel, der unterhalb der Äugel, durch eine Biße gedeckt, sich anschließt. Weißer Leder-gürtel mit schöner Schnalle; farbiges Sammetband als Stehragen.

Die erste Nacht.

Von Paul A. Kirstein (Berlin).

„Halt' aus, mein armes Kind, halt' aus!“ Wie betäubt stand die junge Frau in dem Schalteraum, und der schlichte, weiße Brief, den sie eben von dem Beamten in Empfang genommen, zitterte leis in der bebenden Hand.

Aushalten sollte sie, aushalten!! Ach, liebe, gute Mutter, wenn das nur ging! Ach, liebe, gute Mutter, wenn das nur möglich war, ohne daß das Herz zersprang und die Brust sich verzehret.

Sie senkte auf, daß der Beamte hinter seinem kleinen Schiebefenster erschrocken in die Höhe blickte, und die Schranke zwischen ihnen entfernte.

Doch das Klirren brachte sie wieder zu sich.

„Es — es ist nichts!“ rief sie hinüber, noch ehe er gesprochen. Die Augen füllten sich ihr mit Thränen, dann stürzte sie hinaus.

Und an den Häusern entlang, schen und gedrückt, als schämte sie sich vor den Menschen, schlich sie ihres Weges. Ueber die Wangen rieselte es noch immerzu, und das schwere Weh in der Brust, — es drückte ihr Kopf und Herz zu Boden.

Der einzige Ausweg verschlossen, die letzte Zuflucht verjagt!

Es schien ihr, als könnte es nicht wahr, nicht denkbar sein, und fast an jeder dritten Straßenecke schaute sie wieder hinein in die lieben, zitterigen Seiten, und immer wieder schluchzte sie auf, denn was sie einmal gelesen . . . es war ganz wahr und richtig gewesen.

„Bleib' bei Deinem Manne, mein armes Kind! Es ist das Los der Frau, sich unterzuordnen, und sich zu gebulden. Gewohnheit macht dann Alles wieder gut, und manches Glück, das gebrochen und geblichen schien, — es sprang nach Jahren neu und frisch empor, und hielt sich fester dann, als jenes, das das erste Jahr gebracht! Drum . . . halt' aus, mein Kind, halt' aus!“

Sie kannte die Zeilen schon fast auswendig, so oft hatte sie sie gelesen. Nur ruhig war sie dadurch nicht geworden. Als es klar und gewiß vor ihren Augen stand, daß ihr das Ziel verschlossen, da versiegte wohl das Raß in ihren Augen, doch in den Schläfen hämmerte es, und fast wirbelig arbeiteten die Gedanken in ihrem Hirn.

Also nicht einmal das, nicht die sechzehn langen Seiten voll bitterer Klagen, geschrieben in Gram und Kummer und mit Herzblut und Thränen geneht, nicht die verschwiegene Heimlichkeit, mit der der Brief verfaßt, und die Antwort erbeten war, hatten ihre Mutter überzeugen können! Wer — wer sollte denn sonst ihr glauben und helfen? Ihre Mutter war gut, und so mit Seele und Mitleid erfüllt, daß ihr das Leid des fremdesten Menschen schon Thränen entlockte, und sie — das einzige Kind . . .

Gleichgültig konnte sie doch nicht geblieben sein! Nein, nein, das fühlte sie ja aus jedem Wort, aus jeder Silbe heraus.

Wieder lief sie mehr, als sie ging, durch die Straßen dahin. Was konnte es nur sein, das sie den Wunsch abschlagen ließ?!

Freilich, es war das erste Mal, daß sie so ernst und feierlich bat, zurückkehren zu dürfen. In den dreiviertel Jahren, in denen wachsend ihr Unglück stieg, hatte sie nur so nebenbei und ganz unbestimmt ein wenig geklagt, fast nur so, als wäre es nicht ernst gemeint, als handelte sich es nur um augenblickliche Verstimmungen, um Plänkereien, die mit einem guten Wort, mit einem Druck der Hand aus der Welt zu schaffen wären.

Vielleicht, daß ihre Mutter deshalb ihr nicht geglaubt, und ihr deshalb nur Trost gesandt hatte, wo sie so dringend, so eilig Hilfe und Rettung brauchte.

Wie sagte sie doch damals, als sie ihr nach dem schönen Ehrentag den Brautkranz und Schleier vom Haar herunterstreckte und sie zur Reise fertig machte?

„Dein Mann liebt Dich, Kind, drum kann Dein Leben selig werden, doch er ist ein Mann, der Stärkere neben Dir, an den Du Dich gewöhnst, dem Du Dich unterordnen sollst. Doch wenn Dein Leben einmal zu schwer, zu traurig werden will, — so arm, wie ich bin . . . es stehen Dir die Wege zu mir frei, die Thore sind offen, wie Du und wann Du auch immer kommst!“

Sie war eine Frau, die in langem Harren und Dulden, im festesten Gottvertrauen sich eine pathetische Sprache angewöhnt. Aber das war doch von Herzen gekommen, von jener Stelle her, die Mutter und Kind für's ganze Leben verband.

Und nun? Kaum anderthalb Jahre verschlossen, und alles nicht wahr, alles erlogen.

Die Liebe des Mannes versiegt, die Thore zur Heimat verschlossen. Armfelig und allein stand sie in der Welt, kein Fleckchen für sie, wo sie Frieden, wo sie das Glück noch einmal finden konnte!

O — sie hatte es damals gleich gemerkt, in jener trüben Zeit, wo sie nach so viel Schmerzen und Sorgen das Bett verließ und das kaum geborene Kind schon nicht mehr lebte. Damals hatte sie es gefühlt, wie die Neigung ihres Mannes langsam schwand, aber sie hatte immer wieder gehofft, wenn sie gesund erst war und wieder kräftig, dann würde sich das alles heben und bessern, dann würde es wieder sein — wie in jener Zeit, wo sie ganz jung verheiratet in ihr hübsches, geschmücktes Heim gezogen

Es war nicht so. Körperlich zu klagen hatte sie nicht mehr, aber die alten Kräfte kamen nicht zurück. Schwach blieb sie und bleich, und in der tiefen Seelenangst um ihr Glück wurde sie vergrämt, wurde sie nervös und reizbar.

Ihr Mann ging seines Weges ruhig weiter. In seiner starken Geschäftigkeit fand er die Worte nicht für ihre Bedrängnis, und zu kräftig und gesund, um mit ihr zu dulden und zu fühlen, sah er auf sie mit Wünschen und mit Mitleid. Doch die halfen ihnen beiden nicht viel. Ihr gaben sie das alte Aussehen nicht zurück, er wurde nicht zufriedener und nicht befriedigt. Sein Blick voll Liebe wandelte sich zum Vorwurf, sein teilnehmendes Wort . . . es wurde zur Anklage und zur Beschuldigung. So — wie das Gesunde sich vor dem Kranken scheut und wendet.

Das kleine Herz der jungen Lisa Krall sah nicht den eigentlichen Grund. Im Hause ihres Vaters, des stillen, bescheidenen Lehrers, war alles nur auf Hoffen und auf Mitgefühl gestellt. Sie waren dort alle keine Riesen, die Insassen des kleinen ephemerankten Hauses, von der Großmutter an, die still hüstelnd jahrelang zum Grabe schlich, bis zu ihr, dem einzigen Kind, das zwei Geschwister schon vergehen sah. Sie lebten dort, alle . . . wie in einer Kirche! Harmonisch und friedlich, ohne den lauten Lärm der großen Stadt, ohne den lauten Klang der Worte, der wie ein Keil sich in die Ohren schiebt. Sie hatten sich alle gern, sie kannten keinen Hader und keine Zwietracht, sie lebten in glücklicher Bescheidenheit.

Und nun war sie hinein in das wilde Gaffen und Treiben geraten, hatte neugierig in das Leben geblickt, und dann schen und befangen, wie ein Reh, das aus dem Waldesdickicht hinauspringt und ängstlich vor dem Lärm der Eisenbahn zurückweicht, sich wieder in ihr Heim zurückgezogen. Ihr Mann aber fühlte sich in diesem Toben und Kämpfen wohl, er brauchte es zu seinem Dasein, denn wenn er mit starken Armen nicht all die Steine und Dämme zurückschieben und durchbrechen konnte, dann war's ihm, als versagten ihm die Pulse, als stockte sein Blut, als stände sein Herz ihm still.

Das konnte sie nicht verstehen, und statt mit seiner Energie zu wachsen und zu streben, saß sie und wartete auf die alten, lieben Worte, die sie zu Haus gehört . . . die auch er einst zu ihr gesprochen.

Sie kamen nicht. Sie schwanden von Tag zu Tag mehr, und an ihre Stelle traten Jant und Streit, trat der Unfriede und das zehrende Unglück.

Schließlich konnte sie's nicht mehr ertragen. Da hatte sie ihrer Mutter geschrieben.

Mit welchem Erfolg — — jetzt wußte sie's nur allzugut.

Weit draußen war sie schon ans der Stadt. Ihre Thränen hatte niemand sehen sollen, und sie schossen ihr jetzt so hagelbicht. Unter ihnen bemerkte sie nicht, wie sich die Dämmerung herabsenkt, wie am Himmel sich die Sterne langsam zeigten, wie es spät am Abend war. Sie war nur immer gelaufen, ohne nach rechts und links zu sehen.

Erst der Schall der Kirchenguhr schreckte sie auf.

Herrgott, schon acht! Und um halb wollte er kommen!

Wie ein Schreck fuhr es ihr in die Glieder. Sie wußte schon, jetzt würde es wieder Auseinandersetzungen und Erklärungen, Vorwürfe und Ermahnungen geben — ach und sie konnte sie nicht mehr ertragen, konnte nicht immer wie ein folgemes Kind dastehen und Ja und Amen sagen. Es hatte so oft schon Streit gegeben und heute, das fühlte sie wohl, konnte sie nicht ruhig bleiben.

Nichtsdestoweniger eilte sie so schnell als möglich nach Haus.

Ihr Gatte empfing sie schon an der Thür.

„Jetzt kommst Du erst? Aber Lisa!“

„Ich hab' mich verspätet,“ sagte sie trotzig. Er beachtete es nicht. „Und so abgehört, so atemlos! Ja, aber um Gotteswillen, Kind — denkst Du denn nicht an Deine Gesundheit?“

„Ich bin gesund!“

Er biß die Zähne zusammen. „Nun dann sieh nur in den Spiegel! Gesunde, starke Menschen sehen anders aus.“

Sie wandte sich ab.

„Im übrigen aber,“ fuhr er fort, „hätte ich wohl eine Erklärung erwarten dürfen, nicht schnippige Antworten.“

Wie ein Blitz kehrte sie zurück.

„Ich habe keine Erklärungen zu geben — ich bin ein erwachsener Mensch!“

„So?“ Er strich sich den langen, blonden Bart, aber sein Antlitz war bleich geworden.

Und dann sprühte in beiden wieder Born und Leidenschaft empor, und in all den schlimmen Worten, die hageldicht fielen, brach sich Groll und Enttäuschung, Trotz und Unwille Bahn.

Dummpf hallend warf schließlich der Gatte die Thür hinter sich zu und Lisa blieb allein. Jetzt aber stand es in ihr fest, jetzt wurde es ihr zum unerschütterlichen Entschluß: Sie ging zur Mutter zurück, heimlich und ohne nochmalige Frage, mochte werden, was da wollte! Auf die Straße setzen würde man sie nicht. —

„Kommst also doch, mein armes Kind?“

D — ihr ging der traurige Klang nicht aus dem Ohr. Mit geschlossenen Augen und doch ewig wach hatte sie gelegen, Stunden und Stunden lang. Müde und erschöpft war sie gewesen von der heimlichen Flucht, und die lange Fahrt, die sie still weinend, ohne etwas zu genießen, verbrachte, hatte ihr die Glieder fast zer schlagen.

Und doch kam der Schlaf nicht über sie. Nur immer fuhren ihr der Mutter Worte durch den Sinn.

Allein saß sie wieder am ephemerankten Fenster — an jenem Platz, den sie so jahrelang mit ihrem Vater geteilt.

Wie war das alles anders jetzt!

Die Mutter hantierte schweigend im Zimmer. Kein freundliches Wort mehr zu ihr, nur immer ein traurig fragender Blick. Und so alt sah sie auf einmal aus. Das weiße Haar so grell an ihrem schmalen Kopf, wie es nie gewesen; nicht einmal am Abend, als sie so plötzlich kam.

Alte Freundinnen kamen zu ihr herein, Jugendfreundinnen, mit denen sie die Schulbank gedrückt, und die Backfischjahre durchtolte. Sie langweilten sie mit Fragen, mit dem Klatsch aus der kleinen Stadt, mit Dingen . . . die ihr so fern lagen, wie ihr Glück, ihre Freundschaft.

Sie mußte stille halten. Die Wege, wo ihre Freude wuchs, die waren ihr verschlossen, sie hatte nichts mehr, als das Weh an jener Stelle, wo bang und klagend ihr Herze schlug.

„Weiß Dein Mann, wo Du bist?“

Es war nach langen Stunden das Erste, was die Mutter zu ihr sprach. Und wieder war es voll Bedauern, wieder voll jenem Mitgefühl, das die Vernunft gern unter-

drücken und nur das Herz sprechen lassen will.

„Nein! Ich habe nichts gesagt.“

„So werde ich's ihm schreiben.“

„Mutter!“ Mit hastigem Schritt war Lisa zu ihr geeilt, und die roten Flecken auf dem blassen Gesichte glühten noch heller und leuchtender empor. „Du — Du willst . . . ?! Und Alles, was Du mir am Hochzeitstag gesagt, was Du mein Lebenlang mir vorerzählt von Deiner Liebe zu mir, — Mutter, ist das denn fort? Willst Du denn wirklich — wirklich mich nicht mehr haben.“

Zwei liebe, weiche Arme schlossen sie ein. „Lieschen — Lieschen . . .“ Sie schluckte und preßte die Lippen fest. Erst nach einem Weilschen fuhr sie schonend fort.

„Es ist doch meine Pflicht!“ Sie strich ihr leise über den zerzausten Kopf. „Was hat er dann — was hat er Dir . . . denn . . . gethan?“

Sie richtete sich auf. „Er hat mich schlecht behandelt, Mutter, er hat mich gepeinigt, mich unterdrückt —“

„Mein liebes Kind, das sind Phrasen, die die Großstadt spricht. Womit, wodurch — hat er das gethan?“

Lisa wußte nicht recht die Antwort. „Durch — durch Alles,“ sagte sie zögernd, „er nimmt nicht Rücksicht auf mich, er verlangt Alles von mir, und was ich thue, ist nicht recht, und — und . . .“

„Und Du wolltest's nicht erfüllen? Nicht, Kind? So ist es doch?“

Lisa schluchzte plötzlich wieder auf. „Ach, Mutter, ich weiß nicht, wie Du sprichst! Du siehst mich elend, unglücklich, zum Sterben bereit, — und Du, Du . . .“

„Kind, Kind,“ mahnte die Mutter, „was sprichst Du jetzt? Sähst Du wirklich schlecht behandelt, — ich glaube, Du müßtest wissen, was ich dann für Dich thäte. Aber es wäre ein schlechter Dienst für Dich, gäbe ich gleich Dir nach. Du könntest es einmal bereuen!“

„Nie, nie!“

„Nie?“ Die Mutter zuckte die Achseln. „Du bist nicht die erste junge Frau, die wieder zu ihren Eltern will, — glaub' mir das, Kind, mir!! Und sah ich aus, als wäre ich unglücklich gewesen? Sah ich so aus, seitdem Du mich gefannt?“

Lisa sah ihr erstaunt in die Augen.

„Na, also. Sag doch einmal, welche Gründe konnten es sein, daß Dein seliger Papa mich, Dein Mann nun Dich geheiratet hat? Geld, oder sonstige Vorteile? Das glaubst Du doch selber nicht! Also doch nur Liebe!“

„Ja, damals . . .“

„Ja, damals! Vor ein und ein halbes Jahr!! Aber wenn's doch einmal Liebe war, ja, Kind . . . Dann trifft Dich auch eigentlich die ganze Schuld!“

„Mich?“

„Ja, Dich! Warum hast Du Dir die Liebe nicht erhalten?“

Lisa schwieg still, und tupfte ganz verstohlen die beiden Augen.

Zärtlich klopfte ihr die Mutter die Schulter. „Das nämlich ist die erste Pflicht der Frau. Dafür kämpft und sorgt der Mann im Leben. Dafür arbeitet er und schafft. Darum — sich unterordnen, Kind, sich anpassen, denn nur was sich schmiegt, kann auch gehätschelt werden! Und nicht wahr, Lächterchen, das haben wir uns doch Beide immer gewünscht!“

Lisa sagte nichts. Sie fiel der Mutter um den Hals, und Alles, was die gequälte Brust bedrückte, es schüttelte vertrauensvoll sich dort, an dieser lastgewohnten Stätte, ab.

„Soll ich's ihm nun mitteilen? Hier, bei Mutter, glaube ich, da sagt sich's leichter, was Recht, was Unrecht war. Soll ich?“

Ein leises Nicken nur, — dann war der Mutter der Weg zum Telegraphenamt frei, und einen Tag später standen zwei Frauen in der Bahnhofshalle, eine alte und eine junge, die junge aber ging zuerst dem Mann mit dem blonden Vollbart entgegen, der rüstig

und kräftig über die Fliesen schritt, als gäbe es für ihn nicht Abspannung und nicht Müdigkeit.

Er wartete nicht auf ihr bittendes Wort. „Du, Schäfchen,“ sagte er ihr liebevoll und küßte sie. „Ich bin ja froh, daß Du Deine Energie, — und ich Dich wieder habe. Aber warum hier? Warum nicht zu Haus?“

Sie hing sich fest in seinen Arm, und als sie seinen Druck dann spürte, da ward's ihr doch, als schwände ihr Unglück schon dahin, als — als . . .

Sie konnte nur den Kopf über sich selber schütteln.

Rätsel.

Wer sagt mir gleich das Rätsel an,
Wenn ich erzähl' von einem Hahn,
Der einen Stein im Rande trägt,
Womit er Bliz und Donner schlägt?

Charade.

In meiner ersten Silbe lebt und schwebt die
ganze Welt,
In meiner letzten wohnen große Herren,
Auch kann man Haus und Hof damit versperren.
Das Ganze ist leicht aufgebaut, obgleich's im Ru
zusammenfällt.

Pomonym.

Du freust dich,
Steh' ich vor dir;
Du scheust mich,
Stehst du vor mir.

Logogryph.

Mit i
Versäum' es nie,
Denn früh, wenn spät dazu die Glocken laden.
Mit u
Brauch es, wozu
Dir's dienen kann, und laß es nirgends schaden.

Anagramm.

Ein Saß mit Reis wird umgestülpt
O Wunder!
Und sieh! Ein Geldverwalter steckt
Darunter.

Palindrom.

Was fest durch Eisen
Den Dieben wehrt,
Wird — umgekehrt —
Euch tüchtig beißen,
Wenn ihr's verzehrt.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Logogryph: Rein, Dein, Rhein, Mein.
Anagramm: Mara, Marat, Thon, Marathon.
Palindrom: Eber, Rebe.

Kirchenkalendar.

(Fortsetzung.)

Dienstag, 20. August. Bernhard, Abt. ● St. Andreas: 13 stünd. Gebet. Aussegnung des hochw. Gutes morgens 6 Uhr, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 2—3 Uhr Bestunde der Sodalen, abends 6—7 Complet Umzug durch die Kirche und Ledum. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Komplet mit folgendem Umzug durch die Kirche und Ledum.
Mittwoch, 21. August. Johanna Franziska, Ordensstifterin. ● St. Andreas: Morgens 1/2, 10 Uhr Seelenamt für die verstorbenen der Sodalkat. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/2, 8 Uhr Predigt ebenso Donnerstag und Freitag.
Donnerstag, 22. August. August Thimotheus, Märtyrer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
Freitag, 23. August. Zachäus, Bischof. ● St. Andreas: Abends 1/2, 9 Uhr Sühne-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
Samstag, 24. August. Bartholomäus, Apostel.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 17, 11—19. „In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussätige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesu, Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeigt euch den Priestern! Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkäme und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin! dein Glaube hat dir geholfen!“

Die Ceremonien unserer Kirche.

III.

Es war, wie es scheint, auf der letzten Reise Jesu nach Jerusalem, als zehn arme Aussätige von ferne Seine Hilfe anflehten: „Jesu! Meister! erbarme Dich unser!“ Und wie gut ist der Herr! Wie ist Er wieder gleich bereit zu helfen: „Gehet hin und zeigt euch den Priestern!“ — Und da sie hingingen, berichtet der Evangelist, geschah es, daß sie rein wurden. — Ganz plötzlich, wie es scheint, und zu gleicher Zeit fühlten sie an sich eine Veränderung: sie sehen einander erstaunt an, und Jeder bemerkt an den andern Leidensgefährten, wie an sich selbst, daß sie geheilt seien.

Von den Geheilten zeigt nur Einer entsprechende Dankbarkeit: es ist nun einmal so, lieber Leser, daß wir die Dankbarkeit bei der Mehrzahl der Menschen vergeblich suchen. Und wie viele, die im Sakramente der Buße vom Ausgange der Seele durch denselben Heiland geheilt werden, vergessen ganz, dem gütigen Herrn ein entsprechendes Dankgebet nach der Beicht zu weihen, freuen sich vielmehr, möglichst schnell wieder das Gotteshaus verlassen zu können. Vielleicht wäre das strafende Wort des Herrn hier auch am Platze: „Sind nicht ihrer zehn rein geworden? Wo sind denn die neun?“

Kehren wir nun zurück zu der abgebrochenen Betrachtung über die Ceremonien unserer Kirche und sehen wir uns vor allem einige Einwände etwas genauer an, die teils von unsern getrennten Brüdern, teils von Taufschrein-Katholiken, mit einem gewissen Schein von Berechtigung gegen diese altherwürdigen Gebräuche immer wieder erhoben werden.

Man hört da nicht selten die Aeußerung, lieber Leser, daß namentlich auch die kirchlichen Ceremonien einer Wiedervereinigung der Protestanten mit unserer Kirche störend

im Wege ständen und darum besser entfernt würden, um etwas nun einmal Anstößiges hinwegzuräumen. Das sei um so mehr wünschenswert, da bei diesen Gebräuchen der anderweitige Nutzen keineswegs so erheblich sei, daß er der Wiedervereinigung ein Hindernis bereiten dürfe.

Was ist darauf zu sagen? Allerdings würde die Kirche sich zweifelsohne sehr nachgiebig in solchen Dingen erweisen, wenn es jemals so weit käme, daß gerade diese Gebräuche ein (lehtes) wesentliches Hindernis bildeten. Allein das wird in Wirklichkeit niemals der Fall sein; denn die Fragen, um die es sich da handelt, liegen alle viel tiefer, als daß durch solch eine Nachgiebigkeit im Kleinen etwas wesentliches für die Eintracht erreicht werden könnte. Es ist geradezu nicht einzusehen, wie ein in den Hauptfragen mit uns einig gewordener Protestant nun zuletzt noch Anstand nehmen sollte, die durch die Tradition bestätigten Ceremonien, Segnungen u. mit uns anzuerkennen, zumal da Niemand ihn zwingen würde, persönlich davon Gebrauch zu machen. Im Gegenteil dürfen wir erwarten, und die Erfahrung bestätigt es täglich, daß gerade die zur Kirche zurückkehrenden Protestanten mit einer merkwürdigen Vorliebe diese uralten Einrichtungen hochzuschätzen pflegen.

Wie seltsam, lieber Leser, daß zumeist gerade diejenigen Leute, welche die Ceremonien unserer Kirche streng verurteilen, das ausgedehnte Ceremoniell an den Höfen der regierenden Fürsten ganz in der Ordnung finden, von der sog. Desfilécour an bis zu dem feierlichen Aufzuge des regierenden Herrn bei der Eröffnung der Parlamente. Selbst das Militär, so kurz und knapp es bei ihm im Allgemeinen hergeht zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, kann der „Ceremonien“ nicht entbehren; jede größere und kleinere Kolonne, die den Vorgesetzten nahen sieht, hört die Kommando-Rufe: „Stillgestanden! Augen rechts (oder links)!“ Kommt gar ein höherer

Kirchenkalender.

Sonntag, 25. August. Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. Ludwig, König. Evangelium nach dem hl. Lukas 17, 11—19. Epistel: Galater 3, 16—27. St. Lambertus: 13 stünd. Gebet. Morgens 1/6 Uhr Aussetzung des allerb. Sakramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Komplet. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachmittags 6 Uhr feierl. Aufnahme in die Marian. Kongregation. für Junglinge und Jungfrauen. Karmeliten-Klosterkirche: Fest des hl. Augustinus. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachm. 4 Uhr Predigt und Fest-Andacht.
 Montag, 26. August. Samuel, Prophet. St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Pilger-Messe, 5 1/2 Uhr Auszug der Kevelaer-Prozession. Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den Verein christlicher Mütter.
 Dienstag, 27. August. Gebhard, Bischof. Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Vereinskommunion mit gemeinschaftl. hl. Kommunion.
 Mittwoch, 28. August. Augustinus, Kirchenlehrer. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Dankfestmessen mit Segen für die Kevelaer-Pilger. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht. Dominikaner-Klosterkirche: 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 7 1/2 Uhr Segensandacht. Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Messe, abends 6 Uhr Andacht und Segen.
 Donnerstag, 29. August. Johannes Enthauptung. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt.
 (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Befehlshaber, so wird, unter den Klängen der Musik und dem Anschlagen der Trommeln, das Gewehr „präsentiert“, während die Fahnen und die Regen der Offiziere sich zur Erde senken. Und wo fehlen die Tausende von Schaulustigen, wenn irgendwo eine „Parade“ angefangen ist, die im Grunde doch auch nur als eine „Ceremonie“ anzusehen ist? — Aber noch mehr: im gewöhnlichen Verkehr geht es nicht einmal ohne „Ceremonien“ ab: wir lästern den Hut, nicken dem Freunde (grüßend) zu, machen dem Höherstehenden eine Verbeugung, fühlen uns geehrt, wenn er uns die Hand schüttelt, u. s. w. Also überall „Ceremonien“, — und nur beim Gottesdienste sollen sie zu entbehren sein?

Aber, sagt man, gegen die religiösen Ceremonien an und für sich wäre wohl nichts einzuwenden, wenn die Gläubigen nur den Sinn derselben verständen! Beispielsweise die Menge von Ceremonien, die bei der Feier der heiligen Messe zur Anwendung kommen, verständen doch die allerwenigsten Katholiken!

Dieser Einwand, lieber Leser, wiegt bei weitem nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Frage doch den Gegner unserer kirchlichen Ceremonien: warum er (vielleicht erst vorher) vor Dir den Hut gelüftet hat? Er wird antworten: es solle eine Ehrenbezeugung sein! Aber warum der Hut? — Der Soldat lüftet weder die Mütze noch den Helm, um den Vorgesetzten zu ehren, aber er legt die Hand an die Kopfbedeckung. Aber warum? — Der Soldat „präsentiert“ das Gewehr: wieder eine Ceremonie zur Dokumentierung der Ehrfurcht, allein wie ist diese Ceremonie denn zu erklären? Welchen Sinn hat sie? Wie ist sie zu deuten? — Kurz, auf Schritt und Tritt stoßen wir außerhalb des Gotteshauses auf „Ceremonien“, deren Zweck wir zwar im Allgemeinen kennen, deren Deutung im Einzelnen aber für wahr nicht leicht ist und darum der überwältigenden Mehrheit derer, welche sich ihrer bedienen, gar nicht gelingen würde.

So kennt aber auch der gläubige Christ sehr wohl im Allgemeinen den Zweck unserer kirchlichen Ceremonien, wenn er auch über ihre Bedeutung oder ihre Berechtigung im Einzelnen sich nicht auszusprechen vermag. Wie unsere Schulknaben an einem ihnen begegnenden Vorgesetzten nicht vorübergehen, ohne ihre Kopfbedeckung zu lüften, ebenso gewissenhaft besprengen sie sich mit Weihwasser beim Eintritt in das Gotteshaus. Sieh Dir, lieber Leser, die Kleinen nur einmal an bei dieser Ceremonie! Du kannst Dich vielleicht ob ihrem Gebahren, zumal wenn das Weihwassergefäß etwas höher aufgehängt ist, eines Lächelns kaum erwehren; aber wenn das Herz nicht verdorret ist, wird seine helle Freude daran haben. Die Hüfte und Stöße, die sie und da dabei abfallen müssen, wenn einer unter ihnen sich ganz rechtswärtig vordrängt, können der Ceremonie selber nicht zur Last fallen. Und wenn dem Kinde, weil es eben noch zu jung ist, über die Bedeutung der Ceremonie noch nichts gesagt werden konnte: einen günstigen, religiösen Eindruck macht sie doch, weil die fromme Mutter daheim das Abendgebet des Kindes regelmäßig damit beschließt, daß sie ihren Liebling mit dem geweihten Wasser besprengt. Das Kind wächst heran, nimmt am Religionsunterricht teil und hört dort, daß der Christ diese Ceremonie nicht gedankenlos und maschinenmäßig ausführen solle, sondern daß man passend ein kleines Gebet damit verbinde, etwa: „Bespreng mich, o Herr, mit dem Tau Deiner Gnade, daß ich Deine Gebote halte und Frucht bringe für das ewige Leben“. Oder es wird dem Kinde vom Religionslehrer gesagt, daß diese Ceremonie an die Taufgnade erinnere und zugleich an das mahnende Wort des Herrn: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen!“

Ist es denn nun wohl denkbar, daß diese einfache Ceremonie des Besprengens mit geweihtem Wasser auch bei dem in noch ganz ungeduldigem Alter stehenden Kinde einen sehr heilsamen religiösen Eindruck nicht hervorrufe, wenn es nur einigermaßen richtig angeleitet wird? Wozu ist es denn nötig, daß das Kind sich darüber aussprechen könne, da, wie wir sehen, nur sehr wenigen selbst Gebildeten gegeben ist, auch nur über die „Ceremonien“ des alltäglichen Lebens sich aussprechen zu können, weil man eben niemals über ihre spezielle Bedeutung nachgedacht hat?

S.

Die Pilze.

Von Ludwig Essteln.

Dem aufmerksamen Naturbeobachter werden, wenn er während der warmen Jahreszeit — namentlich nach einer längeren Regenperiode — Wiesen, Wälder und Felder durchstreift, um sich an den Schönheiten der Mutter Natur zu erbauen und zu ergötzen, auch jene sonderbar gestalteten Pflanzen nicht entgehen, die bald aus dem moosigen Waldgrunde hervorleuchten, bald an den alten Baumstämmen büschelig hervorbekriechen oder sich wie eine Bettlerschar um die Grenzsteine der Landstraße gruppieren. Es sind die Pilze oder Schwämme, die sich sehr rasch entwickeln und ebenso schnell wieder fortgehen.

Ueber die Entstehung derselben herrschen lange die verschiedensten Ansichten, weshalb man ihr Erscheinen in allerlei abergläubische Erzählungen hüllte. Wenn man indessen die nächste Umgebung eines Pilzes genauer betrachtet oder die Erde um denselben ein wenig auflodert, so bemerkt man einen weichen, schwammigen, flockig-schimmeligen Stoff, der unter dem Vergrößerungsglas als röhrlige Fäden erscheint, die entweder parallel nebeneinander liegen, oder vielfach durcheinander geschlungen sind. Man nennt sie Pilz-lager (Mycelium). Aus demselben entwickelt sich die Pflanze. Wie die Wurzeln, so haben diese Fäden die Aufgabe, die Nahrung herbeizuschaffen, aus welcher sich der Fruchtkörper aufbaut, den wir kurz Pilz oder Schwamm nennen. Die Pilzfäden entwickeln sich aus winzig kleinen Samentrögen, den sogenannten Sporen. Diese wachsen entweder frei auf der Oberfläche gewisser Teile der Pilze oder sie entwickeln sich in besonderen Behältern, die man Schläuche nennt.

Die Zahl sämtlicher Pilze schätzt man auf 150 000 Arten. Die Gestalt derselben ist äußerst verschieden. Bald sind sie hut- oder trichterförmig, bald erscheinen sie uns als blaue, rote, gelbe und graue Sträucher und Keulen. Zu dem großen Heere der Pilze gehören auch vielfach Gebilde, die man bei oberflächlicher Betrachtung kaum noch für Pflanzen ansieht. Die roten, schwarzen, braunen, gelben oder weißen Büttchen und Streifen, die man häufig auf Blättern und Rinden findet, der bekannte Schimmel, welchen man an feuchten Orten antrifft, der Brand und der Rost des Getreides, die Hefe, welche unsere Weine und Biere zur Gärung bringt und unser Gebäck locker und genießbar macht: sie alle gehören dem großen Heere der Pilze an.

Da die Pilze kein Blattgrün haben, so fehlt ihnen die Fähigkeit, die Kohlenäure der Luft zu assimilieren, d. h. in Stoffe umzuwandeln, welche direkt ihrem Leben dienen können. Sie sind daher zu ihrem Aufbau auf andere organische Körper mit bereits vorgebildeten Nährstoffen, die sie für sich in Anspruch nehmen, angewiesen. Aus diesem Grunde siedeln sie sich entweder auf besonderen Teilen lebender Pflanzen, Tiere und Menschen an als Schmarotzer (Parasiten) oder sie bewohnen abgestorbene Lebewesen, die der Verwesung anheimfallen, als Fäulnisbewohner (Saprophyten). Manche Pilze sind beiden Gruppen zuzugählen, indem sie ihr Wachstum auf

lebenden Wesen beginnen, aber die Höhe ihrer Entwicklung als Fäulnisbewohner erreichen.

In Haushalte der Natur und im Leben des Menschen spielen die Pilze eine äußerst wichtige Rolle. Die meisten Schmarotzerpilze verrichten eine folgenschwere Thätigkeit. Sie verursachen durch die Zerstörung der Zellgewebe bei ihren Nährwirten nicht selten schwere Krankheiten oder gar den Tod. Ihre verheerenden Wirkungen werden noch durch den Umstand vermehrt, daß sie gar leicht übertragen werden können. Die bei Säuglingen auf den Schleimhäuten der Mundhöhle sich manchmal bildenden Schwämmchen, Soor genannt, ferner Diphtheritis, Tuberkulose, Cholera, Blattern, Milzbrand und andere ansteckende Krankheiten führt man auf die verderbliche Thätigkeit von Pilzen zurück. Auch viele Pflanzenkrankheiten — Schmier- oder Foulbrand, Flug- oder Rußbrand des Getreides, Kartoffelkrankheiten, Wehltau u. — werden durch Pilze verursacht.

So unheilvoll die Pilze einerseits im Haushalte der Natur wirken, so entfalten sie andererseits aber auch eine sehr segensreiche Thätigkeit. Die Fäulnisbewohner verrichten die Dienste einer geheimen Gesundheitspolizei, indem sie bei toten organischen Körpern, welche sich bei einer langsamen Zersetzung in großen Mengen anhäufen und die Luft verpesten würden, die Zersetzung beschleunigen und die der Gesundheit schädlichen Stoffe, die ihnen als Nahrung dienen, beseitigen. Geradezu unschätzbar werden eine Anzahl der kleinsten Pilze, welche in zuckerhaltigen Lösungen kräftige Zersetzungs- und Gärungserscheinungen hervorrufen, ein Vorgang, welchen sich der Mensch bei der Brot-, Wein- und Bierbereitung täglich zu nütze macht.

Die Pilze sind endlich noch in einer anderen Hinsicht von großer Bedeutung. In ihnen hat die Natur den Menschen den Tisch gedeckt und eine wohlgeschmeckte und kräftige Nahrung geschaffen, die der ärmeren Bevölkerung das Fleisch zu ersetzen vermag und auf den Tafeln der Reichen ein gesuchter Leckerbissen ist. Hauptsächlich sind es die Champignons, die Stein- und Stierpilze, die Morcheln, Trüffel und andere, die sich wegen ihres Wohlgeschmacks und ihres Nährwertes hier und da, teils als wirkliche Nahrungsmittel, teils als Gewürz, eingebürgert haben. Sie sind reich an Eiweißstoffen und kommen in Bezug auf ihren Nährwert dem Fleisch ganz nahe. Während die Linen 27, die Erbsen 25, die Bohnen 24 Prozent Eiweißstoffe enthalten, beträgt bei getrockneten Steinpilzen der Eiweißgehalt 36 Prozent (beim Champignon fast 24, bei der Trüffel 27, bei der Speisemorchel 28,5 Prozent). Dazu kommen noch die Zuckerstoffe, Nährsalze, wovon der Champignon fast 6 Prozent enthält, und meist etwas Fett, also alles Stoffe, die wir im Brote, in der Milch, in den Eiern, im Fleisch u. tagtäglich genießen.

Den Wohlgeschmack der Pilze wußten schon die alten Römer zu schätzen. Am höchsten stand ihnen der Kaiserichwamm, den die vornehmsten Männer, schon im voraus in dem bevorstehenden Genuß schwelgend, mit eigener Hand zubereiteten und mit Messern von Silber oder Bernstein verspeisten. Auch heutzutage bilden die Pilze in manchen Gegenden, wo sie in größerer Menge vorkommen, ein nicht unwichtiges Nahrungsmittel, wie z. B. im Thüringer Wald und in vielen Distrikten Rußlands, wo sie während der vorgeschriebenen langen Fastenzeiten einen Hauptteil der Nahrung des Volkes ausmachen. In Frankreich sind die unter der Erde wachsenden Trüffel, die man mit Hilfe von Schweinen und Hunden aufsucht, ein Haupthandelsartikel. So sammelt man in einigen Departements jährlich an 80 000 Klg., wofür 150 000 — 180 000 Mark gelöst werden.

Wenn die Pilze hier und da auch als Nahrungsmittel verwandt werden, so müssen doch jedes Jahr Millionen derselben in den

Wäldern verkaufen, weil man entweder ihren Nährwert nicht kennt oder ihnen wegen der hin und wieder auftretenden Giftpilze mit einem gewissen Mißtrauen begegnet. Allerdings enthalten manche Pilze ein noch nicht genau erforschtes Gift, doch ist die Zahl der giftigen Pilze im Verhältnis zu der der essbaren eine geringe. Deutschland hat etwa 40 anerkannt unschädliche und nur 11 giftige Arten. Es ist übrigens auch durchaus nicht allzuschwer, die giftigen Schwämme von den genießbaren bezw. unschädlichen zu unterscheiden. Vor allen Dingen verlässe man sich nicht auf die althergebrachten allgemeinen Kennzeichen, wonach man giftige Pilze daran erkennen will, daß sie zinnerne oder silberne Löffel braun, Zwiebeln schwarz oder blau, Eiweiß grau und Salz gelb färben sollen. Wie trügerisch diese bequemen, noch jetzt in Stadt und Land verbreiteten Rezepte sind, kann mit überzeugender Gewißheit bei jungen, frischen Fliegenpilzen, deren Giftigkeit doch niemand in Zweifel setzt, und welche erwählte Färbungen nicht hervorbringen, erwiesen werden, während ältere und einige Tage liegen gebliebene Champignons diese Veränderungen zu erzeugen vermögen. Es liegt dies darin, daß die im Pilze enthaltenen eiweißartigen Substanzen Schwefelwasserstoff erzeugen, der jene bekannten Färbungen verursacht. Nicht also ist die Färbung das Resultat der Einwirkung eines giftigen Prinzips, sondern die eines vorgerückten Alterszustandes der fraglichen giftigen oder essbaren Pilze.

Im allgemeinen vermeide man alle Pilze, die 1) beim Durchschneiden schnell ihre Farbe ändern (z. B. blau anlaufen), 2) sehr schön gefärbt sind, 3) unangenehm riechen oder schmecken, 4) mit Milchsaft angefüllt sind (doch darf man beim Fehlen des Milchsaftes nicht auf Unschädlichkeit schließen) und 5) eine lebrige Oberhaut haben. Das beste Mittel aber, um sich vor Schaden zu hüten, ist die Kenntnis der häufigsten essbaren Pilze, kennt das Volk doch meistens auch nur die essbaren Beeren des Waldes und weiß sich dieselben nutzbar zu machen, ohne sich um ihre giftigen Verwandten zu kümmern.

Helmos Ferien.

Humoristische Skizze von Friedrich Thieme.

I.

Aus Helmos Schulaufsatz über seine Ferienerlebnisse.

— — — Auch ich begrüßte, wie wohl alle meine Mitschüler, den Beginn der Ferien mit großer Freude. Schon nach einigen Tagen jedoch empfand ich drückend die Wahrheit des Goethe'schen Wortes:

Nichts ist schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von schönen Tagen!

Ein Tag ist lang, und er schleicht träge und trübe hin, wenn man seiner gewohnten Thätigkeit entbehrt. Nach Möglichkeit suchte ich deshalb von Anfang an meinen Ferien durch eine geordnete Eintheilung nicht nur den Beigeichmack von Langerweile zu rauben, sondern sie auch nutzbringend zu verwenden und zu hindern, daß ich von meinen Schulerntensschaften allzuviel verschwigte und vergaß. Regelmäßig früh um 5 Uhr erhob ich mich von meiner Koffhaarmatratze, wusch mich von Kopf bis zu den Füßen, unternahm dann einen kurzen Spaziergang, worauf ich frühstückte und mich sodann — täglich punkt acht Uhr — bei gutem Wetter in der Laube, bei schlechtem in unserer Wohnstube, an das Studium der Wissenschaften machte. Von 8 bis 9 Uhr trieb ich Weltgeschichte, 9—10 Mathematik, von 10—11 Physik, von 11—12 Geographie. Nachdem ich rasch mein Mittagbrot zu mir genommen, ruhte ich eine halbe Stunde aus, dann las ich etwa 2 Stunden in der Bibel, dem Gebetbuche und meinen Schulbüchern. Von 3 Uhr ab trieb ich Französisch, Englisch, Lateinisch und Griechisch. Mit einigen anderen meiner Mitschüler aus

der Sekunda gründete ich eine Art Verein mit der ausgesprochenen Tendenz der gemeinschaftlichen Vetreibung von Mathematik und Sprachen und der gegenseitigen Förderung in der Aussprache und Konversation.

So schwanden mir die Ferientage bei fleißiger Arbeit rasch dahin; nur einigemal sah ich mich gezwungen, meine Studien zu unterbrechen, weil die angestrenzte Geistesfähigkeit mich so angriff, daß ich schier ganz blaß und elend ausjah und mein Vater mich mit Gewalt von den Büchern hinweg und hinaus in die freie Natur trieb . . .

Nun nimmt endlich der regelmäßige Unterricht wieder seinen Anfang, und obwohl die Ferien schön und nützlich sind, freue ich mich doch von ganzem Herzen des Wiedereintrittens der alten Ordnung und Disziplin — wie oft habe ich mich während der ewigen fünf Wochen nach der traulichen Schulstube mit dem Ausblick auf die Gesichter meiner teuren Lehrer gesehnt, und ich kann keinesfalls den Standpunkt meines Vater teilen, der mir am Ende der Ferien sagte: „Helmo, Du bist ein Thor, daß Du die schöne Zeit nicht besser zur Stärkung Deines Körpers ausgenutzt hast! Allzuviel ist ungesund, selbst wenn das Studium in Frage kommt! . . .“

II.

Wieder Aufsatz gelautet hätte, wenn ihn der Vater Helmos geschrieben haben würde!

Der Unglücks Mensch, der die Ferien erfunden hat, hatte sicherlich keine schulpflichtigen Söhne! Ich fürchte mich jedesmal schon wochenlang vor dieser Vera der Prüfungen! So schlimm wie diesmal, hat's mein Helmo aber noch nicht getrieben. Sechzehn und ein halb Jahr alt und ein hochgewachsener, stammer Bengel, ist er jetzt so recht in den Flegeljahren und kommt von einer Dummheit nur ab, um sich mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig wäre, sogleich auf eine andere zu werfen. Man möchte soviel Augen haben, wie manches moderne Damenkleid Knopflöcher, um allen seinen Streichen zu steuern, seinen Schlägen auf die Spur zu kommen! Daß ich früh den jungen — „Herrn“ nicht aus dem Bett bringe, ist noch das wenigste, oder richtiger das Beste, denn während er schläft, kann er doch wenigstens kein Unheil anrichten. Sobald er aber aus Morpheus Armen glücklich in die Arme des langsam dahinschleichenden Tages zurückgekehrt ist, nimmt mein Wächteramt seinen Anfang.

Gleich am ersten Morgen treffe ich ihn, wie er sich im Kohlenstall vor einem Stück Spiegelglas mit meinem Rasiermesser nach allen Regeln der Kunst abkratzt. Vier Schnitte hat er sich bereits beigebracht, ohne trotz aller Opfer an Blut und Geduld einem einzigen Härchen auf die Spur zu kommen, denn seinen künstigen Schnurrbart, oder vielmehr die Stelle, auf welcher er vielleicht einmal Aussicht hat, einen zu haben, läßt er natürlich unberührt. Durch die Verhaftung des Rasiermessers rette ich ihn schleunigst vor verunmühtlich lebensgefährlichen Verletzungen, auch arretiere ich einen verdächtigen Gegenstand in Rollenform, den er bei meinem Erscheinen hastig in seiner Westentasche verschwinden ließ. Es ist ein längliches Celluloidbüschchen mit einem Inhalt von aromatischer Pomade.

„Was ist denn das?“ frage ich betroffen.
„Oh — ich weiß nicht — ich hab's von Hugo.“

Da entdeckte ich, ihn scharf anblickend, ein paar große braune Klebe zu beiden Seiten seiner Nase.

„Aha — das ist wohl gar Bartwische? Was willst Du denn damit anfangen?“

Nach längerem Zögern stand er, daß er die Absicht gehabt hat, seinen Schnurrbart (!!) der Mode „Es ist erreicht“ anzupassen. Ich annektiere natürlich die Bartwische und begeben mich auf mein Arbeitszimmer, um

meine Morgenzigarre zu rauchen. Indem ich mir eine aus meiner Kiste herauslange, fällt mir ein unerklärliches Defizit in die Augen. Wenigstens ein halbes Duzend der starken Importstengel glänzen durch Abwesenheit. „Sollte das Mädchen eine heimliche Anleihe für ihren Grenadier bei mir gemacht haben?“ denke ich. „Nun, mag er sich die echt „Exportierten“ schmecken lassen.“ Damit verschließe ich das Kistchen in meinen Schrank.

Nach dem Frühstück ist mein Filius verschwunden. Um ein Uhr wird das Mittagessen aufgetragen, und er ist noch nicht da. Vergerlich deckt meine Frau endlich ab, da tritt der Patron — es schlägt eben zwei — in die Thür.

„Wo steckst Du nur, Helmo — es ist alles kalt geworden.“ Wir haben nämlich gerade sein Leibessen.

„Ach, Mama, ich habe gar keinen Hunger.“

Ich fixiere ihn befremdet, denn Appetitlosigkeit ist ein Phänomen, das bei ihm bis dato noch nicht in Erscheinung getreten ist. Herrgott, wie sieht der Junge aus! Käseweiß, die Augen glanzlos und stierend, die Züge verzerrt, ein Bild menschlicher Hilflosigkeit und Jämmerlichkeit.

„Helmo, was fehlt Dir denn?“

„N — nichts,“ stammelte er kleinlaut — im selben Moment stürzt er auch schon zur Thür hinaus.

„Himmel, dem armen Kinde ist gewiß ein Unglück zugestoßen,“ ruft meine Frau erschrocken.

„Zawohl,“ erwiderte ich, „ein großes Unglück. Warte nur, wenn er wieder herein kommt.“

Endlich stellt er sich wieder ein. Ich fordere ihn auf, näherzutreten und bringe meine Nase in die Nähe seines Mundes. Wichtig — er hat meine Importierten versucht!

„Helmo, wie viel von den sechs Zigarren hast Du denn geschmaucht?“

„Ich? ich habe gar nicht —“

„Keine Flausen, Bursche. Eins — zwei — drei —“

„Vier,“ stottert er mit verzweiflungsvoller Miene.

„Und der Rest?“

„Den habe ich Hugo geschenkt.“

„Gut, also vier — das ist Strafe genug für Dich. Geh, mein Sohn, leg' Dich auf's Ohr und erquick' Dich an der goldenen Ferienfreiheit.“

Das Experiment bedarf zwei volle Tage zu seiner völligen Beendigung. Erst am Abend des zweiten Tages zeigt er wieder den gewohnten Appetit . . .

„Nimmst Du denn gar nicht einmal ein Buch in die Hand,“ mahne ich ihn am Ende der zweiten Woche. Er zieht ein etwas absprechendes Gesicht, am andern Morgen sehe ich ihn aber doch mit zwei dicken Bänden unter dem Arme abziehen. Erfreut über seinen Gehorsam, halte ich ihn mit der Frage auf, wo er hinwolle.

„Mit Hugo in das Birkenwäldchen — wir haben eine natürliche Laube entdeckt, da wollen wir ein wenig Lektüre treiben.“

„Schön, mein Sohn — was sind denn das für Bücher?“

Seine Antwort erfolgt ein wenig zögernd: „Homers Ilias und eine Geschichte der Philosophie.“

„So? Ach, gib mir mal die Geschichte der Philosophie her, Helmo, ich will nur einmal nachsehen, wann Fichte geboren ist. Ich verfiel vorhin nicht gleich darauf.“

Mit einer unwidergebbaren Miene reicht er mir das Buch. Ich schlage es auf, es ist — Karl May's „Winnetou“. Nun reiße ich ihm schnell das andere hinter dem Rücken weg, wo er es sorglich verborgen hält, und lese mit Entsetzen: „Bürgers Gedichte.“

„Wo hast Du denn diese Werke her?“

„Hugo hat sie mir geliehen.“

„Gut, ich werde sie seinem Vater zurückstellen, Monsieur. Und für Dein Lügen . . .“ doch ich will nicht aus der Schule schwafeln.

Was weiter folgt, gehört zu den Familiengeheimnissen, und ich muß es Helmo überlassen, ob er dereinst bezüglich dieses Punktes in seinen Memoiren das lobenswerte Beispiel der Rousseau'schen Aufrichtigkeit nachahmen will.

Eines Tages fängt mein Filtus, der sich bis dahin in seiner Ferientoilette vornehmer Nonchalance besleibt, an, auf seinen äußeren Menschen eine nicht ganz unauffällige Sorgfalt zu verwenden. Er zieht unter allerhand Vorwänden seine besten Anzüge an, treibt einen wahrhaft empörenden Lüzus mit Oberhemden, Schlipfen und Büfennadeln, verbraucht Pomade engros, zupft immer an sich herum und bringt einen guten Teil seiner Zeit vor dem Spiegel zu. Nachmittags von 5 bis 9 Uhr ist er immer verschwunden, und von einem Bekannten vernähme ich, daß er auf dem Ager, dem Boulevard unserer Stadt, flankiert. Dieser Umstand in Verbindung mit der von ihm für seine Toilette bekundeten Sorgfalt und dem weiteren zufällig von seiner Mutter entdeckten Faktum, daß er ein Komplimentierbuch und einen Briefsteller für Liebende in der Tasche trägt, redet eine deutliche Sprache.

Bis dahin hat er keine Feder angerührt, jetzt seh' ich ihn alle Tage stundenlang schreiben. Das hat etwas zu bedeuten. Kürzlich ruft ihn ein Freund ab, als er gerade wieder über seinen Aufsatzbüchern hockt, eilig schlägt er das gerade vor ihm liegende Heft zu und geht hinaus, die Botschaft seines Kameraden entgegenzunehmen. Ich wie der Blick über das Heft her — und was finde ich darin? Einen angefangenen Brief auf rosa Papier folgenden Inhalts:

„Innigstgeliebte, köstliche Angelika! Traum meiner schlaflosen Nächte, Salz meiner Seele, Blume meines Herzens! O, Du süßes, liebes, herrliches Täubchen! Mein Herz ist Tag und Nacht bei Dir, ich kann an nichts anderes mehr denken, als an Dich, Dein Bild steht wie das eines Engels vor meinen trunkenen Augen! O, Du Blume, hold, schön und rein, die ich mit Behmut anschau, vernimm das Rosen meiner Gedanken und den Pulsschlag meiner säuselnden Brust:

Du stehst vor mir immer da,
Du himmlische Angelika,
Mein Auge schauet fern und nah
Dich, göttliche Angelika!
So schön, wie nie ein Weib ich sah,
Bist Du, o holde — Angelika!
Es wohnt selbst in Amerika
Kein Lieb, wie Du, Angelika!
Mit Horridah und Kuffassah
Erstürm' ich Dich, Angelika!
Du duftest süß, wie Arnika,
O Königin Angelika!

Teures Herz, wäre mein Alter nicht so ein erbärmlicher Filtz, so würd' ich Dir eine große Schachtel voll Bonbons schicken, jeden mit einem Kuß von mir gewürzt, aber —

Soweit die Epistel, und — sapienti sat! Natürlich giebt es wieder eine Familienzene. Unter Thränen gesteht mir Helmo seine Liebe. Es sei keine kindische Thorheit, sondern eine ernste, wohlüberlegte Neigung. Angelika liebe ihn wieder und habe ihn ewige Treue geschworen. Nach Absolvierung seiner Studien und Erlangung einer akademischen Würde — also in beiläufig zwölf Jahren — werde er sie heimführen. Nötigenfalls werde er mit ihr nach dem fernsten Winkel der Erde flüchten.

„Wie alt ist denn diese Angelika?“

„Vierzehn.“

Vierzehn? Sie ist in einer Pension, und ihre zärtlichen Ergüsse trägt er, mit einem roten Band zusammengebunden, auf dem Herzen! Ich Barbar reiße sie davon los — sie sind schon ein bißchen verschmizt; — und schide sie eingeschrieben an die Pensionsvorsteherin der hoffnungsvollen Angelika. Um die Folgen bestimmere ich mich nicht, ich habe genug zu thun, um im eigenen Hause Remedur zu schaffen. Zwei Tage später ist Helmo wie umgewandelt — er hat sie wiedergesehen,

sie hat ihm eine lange Nase gezogen und ihn einen dummen Jungen genannt. Von Stunde an haßt er sie und wendet seine Leidenschaft ungeteilt einem Revolver zu, den er sich heimlich verschafft hat, und von dem ich natürlich nicht eher etwas erfahre, bis Mosjö mittags mit blassem Antlitz, geleitet von fünf Kameraden, nach Hause kommt, ein Taschentuch um die Hand gewickelt: Der Malefizjunge hat sich in die Finger geschossen!

Mehrere Tage trägt er den Arm in der Binde — er kommt sich recht wichtig vor und würde sicherlich die Reigung Angelikas zurückgewinnen, wenn ihre Vorsteherin sie nicht eingeschlossen hielte.

Der Schuß scheint ihn aber doch etwas nachdenklich gestimmt zu haben. Er überrascht mich mit der Mitteilung, er habe mit einigen Kameraden einen kleinen Verein gegründet zu dem ausgesprochenen Zwecke gegenseitiger Förderung in Konversation und Aussprache. Pünktlich hält Helmo abends die Sitzungen inne, seine Lernbegier scheint mächtig erregt. Ich bemerke, daß er sehr spät nach Hause kommt und am andern Morgen von der Anstrengung sehr lange ausruht. Ich halte es für meine Pflicht, mir den Verein einmal näher anzusehen. Er tagt, oder nächtet vielmehr, in der „Weintraube“, einem nicht gerade renommierten Lokal vor der Stadt.

Unversehens erscheine ich Abends in der Sitzung: in einer Bude, so groß wie ein Taubenschlag, sitzen um einen Tisch vor gefüllten Kannen etwa ein Duzend hoffnungsvolle Söhne, alle mit dreifarbigem Bändern um die Brust, mit Studentennützen auf dem Kopfe. Ein paar davon schwingen mächtige Schläger, ein entsetzlicher Tabakqualm erfüllt den Raum, sodaß man kaum durchsehen kann, und aus einem Duzend melodischer Kehlen strömt das seiner moralischen Tendenz wegen in Studentenkreisen so beliebte Lied:

„Ich hab' den ganzen Vormittag
Auf meiner Kneip' studiert,
Drum sei nun auch der Nachmittag
Dem Bierstoff dediziert.“

Ich gucke verstohlen ein Weilchen zu, und als die Herren gerade brüllten: „Die Philister haben nichts danach zu fragen, da trete ich ein und verwandele durch mein Erscheinen die Excedenten in Bildsäulen. Ich Philister unterstehe mir den philisterfeindlichen Verein sofort aufzulösen, und meinen Sprößling, obwohl er Fuchsmajor ist, verhafte ich vom Flecke weg!“

Endlich — der letzte Abend! Es ist halb elf, wir wollen zu Ruhe gehen. Da erscheint Helmo mit einem ungeheuren Bücherhaufen.

„Was soll denn das noch, Helmo? Du willst wohl Deine Sachen für morgen zurecht legen?“

Bewahre — soweit ist er noch lange nicht. Rein, seine Ferienarbeiten will er machen!!!

„Gott sei Dank, daß die Ferien zu Ende sind“, — mit diesen Worten entlasse ich ihn am nächsten Morgen zum ersten Schulgang — „ich fürchte, Du wärs sonst ganz und gar verbummelt!“

Ja, ja, nichts ist schwerer zu ertragen, Als (für die Eltern) eine Reihe von Ferientagen!

Allerlei.

* Immer zerstreut Herr (im Theater während der Zwischenpause zu seinem Nachbarn, einem Gymnasialprofessor): „Ich bitte, mich freundlich hinauszulassen.“ — Professor: „Nein! Wenn ich es einem erlaube, wollen gleich alle hinausgehen!“

* Erkennt Studiosus (in der Stammkneipe zum Kellner): „Ich rufe nun schon sieben Mal zahlen! Warum kommen Sie denn nicht?“ Kellner: „Ach, ich dachte, Sie hätten nur Spaß gemacht!“

* Verschiden. Bettler (zu einem Gutsbesitzer, der auf der Landstraße im schnellsten Tempo

dahinfährt und, als er ihn bemerkt, anhält und ihm ein 10-Pfennigstück einhändig): „Aber, gnä' Herr, da is's ja gar net der Müß' werth, daß S' a' halt'n hab'n!“

Silberrätsel.

ä, an, ard, as, bi, bo, bor, chan chan, dam, di dre, du, du, e, e, ed, el, heu, hy, i, ja, jo, ko, ko, krest, le, na, ne, ne, ner, niy, nu, ral, than, zar, zjam.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben die Sterbeworte eines berühmten deutschen Kaisers. Die dreizehn zu bildenden Wörter bezeichnen:

1. Einen biblischen Namen.
2. Eine Stadt in Ecuador.
3. Ein Raubtier.
4. Einen männlichen Vornamen.
5. Ein Land in Afrika.
6. Einen Ort in Böhmen.
7. Einen Schmuckgegenstand.
8. Einen männlichen Vornamen.
9. Einen weiblichen Vornamen.
10. Eine Stadt in Sachsen.
11. Eine Stadt in Belgien.
12. Einen ungarischen Bezirk.
13. Einen Schriftsteller.

Rätsel.

Das Kalte mach' ich warm,
Das Heiße aber mach' ich kalt
Es hat mich reich und arm,
Und wer mich lang' hat, der wird alt.

Anagramm.

Kein Mensch lebt ohne mich,
Ist das nicht klar genug?
So wist: In mir steckt
Erbgut und Betrug.

Charade.

Wohl dem, dem das Erste das Zweite so ist,
Das er darüber das Ganze vergißt.

Logogryph.

Mit o in der letzten Silbe
Ist's zierlich meist gebaut;
Von seiner hohen Warte
Man gern hernieder schaut.

Mit e in der letzten Silbe
Ist's gar ein großes Ding;
Doch Wenige sehn's an ihnen,
Selbst wenn's durch's Auge ging.

Mit a ist's wieder erhaben,
Und darüber eine Flut
Floß jüngst herab zu Thale
Von edlem Kriegerblut.

Homonym.

Benjamin's Sprößling,
Lieblicher Ort,
Biblische Münze,
Alles ein Wort!

Buchstabenrätsel.

H | L T

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Gewehrhaub.

Charade: Luftschloß.

Homonym: Gericht.

Palindrom: Gitter, Rettig.

Anagramm: Kassier.

Logogryph: Feier, Feuer.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 30. August. Rosa von Lima, Jungfrau.
• St. Andreas: Abends 7^{1/2} Uhr Sühne-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. • Dominikaner-Klosterkirche: 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 7^{1/2} Uhr Andacht mit sakramentalem Segen.

Samstag, 31. August. Paulinus, Bischof. • St. Lambertus: Morgens 7^{1/2} Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehr.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 W. u. b. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten. (Schutzengel fest).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 18, 1-10. „In jener Zeit traten die Jünger zu Jesus und sprachen: Wen hältst du für den Größten im Himmelreich? Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, sag' ich euch, wenn ihr euch nicht bekehret und wie die Kinder werdet, so werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen! Wer sich also demütiget, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.“ — „Und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ — „Wer aber eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärget, dem wäre es besser, daß ein Mühlflein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenket würde.“ — „Wehe der Welt um der Uergernisse willen! Denn es müssen zwar Uergernisse kommen, wehe aber dem Menschen, durch welchen Uergernis kommt.“ — „Wenn aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue sie ab, und werf sie von dir: es ist dir besser, daß du verstümmelt oder hinfend in das Leben eingehest, als daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und in das höllische Feuer geworfen werdest. Und wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus, und werf es von dir: es ist dir besser, daß du mit Einem Auge in das Leben eingehest, als daß du zwei Augen habest, und in das höllische Feuer geworfen werdest.“ — „Sehet zu, daß ihr keines aus diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters der im Himmel ist.“

Die Ceremonien unserer Kirche.

IV.

„Das Schutzengel fest, sagt der fromme Bischof Sailer irgendwo, ist ein liebliches Fest, nicht nur für die Jugend, deren Engel das Angesicht unseres himmlischen Vaters schauen, sondern auch für alle Erwachsenen, für deren Heil die seligen Geister ja auch ausgesandt sind, kurz, für die ganze Gemeinde, die ein Schauspiel der göttlichen Offenbarung für die herniederschauenden Engel ist.“ In der That, lieber Leser, könnte ich den Festtag nicht schöner „einläuten“, als der vor einem halben Jahrhundert helingegangene Kirchenfürst es that.

Während nun in der gesamten übrigen Kirche dieses Fest am 2. Oktober gefeiert wird, ist es für die Länder des ehemaligen „hl. römischen Reichs deutscher Nation“ — also für das heutige Deutschland, Oesterreich, Holland, Belgien — auf den ersten Sonntag des Monats September verlegt. Dem Grunde hierfür habe ich vergebens nachgeforscht; wahrscheinlich ist er darin zu suchen, daß das Fest des hl. Erzengels Michael (29. Sept.) im ehemaligen deutschen Reich besonders festlich gefeiert wurde und das (neue) Schutzengel fest, wenn am 2. Oktober gefeiert, in zu große Nähe gerückt wäre.

Nun zurück zu unsern Betrachtungen über die Ceremonien. Die Protestanten berufen sich bei ihrem Proteste gegen unsere kirchlichen Ceremonien mit Vorliebe auf ein Wort unseres Herrn, das Er einst an die Samariterin am Jakobsbrunnen richtete: „Es kommt die Stunde, und sie ist jetzt schon, da

die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geiste und in der Wahrheit. . . . denn Gott ist ein Geist, und die Ihn Anbetenden müssen Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ (Joh. 4,23 f.) Indes wer diese Stelle im Zusammenhange liest, und zwar lest ohne Voreingenommenheit, wird sofort erkennen, daß der Herr hier den Gottesdienst des Neuen Bundes im Auge hat im Gegensatz zu dem alttestamentlichen Cultus, dessen Formen nur „Schatten“ und „Bilder“ waren, welche (wie z. B. die blutigen Opfer) die erst durch das Erlösungswerk zu vermittelnde Kraft der Sühne allerdings zu enthalten schienen, nicht aber schon „in Geist und Wahrheit“ enthielten.

Gegen die Ceremonien an und für sich hat der Heiland nie geifert, wohl aber gegen das Gebahren der Pharisäer, die die vorgeschriebenen Gebräuche über alles setzten, dabei aber der entsprechenden inneren Gesinnung gänzlich ermangelten; die mit ängstlicher Genauigkeit die kleinste Ceremonie vollzogen, zugleich aber die Armen, Wittwen und Waisen unterdrückten und schlimmen Lastern fröhnten. Gegen dieses widerspruchsvolle Leben, das den „übertünchten Gräbern“ gleich, waren die Vorwürfe des Erlösers gerichtet. Er würde sie aber auch heutzutage noch gegen jeden Christen aussprechen, der, in Heuchelei und Scheinheiligkeit eingehüllt und dabei in ein lasterhaftes Leben versunken, durch fromme Gebräuche und Ceremonien allein sich Gott und den Menschen empfehlen wollte.

Das Aeußere muß der wahre Ausdruck des Inneren sein. Das religiöse Innere

Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. September** Vierzehnter Sonntag n. Pfingsten. Schutzengel fest. Regidius. Evangelium nach dem hl. Matthäus 6, 24-33 Epistel: Galater 3, 16-24. Festtags-evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 1-10. Epistel: 2. Moses 23, 20-23. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Elementarschulkinder. Nachm. 3 Offizium der Männer-Sodalität. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr monatliche hl. Kommunion der Kinder. Von heute an beginnt die erste hl. Messe um 8 Uhr. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. ● Karmitessen-Klosterkirche: Fest des hl. Odilia. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 7,9 Uhr Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, darnach Festandacht und Verehrung der Reliquie der hl. Odilia.
- Montag, 2. September.** Stephan, König. ● St. Andreas: Morgens 7,10 Uhr Seelen-Messe, für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.
- Dienstag, 3. September.** Remacius, Bischof.
- Mittwoch, 4. September.** Rosalia, Jungfrau: ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 5. September.** Docterin, Bischof. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt.
- Freitag, 6. September.** Wagnus, Abt. ● St. Andreas: Abends 7,9 Uhr Sühne-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Messe für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft, abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

müß mit dem religiösen Aeußeren übereinstimmen: Das ist das Lebensgesetz, welches vom Christenthum verteidigt wird.

Das Beispiel Jesu ist auch hier maßgebend für uns alle. Er läßt sich als Knabe in den Tempel tragen und unterwirft sich dem jüdischen Ceremonialgesetze; Er macht die weite Reise von Nazareth nach Jerusalem und hört auf die Auslegung der heiligen Schrift. Auch in Seiner öffentlichen Wirksamkeit verschmäht Er die Ceremonien nicht: Er legt (wie wir jüngst sahen) Seine Finger in die Ohren des Taubstummen, berührt dessen Zunge und geborene Erblinde erhält sein Augenlicht wieder, nachdem angeseuchete Erde auf seine Augen gestrichen worden ist. (Joh. 9, 6). Vor Christus, dem Allerreinsten, erscheint jene Ungläubliche, „die eine Sünderin war in der Stadt“; sie fällt vor Ihm nieder, um Seine Füße mit ihren Renethränen zu benetzen und wieder mit ihrem Haupthaare zu trocknen; Der Herr aber ließ es geschehen! Er hat die äußeren Zeichen ihrer tiefinnerlichen Reue nicht zurückgewiesen. Dann beim feierlichen Einzuge in Jerusalem hat großer Jubel sich der Herzen aller Gutesinnigen bemächtigt, daher sie Ihm mit Palmen entgegenziehen und ihre Oberkleider vor Ihm ausbreiten. Es war etwas durchaus Aeußeres; aber der Erlöser wehrte diesen Aeußerungen der Freude nicht, vielmehr nahm Er die ganze Huldigungszeremonie freundlich entgegen. Und wenn Christus betet, so geschieht es mit einer Ehrfurcht und mit einer Würde, wie sie sich für einen solchen Sohn ziemt, der mit Seinem himmlischen Vater redet. Am Delberge beugt Er sich zur Erde, fällt auf Sein Angesicht zum Zeichen der tiefsten Verdemüthigung. Ferner: Die Liebe zu Gott und den Menschen, die in Seinem Innern brannte, flammte auch nach Außen; die Majestät, Würde und Heiligkeit, die Sein Inneres durchdrangen, haben sich auch äußerlich kundgegeben. — Wie aber, lieber Leser, kann man solchen Thatfachen gegenüber behaupten, daß die Ceremonien aus der christlichen Religion zu verbannen seien, weil sie den Intentionen des göttlichen Stifters nicht entsprächen! Wenn Christus, der Herr, Selber die Ceremonien nicht verschmäht hat, wie hätten wir dann ein Recht, es zu thun? Und wenn Christus nicht gleichgültig gegen sie war, so ist es auch uns Christen nicht erlaubt, sie mit Gleichgültigkeit zu behandeln.

In die Fußstapfen ihres göttlichen Meisters sind die Apostel getreten; sie haben die Lehre Christi verkündet: „Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt, und dieselbe sei eine Gemeinschaft mit dem Vater und mit dem Sohne Jesus Christus (1. Joh. 1, 3). Was Christus beim letzten Abendmahl that und sagte, ist genau in die hl. Messe übergegangen. Die meisten Einrichtungen des kirchlichen Lebens aber blieben den Aposteln überlassen; nachdem am Pfingstfest der hl. Geist über sie herabgekommen war, begannen sie die heiligen Geheimnisse zu feiern: Die Gläubigen aber verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brodbrechens und im Gebete“ (Apostelgeschichte 2, 42).

Das apostolische Zeitalter hat schon, lieber Leser, einen Gottesdienst mit verschiedenen Gebräuchen und Ceremonien aufzuweisen. Erinnern wir uns an die (früher erwähnten) Prüfungen der Neubekehrten, an die Bußübungen derer, welche nach der Taufe in schwere Sünden gefallen waren, an die sog. Liebesmahlte bei der Feier der hl. Communion, an die gemeinsamen Danksgesänge und Fürbitten für Lebende und Abgestorbene!

Freilich eine reiche Fülle von Ceremonien können wir in diesem jugendlichen Alter der Kirche noch nicht erwarten. Vom Heidenthum und Judenthum umringt, hatte man sich mühtig auf die erste Stufe selbstständiger kirch-

licher Entwicklung geschwungen. Vieles wurde indeß ersetzt durch den bewunderungswürdigen Glauben der ersten Christen; die einfachen Herzen, für das Heilige so leicht empfänglich, fanden sich bald zurecht, um ihrer innigen Frömmigkeit und edlen Gesinnung einen passenden äußeren Ausdruck zu verleihen.

Da nahen die Stürme der dreihundertjährigen Christenverfolgungen, — doch die weitere Entfaltung unseres herrlichen katholischen Gottesdienstes soll uns demnächst beschäftigen. Für heute nur noch eine Bemerkung: Wenn im Laufe der Jahrhunderte die Feinde der Religion dem Volke den christlichen Glauben aus dem Herzen reißen wollten, so schlossen sie die Gotteshäuser, verfolgten die Diener der hl. Geheimnisse, entfernten die Kreuze, die an den Wegen standen, u. s. w.; kurz, sie fingen mit dem Aeußeren an, in der Meinung, daß das Innere (der Glaube) dann von selber zerfallen würde!

S.

Schlangenjagd.

Von Dr. Theodor Adler.

Der Leser, welcher aus dieser Ueberschrift den Schluß zieht, daß er mit uns etwa eine Phantasiereise ins indische Dschungel oder in den Urwald eines andern tropischen Landes machen soll, ist im Irrtum. Nicht von der entsetzlichen Cobra di capello, oder der tobringenden südafrikanischen Puffotter oder der Klapperschlange oder dem Schrecken des südamerikanischen La-Platagebietes des Nacarina oder der giftigsten aller Schlangen, der Lanzettische von Martinique soll hier die Rede sein. Sie alle werden wohl nie anzutreffen sein, obgleich erhebliche Prämien, die von den dortigen Regierungen für jeden eingelieferten Giftschlangenkopf gezahlt werden, und der nicht unbedeutende Wert der Lederhaut vieler Schlangen, die zu Portemonnaies und anderen Kleinigkeiten verarbeitet wird, ein ziemlich kräftig wirkender Ansporn zur Jagd auf diese gräßlichen Reptile sind, vor denen der normale Mensch ein unnehmbares Grauen hat. Unser Weg soll uns vielmehr in den Wald der deutschen Berge und in die sonndurchglühete Kiefernhede des Flachlandes führen, wo auch diese Geschöpfe hausen, die nach der Bibel die Werkzeuge des göttlichen Fluches sind.

Zum Glück beherbergt das Gebiet des Deutschen Reiches samt den deutschredenden Theilen Oesterreichs und der Schweiz nur eine geringe Anzahl dieser Tiere, aus welchen die Phantasie des Volkes die Gestalt des sagenhaften Basilisken geschaffen hat, dessen Anblick genügt, um zu töten; dementsprechend reicht auch die Schlangengefahr nicht im entferntesten an jene der tropischen Länder heran, unter denen namentlich Britisch-Indien mit durchschnittlich 20 000 Todesfällen im Jahre in Folge von Schlangengift oben steht; immerhin fallen auch bei uns Jahr für Jahr eine nicht unbedeutende Zahl Menschen den Giftschlangen zum Opfer, und allenthalben, insbesondere in Schlessen und Thüringen, wo man schon lange für eine allgemeine Einführung der Prämienzahlungen für erlegte Kreuzottern agitiert, gelangt eine ungewöhnlich hohe Zahl von Verwundungen durch Schlangen zur Kenntnis. Das gleiche gilt von manchen Theilen Schwabens, und auch aus der südlichen Steiermark, aus Kärnten und Südtirol kommen allwöchentlich zahlreiche Nachrichten von schweren Erkrankungen und Todesfällen in Folge von Schlangengift.

Doppelt interessiren dürfte es daher, daß es außer dem gelegentlich wegen der in manchen Ländern gezahlten Prämie ausgeübten Jang auch bei uns eine berufsmäßige Schlangenjagd giebt, bei der manche geschickte Jäger alljährlich etliche hundert Giftschlangen erlegen.

In Deutschland und Deutsch-Oesterreich kommen nun im ganzen glücklicherweise nur 7 Schlangenarten vor, nämlich Vipera ammodytes, die Sandvipere — Pellas borus, die gemeine Kreuzotter — Pellas prester, die schwarze Kreuzotter — Coronella laevis, die Schlingenschlange — Colaber Aesculapii, die Aeskulapischlange — Tropidonotus natrix, die Ringelnatter und Tropidonotus tessellatus, die Würfelnatter. Giftig sind von diesen nur die drei ersten, und ihnen gilt für gewöhnlich auch nur die professionelle Schlangenjagd, da es für die Wissenschaft und das praktische Leben natürlich ein großes Interesse bietet, den Beißapparat, die Giftdrüsen und die chemische Natur des Schlangengiftes kennen zu lernen, um endlich einmal prompt wirkende Mittel gegen die lebensgefährliche Vergiftung ausfindig zu machen.

In einer vielgenannten österreichischen Universitätsstadt, befanden sich vor etwa einem Dezennium zufälliger Weise mehrere Dozenten, welche die Untersuchungen über Schlangengift und Schlangengift zum Gegenstande ihres speciellen Studiums gemacht hatten. Da diese Herren natürlich eine große Menge lebender Giftschlangen brauchten, hatten sie einen Mann in ihren Dienst genommen, der ein Virtuose in dieser unheimlichen Jagd war. Verfasser dieser Zeilen kam auf zahlreichen Bergpartien mit diesem Spezialisten zusammen, und was er hierbei über die Schlangenjagd aus den Mittheilungen jenes Mannes und aus eigener Beobachtung seiner Fangmethode geschöpft hat, soll in gedrängter Darstellung nachstehend wiedergegeben werden.

Die Sandvipere und die von manchen als eine Abart derselben angesehene Aspisvipere sind keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, auf die südlichsten Gipfel des deutschen Sprachgebietes beschränkt, sondern finden sich auch in Lothringen, in der Pfalz und im südlichen Bayern, und sie sind schon dadurch eine Gefahr, daß sie sich chameleonartig der Farbe des Bodens anpassen und man sie nur selten eher bemerkt, als ein Rencontre mit der Schlange unvermeidlich ist. Wenn man die Kreuzotter nun auch dank ihrer dunkleren Färbung viel leichter erkennt, so ist dafür auch ihr Verbreitungsgebiet ein ungleich größeres. Sie ist in den meisten Theilen Europas heimisch und steigt auf den Alpenmatten bis über 2000 Meter in die Höhe; insbesondere in Deutschland giebt es nur wenige Gegenden, und zwar seltener Weise nicht im kalten Norden und Osten, sondern in den warmen Bezirken auf beiden Ufern des Rheins, wo sie nicht schon nachgewiesen worden wäre.

Der oben erwähnte Schlangenjäger, dem ich meine Ansicht aussprach, daß die Kreuzotter nur an sonnigen Berglehnen hause, wies mir die Nichtigkeit dieses weit verbreiteten Glaubens, dadurch handgreiflich nach, daß er mir freilebende Exemplare ebensowohl im Walde wie in der Heide, auf Wiesen, auf Feldern, in Weinbergen, im Gebüsch und sogar im Toorfuor und auf der Alm vor Augen führte. Nächst den nach Süden gelegenen Bergabhängen, wo Wurzeln, Steine und Geröll ihr stets gelegenen Unterschlupf bieten, sucht sie sogar mit Vorliebe Moorogegenden auf, wenn sie nur daneben Gelegenheit hat, sich reichlich im Trocknen zu sonnen, wobei sie sich nie weit von ihrer Wohnung aufhält, als welche ihr ein Maulwurfsloch oder sonst eine Höhlung unter Wurzeln und Steinen dient. Sie hat so gewissermaßen ihren festen Standplatz, und mein Gewährsmann, der sie in einem seiner besten Reviere ebenso genau kannte, wie ein Förster die Stelle, wo die Rehe wechseln, zeigte mir auf einer bergigen Steinhalde binnen einer halben Stunde an den vorher genau von ihm bezeichneten Stellen nicht weniger als 11 große, ausgewachsene Kreuzottern. Hier lagen die Reptile in schlängeliger apathischer Ruhe in den Strahlen der prallen Mittagssonne, schneckenförmig zusammengerollt, ohne sich, trotzdem

wir uns bis auf wenige Schritte leise näherten auch nur im mindesten zu rühren, und dieser passiven Ruhe, welche die Schlangen tagsüber beobachten, ist es zu danken, daß der Wanderer, wenn er nicht mit geübtem Blick die von den Tieren bevorzugten Orte mustert, verhältnismäßig selten eines zu Gesicht bekommt, obwohl er gewiß schon Dutzende Male dicht daran vorbeigegangen ist.

Ganz anders sah die Szene aus, als ich einmal mit meinem Gewährsmann an einem herrlichen warmen Vollmondabend im September über dieselbe Steinhalde schritt. Die Tiere waren wie verwandelt; in eifriger Bewegung suchten sie ihre Reviere ab, und ob es nun die Gesichtswahrnehmung oder das Gehör oder vielleicht beides war, welches ihnen unsere Anwesenheit verriet, jedenfalls gelang es nicht auf näher als 5-6 Schritt heranzukommen, ohne daß sich die Schlangen aufrichteten und mit leisem Zischen gegen uns Front machten.

Zur Pürsche wählte der mehrfach erwähnte Schlangenfänger natürlich am liebsten die Mittagsstunden klarer Tage. Sein Jagdgerät bestand dabei in nichts anderem als einem langen Stock, auf dessen einem Ende ein lyraförmig gebogenes Stück starken Drahtes montiert war und einem botanisiertrömmelartigen Behältnis zur Aufbewahrung der Gefangenen oder wenn er dieses nicht bei sich führte, ein einfaches Säckchen aus starker Leinwand. Die Annäherung an die zusammengerollten Schlangen durfte nicht von der Sonnenseite, sondern mußte rückwärts erfolgen, da der Schatten des Angreifers andernfalls vorzeitig das Tier alarmiert haben würde. Wenn dann der Jäger, der übrigens immer die Vorsicht brauchte, das daneben liegende Terrain auf die etwaige Anwesenheit einer zweiten Schlange zu prüfen, sich auf die Länge seines Fangstockes genähert hatte, erregte er eine Geräusch oder stampfte heftig auf den Boden auf, worauf die Schlange sofort den Kopf hob, um nach der Ursache der Störung zu fahnden. In diesem Augenblick legte sich aber auch schon die hohlkehle der lyraförmig gebogenen Gabel um die Halsgegend des Tieres, wenn man von einer solchen bei den Schlangen überhaupt sprechen kann, womit aber nur die Partie unmittelbar hinter dem Kopfe bezeichnet sein soll, und drückte das völlig überraschte Reptil blitzschnell zu Boden. Unfähig den Kopf zu rühren, und auch nur die geringste Beißbewegung zu machen, peitscht nun die Schlange in rapiden Bewegungen, deren Anblick nichts für nervenschwache Personen ist, den Boden bis der Fänger des Schwanzendes habhaft wird und an diesem die Schlange in die Höhe hebt, deren Kopfende er aus der Gabel losläßt. Diese Prozedur, die bei den Uneingeweihten stets Entsetzen und Angst für das Leben des Jägers erregt, ist völlig ungefährlich; denn die Schlange, die sich natürlich bemüht, nach der sie festhaltenden Hand zu beißen, müßte ganz unnatürliche Muskelkräfte haben um sich frei hängend bis zur Hand, die sie hält aufzurichten. Thatsächlich gelingt es ihr nie, die halbe dazu erforderliche Höhe zu überschreiten, und der Jäger ist, wenn er nur die Schlange weit genug vom Leibe mit gestrecktem Arme festhält völlig, in Sicherheit. Er ergreift nun das Säckchen, dessen Öffnung er freilegt und etwa hebt und läßt die Schlange, die augenscheinlich an nichts anderes denkt als sich zu verkriechen, in ihr Gefängnis hinein schlüpfen.

Um mehrere Schlangen ohne Gefahr einzusperren zu können, dient das schon erwähnte blecherne Behältnis von der Form einer botanisiertrömmel; dieses hat an beiden schmalen Enden durch Schieber verschließbare Öffnungen, ist in der Mitte durch eine Zwischenwand in zwei Hälften getrennt, deren Kommunikation durch einen Schieberverschluss gesperrt und geöffnet werden kann. An den Seitenwänden befinden sich Scheiben aus Glimmer, durch die man sich von dem Drei-

ben der höchst unruhigen Tiere überzeugen kann. Die ganze Vorrichtung dient dazu, wenn sich schon mehrere Schlangen in Gefangenschaft befinden, mit Hilfe der Vorlammer einen neuen Häftling sicher einzusperren zu können, ohne daß die anderen Fluchtversuche machen können.

Der gewandteste Schlangenjäger ist natürlich nie sicher, doch einmal gebissen zu werden, und muß Mittel bei sich führen, einen Schlangengiß gegen den es noch immer kein sicheres Gegenmittel giebt, nach Möglichkeit unschädlich zu machen. Diese Mittel sind erstens eine oder mehrere starke Violinsaiten, welche oberhalb der Bißwunde, d. h. näher am Herzen so fest angelegt werden, daß sie fast ins Fleisch schneiden, womit die Blutzirkulation und die Weiterverbreitung des Schlangengiftes in den Gefäßen verhindert wird, ferner ein scharfes sauberes Messer zum tiefen Einschnitten und kreuzweisen Aufschließen der dann sicher ausblutenden Wunde und endlich eine tüchtige Flasche voll schwerem Alkohol, d. h. irgend einem starken Schnaps wie Rum, Araf, Korn und ähnliche Getränke, der rücksichtslos, ohne vor einem etwaigen Nausch zurückzuschrecken, getrunken werden muß, und das beste Gegenmittel bildet, um der drohenden Herzlähmung entgegen zu wirken.

Das Verhalten der Schlangen ist in jedem Falle unberechenbar; es kommt vor, daß Unkundige Kreuzottern fangen, in der Meinung ein ungiftiges Reptil vor sich zu haben, mit der unheilvollen Bestie spielen, sie freilassen, wieder einzufangen und sonst allerhand Allotria treiben, ohne daß sie zu beißen verjücht; in anderen Fällen habe ich beobachtet, daß Kreuzottern schon aus der Entfernung von 5 oder 6 Schritt auf harmlos grasende Haustiere losgegangen sind.

Kommt man in eine Sommerfrische oder in einen Badeort und erkundigt sich nach der Existenz des giftigen Gewürms, so wird man von Gastwirten und anderen interessierten Leuten, die kaum einmal so recht in die freie Natur kommen, fast stets die fast beleidigt klingende Antwort erhalten, daß so etwas hier nicht vorhanden sei, und auch andere, die es besser wissen könnten, sagen dasselbe. In neun Zehntel aller Fälle ist die Antwort Leichtfertigkeit oder bewußte Verlogenheit, diktiert vom Eigennutz und der Angst, vielleicht einen Sommergast durch eine wahre Antwort zu verärgern. Der Verfasser dieser Zeilen beobachtete einmal auf einer kleinen Bahnhofsstation in Thüringen, keine 20 Schritt von den Schienen auf dem Grasplatz der gärtnerischen Anlage neben dem Stationsgebäude eine ausgewachsene Kreuzotter, obwohl am Abend vorher ein einflussreicher und ebenso gebildeter Herr aus diesem Orte die Abwesenheit von Schlangen strikte behauptet hatte.

Man wird daher immer gut thun, selbst auf der Hut zu sein, und wenn wir Männer auch dank unserer Kleidung wenig zu befürchten haben, so können doch Frauen und frei umherspielende Kinder mit nackten Armen und Beinen nicht nachdrücklich genug gewarnt werden. Denn ein Unglück ist schnell geschehen: Latet angius sub herba. Unter Blumen lauert die Schlange.

In der Hochzeits-Nacht.

Von St. Bladerski.

Am Schlosse Montgomery herrschte das regste Leben. Es galt der Hochzeitsfeier des jungen Grafen, der sein altes Adelschild mit amerikanischem Golde neu aufpolieren mußte. Ja, die Grafen von Montgomery saßen statt auf einer Gold-, auf einer Schuldenbank fest, und in die Besuche der Gutsnachbarn mischten sich brünstigend oft die Besuche der Gerichtsvollzieher. Da trat Fräulein Evelyn Main auf den Plan. Graf Edmund hatte sie

in Paris gelegentlich der Welt-Ausstellung kennen und lieben gelernt. Mein Himmel, — wenn ein Graf von Habenicht's einer Dollar-Millionärin gegenüber sitzt, verliebt man sich so leicht . . . das „blaue Blut“ revoltiert auch durchaus nicht, wenn man erfährt, daß die amerikanischen Millionen einem Schweinehandel entstammen, der noch heute in Chicago schwunghaft betrieben wird. Für die Millionen war es die Hauptsache, daß sie vorhanden waren, — und für den Grafen auch.

Verlieben, — verloben war Eins, die amerikanischen Damen kümmern sich garnicht um das altmodische Ceremoniell. Und jetzt war schon die Hochzeit!

Eine vornehme, großartige Hochzeit! Das Diner war von verschwenderischer Opulenz. Das Schloß prangte im lichtesten Flammenschmuck, eine solche Illumination war noch garnicht dagewesen.

Eben war der Nachtschiff herum gereicht worden, die Herren rauchten schon, jeden Augenblick konnte die Tafel aufgehoben werden, — das junge Paar trat dann sofort seine Hochzeitsreise an. . . .

Da sprach eine ziemlich korpulente Dame, deren Ringe und Kollier mit Brillanten überfät waren, sehr eindringlich auf die junge Frau Evelyn ein. Mit honigsüßem Lächeln meinte sie:

„Nun, meine liebste, beste Frau Gräfin, möchten Sie jetzt nicht auch eine kleine Inspektion Ihrer zukünftigen Wohnung vornehmen?“

Die junge Frau warf einen fragenden Blick auf ihren Mann. „Ja, ja,“ beeilte sich die Dame zu versichern, „heut darf Gräfin Evelyn noch ohne Erlaubnis ihres gestrenghen Herrn und Gemahls sich ihrer Freiheit erfreuen. Außerdem möchte ich gern Ihren Herrn Gemahl auf einige Minuten in Anspruch nehmen.“

Frau Evelyn erhob sich. „Sehr gern, Madame Smith,“ erklärte sie errötend. Es war ihr zwar nicht angenehm, daß sie gerade jetzt von ihrem Manne getrennt werden sollte, aber . . . Nun, Missis Smith war doch die ehrenwerte Dame gewesen, welcher sie die Bekanntschaft mit dem Grafen Edmund verdankte. Man hatte sich kennen gelernt in den Salons eines Pariser Bankiers und diese Bekanntschaft hatte Frau Smith vermittelt. Die junge Amerikanerin mußte, unbekannt mit den Verhältnissen in Europa, die Hilfe einer erfahrenen Dame unbedingt in Anspruch nehmen. Diese Dame war Frau Smith und Evelyn wurde immer von dem Gefühl beherrscht, als ob sie dieser Frau zu großem Dank verpflichtet sei. Aber hinter die Kulissen hatte sie noch nicht zu sehen vermocht.

„Nun, mein lieber Herr Graf, bitte, folgen Sie mir.“ Mit stolzem, majestätischem Schritt pustete das weibliche Automobil durch den Saal. Der Graf schlich mit peinlich trüblicher Miene hinter ihr drein. Man gelangte in das Herrenzimmer. Da schlug die „Dame“ sofort einen anderen Ton an. Sie erklärte kurz und bündig: „Jetzt ist es endlich an der Zeit, unsere Rechnung auszugleichen. Bis morgen Mittag müssen die Wechsel bezahlt sein, die ich, mit ihrer Querschrift versehen, in meinen Händen habe. Sie wissen, Sie haben mir diese Summe ohne Weiteres für meine Dienste zugebilligt. Jetzt also haben Sie den Goldfisch geangelt. Ich habe meine Schuldigkeit gethan, thun Sie die Ihrige . . .“, endete sie ihre Ansprache mit großem Pathos.

„Aber liebe Frau Smith,“ wendete der Graf ein, „Sie hatten mir doch gestattet, die enorme Summe in Raten abzuzahlen. Sie hatten mir ferner versprochen, die Raten so zu bemessen, daß ich nicht in Bedrängnis gerate. Außerdem betonten Sie, daß meine Frau von dem schmählichen Handel nie in ihrem Leben etwas erfahren solle . . .“

„Nun ja,“ unterbrach ihn Frau Smith ungeduldig, „was ist denn weiter dabei? In solchen Fällen verspricht man Alles und noch

Einiges dazu. Wenn es sich natürlich nur um mich handelte, — aber ich habe doch auch Kompagnons. Die lassen mir keine Ruhe. Die bestehen auf ihrem Schein, weil sie der Ansicht sind, daß nach der so überaus glücklichen Abwicklung des „Geschäftes“ auch der ausbedungene „Kaufpreis“ sofort erlegt werden müsse.“

„Aber geehrte Frau“, bat der Graf, „wie soll ich denn heute, in der Brautnacht, diese enorme Vermittlungsgebühr aufbringen?“

„Das ist uns gleichgültig“, meinte Frau Smith. „Wir haben unsere Provision ohnehin schon viel zu niedrig bemessen, — lumyige 15 Prozent. Und Sie heimsen zweieinhalb Millionen durch einen Federstrich auf dem Ständesamt ein. Dazu haben wir Ihnen noch 25 000 Frchs. baar vorgestreckt, damit Sie sich halbwegs rangieren könnten.“

„Da habe ich ja eine Riesensumme zu zahlen“, antwortete entsetzt der Graf.

„So schlimm ist's nicht“, lächelte die Heirats-Vermittlerin cynisch. „Sie haben doch eine wunderhübsche Frau als Zugabe zu den Millionen bekommen.“

Der Graf taumelte zurück, als ob ihn ein entwürdigender Schlag getroffen hätte. Aber er beherrschte sich, sohnst —

„Und dabei ist die Sache doch ganz einfach“, meinte die würdige Frau, „wir haben bei Ihrer Frau Gemahlin durchgesetzt, daß Sie mit derselben in Gütergemeinschaft leben. Sie besitzen also das Verfügungsrecht über ihr Vermögen. Also — benutzen Sie einen günstigen Augenblick und verlangen Sie die Herausgabe der Schlüssel zur Kassetten.“

„Das geht nicht, das thue ich entschieden nicht“, stöhnte der Graf. „Bedenken Sie das unschuldsvolle Gemüt meiner Frau.“

„Na ja“, behnte sie, „das bedenke ich ja eben. Und deshalb müssen Sie sich aus dieser unangenehmen Situation herauszwickeln. Sie brauchen die Wertpapiere Ihrer Frau gar nicht zu verkaufen, wenn Sie dieselben bei der Bank beleihen lassen, — dann befreie ich Sie von meiner Anwesenheit.“

Dem jungen Ehemann trat der Angstschweiß auf die Stirn. „Sie setzen mir das Messer an die Kehle, Sie bringen mich zur Verzweiflung“, schrie der Graf voll Empörung auf.

„Sie brauchen sich gar nicht aufzuregen“, wehrte die Frau ab, „ich verlange nicht mehr und nicht weniger als das, zu dessen Zahlung Sie sich durch Ihre Unterschrift verpflichtet haben. Und in den Gerichtsangelegenheiten kennt man ja Ihre Unterschrift bereits sehr gut! Ich könnte schließlich mit der gnädigen Frau Gräfin direkt reden.“

„Nicht ein Wort weiter!“ brauste der Graf auf. „Ich verbiete Ihnen, meine Frau in dieser Weise zu beleidigen.“

„Ob Beleidigung oder nicht ist mir gleichgültig“, meinte die ehrwürdige Dame, „aber das Eine ist sicher: lösen Sie Ihre Accepte nicht pünktlich ein, dann lasse ich Ihrer wertgeachteten Frau Gemahlin unsere detaillierte Rechnung morgen überreichen. Daraus wird dieselbe ja ersehen, wem sie eigentlich ihr Glück verdankt.“

„Sie werden Ihr verfluchtes Geld bekommen“, brauste der Graf im höchsten Zorne auf, „aber jetzt verlassen Sie das Zimmer.“

„Na, seien Sie nur friedlich“, lachte Frau Smith höhnlisch, „ich habe noch in viel feineren Familien verkehrt, aber herausgeschmissen bin ich nirgends worden.“, sie wandte sich kurz ab und warf die Thür dröhnend in's Schloß.

Benige Minuten später erschien der Graf im Ballsaal. Seine junge Frau eilte ihm glückstrahlend entgegen.

„Ich komme“, meinte er, etwas blaß zwar im Gesicht, aber anscheinend ganz heiter, „um meine liebe Königin zu bitten, mit mir den Ball zu eröffnen.“

Evelyn lehnte sich voll Zärtlichkeit und Singabe an seine Schulter. Man tanzte. Es gab in der Gesellschaft nur eine Stimme: das junge Ehepaar war all den Tanzenden an Lebhaftigkeit und Grazie weit voraus.

„Liebster“, sagte sie endlich, „lassen wir jetzt das Tanzen. Du wirst ermüdet sein und ich bin es ebenfalls. — Du kannst Dir denken: nach all' den Aufregungen des Tages.“

„Aber freilich“, pflichtete er bei, „ich selbst bin ganz erschöpft.“

„Sie können ruhig gehen“, erklang da neben ihnen eine schrille Stimme. Frau Smith stand in ihrer Nähe. „Ich werde Ihr Verschwinden vor der Gesellschaft schon zu rechtfertigen verstehen.“

„Wie dankbar ich Ihnen bin“, hauchte die Gräfin, — sie merkte nicht, daß ihr Mann eine Geberde des Abscheues machte. „Wo umziehen zur Hochzeitsreise.“, dabei gab sie ihrem Mann einen leichten Schlag mit dem Fächer auf die Schulter.

„Natürlich, brechen wir auf, vorwärts, en avant“, lachte der Graf. Die Gräfin eilte in ihr Ankleidezimmer. Oh, sie sah schmunzelnd in ihrem Reifekostüm: dem langen weißen Mantel, dem Alpenhut mit der Adlerfeder und der Edelweiß-Blüte . . .

Wo aber blieb ihr Mann? Der ließ sich ja gar nicht sehen! Wahrscheinlich hatte er mit seiner Garderobe mehr zu thun als sie. Da beschloß sie denn mal nach dem Rechten zu sehen. Auf den Zehenspitzen schlich sie den Korridor entlang. Ah, — zuerst das Schlafzimmer. Sehr schön eingerichtet: prächtvolle Gardinen, Gobelins, alles silblich . . . aber jene Traulichkeit, jene Gemütlichkeit, die Frau Evelyn gewünscht hätte, fehlte vollständig. Es war eben das Schlafzimmer eines Junggesellen. Dabei war es dunkel in dem Zimmer und nur durch die Portiere drüben schimmerte schwaches Licht. Auf den dicken Smyrna-Teppichen gelaugte die junge Frau geräuschlos bis zur Portiere . . . in das Arbeitszimmer ihres Mannes.

Und wirklich, — da im Lehnstuhl saß der Graf. Er sah merkwürdig verändert aus. Im Ballsaal war er „forscher“ gewesen. Auf dem Schreibtisch lagen ganze Stöße von Papieren, Briefen . . . zerdrückt, zerrissen. Das war doch eine ganz komische Sache.

Da hob sie die Portieren auseinander. „Entschuldige, daß ich Dich störe“, begrüßte sie ihren Mann mit herzlichem Lächeln, „Du bist wohl sehr beschäftigt?“

Entsetzt sprang er auf. „Beschäftigt? Ja — nein! Ja doch, ich war beschäftigt. Da sieh' mal hin“, und er wies auf den Stoß der zerrissenen Papiere.

Evelyn las einige der Briefe und sah sich die Wechsel an.

„Die Briefe sind ja alle an mich adressiert“, meinte sie ganz glücklich, „wegen der paar Wechsel brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Darum machst Du heute, an unserem Hochzeitstage, ein so betrübtetes Gesicht, siehst da, als mühtest Du verzweifeln wie ein Lebensmüder?“

„Du triffst es, verzweifeln . . .“ seufzte der Graf; doch wie er in ihre lieben Augen blickt, die so fragend auf ihn gerichtet sind, da — er weiß selbst nicht wie — bricht er in Thränen aus und beichtet ihr alles, erzählt von all' seinen Verhandlungen mit der Heiratsvermittlerin.

Die Gräfin hört mit eisiger Ruhe zu. „Na ja“, meint sie dann langsam und bedächtig, „das war so ein Business, ein truggees forliss, aber sag' mal, liebst Du mich denn wirklich?“

„Evelyn!“ Der Graf sank zu ihren Füßen nieder, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küffen. „Evelyn, kannst Du mir verzeihen?“

„Mach' keinen Unstinn“, lachte sie, hob ihn empor und brückte einen herzhaften Kuß auf seine Lippen. „Hier hast Du die Schlüssel zu

meiner Kassetten: bezahle die Baube und dann mach' Dich fertig zur Abreise . . ., zur Hochzeitsreise!“

Affertei.

* Freundschaftlicher Rat. A.: „... Alle meine Versuche, mich Fräulein Dr. jur. Müller zu nähern, sind bis jetzt schlaggeschlagen! Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen sollte, mit ihr bekannt zu werden!“ — B.: „Bringen S' doch Einen um, und übertragen S' ihr die Verteidigung!“

* Das Advokaten-Schnucken. Papa: „Höre, Frischchen, wenn Du Dich jetzt aber nicht bald änderst und fleißiger wirst, dann mache ich kurzen Prozeß und —!“ — Frischchen: „Das glaub' ich Dir nicht, Papa!“

* Romanstil. Ein Schuchmann forderte die Leute in so barschem Tone auf, auseinander zu gehen, daß diese vor Schreck zusammenfuhren.

* Sonst und jetzt. Wenn früher ein Schriftsteller ein neues Stück schreiben wollte, mußte er erst neue Eindrücke sammeln, heute braucht er bloß neue Ausdrücke.

* Er kennt sich aus. Bürgermeister (einer kleinen Stadt, in der eine Feuerbrunst bedenklich um sich greift, zum Feuerwehrhauptmann): „Hauptma', d' G'schicht wird schlimm! . . . Was meinst D' denn?“ — Feuerwehrrhauptmann: „Was I' mein? Ercht war'ja ja bloß a Affekturanzfeuerl, a Klein's; dann — wie's'n Nachbar erwischt hat — sch' a Schadenfeuerl; — oba jetzt, G'botta — wenn nur nit gar a großer Verschönerungsbrand d'raus wird!“

* Zu ängstlich. Beamter (großer Streber): „Ich habe mir einen Gerabehälter bestellt, hoffentlich erfahren es meine Vorgesetzten nicht.“

* Merkwürdiger Zustand. „Sie waren früher solch' ein eifriger Radfahrer. Haben Sie die Lust daran verloren?“ — „Ja, vollständig! Mir hängt das Rad jetzt förmlich zum Halse heraus, während mir ein Automobil im Kopfe herumgeht.“

* Mißverstanden. „Ich möchte Jacherlin haben.“ — „Für wieviel?“ — „Gezählt hab' ich sie noch nicht.“

Rätsel.

Ich wachse aus der Erde und kleide
jedermann
vom Kaiser und vom König bis auf den
Bettelmann.

Charade.

Als Erstes strahl' ich hoch und hehr,
Ich zeige dir Wald, Land und Meer;
Der Himmel mit der Sterne Lauf,
Zog dich, mein Haupt, zu sich hinauf.
Das Zweite achtet stets die Welt,
Wenn es in Würde sich erhält.
Doch dünkt es sich, etwas zu sein,
Ja dann erscheint es winzig, klein.
Das Ganze, arbeitsam und schlüch,
Sieht lange Zeit den Himmel nicht.
Was Manchem Glück und Glanz verleiht,
Schafft Jener ihm in Dürftigkeit.

Logogryph.

Mit H hat es der Ecken vier,
Es hat nicht jedermann.
Mit M ist es ein kleines Tier,
Das tüchtig beißen kann.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Silberrätsel: Ich habe keine Zeit müde zu sein.

Rätsel: Atem.

Anagramm: Geburt.

Charade: Brauttschak.

Logogryph: Falkon, Balken, Balken.

Homonym: Gera.

Buchstabenrätsel: Ginterhatt.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 6. September. Magnus, Abt. Nachm. 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Carmelitessen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachm. 1, 6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armensoelen-Andacht. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. Samstag, 7. September. Regina, Jungfrau und Märtyrin. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten. (Maria Geburt).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 1, 1-16. „Buch der Abstammung Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams. Abraham aber zeugte Isaak: Isaak aber zeugte Jakob: Jakob aber zeugte Judas und seine Brüder. Judas aber zeugte Phares und Sara von der Thamar: Phares aber zeugte Esron: Esron aber zeugte Aram: Aram aber zeugte Aminadab: Aminadab aber zeugte Naasson: Naasson aber zeugte Salmon: Salmon aber zeugte Booz von der Rahab: Booz aber zeugte Obed aus der Ruth: Obed aber zeugte Jesse: Jesse aber zeugte David, den König: David, der König, aber zeugte Salomon von der, welche des Urias (Weib) gewesen war: Salomon aber zeugte Roboam: Roboam aber zeugte Abias: Abias aber zeugte Asa: Asa aber zeugte Josaphat: Josaphat aber zeugte Joram: Joram aber zeugte Ohas: Ohas aber zeugte Joatham: Joatham aber zeugte Achaz: Achaz aber zeugte Amos: Amos aber zeugte Josias: Josias aber zeugte Jechonias und seine Brüder um die Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Und nach der babylonischen Gefangenschaft zeugte Jechonias den Salathiel: Salathiel aber zeugte den Jorobabel: Jorobabel aber zeugte Abiud: Abiud aber zeugte Eliacim: Eliacim aber zeugte Azor: Azor aber zeugte Sadoc: Sadoc aber zeugte Achim: Achim aber zeugte Eliud: Eliud aber zeugte Eleazar: Eleazar aber zeugte Nathan: Nathan aber zeugte Jakob.“ — „Jakob aber zeugte Joseph, den Mann Maria, von welcher geboren wurde Jesus, der genannt wird Christus.“

Die Ceremonien unserer Kirche.

V.

Der Weisheit Gottes, lieber Leser, hätten viele Wege offengestanden, die Welt zu erlösen, und es wäre nicht notwendig gewesen, daß der Sohn des ewigen Vaters im Schooße einer irdischen Mutter menschliches Fleisch annahm. Nachdem aber einmal vom dreieinigen Gott beschlossen war, daß der ewige Sohn als wirkliches Glied unseres Geschlechtes sich in die Kette der sündigen Kinder Evas eingliedern lasse und in allem — die Sünde allein ausgenommen — uns gleich werde, mußte Er sich eine Mutter wählen, um in deren ebenedeitem Schooße unser menschliches Fleisch anzunehmen.

Weder Rebekka noch Ruth noch irgend eine andere der hervorragenden Frauen des Alten Bundes ist dieser Ehre würdig: Maria wird erkoren aus allen ihres Geschlechtes! Diese Wahl erhebt sie über alle Engel und Menschen.

Das heutige Festtagsevangelium bringt uns gewissermaßen den Adelsbrief ihrer Geburt. Freilich treten da zunächst die Ahnen ihres heiligen Gemahls Joseph vor uns auf; allein es ist zu beachten, daß die Abkommen des einen Stammes nicht mit den Abkommen eines anderen Stammes sich vermählen durften — weshalb es auch bei den Juden nicht Sitte war, die Sprossen eines Stammes von Seite der Frau aufzuzählen. Wenn daher der Evangelist sagt, daß Joseph der Vermählte Maria's war, so beweist der aufgestellte Stammbaum auch, daß Maria, die Mutter Jesu, aus dem

Stamme Juda und aus dem Hause und Geschlechte des Königs David war. —

Wir verfolgten jüngst schon, lieber Leser, die Entwicklung der Ceremonien und Gebräuche unseres Gottesdienstes in der apostolischen Zeit, also im ersten Stadium. Da nahten nun bald die Stürme der Christenverfolgungen. Die junge Saat der christlichen Lehre sollte verheert, ja, vernichtet werden. Selbstredend waren die blutigen Verfolgungen der Entfaltung eines herrlichen Gottesdienstes wenig günstig. Wohin die Blutbefehle drangen, da wurden auch die geweihten Kirchensachen geraubt, geplündert oder verunehrt. So trat eine gewisse Armut des gottesdienstlichen Lebens ein; sie schien zu den Thränen, zu der Trauer zu passen, in die so viele edle Christen jeden Standes, Alters und Geschlechtes versenkt wurden. Der Zustand der christlichen Gemeinden war zu schmerzlich, als daß man hätte daran denken können, den Gottesdienst mit großen Feierlichkeiten zu begehen. Und wie oft mußte man sich auf das Allernotwendigste beschränken; denn die Hirten waren geschlagen und die Schafe zerstreut. Wie eine Mutter trauerte die Kirche um ihre Kinder. Sie ward verschleucht in unterirdische Gewölbe; sie stieg in die Katakomben hinab und reichete dort den Jhrigen das Brot des Lebens; dort betete man und bereitete sich vor auf den nahen Martertod.

Jedoch aus den großen, Jahrhunderte dauernden Kämpfen, die den Himmel mit Heiligen bevölkerten und die Erde mit dem Segen des Marterblutes tränkten, ging die Kirche, weil sie die Verheißung ihres göttlichen Stifters

Kirchenkalender.

Sonntag, 8. September Fünftehnter Sonntag u. Pfingsten. Maria Geburt. Adrian, Martyrer. Evang. u. d. hl. Lukas 7, 11-16. Epistel: Galater 5, 25-26 und 6, 1-10. Festtagsevangelium nach dem hl. Matthäus 1, 1-16. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1, 4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Maria Himmelfahrts. Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. ● St. Martinus: Maria Geburt mit Oktav und vollkommenem Ablass unter den gewohnten Bedingungen. hl. Messe 6, 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion f. d. Marian. Jungfrauen-Kongregation, 8, 1, 9 Uhr Hochamt, 10 Uhr sakramentalische Prozession durch die Neustadt, 11 Uhr hl. Messe. Nachm. 4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Jungfrauen-Kongregation, Haupttitularfest derselben. Abends 6 Uhr halbjährige Versammlung der Bruderschaft von Jesus-Maria-Joseph mit Festpredigt, Umzug und Tebeum. — An den übrigen Oktavtagen ist 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt und abends 1, 8 Uhr sakramentale Andacht. ● Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe 1, 9 feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Festandacht.

Montag, 9. September. Gorgonius, Martyrer. ● St. Lambertus: Feier des ewigen Gebetes. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerh. Sakramentes, 9 Uhr feierliches Hochamt und 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachm. von 12 Uhr an Betstunden, abends 8 Uhr feierl. Komplet.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

hatte, siegreich hervor. Schon gleich in den Tagen des großen Kaisers Konstantin, als kaum der Regenbogen des Friedens, nach 300-jährigen Stürmen, am Himmel der Kirche sichtbar wurde, da entfaltete sich rasch ein reges kirchliches Leben. Nun zuerst erglänzte auf neuerbauten Tempeln das Kreuz. Triumphierend zogen die Bischöfe und Priester in die Heiligthümer ein an der Spitze ihrer im Blute geadelten Herden. Nun wurde die Liebe erfinderisch, um die über den Gräbern der heiligen Martyrer errichteten Kirchen anzuschmücken, den Gottesdienst zu verschönern und die heiligen Zeichen und Sinnbilder des Glaubens in das ganze menschliche Leben, in Hütten und Paläste, zu weben.

Beispielsweise erinnere ich an den auch heute noch ausschließlich katholischen Brauch, das Kreuzzeichen vor und nach dem Gebete zu machen. Es gehört aber schon etwas Mut dazu, diese religiöse Ceremonie im Angesichte von Protestanten zu machen, weil diese ihn vielfach zu einem Zeichen altweltlichen Aberglaubens stempeln möchten. Da wird es gut sein, einmal zuzusehen, was schon der alte Tertullian († c. 240) darüber geschrieben hat: „Wir bezeichnen (schreibt er) die Stirn mit dem Kreuzzeichen, wenn wir ausgehen oder nach Hause kommen, wenn wir unsere Kleider oder Schuhe anlegen, wenn wir ins Bad gehen oder uns zu Tische setzen, wenn wir unsere Lichter anzünden, wenn wir uns niederlegen oder wenn wir uns setzen.“ — Fiktwahr, sagt mit gutem Humor ein bekannter irländischer Schriftsteller, hier gab's an einem einzigen Tage Kreuze genug, um die eifrigste unter den alten katholischen Damen von ganz Irland auf eine Woche damit zu versorgen.

Nach den gelegentlichen Vorwürfen zu urteilen, die man bei den alten Vätern der Kirche in dieser Hinsicht findet, war die Scheu, gesehen zu werden, wenn man das Kreuzzeichen machte, auch den alten Katholiken nicht ganz fremd. „Laßt uns nicht erröten“, sagt der hl. Cyrill von Jerusalem († 386) „Denjenigen zu bekennen, der gekreuzigt worden ist; laßt uns ohne Scheu das Zeichen des Kreuzes mit unseren Fingern auf die Stirn zeichnen!“

Auch der religiöse Gebrauch beim Confitore und bei anderen Teilen des Gottesdienstes an die Brust zu schlagen, ist uralte. Kein Geringerer als der gelehrte heilige Augustinus († 430) sagt in einer seiner Reden: „Wir schlagen an unsere Brust, indem wir sagen: vergieb uns unsere Schuld!“ (Serm. 35).

Von der Seife.

Einige interessante Mitteilungen über Seife wurden am 21. August cr. in der Seifenfabrik von August Luhn & Co., Ges. m. b. H., Barmen, vor ca. 350 Zuhörern des Vereins für Technik und Industrie von einem Mitinhaber der Firma gemacht. Wir glauben, daß es unsere Leser ebenfalls interessieren wird, etwas Näheres über einen Stoff zu hören, dessen man sich täglich und gern bedient, von dem jedoch sehr wenige wissen, wie lange er schon bekannt ist und wie er hergestellt wird. Nach den Mitteilungen des Redners erwähnt Plinius, der in den ersten Jahren unserer Zeitrechnung lebte, die Seife zuerst und so kann man wohl sagen, daß dieses unentbehrliche Reinigungsmittel fast schon seit zwei Jahrtausenden bekannt und geschätzt ist. Plinius verrät sogar das Geheimnis der Fabrikation, indem er mitteilt, die Seife werde aus Nische und Talg hergestellt. Es ist erstaunlich, daß wir im Grunde genommen noch heute dasselbe Verfahren zur Erzeugung der Seife anwenden, wenn auch in der Art der Herstellung und in der Verwendung besserer Chemikalien selbstverständlich Veränderungen eingetreten sind, entsprechend den gewaltigen Fortschritten, welche uns das abgelaufene Jahrhundert auch auf dem Gebiete der Chemie gebracht hat.

Im zweiten Jahrhundert n. Ch. berichtet der damals hochberühmte Arzt Galenus, daß man Seife außer zur Reinigung auch zu medizinischen Zwecken anwende und erwähnt schon Unterschiede in der Güte einzelner Erzeugnisse. Er rühmt vor allen anderen die deutschen. Venedig beherrschte im 15. Jahrhundert den ganzen Weltmarkt in Seife, später wurden jedoch Savona, welches in seinem Namen schon seine Hauptbeschäftigung ankündete, Genua und Marseille die Hauptorte für die Erzeugung.

Im Laufe der Zeit wurde von den Seifenfiedern des Mittelalters bei der Herstellung wesentlich viel gesündigt und durch Verwendung von schlechten Materialien und Zusatz von Salzen die Seifen vermehrt, um einen höheren Gewinn zu erzielen. Wir lesen in der Geschichte Frankreichs, daß z. B. dort im Jahre 1688 Vorschriften für die Herstellung von Seife erlassen wurden. Jahrhunderte lang blieb die Art der Seifenherstellung sich gleich, denn man war zur Herstellung der Alkalien darauf angewiesen, Holzasche und Kalk zu verwenden. Mit der wichtigen Erfindung des französischen Chemikers Leblanc, dem es 1787 gelang, auf einfache Weise Soda in großen Mengen zu erzeugen, tritt ein Wendepunkt ein in der Herstellung der Seife. Sie wurde, da man ein billiges Material zur Erzeugung der alkalischen Laugen in der Soda zur Verfügung hatte, auch den breitesten Volksschichten mehr zugänglich. Wenn wir die in der Weltgeschichte einzig dastehenden Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaft, Technik und Kultur im abgelaufenen Jahrhundert bewundern, so dürfen wir auch die Seife nicht vergessen, von der der berühmte Chemiker Liebig kühn behauptet, „der Verbrauch von Seife bilde einen Maßstab für die Kultur eines Volkes.“

Der sich dem Vortrage anschließende Rundgang durch die bedeutende Fabrik der Firma August Luhn & Co., der größten in Deutschland, zeigte, daß die Kultur in unserem Vaterlande wohl auf einer gewaltigen Stufe stehen müsse, denn die Einrichtungen der Fabrik sind in geradezu verblüffendem Maßstab ausgeführt. Da wurden zunächst die Siedekessel gezeigt, deren die Firma 13 Stück besitzt und in denen die verschiedensten Seifenarten hergestellt werden. Die 3 größten dieser Kessel fassen jeder 100 000 kg oder 10 Doppelwagenladungen auf einmal. In zweien dieser Kessel wurde gerade während Rundganges der Besucher eine gewaltige Menge fertiggestellt und der Anblick der durch Dampf gekochten Massen in den 5 m Durchmesser haltenden Kesseln war ebenso eigenartig wie imponant.

Von den Kesseln ging's zum chemischen Laboratorium, in welchem die Prüfung aller Materialien stattfindet. Dort wird auch von jedem Sub Seife, ehe er den Kessel verläßt, eine Analyse angefertigt und nicht die kleinste Menge darf ohne Erlaubnis des Laboratoriums zur weiteren Verarbeitung zugelassen werden.

Im Formenraum, der zunächst besichtigt wurde, wird die noch warme flüssige Seife aus den Kesseln in große eiserne viereckige Behälter gelassen, in denen sie im Verlaufe von einigen Tagen erstarrt. Alsdann werden die Seitenteile des Kastens abgenommen und der Seifenblock mit dünnem Stahldraht zu Platten und Riegeln geschnitten. Staunend standen die Besucher vor den gewaltigen Blöcken, von denen einzelne ein Gewicht von 5000 kg hatten und eine Dame bemerkte scherzhaft, daß solche Stücke wohl selbst für den Waschtisch des größten Goliath zu schwer seien.

In einem weiteren Raume erfolgte dann das Zerschneiden der Seifenriegel in einzelne Stücke und je nach der Art der Seife noch das Pressen in gefällige Form und das Einwickeln oder Kartonnieren. Wie in einem Bienenkorb ging's in einem anderen Raume zu. Dort wird ein Sondererzeugnis der

Firma: Luhn's Wasch-Extract, gepackt. Automatische Füllmaschinen besorgen das Material in die Kartons und ca. 40 Mädchen prüfen das Gewicht, schließen, kleben und verpacken dieselben in Kisten. Besondere Aufmerksamkeit erregte die Glycerin-Fabrik, in welcher das bei der Fabrikation als Nebenprodukt abfallende Glycerin gewonnen wird. In sauberster Weise sind die großen Vacuum-Verdampf-Gefäße angeordnet in einem hellen, über 8 m hohen Raume, der auch die für den Betrieb dieser Abteilung erforderliche Maschinenanlage enthält.

Trotzdem sich die Besucher allmählig an das Staunen gewöhnt hatten, konnte man doch von allen Gesichtern deutlich die Bewunderung ablesen beim Eintritt in das fünfte Stockwerk des 85 m langen Hauptgebäudes. Man befand sich nämlich einer Anzahl von wirklichen Waggons gegenüber, die hier beladen und entladen wurden. Wie kommen die Eisenbahn-Waggons auf diese Höhe? war die Frage der Besucher. Bei der Öffnung eines großen Schiebethores zeigte sich die sehr einfache Lösung dieses Rätsels, denn hinter der Fabrik auf einer hohen Böschung liegen die Bahngleise und man hat es durch Vermittelung von Drehscheiben und Eisenkonstruktionen ermöglicht, die Waggons direkt in die oberste Etage des Gebäudes zu fahren. Der Anblick gleicht aufs Haar einem Eisenbahn-Schuppen. Der Fassungsraum desselben beträgt 12 Waggons. In diesem Schuppen werden auch die ankommenden Fässer mit Del und Fett durch Dampf entleert und fließt von hier aus das Rohmaterial zunächst in eiserne Vorratsbehälter von 10 m Höhe, die je 10 Doppelwaggons fassen. Von hier aus wird es dann den Siedekesseln durch weite Rohrleitungen je nach Bedarf zugeführt. Bei einem weiteren Gange sehen wir noch einen mit Blei ausgekleideten mächtigen Holzbottich, der ein Dach trägt, welches für ein kleines Wohnhaus genügt. Von einem Podest sehen wir in die mächtige Bleikammer hinein. Unser Führer sagt: „Bassin für Glycerin-Laugen, faßt 10 Doppelwaggons“. Es scheint, als wenn man den Inhalt der Gefäße in der Fabrik auf 10 Doppelwaggons normirt hätte, denn diese hübsch runde Zahl hörten wir auch schon bei den drei Siedekesseln und vier Delbehältern. Erklärlich finden wir diese Verhältnisse erst, wenn wir hören, daß die Firma ca. 75 Waggonladungen, also zwei Eisenbahnzüge, in Bassins lagern kann.

Für die Damen besonders interessant war die Abteilung zur Herstellung der Toilette-Seifen. Eine übersichtlich angeordnete Ausstellung dieser Fabrikate führte dem Besucher die mannigfachen Arten vor, welche die Firma herstellt. Die Maschinen zum Vermischen der Riechstoffe mit den Seifen, Walzwerke zum Kneten und Pressen für alle möglichen Formen nehmen die Aufmerksamkeit der Besucher in Anspruch.

Der weitere Weg führte an der Dampf-Kessel-Anlage vorbei zur elektrischen Centralstation, welche alle Räume mit elektrischem Licht und die zahlreichen Elektromotoren mit Kraft versorgt. Diese Maschinenhalle ist, wenn man den Vergleich gestattet, der Salon der Firma. In einem Zustande der vollkommensten Sauberkeit und Ordnung befindet sich dort alles; die Metallteile sind spiegelblank, der Fußboden ebenfalls und die Porzellanplatten an den Wänden reflektieren jeden Lichtstrahl tausendfach. Die gesamte Kraft der beiden Dampfmaschinen wird durch große Dynamomaschinen in Elektrizität umgewandelt, wir sehen keinen Riemen, der geräuschvoll und Staub mit sich führend, das Maschinenhaus verläßt, um außerhalb lange Transmissionen zu treiben; wir hören nur das leise behagliche Summen der großen Dynamos, und wo im Betriebe der Fabrik Kraft gebraucht wird, summt ein Elektromotor, sobald man nirgendwo längere Transmissionen entdeckt.

Der Rundgang schließt mit der Besichtigung der Pferdeställe, denn außer dem Eisenbahnanschluss sind für den Stadtverkehr noch 14 wohlgepflegte Pferde beschäftigt, die Fabrikate der Firma August Luhn & Co. den Abnehmern zuzuführen.

In anerkennenden Worten sprach der Vorsitzende des Vereines für Technik und Industrie der Firma seinen Dank aus für die freundlichst gestattete Besichtigung, die, davon sei er überzeugt, für alle Teilnehmer von größtem Interesse gewesen sei.

Verrath.

Skizze aus Transvaal von G. E. Jahn (Berlin).

Auf dem Hochplateau ist ein Lager für gefangene Burenfrauen und Kinder errichtet. Eine weite Zeltstadt, von Stachelzäunen umgeben, um die Milizsoldaten mit geladenen Gewehren patrouillieren. Zwischen den Zelten ärmlich gekleidete, halb verhungerte Frauen und Kinder, in deren bleiche Gesichtern die Not ihre Furchen geschnitten hat. Vor einem morschen, geflickten Zelt steht ein Kommando von vier Mann der britischen Miliz. Der Sergeant befindet sich im Zelt und redet auf zwei in demselben weilende Frauen ein.

Die eine dieser Frauen hockt, ein altes Kleidungsstück ausbessernd, am Boden. Ihre Gewänder sind abgetragen und beschmutzt und das feine, durchgeistigte Gesicht bildet zu dieser elenden Umhüllung einen wunderbaren Kontrast. Die andere der Frauen, kniet anscheinend vor einem Haufen Lumpen. Ihr goldblondes, seideweiches Haar ist aufgelöst, fällt lang hinab über den lichtweißen Nacken und legt den harten, grauen Steinboden. Ihre Hände sind verschlungen, wie im Gebet, und sie weint in stummem Schmerz, mehr in sich hinein, als wild aus sich hinaus. In dem am Boden liegenden Haufen Lumpen gewahrt jetzt der Sergeant ein kleines, weißes Kinder gesichtchen, wie eine verdorrte weiße Blume im dunklen Laub. „Good bye!“ murmelt er halbblau zwischen den Zähnen, „wieder einmal ein Opfer des Lagerzypus!“ — „Es hilft aber nichts: ich muß meinen Befehl ausführen!“ Dann laut und fast rauh zu den beiden Frauen: „Nun, wird's bald, Ihr sollt vor den Colonel kommen!“

„Oh, mijn zoetes Kleintjes!“ flüstert die am Boden knieende Frau, die beiden weißen Arme um das Bündel Lumpen schlagend, als habe sie Angst, daß man ihr das Liebste rauben wollte.

Die andere Frau hat sich stolz aufgerichtet. Ihre stahlblauen Augen flammen, und um die blutroten Lippen zuckt es von innerer Aufregung, als sie entgegnet: „Warum kommt der Colonel nicht zu uns, wenn er uns etwas sagen will? So wäre es Mode, für einen Gentleman!“ Sie sprach diese Worte in geläufigem Englisch.

„Fiddle-faddle!“ grunzt der Sergeant: „Mode oder nicht! Ich habe meinen Befehl zu vollstrecken und nötigenfalls mit Gewalt! Verstanden?“

„Ja, die Gewalt habt Ihr!“ entgegnet die junge Frau mit bitterem Hohn, „sonst wären wir Alle nicht hier in dieser Hölle von Lager, ein gefangenes Volk wehrloser Frauen und Kinder!“

Darauf sich zu der am Boden Knieenden niederbeugend und sie sanft umschlingend: „Mybrouw Helene Haverichmidt kommen Sie, wir sollen zum Colonel gehen!“ — Die Angeredete sah wirr um sich, fuhr sich hastig durch die langen Haare und haucht: „Mijn zoetes Kleintjes! Es wird sterben, Marie van der Sloot!“

„Kommen Sie,“ sagt diese energisch, den Arm um die Taille der Weinenden legend und sie emporziehend: „Wir müssen gehen!“

Willenlos gehorchte die junge Frau. Sie ließ sich hinausführen und ging durch den goldroten Sonnenschein, der die grauen Felsmassen erwärmte, daß sie fast weißglühend erschienen, wie eine Traumwandelnde.

Am Fuße eines Abhanges waren mehrere

Schuppen aus Holz und Wellblech errichtet. In einem dieser Schuppen geleitete der Sergeant die beiden Frauen. In Gruppen standen indessen die Gefangenen oben auf dem Hochplateau mit stieren, angstvollen Blicken den Davongeführten folgend. Was konnten die Briten von ihnen wollen? Etwas Gutes war es gewiß nicht! —

In dem großen, leeren Raum des Schuppens herrschte blaues, kaltes Zwielicht. Kalt und düster waren auch die beiden Menschen, die in demselben hausten. Der eine sah auf einem leeren Fuß vor einer großen Kiste, die er als Schreibtisch benutzte, der andere stand, die Hände auf dem Rücken, vor dem einzigen kleinen Fenster, durch das der Raum notdürftig erhellt wurde und sah regnungslos und in Gedanken versunken in die Ferne.

„Hier, Herr Colonel, sind die beorderten beiden Frauen!“ meldete der Sergeant.

Der am Fenster Stehende wendete sich nachlässig und sagte: „Gut — Ihr könnt gehen!“

Dann schritt er langsam, die Hände auf dem Rücken, einige Mal auf und nieder und blieb endlich dicht vor Marie van der Sloot stehen; sie mit drohenden Blicken anstierend. „Ihr Mann ist Feldcornet? Und steht gegen Sr. Majestät Regierung noch unter Waffen?“ herrschte er sie an.

„Ja, Sir!“ Aus ihren blauen Augen leuchtete furchtloser Stolz und Vaterlandsliebe.

„Ihr wißt, daß die ehemaligen Republiken, durch Sr. Majestät Truppen erobert worden sind und nur noch einige irreguläre Rebellenbanden sich umhertreiben, die durch Plündern und Brennen die Ruhe des Landes stören. Darum fordere ich Euch auf, mir den Aufenthalt Eures Mannes augenblicklich anzugeben, der ein Rebelle ist!“

Die junge Frau lachte auf: „Damit Ihr ihn gefangen nehmt, wie uns?“

„Gewiß!“ sagte der Colonel mit eiserner Ruhe. „Wer bis zum 15. September sich nicht ergeben hat, dessen Eigentum wird konfisziert und er selbst für immer aus Südafrika verbannt werden!“

„Ja, wenn Ihr ihn dann habt!“ erwiderte unerschrocken Marie: „In mir findet Ihr keine Verräterin!“

„Man wird Euch zwingen!“ brauste der Briten erzürnt auf. „Man wird Euch nach Indien verschicken in die Festjümpfe!“

„Gut!“ sagte die junge Frau und in ihren Augen flammte die Begeisterung des Märtyrertums, „so wird es eben ein neues Opfer der Chamberlain'schen Politik mehr geben!“

Der Offizier stampfte den Boden: „Man wird Euch zwingen!“ Dann den Arm befehlend erhebend: „Hinaus!“ — — —

Marie gehorchte. Ein scharfer, besorgter Blick streifte Helene Haverichmidt, die in sich selbst zusammengebrochen da stand, als müsse sie jeden Augenblick niederstinken, wie ein von dem Auge der Schlange gelähmtes Vögelchen.

„Die wird nicht stark genug sein!“ flüsterte Marie van der Sloot besorgt.

„Nun,“ wandte sich der britische Offizier rauh an das zurückgebliebene junge Burenweib. „Ihr Mann steht auch noch gegen Sr. Majestät unter Waffen?“

„Ja, ja!“ hauchte sie schon, die irren Blicke von dem Gesicht des einen auf das Gesicht des andern Mannes gleiten lassend. Doch sie sah nur harte, braune Gesichter, in denen die Augen glimmten wie Kagenaugen. „Oh, lassen Sie mich gehen!“ rief sie dann plötzlich, die Hände erhebend. „Mein Kind — es stirbt — oh! mijn zoetes Kleintjes!“

„Sie können sogleich gehen, wenn Sie uns gesagt haben, wo sich jetzt Ihr Mann verborgen hält.“ Der britische Offizier war dicht vor Helene hingetreten, sie warf sich auf den Boden, rang die Hände und ächzte: „Ich weiß es ja nicht! Oh, mein Kind! mein Kind!“

„Das ist eine Lüge!“ zürnte der Colonel. „Boher wüßte man sonst Alles im Lager, besonders wenn Sr. Majestät Truppen einmal einen Mißerfolg hatten?“

„Oh!“ und die junge Frau kroch auf den Knien, die Hände flehend erhoben auf den Mann zu. „Seien Sie barmherzig! Ich darf es ja nicht sagen! Oh, mein Kind!“

„Es wird sterben,“ entgegnete der Brit hart, „wenn Sie uns nicht sagen, was wir wissen wollen! Wir werden Sie sonst hier behalten, wir haben Zeit!“

„Und mein Kind stirbt!“ gestellte Helene auf, die Häufte vor die Stirn schlagend. „Oh, ich muß hin!“

„So sagen Sie uns den Aufenthalt Ihres Mannes!“

„Nun gut — nun schnell! Bei Wepener ist ein kleines Thal, das Henschredenthal genannt, ein kleiner Bach, der zum Caledon läuft, durchfließt es, hier steht er und Jan van der Sloot mit einem Kommando von fünfzig Mann. Das Hauptquartier ist in der Farm des alten Dhm David Verbeer!“

Der Brit lachte ingrimmig. „Nack, haben Sie aufnotiert?“ wandte er sich an den Schreiber. Als dieser bejahend nickte, fuhr er fort: „Dem alten David Verbeer habe ich immer schon nicht getraut. Er hat den Neutralitätseid geleistet, darum sind ihm einige Lot britischen Bleies sicher!“

„Jetzt können Sie gehen!“ sagte er dann kurz mit einer verächtlichen Handbewegung zu Helene Haverichmidt. „Das Uebrige werden wir allein schon besorgen!“

Das arme, geängstigte Wesen wankte aus dem kalten, blaues Raum hinaus, wie aus der Hölle. Draußen der tiefblaue Himmel und die goldblendende Sonnenhelle blendeten sie, sie mußte die Augen schließen und tappte sich durch dieses Meer von Farbe und Schönheit, wie eine Blinde.

Und dann kniete sie an der Leiche ihres Kindes und heulte und schrie und schlug die Brust blutig und lachte dann wieder und tanzte um die kleine weiße Leiche in den häßlichen, schwarzen Lumpen.

Gegen Abend ward Helene ruhiger und schlief ermüdet ein.

Es war dunkel im Zelt und Marie saß stumm neben der kranken Frau, ihrem hastigen Atem lauschend, während sie die brennenden Schläfe mit Wasser kühlte. Ihre Gedanken flogen hinaus, wie wilde Tauben, über Felsen und Oeden zu dem geliebten Manne, der in Gefahr war und zu all' den tapferen Streitern für das Vaterland, die durch den Verrat der kranken Frau dem Verderben verfallen schienen.

Da glitt ein dunkler Schatten in das Zelt. Ein leichtes Rascheln, wie die Bewegung einer Schlange. Dann war alles wieder still.

„Toho!“ sagte Marie ruhig, als ob Jemand eingetreten wäre, den sie längst erwartet hätte.

„Mybrouw!“ entgegnete eine Flüsterstimme.

„Alles gut bei „onze Menschen?“ —

„Alles gut! Haben den Engelsen fortgenommen feurigen Panzerzug, auch viele „Ossen un Peerde“ — viele — groß viele!“

„Toho, ich werde Dich heute begleiten,“ sagte die junge Frau mit einem plötzlichen Entschluß aufstehend.

„Oh, Mybrouw, der Weg ist weit, den Toho machen muß und die Posten der Engelsen würden auf Mybrouw schließen!“

„Wir werden uns durch die Posten hindurchschleichen. Die Nacht ist dunkel, und die Liebe zu meinem Manne und zu meinem Vaterlande wird mir Kraft geben, alle Mühen und Gefahren des Weges zu überwinden.“

„Gut,“ jagte der Basuto mit dumpfem Kehllaut. „Toho wird sehen, wo Schildwache steht. Toho schleicht wie Erdwolf.“

Geräuschlos, wie er gekommen, glitt er aus dem Zelte. Marie lauschte mit angehaltenem Atem, allein nur das Rascheln des Nachtwindes in den verdorrten, sonnenverbrannten Gräsern des Hochplateaus vernahmten ihre Ohren, und ab und zu den entfernten Anruf eines britischen Postens.

„Mynbrouw, kommt!“ erklang da die Stimme des Basuto: „Englisch Soldat schläft“.

Marie zog hastig das dunkle Tuch um die Schultern und schlüpfte vor Aufregung freudevoll in die Nacht hinaus.

Der Basuto bedeutete ihr durch Gebärden, daß sie sich auf Hände und Knie niederkaucern möge und führte sie so kriechend zu einer schmalen Rinne, die das Regenwasser gewaschen haben mußte. Toho schlüpfte hinein und Marie folgte ihm, entschlossen für ihre Liebe Alles zu wagen.

So schlüpfte sie, durch die immer tiefer werdende Rinne und hatten bald den Stachelzahn passiert, als Toho plötzlich sich niederwarf, regungslos, wie ein erschreckter Käfer. Marie folgte instinktiv seinem Beispiel und lauschte angstvoll und gespannt. Sie vernahm Schritte, die sich der Rinne näherten, und hörte zwei Menschen in englischer Sprache sich mit einander unterhalten:

„Du, Jack,“ sagte der Eine: „bloss your eyes! Es ist dunkel wie in einem Londoner Nebel! Man riskiert Arm und Beine zu brechen!“

„Yes!“ entgegnete der Andere. „Die vertrackten Löcher und Steine!“

„Stop hee! Da wäre ich gleich in eine Wasserrinne gefallen! Hoy, moi, Sweetheart, hop!“ rief der erste Sprecher und die auf die Flüchtlinge niederrieselnden Nieselstümpfen bewiesen, daß er über die Rinne hinweggesprungen sein müsse. Sein Kamerad folgte ihm und dann verhalten die Schritte und die Worte in der Ferne. . . . Marie atmete auf, wie eine vom Tode Erweckte und folgte so rasch sie konnte dem vorangeleitenden Toho.

Bald darauf erhob sich dieser, reckte sich und grinst: „Englisch Mann lange Nase gemacht. Wird sich nicht kriegen mehr Mynbrouw und Toho!“

„Toho!“ drängte die junge Frau: „Laß uns eilen! Das Leben von vielen tapfern Männern hängt ab von der Schnelligkeit unserer Füße.“

„Gut!“ sagte der Braune ruhig und leicht und geschmeidig huschte er dahin, mit dem flüchtigen Schritte einer Antilope, daß ihm Marie kaum zu folgen vermochte.

Wie eine schwere schwarze Hand lag die Nacht auf der Welt, als wolle sie diese ersticken. Nur die schwarzen Felsenmassen reckten trotzig mit ungebeugtem Nacken ihre Häupter empor. Ein schwarzes, unendliches Nichts erschien oben der Himmel und ein schwarzes, unendliches Nichts die Erde drunten.

Marie strauchelte über Geröll und Rankenwerk. Aber sie mußte ja vorwärts und ihren Gatten erreichen ehe zwei Tage vergangen waren, denn sonst war es zu spät!

Durch verödete Felder, an verbrannten Farmen vorüber führte sie ihr Weg und ruhelos, wie die Stunden gingen, so gingen auch ihre Füße. . . .

Der Himmel ward heller und heller. Er nahm eine mattgraue, schmutzige Färbung an, von der die weißgrauen Morgenwolken grell abstachen. Dann kam ein weißer, leuchtender Streifen im Osten. Er ward rot und goldgelb und glühte immer intensiver in den buntesten Tinten. Und dann kam die Sonne und der Morgen, eine Unendlichkeit von Schönheit und blendendem Farbensauber.

Auf einem wildzerklüfteten Felsen hielt Toho endlich an, trocknete die schweißbedeckte Stirn mit der braunen Hand und sagte:

„Mynbrouw mag hier ausruhen. Toho will Reißkuchen holen. Nicht weit ist ein Kraal, wo Toho Freunde hat!“

Während der Basuto mit raschen Schritten davoneilte, als habe er nicht die Nacht einen langen, beschwerlichen Marsch zurückgelegt, sank Marie auf einen Steinblock nieder. Alle Glieder schmerzten ihr, als seien sie zererschlagen. Die Füße waren wund geschwollen, das Schuhwerk hing zerrissen in Fetzen nieder und ließ die weiße, feine Haut hervorschimmern, an der das geronnene Blut in schwarzen Tropfen klebte.

Ihre Augen brannten und in den Ohren hämmerte es. Sie fühlte sich fast einer Ohnmacht nahe. Würde sie die Kraft haben, ihre Aufgabe zu erfüllen? Würde sie schwächlich unterliegen und mit ihr all' die heldenmütigen Männer, die für das Vaterland kämpften? Nein, sie durfte nicht schwach werden, sie mußte stark sein! —

Toho kam mit Reißkuchen und getrocknetem Fleisch.

Dann setzten sie ihren Marsch fort, und ruhelos, wie die Stunden gingen, gingen auch ihre Füße. . . .

Die Sonne stieg höher, sie brannte herab und ließ die Luft, wie in weißlobernden Flammen sprühen. Dann neigte sich die Sonne dem Westen zu und sank tiefer und tiefer hinter die braunen Felsen. Der Himmel war schwefelgelb, von blutroten Wolkenstreifen durchzogen und das schwarzgrüne Laub der vereinzelt wachsenden Copparis war das einzige Dunkle in diesem Meer von Gold und Purpur.

Dann verglomm das alles und die Nacht legte wieder ihre schwere schwarze Hand auf die Welt.

Da sank Marie van der Sloot nieder und barg bitterlich weinend das weiße Gesicht in die Hände.

„Toho,“ hauchte sie angstvoll, „ich kann nicht weiter! Nette Du meinen Mann und die tapferen Kämpfer!“

„Toho hat Mynbrouw gesagt, daß sein Weg weit sei!“

„Ja, ja! Er ist zu weit für meine Kräfte!“ Sie ergriff des Braunen Arm: „Eile, Toho, eile! Die Engelschen werden die Eisenbahn benutzen und dann zu Pferde dahinjagen, wild wie die Heuschreckenschwärme, die alles verwüsten!“

„Mynbrouw!“ sagte der Eingeborene ernst: „Waren immer gut zum armen Basuto. Haben seine Frau und sein Kind gepflegt, als krank waren. Toho läßt für Mynbrouw sein Leben!“

Leicht, mit den geschmeidigen Schritten einer Antilope glitt er dahin in die unendliche, schwarze Dunkelheit und verschwand dann zwischen den wie versteinerte Ruhe dastehenden Felsenmassen. . . .

Marie lag in sich zusammengekauert auf dem Boden. Sie fror und zog das dünne Tuch fester um den Leib. Wie eine verscheuchte, weiße Taube saß sie dort einsam auf der braunen, harten Klippe die lange, bange Nacht. Die Stunden schlichen vorüber so lahm, so müde, als wären ihre Schritte auch kraftlos geworden und wollten sie ein wenig ansruhen, an der Seite des armen Weibes, auf dem rauhen Geröll.

Fern klang das heisere Geheul einer Hyäne herüber. Sie umschlich vielleicht die Trümmer einer verbrannten Farm drunten im Thal, und grub die Leiber der Gefallenen aus, um an diesen ihren Hunger zu stillen?

Marie hätte laut aufschreien mögen vor Jammer über ihre verwüstete Heimath und vor Angst vor der ungewissen Zukunft. Wenn nun Toho auch erlahmte? Wenn er nun ihren Mann nicht mehr zur rechten Zeit erreichte? Wenn . . . ? Sie schlug das Haupt gegen den Felsboden und betete — — —

Und wieder zeigte sich fern, fern im Osten ein schmaler, weißer Streifen. Er ward roth. War das die Helle einer Feuersbrunst? War das die Gluth von der Farm Dhm David Verbeer's? Und ihr Mann!? Ihr Mann!? Sie wollte aufspringen und weiterreiten, allein die wunden Füße versagten ihr den Dienst und sie sank nieder, wie ein weißes, gelähmtes Vöglein auf brauner, harter Klippe.

Dann klang Pferdegetrappel von unten aus der Tiefe herauf. Und in dem blauen, leuchtenden Morgendunst sah sie dunkle Reitergestalten sich bewegen.

Waren das die Engelschen, die da kamen, um sie gefangen zu nehmen, nachdem sie ihren Gatten erschossen hatten?!

Sie duckte sich zusammen und wimmerte leise.

Die dunklen Reitergestalten wurden größer. Es blühte in dem Sonnenlicht von Waffen. Nein, jetzt erkannte sie die Nahenden, das waren „unze Menschen“. Das war ihr Mann! „Jan! Jan!“

Und die weiße Arme ausbreitend flog sie herunter von der braunen Bergeshöhe. Ihre blauen Augen und ihr kleiner, blutrother Mund juchzten. Sie achtete nicht mehr der müden Füße, die sich an den harten Steinen auf's neue wund stießen, daß das rothe Blut über die zarte Haut rann. Sie flog dahin im Sonnenlicht, wie getragen von demselben, wie ein Sonnenstrahl selbst. . . .

Und dann schmiegte sie sich an ihres Mannes Brust und lachte und weinte und glaubte vor Glück sterben zu müssen.

Ueber den fernen Felsenmassen ringelte sich schwarzer Rauch empor, mit seinem schweren Gewölke das reine Blau des Morgenhimmels bedeckend. Da verbrannten die ausgefandten englischen Söldner die Farm des alten Verbeers, die sie leer gefunden hatten.

Die Rebellen waren ausgeflogen.

Toho lachte selbstzufrieden: „Toho hat doch noch schnellere Beine als die Stahlräder und Pferdebeine der Engelschen zusammen! Wird sich englisch' Mann ärgern. Aber Toho läßt für Mynbrouw sein Leben!“

„Nein, Toho!“ sagte Marie und reichte ihm die Hand, „wenn dieser ruchlose Eroberungskrieg beendet ist und wir „ons oud Dhm Pown“ wiederhaben, dann werden wir Dir eine eigene Farm kaufen, wo Du mit Frau und Kind leben sollst in Frieden und Glück. Nicht wahr, Männchen?“

„Gewiß mein Kind, Toho ist ein braver Bursche!“

Und dann wollte Marie ihren Mann fast mit Küßen ersticken. . . .

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Flach.
Charade: Bergmann.
Logotyp: Hans, Maus.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Dienstag, 10. September. Pulcheria, Kaiserin. Nikolaus von Tolentin, Priester. St. Andreas: Ewiges Gebet. Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes morgens 6 Uhr mit folgenden hl. Messen, 8 Uhr, 9 Uhr feierl. Hochamt, 10 Uhr letzte hl. Messe, abends 7—8 Uhr Komplet. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr: Schluß des Gebetes und sakramentalischer Segen.

Dienstag, 11. September. Protus, Martyrer. St. Andreas: Morgens 6 Uhr Schluß des Gebetes. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht. St. Martinus: Ewiges Gebet. Beginn desselben um 6 Uhr, hl. Messen wie an Sonntagen.

Donnerstag, 12. September. Winand, Befenner. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt. Nachm. 6 Uhr Versammlung u. Vortrag für die Mitglieder des christl. Müttervereins. Karmelitesen-Klosterkirche: Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr beginnt die erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Vesper. Abends 7 Uhr Komplet.

Freitag, 13. September. Maternus, erster Bischof von Köln. St. Andreas: Abends 7, 9 Uhr Sühne-Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht. Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6, 8 Uhr Schluß. Segensmesse. Lebenm. Ursulinen-Klosterkirche: Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr zweite hl. Messe, 9 Uhr Hochamt. Nachm. 3 Uhr Bestände für den Marienverein, 7 Uhr Komplet.

Sonntag, 14. September. Kreuzerhöhung. Rothburga, Jungfrau. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse. Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt. Franziskaner-Klosterkirche: Ewiges Gebet. 6 Uhr Aussetzung des Hochw. Gutes. Gottesdienst wie an Sonntagen. Gebetsordnung an der Kirchenthür angeschlagen. Karmelitesen-Klosterkirche: Abends 6 Uhr Salvo-Andacht. Kreuzerhöhung wird am Sonntag gefeiert.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 1-11. „In jener Zeit als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbath ging um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wassersüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort, und sprach zu den Gelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Sie aber schwiegen. Da fasste er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er rebete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochse in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbathes? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Vornehmerer als du, von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Rache diesem Platz! und du alsdann mit Schande untenansitzen müßtest; sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz, damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget; und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht werden.“

Die Ceremonien unserer Kirche.

Wie kam dieser Wassersüchtige zur Stunde der Mahlzeit in das Haus des vornehmen Pharisäers? Vielleicht, lieber Leser, auf Anstiften der Pharisäer, die den Herrn auf die Probe stellen wollten, ob Er wohl den Kranken am Sabbath heilen würde. Vielleicht kam der bedauernswerte Mensch aber auch aus eigenem Antriebe; denn er konnte sehr wohl von den durch den Herrn gewirkten zahlreichen Wundern Kenntnis haben. Der Evangelist sagt auch nicht, daß der Kranke um seine Heilung angehalten habe; vielleicht hielt ihn die Furcht vor den gleichnerischen Pharisäern davon ab, sein Anliegen vorzutragen. Wie gut, lieber Leser, zeigt sich nun wieder der Herr! Er fragt nicht erst, wie und warum der Hilfsbedürftige gerade komme, wo Er beim Mahle sitzt; Er wartet auch nicht, bis der Arme seine Bitte vortrage; den Kranken sehen und sich Seiner erbarmen ist eins, obwohl Er die Tücke der Ihn beobachtenden Tischgenossen sehr wohl kennt.

Und Er fasste den Kranken an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Der Herr „faßt den Kranken an“: wieder eine Ceremonie, die ihm und den Tischgästen zum Bewußtsein bringen soll, daß die göttliche Kraft des Herrn unter diesem äußeren Zeichen die Heilung bewirke.

Wir sprachen zuletzt von der allmählichen Entwicklung und Verschönerung des Gottesdienstes in den Tagen des Kaisers Konstantin und seiner Nachfolger. Wie benahm sich denn die Kirche gegenüber dieser Entwicklung?

Wie eine Königin hielt sie, lieber Leser, über das Heiligtum ihre ordnende und leitende Hand. Ihre besondere Sorge wendete sie der Würde, der Einheit und Schönheit des Gottesdienstes zu.

Gott der Herr, von dem alles erschaffene Schöne herkommt, hat die Schönheit Seines Wesens auch in die Natur ausgehaucht. Wie billig ist es daher, daß der Mensch, der König der sichtbaren Schöpfung, die zerstreuten Strahlen der göttlichen Schönheit sammle und zum Heiligtum trage, damit sie dort ihren Schöpfer noch mehr verherrlichen und das Auge der Gläubigen erfreuen. War dem ersten Adam die Natur in Folge der Sünde entfremdet, trug sie ihm Dornen und Disteln, so ist sie zu dem zweiten Adam (Christus), wenn ich so sagen darf, wieder in nahe Beziehung getreten: sie bringt Ihn aus der Hand der erlösten Menschen ihre schönsten Gaben zur Huldigung dar. Die schönsten Blumen schmücken das Heiligtum oder bedecken den Weg, auf dem Christus, der Herr, im allerheiligsten Sacramente einherzieht; brennende Kerzen lassen den Opferaltar in einem Lichtmeere erstrahlen und wohlriechender Weihrauch steigt vom Altare auf und erfüllt das Haus des Herrn mit lieblichem Dufte. Schon Konstantin, der Große, schenkte den Kirchen goldene Rauchfässer, damit sie bei der Feier der hl. Geheimnisse gebraucht würden.

Gerade die Symbolik des Weihrauchs ist eine überaus erhabene und umfassende. Der im Feuer erglühende Weihrauch haucht einen süßen Wohlgeruch aus, der in einer lichten, wallenden Säule zum Himmel steigt

Kirchenkalender.

Sonntag, 15. September. Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten. Nikomedes, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 14, 1-11. Epistel: Epheser 3, 13-21. Maria Namensfest. ● Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. ● St. Martinus: Morgens 6 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Marian. Männer-Sodalität, 1/8 Uhr für die Schule an der Martinstr. Abends 6 Uhr Schluß-Oktav, feierl. Komplet, Predigt und Lebenm. ● St. Rochus: Fest der sieben Schmerzen Maria. Morgens 1/10 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 6 Uhr Versammlung der Mitglieder der Sieben-Schmerzen-Bruderschaft mit Predigt, hierauf feierl. Umzug durch die Kirche. — Alle Christgläubigen, welche an diesem Sonntage (von Mitternacht an) die St. Rochuskirche besuchen und daselbst eine Zeitlang nach der Meinung des hl. Vaters beten, können (wie beim Portiunkula-Ablass) jedesmal einen vollkommenen Ablass gewinnen, so oft sie dies an dem genannten Tage thun. Bedingung außerdem Beicht und Kommunion. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Fest Kreuzerhöhung. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt; darnach Festandacht und Verehrung der Reliquie des hl. Kreuzes. Während der Oktav ist jeden Nachmittags Kreuzweg-Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

und den Altar und das ganze Heiligtum in duftende Wolken einhüllt.

Die Incensierung (Veräucherung) des Altars beim feierlichen (Levitischen) Hochamte ist zunächst ein Sinnbild des Gebetes, das aus der Blutpfanne eines von Gottesliebe flammenden Herzens als süßer Wohlgeruch zu Gott emporsteigt und von Ihm mit Huld und Wohlgefallen aufgenommen wird. Darum betet der Priester mit dem Psalmisten: „Es erhebe sich, o Herr, mein Gebet zu Dir, wie ein Rauchopfer (Ps. 140, 2). Und in der „Geheimen Offenbarung“ lesen wir: „Es kam ein Engel und trat vor den Rauchopferaltar, ein goldenes Rauchfass tragend. Und es wurde ihm viel Rauchwerk gegeben: und er legte von den Gebeten aller Heiligen auf den goldenen Altar, der vor dem Throne Gottes steht. Und es stieg auf der Wohlgeruch des Rauchwerkes von den Gebeten der Heiligen, aus der Hand des Engels vor Gott“ (8, 3, 4).

Und wie im Himmel, so auf Erden: der Priester schreitet zum Altare; er sammelt gleichsam die Gebete und Anliegen der Gläubigen, ihre Lobpreisungen und Dankfagungen, ihre Leiden und Freuden, ihre Versuchungen, Kämpfe und Siege, die ja Niemanden auf Erden so bekannt sind, wie gerade ihm, — und legt sie in das sakramentale Liebesfeuer, das auf dem Opferaltare brennt, auf daß lieblicher Wohlgeruch von so vielen „Gebeten der Heiligen“ in lichten Wolken emporsteige vor das Angesicht des Allerhöchsten.

Warum mag unser eigenes Gebet, lieber Leser, oft nicht empor steigen? warum mag es nicht himmelan wallen gleich einer Weihrauchwolke? Warum bleibt es an der Erden haften, wendet sich bald dahin, bald dorthin, ohne Nachhalt, ohne Dauer, ohne Kraft? Ja, lieber Freund, weil im Herzen wahrscheinlich die Gottesliebe zu sehr erkaltet ist, darum ist die Gluth die Andacht erloschen. Wir fliehen zu sehr die Opfer eines wahrhaft christlichen Lebens und sind andererseits zu sehr der Erdenluft ergeben: der Weihrauch des Gebetes aber brennt nur in einem gottergebenen, opferwilligen, liebebeglühenden Herzen. „Als Nadab und Abiud, die Söhne Aarons, — sagt der hl. Petrus Damianus — dem Herrn opferten und mit unheiligem Feuer das Rauchwerk anzündeten, fielen sie tot nieder vor dem Herrn. Wenn wir also hinzutreten, Gott das hl. Opfer darzubringen, müssen wir uns sehr hüten, daß wir nicht unheiliges Feuer d. i. die Flammen sündhafter Begierlichkeit unter die heiligen Opfergaben mengen. Vielmehr soll jenes Feuer in den Rauchgefäßen unserer Seele brennen, jene Flamme göttlicher Liebe in unsern Herzen lodern, die Gottes Geist durch unsichtbare Gnade in uns entzündet.“ — Dann hat das Gebet die wahre Würze, den balsamischen Duft, der den Herrn uns wohlgeneigt macht, der die Engel erfreut und Gnade und Erbarmen auf uns herabzieht.

So ist denn der Weihrauch auch ein Sinnbild der göttlichen Gnade, angedeutet in den ringsum sich ausbreitenden Weihrauchwolken. Darum sagt der hl. Augustinus: „Das Gebet steigt empor, und Gottes Erbarmen steigt hernieder.“ Und wenn der Priester im feierlichen Hochamte die Opfergaben veräuchert, so betet er, dem entsprechend, also: „Dieser von Dir gesegnete Weihrauch steige empor zu Dir, o Herr, und es steige herab auf uns Deine Erbarmung.“

S.

Neue Moden.

Berlin. — Allmählich beginnt die Stadt aus dem Sommerschlaf zu erwachen, — Equipagen und elegante Frauen-Silhouetten tauchen im Straßenleben auf, — vor allem in der Nähe vornehmer Moden-Salons! Die erste Sorge gilt neuen herbstlichen Straßen- und Besuchs-Toiletten und dabei macht sich

eine Reaction gegen die überreiche Sommermode, ein starkes Verlangen nach schlichten Formen geltend.

Besonders die neuesten Taillen fallen durch eine gewisse Einfachheit auf; die blusenförmig überhängenden Formen mit dem gerade herabfallenden „Magenteil“ und dazu der unten stark erweiterte Glockenärmel repräsentiren einen neuen Typ. Für englische Kostüme wählen Schlanke die mehr oder weniger kurze Sackjacke mit einem der neuen Schulter-, Ärmel- oder Rassen-Schnitte. Sehr elegante Schneider-Kostüme erhalten neuestens außer einem derartigen Sack-Überzieher auch noch eine ganz glatte Amazonen-Taille mit kleinem Reitfrack-Schößchen und außerdem einen kleinen Bolero, diesen zur beliebigen Ergänzung durch Blusenweisten und Jabots, so daß ein einziges solches Kostüm in einer gut neutralen Farbe thatsächlich jedem Zweck wie den wechselnden Temperaturen dienen kann.



Skizze 1. Flacher Sammethut mit Federkranz.

Als Stoffart herrschen für Gebrauchskleider glatte und gestreifte Vigogne, auch melirte, sowie punktirte weiche Cheviots, Kammgarn-Gewebe und Homespunne vor, die schon zu den klassischen Stoffen gerechnet werden können, wie das unentbehrliche Tuch. Neu an diesen Stoffen sind nur die Farben. Wenn „Braun“ in dieser Saison auch zu den bevorzugtesten Farben gehört, so herrscht es doch nicht ausschließlich, alle anderen Farben genießen die gleiche Freizügigkeit wie die Formen, der Unterschied gegen früher liegt in der Nuancirung, die derart weich und verschwommen gehalten ist, daß verschiedene Farben und Tonabstufungen leicht vermischt werden können. Rauhharige und grobsadige Stoffe sind der ausschließlichen Straßen-Toilette vorbehalten, und in dieser Webe-Art begegnen wir zunächst den eigentlichen Neuheiten der Saison. Stoffe mit krümmertartigen Bordüren haben viel Aussicht auf Erfolg, wie überhaupt Bordüren-Stoffe eine große Rolle spielen. Die auffallendste Neuheit vielleicht repräsentiren Stoff-Sortiments in zwei oder drei



Skizze 2. Bolero-Anzug mit Blisen.

Skizze 3. Saadaletot m. Serpentine u. Treppenbesatz.

Nuancen einer Farbe, die für Rock und Taille abgestuft Verwendung finden.

Unter den Hüten nimmt der flache Sammethut einen hervorragenden Platz ein. Ein besonderes schönes Exemplar dieser Art zeigt Skizze 1. Aufs feinste in Grün und Blau abgestimmter Seidensammet und ein Kranz aus getriebenen grün-blau schillernden Entenfederchen ergeben das Material. Als Grundlage dient eine Drahtform mit 6 cm hohem Kopf, vorn 7 1/2, hinten 3 cm breiter Krempe und ringsum 7 cm hohem Rand. Dunkelblauer Sammet bekleidet glatt die Krempe und den Kopf; über den Deckel des letzteren ist der Sammet dreispitzförmig derart gezogen, daß sich vorn eine flache breite Spitze, je seitlich eine längere Spitze bildet. Zwischen Kopf und Krempe schiebt sich ein zweimal tief gefalteter Streifen grünen Sammets; rückwärts eine breite Schleife.

Als nächstes finden unsere Leserinnen zwei charakteristische Herbst-Anzüge abgebildet. Rock und Bolero des Anzuges aus melirtem Homespun, Skizze 2, zeigen verschieden lang aus-springende Blisen. Beachtenswert vor allem



Skizze 4. Kittelanzug für Knaben von 6-7 Jahren. Skizze 5. Blusenkleid m. Schultertragen f. Mädchen von 7-8 J.

ist der 16 cm breite Kragen des übertretend einreihig knöpfenden Bolero. Die Ränder sind in 2 cm Breite abgesteppt. Der Blusenärmel, mit drei Bisen auf dem Oberärmel, tritt in eine geschweifte Manschette, deren Ansatz eine Stoffblende deckt. Seidenfutter.

Auf Tuch ist an dem mit Skizze 3 dargestellten Sack-Paletot das Muster wirksam mit ¼ cm breiter Mohair-Tresse ausgeätzt; auf dem Extra-Schnitt, den das „Schnittmuster-Atelier“ der „Modenwelt“ für 50 Pfennig liefert, ist das Muster vorgezeichnet. Persischer belleidet Revers und Umlegefragen.

Die vorstehenden Ausführungen und Abbildungen sind der Nummer vom 15. Septbr. der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“ (Berlin, Franz Lipperheide) entnommen. Blättern wir in der genannten Nummer weiter, so gelangen wir zu dem freundlichen Gebiet der Kleinen. Der kleine Kerl, der uns auf Skizze 4 so fest den Rücken zuehrt, trägt einen Mittelanzug aus braunem Wollreps mit elfenbeinweißem Kaschmir uebst schmaler Hiertze für Hals und Kragen zusammengestellt; seine kleine Freundin, präsentiert sich in einem Kleidchen aus mittelblauem Kaschmir, das 4 cm breite, gelbliche Spachtelspitze und gleichfarbiger seidener Grätenstich beleben.



Skizze 6. Seidenbluse mit irischer Spitzenarbeit.

Unter den interessanten Handarbeiten, die die genannte Nummer bietet, wählten wir das mit Skizze 6 wiedergegebene Blusen-Modell aus mattblauem Taffet mit Verzierung aus gelblicher irischer Spitzenarbeit, um unseren Leserinnen zu zeigen, daß die irische Spitzenarbeit noch immer in hoher Gunst steht.

Nebensaft und Sage.

Skizze von Chr. Kjærköll.

Die Traube, die lieblichste Frucht, — so erzählt eine sinnige altperische Sage, — hält sich nicht bei veränderter Jahreszeit, bei einbrechender Kälte. Aber vielen gefiel es, ihrer auch im Winter und Lenz sich zu erfreuen; also befahl Dschemschid, der Freund des höchsten Gottes, dem die Menschheit alle guten Gaben verdankt, den Saft aus den Trauben zu pressen und ihn täglich vor sein Angesicht zu bringen, damit er die Natur desselben versuche. Dieses that er, bis der Saft bitter wurde. Da bildete sich der König ein, jetzt sei es Gift, und befahl, das Gefäß zu verschließen. Bald darauf litt die schöne und geliebte Sklavin des Herrschers an Kopfschmerzen; ihre Leiden schienen ihr so unerträglich, daß sie beschloß, ihrem Leben ein Ende zu machen. Hierzu wählte sie das wohlverschlossene Gift der Neben. Da sie ein wenig davon getrunken, fühlte sie sich ermuntert und heiter; das Kopfschmerz ließ nach.

Mehr trank sie darauf, und siehe, da schlief sie ein, nachdem sie während mehrerer Tage und Nächte kaum ein Auge geschlossen hatte. Einen Tag und eine Nacht schlief sie nun

ununterbrochen fort; und erwachte endlich frisch und gesund.

Diese Kunde kam nun vor die Ohren Dschemschid's; seine Seele erfreute sich. Er machte den Purgursaft der Traube, der ein Stärkungsmittel der Lebensgeister und die beste Verschönerungstinktur der menschlichen Gesichtsfarbe ist, zu seinem gewöhnlichen Getränke.

Die Kinder Israels pflugten den edlen Weinstock mit Sorgfalt und oft großer Mühe. Wie der Talmud, ihre Tradition, erzählt, rühmten einst alle Bäume ihre Eigenschaften. Nur der Rebstock schwieg bescheiden und senkte seine Ranken demütig zu Boden. Da trat der Mensch zu ihm, band die Ranken empor, und dankbar brachte nun der Wein die herrlichsten Früchte. Darum ließen denn auch die Frommen in ihren Weinbergen bei der Weinlese einen Rebstock unberührt.

Einst gelangte — so erzählt die Legende — der Herr mit seinem getreuen Jünger Petrus auf einer Wanderung auch nach Lindau am Bodensee, wo sie aber statt freundliche Aufnahme zu finden, von den hartherzigen Bürgern ausgcwiesen wurden. Da stießen sie vor dem Thore auf einen armen Tagelöhner, der sie freundlich aufnahm und das wenige, was er hatte, mit ihnen teilte. Scheidend erlaubte ihm der Herr, sich etwas auszubitten, und er ersuchte ihn um ein Gärtchen und einen Acker. Am Morgen fand er seinen Wunsch weit übertroffen, da aus dem Gärtchen ein stattlicher Obstgarten geworden war. Kaum hatten die Lindauer dies vernommen, so ließen sie dem Herrn sagen, wie gern sie ihm Herberge gegeben hätten, wäre ihnen nur bekannt gewesen, wer er sei. Langmütig kehrte der Herr um und ließ sich von den reinigen Bürgern festlich bewirten. St. Peter war darob verstimmt und er ließ den Kopf hängen, war auch gegen die schmeichlerischen Städter ein wenig unwirsch. Nach der Mahlzeit baten diese den Herrn demütig um Weinreben, da sie Korn, Obst, fette Weide und Wald bereits besäßen, und gnädig gewährte der Heiland ihnen die Bitte. Als er darauf mit Petrus sich von ihnen verabschiedet hatte, fragte ihn der mißvergnügte Jünger: „Sage mir, Meister, warum hast Du den engherzigen Leuten Wein wachsen lassen?“ „Sei ruhig, Petrus,“ entgegnete der Herr, „sie werden sich nicht davon übertrinken.“ In der That soll von jeher der Lindauer Wein so sauer sein wie der schlesische, den der Gottseibeiuns selbst schauernd genoss, indem er grimmig in die Worte ausbrach:

„Bahrhaftig, zu trinken diesen Wein, muß man ein geborener Schlesier sein.“

Wer sich mit dem Legendenschatz der katholischen Kirche vertraut macht, wird finden, daß eine Reihe von Heiligen in der Geschichte des Weinstocks eine Hauptrolle spielen.

Unter ihnen ragt St. Urban hervor, der Bischof von Langres, der bei einer Christenverfolgung in einem Weinberge das erwünschte Asyl fand. Daher ist der Urbanustag (25. Mai) dem Winger auch so wichtig, und er beobachtet an diesem Tage das Wetter; ist dasselbe hell und klar, so läßt dieses auf ein gutes Weinjahr schließen.

Auf das Gebet des heiligen Felix mußte auf einem Dornbusch eine Traube wachsen, welche St. Maximus, der von Durst geplagt war, zur Labung diente.

Hilarius pflückte mit seinen Schülern Trauben, — je eifriger sie aber in ihrer Thätigkeit waren, desto mehr neue Trauben wuchsen nach. St. Gonsalvus schlug mit seinem Stabe auf einen Felsen, Wein quoll hervor und labte seine andächtigen Zuhörer.

Der heilige Mararius erhielt eine Traube zum Geschenk, er kostete von ihr und berehrte sie dann einem andern Mönche, dem gleichfalls die süßen Beeren mundeten. Dieser verschenkte sie weiter und so ging die Traube lange und unverfehrt herum, bis sie wieder in die Hände des Heiligen gelangte.

So manche Sage erzählt man sich auch von Burgruinen, in deren vermauerten Kellern sich uralter Wein befände. Als die Krone des Nebensaftes galt aber jener Wein, den man „in seiner eigenen Haut“ fand, derartig, daß sich um ihn im Verlaufe der Zeiten eine dicke Hülle von Weinstein gebildet hatte, während die Faßdauben verwittert waren.

Das Glas.

Skizze von E. Steinhäuser.

Eines Morgens schritt ich mit meinem Jungen im schönen Wiesbaden durch die Trinkhalle zur Quelle, um am Kredenztiische mir mein Glas füllen zu lassen. Vor mir und meinem Jungen schritt ein älterer Herr, der ein hübsches Krystallgläschen dem Brunnmädchen überreichte. Dann wandte er sich zur Seite, um mit seiner Frau zu plaudern. So hatte er nicht bemerkt, daß das Mädchen das gefüllte Glas schon vor ihn hingestellt hatte. Als er sich nun rasch umdrehte, stieß er mit dem Rockschöße gegen das Glas, das umfiel und auf die Kante rollte. In demselben Moment faßte mein Junge nach dem Glase und verhinderte, daß es zur Erde fiel.

Erschrocken stand der alte Herr da. Sein Gesicht war bleich geworden. Nach einem Moment aber lächelte er wieder, reichte meinem Jungen die Hand und sagte:

„Ich danke Dir, lieber Junge, Du hast mir einen großen Dienst geleistet! Ja“, meinte er, sich zu mir wendend, „Sie glauben nicht, wie es mich freut, daß der kleine Kerl das Glas rettete. Was würde meine Frau erschreckt sein, wenn es zerbrochen wäre.“

Ich blickte ihn lächelnd an. Was mochte der alte Herr haben?

Der Fremde hatte inzwischen meinen Jungen an der Hand genommen und zu der Dame geführt, der er die Heldenthat des Vengels erzählte. Auch sie erschrad, wußte aber dann nicht genug den Jungen zu loben.

Ich trat herzu und stellte mich vor. Der alte Herr war ein Fabrikbesitzer aus S. in Westfalen, der mit seiner Gattin jedes Jahr zur Kur nach Wiesbaden kam. Neugierig fragte ich nun, weshalb sein und seiner Gattin Herz so an dem Glase hänge, das sei doch ein ganz gewöhnliches Glas, wie er es sich jeden Tag wieder kaufen könne. Aber da kam ich schön an!

„Nein, mein lieber Herr Redakteur, solch ein Glas bekomme ich nie wieder. Das will ich Ihnen nur sagen. Sehen Sie“, — er hielt das kleine Glas vor meine Augen — „das ist unser Glück von Edenhall. Lassen Sie mich erzählen. Dieses Glas war schon im Besitze meines Vaters, der unsere Fabrik gründete. Es stand des Nachts immer auf einem Tischchen vor seinem Bette. Einst war unter den Arbeitern der Fabrik wegen irgend einer Differenz eine Streitigkeit ausgebrochen. Einer der Rädelsführer, ein roher Bursche, wagte einen thätlichen Angriff auf meinen Vater, der aber glücklicher Weise mißlang. Der Bursche wurde sofort entlassen. In der folgenden Nacht erwachte mein Vater, der in einem Vaterzimmer schlief, das nach dem Hofe lag, plötzlich durch ein lautes Klingeln des Glases auf dem Tische. Er sprang auf, in demselben Moment aber stürzte ein Mann auf ihn los und suchte ihn zu packen. Sie rangen mit einander, bis auf den Hülfesruf des Vaters die Familienmitglieder und die Diener herbeieilten, denen es gelang, den Burschen zu fassen. Auf der Erde aber lag ein scharf geschliffener Dolch. Seit dieser Nacht ward dies Glas in unserem Hause hoch verehrt, hatte doch sein Klingeln den Vater gerettet. Und merkwürdig, sobald das Glas, das einen Ehrenplatz erhalten, aus irgend einer Ursache erklang, drohte unserem Hause ein Ungemach. Wir alle glauben daran, daß seine Zertrümmerung für uns den Tod bedeutet. Deshalb lassen wir es auch nie aus

den Augen und nehmen es immer mit auf allen Reisen."

Liebevoll betrachteten die beiden Alten das Glas.

Ich hatte still zugehört, suchte aber nun lächelnden Mundes den alten Herrn zu überzeugen, daß er abergläubisch sei und sich solchen Gedanken nicht hingeben dürfe. Doch damit kam ich nicht weit. Er behauptete fest, wenn dieses Glas zerbrechen müßten er und seine Gattin die Welt verlassen. Und seine Gattin stimmte ihm zu.

Einige Tage später trafen wir wiederum den alten Herrn in der Trinkhalle. Er schien uns gar nicht zu bemerken, trank hastig ein Glas Wasser und wollte sich entfernen. Da grüßte ich ihn laut. Sofort kam der alte Herr auf uns zu. Aber wie sah er aus! Bleich und verstört.

"Denken Sie sich", stieß er zitternd hervor, "vergangene Nacht fiel plötzlich ohne irgend welche Ursache unser Glas vom Tische und zerbrach in tausend Stücke. Das bedeutet nichts Gutes. Wir sind ganz trostlos, besonders meine Frau; sie weint und klagt und ist ganz krank. Morgen reisen wir nach Hause."

Nach waren meine Ferien zu Ende und bald sah ich wieder in altgewohnter Thätigkeit an meinem Redaktions Schreibtische. Ich studierte die Zeitungen aus Rheiland und Westfalen. Da fiel mein Auge auf eine Notiz aus H. Ich las und las und prallte erschrocken zurück. War es denn möglich! Da stand es:

"Heute verschied hier unser hochgeachteter Mitbürger, Herr Fabrikbesitzer und Stadtverordneter B., nach kurzer Krankheit. Seine Gattin war ihm bekanntlich vor einigen Tagen im Tode vorausgegangen."

Lange starrte ich in Gedanken versunken vor mich hin. Also hatte die Ahnung der alten Leute sich doch erfüllt. Wie seltsam!

Araber-Schlanheit.

Nach einer wahren Begebenheit von Albert Fried (Kairo).

Vor einigen Jahren durchzog die Landegenden Egyptens ein verwegener Araber, namens Salem, dessen Räubereien ihm eine traurige Verühmtheit erwarben. Schmiegsam wie eine Schlange und behende wie ein Panther, pflegte er sich unter ein Zelt zu schleichen, ohne die Leinwand zu erschüttern, oder den Sandboden rauschen zu lassen.

Eublich beschloß der Bey von Suez, sowohl der Raubzüge des Arabers, als der von den bizaköniglichen Emisaren fruchtlos gemachten Versuche, sich seiner zu bemächtigen, müde, gegen diesen König der Wüste persönlich zu Felde zu ziehen.

Er bezog demzufolge, von einem herittenen Schwarm begleitet, auf der Straße zwischen Suez und Kairo sein erstes Lager, und nachdem sein Zelt inmitten seiner besten Krieger aufgerichtet, und dasselbe von dem treuesten Diener bewacht worden, läßt er sein bestes Ross gesattelt, daneben befestigen, schnallt seinen Säbel vom Leibe, legt seinen Ehrenmachallah nieder, wirft sich auf seinen Teppich hin, verbirgt seine Börse unter dem Kopfe, verrichtet sein Gebet an Mohamet, und schläft sorgenlos ein.

Mit Anbruch des nächsten Morgens wacht der Bey auf. Die Nacht war ruhig gewesen, und nicht das kleinste Alarmzeichen hatte die Stille des Lagers gestört. Jedermann stand auf seinem Posten, und alles lag an seinem Plage, mit Ausnahme des Säbels des Bey, seines Machallah, seiner Börse und seines Pferdes, welche sämtlich verschwunden waren.

Der Bey dachte drei Tage und drei Nächte lang über die Art nach, auf welche der Diebstahl hatte begangen werden können, und als er einsah, daß er sich nutzlos mit dem Nachforschenden beschäftigte, beschloß er, sich darüber an den Dieb selbst zu wenden. Er ließ also unter den umliegenden Stämmen bekannt machen, daß wenn Salem persönlich zu ihm kommen wollte, um ihm die Umstände eines Raubes mitzuteilen, dessen Kühnheit ihn als den Urheber deutlich verriet, ihm nicht nur nichts zu Leide geschehen, sondern noch für die Reisekosten tausend Piaster bezahlt werden sollten. Der Bey legte sein Muselmanswort ein, daß nach abgelegtem Geständnisse, es Salem frei bleiben sollte, wo es ihm beliebte, hinzuziehen.

Salem ließ nicht auf sich warten, an dem nämlichen Abende noch erschien ein fünf- bis sechszwanzigjähriger Araber von kleinem und schwächlichen Körperbaue, mit lebhaften Augen und kühner Haltung, bedeckt mit einem einfachen blauen Hemde, vor dem Zelte des Bey, und erklärte, bereit zu sein, Sr. Herrlichkeit die gewünschten Auskünfte zu erteilen. Der Bey empfing ihn, dem Versprechen gemäß. Salem beehrte, auf daß die Einzelheiten seines Raubes deutlicher sich stellten, daß Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt würde, und daß man der Zeltwache den Befehl erteile, ihn vorbeiziehen zu lassen, und dem Pferdeknechte, ihm zu gehorchen, gerade so, wie es in der Nacht des Diebstahls geschehen war. Der Bey fand das Begehren billig, und fügte sich pünktlich darein. Jedermann bezog wieder seinen Posten, und die zweite Produktion begann beim Sternensichte im Angesichte des ganzen Gefolges.

Salem entfernte sich auf etwa fünfzig Schritte von dem Zelte, und als er dort ankam, zog er sein Hemd mit der daran hängenden Leibschnur aus, um noch freier in seinen Bewegungen zu sein, und grub es in den Sand ein. In dem er sich nun auf den Bauch legte, fing er an, nach Art der Schlange zu kriechen, so zwar, daß sein, an Farbe dem Boden ähnlicher Körper über die Hälfte im Sande vergraben und verborgen war.

Als er in dieser Stellung bei dem Zelte angekommen, steckte er den Kopf unter die Leinwand, und der Bey, der sie nicht flattern sah, gewahrte plötzlich, wie zwei, gleich jenen eines Luchses glänzende Augen unverwandt auf ihn gerichtet standen.

Nach einigen Augenblicken eines stummen Anschauens war der Kopf verschwunden und es traten einige Minuten der tiefsten Ruhe und der Stille ein. Auf einmal wurde das von dem obern Teile des Zeltes eintretende Licht durch das Dazwischentreten eines undurchsichtigen Körpers verdunkelt, rund nämlich um die, das Zelt unterstützende Baumstange war eine kreisförmige Oeffnung angebracht, um der erfrischenden Kühle der Nacht Eingang zu verschaffen. Ein Mann glitt, wie ein Schatten, die Stange herunter, und fand sich so am Fuße des Lagers des Bey in aufrechter Stellung. Dieser Mann ließ sich auf ein Knie nieder, und während er, auf seine linke Hand gestützt, den Atemzug des mutmaßlichen Schlafers behorchte, glänzte ein kurzer und sichelförmiger Dolch in seiner Rechten.

Nun schien es dem Bey als schliche sich eine fremde Hand unter sein Kopfkissen; wiewohl er aber wach war, so kam ihm die Bewegung so unmerklich vor, daß er sie gewiß nicht gefühlt hätte, wäre er nicht auf der Hut gewesen. Bald erhob sich Salem auf eine leise Weise, ohne den Schlummernden außer Acht zu lassen; nur daß seine, im Hinabsinken leer gewesene Hand sich nun voll hob: er hielt darin fest die Börse.

Jetzt hielt er Dolch und Börse mit den Zähnen, schritt rücklings gegen den Diban, und die Augen stets auf den Bey gerichtet, nahm er den Machallah, zog ihn langsam an,

streckte den Arm aus, langte den Säbel von dem Haken herunter, hing ihn an seine Seite, wickelte sich um Kopf und Leib die zwei Cachemir-Shaws, welche dem Bey zum Turban und zur Leibbinde dienten, trat mutig aus dem Zelte, zog an dem Wachtposten vorüber, der sich ehrerbietig vor ihm verneigte und klatschte dreimal in die Hand, auf daß ihm sein Pferd vorgeführt werde. Der früher so angewiesene Sklave gehorchte auch diesem Befehle, welches das gewöhnliche Zeichen des Bey war und welches Salem bereits in früheren Tagen ausgekundschastet hatte. Der Araber schwang sich behende auf das Pferd und zum Eingange hinreitend, wo der Bey, aufrecht und halb entblößt, zusah, wie er die Wiederholung seines kühnen Unternehmens vollbrachte: "Bey von Suez!" rief er ihm zu, "so ging ich vor vier Tagen zu Werke, als ich Dir Deinen Säbel, Deinen Machallah, Deine Cachemire, Deine Börse und Deinen Kenner raubte; gegenwärtig erlasse ich Dir die mir versprochenen tausend Piaster; denn der Säbel, der Machallah, die Cachemirshawls, die Börse und das Pferd, die ich Dir heute entführe, sind ihrer wohl fünfzig Tausend wert." — Bei diesen Worten setzte er sein Pferd in Galopp und verschwand.

Worträtsel.

Ein Räuber den ihr alle kennt.
Ein Name vor- und rückwärts gleich.
Ein Buch im alten Testament
Ein Land an Gold und Schätzen reich
Ein Weib im Buche Ruth genannt.
Ein deutscher Dichter allbekannt.
Von diesen Worten lest die Anfangszeichen
Von oben nieder, und sodann desgleichen
Die Endbuchstaben all' von unten an. —
Ihr habt in beiden Fällen Kanaan.

Charade!

Meine erste Silbe ist
In der Arche einst gefahren;
In der zweiten Silbe wohnten
Mitterleut' vor vielen Jahren;
Und mein Ganzes — eine Stadt
Am Elbstrom, die viel Handel hat.

Palindrom.

Vorwärts siehst du darnach ringen
Rückwärts gleich den — Böden springen.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 16. September. Cornelius, Papst und Martyrer. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 5 Uhr Vortrag für den Verein christl. Mütter.

Dienstag, 17. September. Lambertus, Bischof u. Martyrer. • Dominikaner-Klosterkirche: Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten, darauf Messe mit Gesang für den III. Orden. 8 Uhr Vereins-Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion für den Verein christl. Mütter. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt. Mittags 12—1 Uhr ist Beistunde mit sakramentalem Segen. Abends nach der Komplet von 8—9 Uhr, Beistunde für die Mitglieder des III. Ordens.

Mittwoch, 18. September. Richards, Jungfrau. (Quatember). • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht. • Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr feierliches Hochamt mit Lebeum und sakramentalem Segen als Schluß des ewigen Gebetes. Das Hochamt um 9 Uhr fällt an diesem Tage aus.

Donnerstag, 19. September. Januarius, Bischof und Martyrer. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt.

Freitag, 20. September. Eustachius, Martyrer. (Quatember). • St. Andreas: Abends 7, 9 Uhr Sühne-Andacht. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Ewiges Gebet. Letzte hl. Messe 11 Uhr. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht.

Samstag, 21. September. Matthäus, Apostel u. Evangelist. (Quatember). • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 6 Uhr feierl. Hochamt mit Lebeum als Schluß des ewigen Gebetes. • Karmeliten-Klosterkirche: Nachm. 4 Uhr Kreuzweg-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 22, 34-46. In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und niemand konnte ihm ein Wort antworten, da niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.

Die Ceremonien unserer Kirche.

VII.

Wollten wir, lieber Leser, den Inbegriff alles dessen, was die christliche Religion von uns fordert, in ein Wort zusammenfassen, so würden wir sagen müssen: sie fordert einen lebendigen Glauben. Nicht bloßen Glauben, wie die Neuerer des 16. Jahrhunderts behaupteten, denn „die Tensel glauben auch“, sagt der Apostel, aber dieser „Glaube“ bewirkt, daß „sie zittern,“ — sondern lebendigen Glauben, wie ihn der Apostel im Auge hat, wenn er schreibt: „Wenn ich einen Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, und ich hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts!“

Wenn nun der Apostel die Liebe als das Höchste bezeichnet, so schließt er selbstredend den Glauben nicht aus, sondern er meint die Liebe, die aus dem Glauben geboren wird, — und in demselben Sinne sagt der Herr im heutigen Evangelium: an den beiden Geboten der Gottes- und der Nächstenliebe hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Wenn die aus dem Glauben geborene Liebe uns ganz erfüllt, so kann es überhaupt kein Gebot unserer hl. Religion geben, das unbeachtet bleiben könnte. Wer von der echten, rechten Gottes- und Nächstenliebe erfüllt ist, dessen Herz (sagt der hl. Gregor) gleicht einem Gott geweihten Altare, auf dem ein beständiges Feuer brennt, das seine Flammen unablässig zum Höchsten aufsteigen läßt.

Das Leben einer wahrhaft gottliebenden Seele ist allerdings ein beständiges Opferleben — im Gegensatz zu dem genussüchtigen Leben der Weltkinder, die nichts Höheres kennen, als die Erfüllung ihrer Lau-

nen, Neigungen und Wünsche: mögen sie mit den Geboten der Religion in Einklang zu bringen sein, oder nicht.

Ein schönes Sinnbild für dieses Opferleben gottliebender Seelen ist wieder der verbrennende Weihrauch auf unsern Altären. Sein Wohlgeruch ist das Zeichen eines reinen, wahrhaft christlichen Lebens. In den heiligen Schriften des Alten wie des Neuen Bundes wird die Reinheit und Schönheit der menschlichen Seele, das tugendhafte Leben mit dem Wohlgeruche oftmals verglichen. Und wir selbst, lieber Leser, pflegen von frommen, heiligen Personen zu sagen, sie seien „im Geruche der Heiligkeit“ gestorben. Aus den Gräbern und Gebeinen der Heiligen ließ Gott oft wunderbar süßen und angenehmen Duft ausströmen, als Zeichen und gewissermaßen zum Lohne ihrer Heiligkeit.

Ein tugendhaftes Leben aber ist, wie vorhin gesagt, bedingt durch entsprechende Abtötung, durch Entfagung, durch Opfer: dies wird dadurch angedeutet, daß die Weihrauchkörner auf die Kohlenglut gelegt und verbrannt werden müssen, damit sie den süßen Wohlgeruch aushauchen.

Das erhabenste Vorbild des Opferlebens ist wiederum das Gotteslamm auf dem Altare; der süßeste Wohlgeruch entströmte einst dem Leben Jesu. In Seine Fußstapfen sollen wir treten; darum jagt der Apostel im Korintherbriefe: „Wir sind ein Wohlgeruch Christi unter denen, die gerettet werden, und unter denen, die zu Grunde gehen“ (II. 2,15).

Doch es wird Zeit, lieber Leser, daß wir den (wiederholten) Gebrauch des Weihrauchs beim feierlichen Hochamte etwas näher betrachten: zuerst kommt der Weihrauch zur Verwendung zwischen dem Staffelsgebete

Kirchenkalender.

- Sonntag, 22. September.** Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten. Moriz. Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 35-46. Epistel: Epheser 4, 1-6. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. St. Lambertus: Fest des Pfarrpatrons des hl. Lambertus. Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. Kommunion der Marian. Jünglings-Kongregation. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, 12^{1/2} Uhr Vortrag u. Andacht für die Marian. Jünglings-Kongregation. Nachm. 1/2 5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Festpredigt, nach derselben feierl. Komplet und Tedeum. Während der Oktav ist nachm. 5 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Lambertus und nach derselben Verehrung der hl. Reliquien vom hl. Lambertus.
- Montag, 23. September.** Thella, Jungfrau und Martyrerin. Vinus, Papst.
- Dienstag, 24. September.** Gerhard, Bischof, Fest Maria von der Gnade.
- Mittwoch, 25. September.** Neophas, Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abds. 7 Uhr Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 26. September.** Cyprian, Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 27. September.** Cosmas u. Damianus, Martyrer. St. Andreas: Abends 1/2 9 Uhr Sühne-Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzwegandacht.
- Samstag, 28. September.** Benzeslaus, Herzog u. Martyrer.

und dem Introitus. Die erste Huldigung gebührt dem Erbauer und dem Reichen der Erlösung; deshalb wird zunächst das Altarkreuz incensiert (beräuchert), oder das Allerheiligste, falls dieses zur Verehrung ausgestellt ist. Alsdann wird der ganze Altar um und um in Rauchwolken gehüllt. Warum das? Es ist ein Hinweis auf das geheimnisvolle Rahen und Verweilen der Gottheit auf dem Altare. Auf dem Berge Sinai, wie einst in der Wüste, war es die Wolke, die die Herrlichkeit des Herrn nicht nur verhüllte, sondern zugleich symbolisch andeutete; auch über der Bundeslade im Allerheiligsten des jüdischen Tempels schwebte die Lichtwolke als Zeichen der Gegenwart Jehova's. So wird auch der christliche Altar bei seiner Weihe unter fortwährendem Umkreisen in Weihrauchwolken gehüllt. Und wie muß es uns nun zur Andacht stimmen, lieber Leser, wenn beim Beginne des feierlichen Hochamtes diese Ceremonie der Beräucherung des Altars vor unsern Blicken sich vollzieht!

An zweiter Stelle findet der Weihrauch Verwendung bei der feierlichen Abingung des Evangeliums. Und mit Recht; denn der Apostel Paulus sagt in demselben Sendschreiben, daß das Evangelium der Wohlgeruch der Alles überragenden Erkenntnis Jesu Christi sei (II. 2, 14), welche die Tugenden erblickt und die Welt vor dem Untergang in Fäulnis bewahrt. Während in der Epistel Gott zu uns spricht durch Seine Diener, durch die Propheten und Apostel: ist es im Evangelium der Herr Selber, der zu uns redet! Die ersten Christen hörten es mit solcher Andacht und Ehrfurcht an, als wenn sie es aus dem Munde des gegenwärtigen Heilandes vernommen hätten. Auf das Evangelium schworen sie, es mit der Hand berührend, in wichtigen Fällen den feierlichen Eid: „So wahr mir Gott helfe und Sein heiliges Evangelium!“

Wie nun einst Moses vom Berge Sinai herabstieg, nachdem er die Tafeln des Gesetzes empfangen, so steigt im feierlichen Hochamte der Diakon mit dem neuen Gesetze, mit dem Evangelienbuche, vom Altare herab, um unter das Volk Gottes zu treten. Brennende Kerzen werden zur Rechten und zur Linken des Evangelienbuches gehalten; denn Jesus, der da aus dem Evangelium spricht, ist „das Licht, welches erleuchtet jeglichen Menschen, der in diese Welt kommt“ (Joh. 1, 9). Die Lehre Jesu erleuchtet die Kirche Gottes und zeigt jedem Menschen den Weg durch das Dunkel des Erdenlebens.

Nun steigt auch der Weihrauch auf über dem hl. Buche. Warum? Wir deuteten es schon an: zunächst aus Ehrerbietung gegen den, dessen Stimme aus diesem Buche erklingt; sodann, um an den Wohlgeruch zu erinnern, der aus dem Evangelium in die ganze Menschheit ausströmt. Auch in unser Leben soll er strömen und diesem die höhere Weihe geben, auf daß unser ganzes Dasein verklärt werde durch das Evangelium.

Doch es ist schon wieder Zeit, zum Schlusse zu eilen. Wie die Kerzen auf dem Altare zur Ehre Gottes brennen, wie die Orgel zu Seiner Ehre durch die Hallen rauscht, wie die heiligen Gesänge zu Seiner Ehre erklingen, so steigt auch das Rauchwerk zu Seiner Ehre empor: es ist die Berherrlichung Gottes im katholischen Gottesdienste, die Berherrlichung Christi in dem erhabenen Opfer unserer Altäre!

S.

Argentinische Post- und Eisenbahnkuriosa.

Von Hans Haelge.

Von dem mittel- und südamerikanischen Staaten hat die Argentinische Republik bislang das ausgedehnteste Eisenbahnnetz aufzuweisen, und steht auch, was rollendes Mate-

rial, Betriebs- und Verkehrseinrichtungen usw. betrifft, unzweifelhaft an erster Stelle. Hauptsächlich rührt dies daher, daß fast sämtliche Linien sich in Händen englischer Gesellschaften befinden und meist auch von Engländern und mit englischem Kapital gebaut worden sind. Ein schüchternes Versuchs, eine größere Linie in Staatsregie auszuführen und zu betreiben, machte kläglich Piasco, bei den vorzüglichen Anlagen der einheimischen Bevölkerung (aus der sich das ganze Beamten-tum ausschließlich zusammensetzt) für administrative und finanzielle Thätigkeit war das voranzusehen.

Die Personalfrage bildet auch für die Privatgesellschaften eine noch auf lange Zeit hinaus nicht zu beseitigende Schwierigkeit, die uns Europäer nie erwachsen konnte: nicht etwa, daß es an Leuten fehlte, die sich für den Eisenbahndienst melden, im Gegenteil Bewerber giebt es mehr denn genug, aber durchweg wackelichte und gesinnungsstüchtige Söhne des Landes.

Im Punkte der Arbeit ist die spanisch-südamerikanische Bevölkerung außerordentlich genügsam und viel zu bescheiden, um Dinge die ein anderer vielleicht auch erledigen könnte, etwa selbst in Angriff zu nehmen. Ganz besonders sagt den Leuten der Stationsdienst im Innern des Landes zu: auf den Strecken, die nicht gerade die wenigen Provinzialhauptstädte verbinden, verkehren täglich selten mehr als 2 bis 4 Züge, eine Zahl, die weiter im Innern oft nicht einmal wöchentlich erreicht wird, und da läßt sich denn in der Zwischenzeit trefflich Sieita halten und Cigaretten rauchen.

Lesen und Schreiben muß der Kandidat natürlich können — so steht's wenigstens in den Bestimmungen. Stillschweigend hat sich indes dabei der Usus eingebürgert, einen etwaigen Mangel in diesen schweren Künsten durch genügende Beziehungen zum Postzeichen oder sonst einem großen Herrn der Verwaltung als kompensiert zu betrachten.

So schlimm wie in Brasilien geht's in Argentinien in dieser Beziehung allerdings nicht zu. Wer würde es für möglich halten, daß ein Postminister nicht schreiben und lesen kann? Solches Prachtexemplar gab es aber im vorigen Jahre — und wohl auch heute noch — im brasilianischen Staate: Matto Grosso, dessen postalische Einrichtungen überhaupt von rührender Ursprünglichkeit waren bzw. sind.

Wenn in der Hauptstadt Cuyabá die Post anlangte, so gab der Dampfer — Cuyabá hat nur Dampfschiffverbindung durch den Rio Parana, San Lorenzo und Rio Cuyabá — mit der Pfeife ein bestimmtes Signal, und 1 Stunde darauf wurden die angelangten Briefe einfach auf die Granitplatten der Bürgersteige vor dem Posthause zum gefälligen Auslesen geschüttet. Wer Briefe erwartete, mußte dann hingehen — Briefträger sind dort nicht vorhanden, wohl aber Briefmarkensammler, die zerstreut genug waren, auch an andere Leute adressierte Briefe mitzunehmen, wenn die Marken Interesse fanden.

Die nach den übrigen Städten der Provinz bestimmten Briefe sollten durch einen Postreiter weiter befördert werden. Dieser Posten war jedoch im Vorjahre 4 Monate hindurch unbefestigt, nachdem der eine Inhaber ertrunken, sein Nachfolger ermordet und dessen Erbjahmann mit der Postkasse durchgebrannt war.

In Argentinien steht die Post, wie überall, unter der Verwaltung des Staates, befördert jedoch nur Briefe und Zeitungen, aber keine Pakete, deren Uebermittlung Sache der Bahn oder besonderer Paketbeförderungsinstitute ist. — Daß die Paketbestellung durch das Bahnpersonal zu großen Nachteilen führen muß, liegt wohl auf der Hand, zumal eine Kontrolle fast ganz ausgeschlossen ist. Das Porto muß vorausgezahlt werden, kommt aber kaum in die Bahnkasse — Gepäckschaffner und Expedienten teilen sich lieber

darin, und der Empfänger braucht dann nicht noch über den Erhalt zu quittieren, d. h., wenn er seine Sendung überhaupt bekommt: nur zu häufig verschwinden Pakete unterwegs spurlos. Reklamationen sind zwecklos, gefunden wird doch nichts und Schadenersatz wird nicht gewährt.

In der Praxis hat sich daher als sicherste Versendungsweise die direkte Einhändigung an das Zugpersonal ergeben, auf welches man sich bei einem kleinen Extrabonus außer dem tarifmäßigen Satze sicher verlassen kann. Sogar Wertbriefe darf man ihnen auf diese Weise zur Beförderung einhändigen, sobald man in Gegenwart eines Zeugen den Inhalt an Geldscheinen usw. dem Pseudostephano vorzählt und einsiegelt. Die Sendung kommt dann ebenso sicher und unverletzt in die Hände des Adressaten, wie dies bei einer Uebermittlung durch die Post nicht geschehen würde. Schreiber dieses hatte selbst einmal das Vergnügen, den Postbeamten in einem Bahnpostwagen bei einer merkwürdigen Beschäftigung zu beobachten. Der gute Mann fortirte die Briefe, aber nicht etwa nach den Adressen — sondern nach dem Inhalte, der sich vermuten ließ, wenn er die Briefe an das Fenster seines Postwaggons drückte und Sonnenbeobachtungen durch das Papier hindurch anzustellen versuchte. — Das weitere „sachgemäße“ Behandeln der ausfortierten Briefe dürfte unschwer zu erraten sein — besonders unter Hinweis darauf, daß die argentinische Postverwaltung keinen Postanweisungsverkehr kennt. Man kann Geld eben nur in Banknoten, Wechseln, Checks usw. mittelst Briefe versenden. — Die in den Kolonien ansässigen Geschäftsleute geben übrigens gern Auskunft darüber, ob zur Zeit eine Geldsendung, die durch die Post erfolgen muß — beim Uebergange auf andere Linien, z. B. — besser „certificado“ (eingeschrieben) oder als gewöhnlicher Brief geschieht. Bei eingeschriebenen Briefen verschwindet nämlich der Inhalt ebenso leicht, wie gewöhnliche Briefe gänzlich und Erjah kann man wohl reklamieren, aber nicht erhalten. Der Umschlag pflegt bei eingeschriebenen Briefen ja anzukommen, aber, wenn er unterwegs aufgegangen ist, so daß der Inhalt herausfallen konnte, — was kann die Post dafür?

Wenn nun den Herren Postbeamten das Erträgnis der ausfortierten gewöhnlichen Briefe auffällig gering zu werden beginnt, nehmen sie als kluge Leute an, daß das Publikum wieder eine Vorliebe resp. mehr Vertrauen zum „Einschreiben“ gewonnen haben dürfte, und sortieren nun die „Certificados“. Der Wechsel lohnt sich so lange, bis der Geschmack des Publikums umschlägt, und der argentinische Stephanszünger ist intelligent genug, sich dieser neuen Laune seiner geldversendenden Mitbürger anzupassen. — So geht's im anmutigen Wechsel fort.

Diese Zustände werden wohl erst verschwinden, wenn die Bevölkerung und damit die Korrespondenz so zugenommen hat, daß den Beamten Zeit und Gelegenheit zu solch kritischer Sonderung der Postfachen fehlt! Bis dahin dürfte aber noch viel Wasser ins Meer laufen.

In der „glänzenden Metropole“ Argentinien, in Buenos Aires, auch in den wenigen übrigen Großstädten, wie Rosario de Santa Fé u. a. kommen allerdings solche Spitzbübereien selten vor. Vor allem deshalb, weil es der Hauptstadt unwürdig wäre, sich mit solchen Vumpereien abzugeben, die höchstens ein paar hundert Pesos betragen, — hier macht man nur „große Geschäfte“. Ganz große bearbeitet sogar der Generalpostmeister in höchsteigener Person — wobei er aber in Vorjahre leider Pech hatte, woran die bösen Zeitungschreiber schuld waren. Das kam nämlich so: Nach den gesetzlichen Bestimmungen sollen unbestellbare Sendungen, — einschließlich eingeschriebener und deklarierter Briefe usw. vierteljährlich zu Gunsten der Armenkassen versteigert werden, sobald sie

innerhalb der Reklamationsfrist von 3 Monaten nicht zurückgefordert wurden; dies gilt auch für Postsendungen, die vom Auslande eingehen. Seine Exzellenz der Generalpostdirektor war im Anfange seiner Karriere wohl auch Bahnhofsbearbeiter gewesen, und ließ sich daher eines schönen Tages die angesammelten „Unbestellbaren“ in seine Privatwohnung zwecks „privater Durchsicht“ schaffen. Jemand ein nichtsnutziger neugieriger Zeitungsschreiber erfuhr etwas von dieser Translokation und tischte diese „harmlose Sache“ seinen Lesern zum Morgenkaffee als neuestes Beispiel der Korruption in den Regierungskreisen auf — natürlich gehörte er zur Oppositionspartei, hier würde man sie Rörgler oder ähnlich nennen. — Die übrige Parteipresse schlug schleunigst aus Leibeskräften Lärm, und als dann die „Permanents“ an den Blättern Tag für Tag erschienen, die zu wissen begehrten, was Seine Exzellenz mit den Postfächern vorhabe, sah sich der Stephan Argentinien schließlich gezwungen, die Briefe herauszurücken. Er that dies in der Form, daß er sie in Bausch und Bogen dem Erzbischof von Buenos Aires zu wohltätigen Zwecken als Geschenk anbot. Die Eminenz aber dankte mit einem zarten Hinweis auf die Gesekparagrafen, nach welchem Seine Exzellenz zu verfahren hätte. — Damit war die Sache erledigt. Selbstverständlich war die Affäre von keinerlei Rückwirkung auf die amtliche Stellung Seiner Exzellenz. Man hängt ja nur die kleinen Diebe.

Daß auf der Eisenbahn ebenso gestohlen wird, wie auf der Post, ist selbstverständlich — höchstens mit dem Unterschiede, daß es hier mehr ins Große geht.

Eine ganz ungläubliche Geschichte passierte vor einigen Jahren in St. Francisco der Grenzstation zwischen den Provinzen Cordoba und Santa Fé. Dort waren eines Abends 3 Waggons Zucker — 30 000 Kilo im Ganzen — angelangt, die über Nacht auf der Station blieben und Tags darauf nach ihrem Bestimmungsort Esperanza weitergingen. Dort trafen die Wagen ein, aber der Zucker war verschwunden! Mit Rücksicht auf den Wert des Objekts — etwa 18 000 Mk. — wurde eine Untersuchungs-Kommission abgesandt, die die dann nach langen Nachforschungen endlich Licht in die Sache brachte. Der Berichtstatter erklärte nämlich in seinem und seiner Kollegen Namen mit größtem Ernste, der Zucker sei in jener Nacht von Ameisen (!) aufgefressen worden die durch die Spalten der Thüren der Waggons eingedrungen seien. — Die Bahn sei daher nicht ersatzpflichtig, denn Ameiseninvasionen seien ebenso wie z. B. Heuschrecken einfach als höhere Gewalt zu betrachten. Und dabei blieb's.

Der Bahnhofsvorsteher kaufte sich ein paar Wochen später ein hübsches Weizengut — wie weit ihm dabei die Ameisen geholfen hatten, war offenes Geheimnis.

Ein glücklicher Gewinner.

Humoreste von Paul Bliz.

Eines Abends, als Herr Woldemar an seinem Stammtisch saß und schon ein bißchen angeheitert war, hatte ein Händler, der in dem Restaurant allerlei nützliche und unnütze Dinge feil bot, eine Gelegenheit benutzt, und Herrn Woldemar ein Los der Wendenburger Pferdelotterie aufgeredet; anfangs zwar hatte sich der heitere Rentier gestraußt, endlich aber unterlag er dem Wortschwall des Händlers und kaufte das angeblich allerleyte Los.

Später hatte dann Herr Woldemar an das Los gar nicht mehr gedacht, und erst als der Ziehungstag vorbei und die Gewinnliste im Kreisblatte erschien, da erst entsann er sich wieder seines Besitztumes. Er langte gleichgültig seine Brieftasche heraus und verglich die Nummern. Plötzlich aber schwand diese Gleichgültigkeit, denn sein Los war gezogen,

und zwar mit einem Hauptgewinn von 2000 M. Herr Woldemar gab einen Laut von sich, der Staunen und Freude ausdrücken sollte, der aber auch zur Folge hatte, daß sofort der Wirt und die nächststehenden Stammtischfreunde aufmerksam wurden.

Im Umsehen wußte die ganze Zechgesellschaft, was Herrn Woldemar Angenehmes widerfahren war, und in wenigen Minuten sah der glückliche Gewinner umringt von einem Duzend Gratulanten da und konnte kaum für alle die Glückwünsche so schnell danken; selbstverständlich mußte dies freundliche Ereignis nun aber auch gefeiert werden, und so ließ der Held des Abends dann auffahren, was der Wirt nur immer zu geben hatte; und da bei solcher Gelegenheit sich immer Trinker mit gutem Durst einzustellen pflegen, so fand sich nach und nach eine Batterie von leeren Flaschen zusammen, die der Trinkfreude der Teilnehmer alle Ehre machte.

Als Herr Woldemar sein Portemonnaie herauslangte, um die Zechen zu bezahlen, da erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er bald den fünften Teil des Gewinnes zum Besten gegeben hatte; indessen tröstete er sich damit, daß nun ja auch die Sache ein Ende hatte.

Am nächsten Tage fuhr er nach Wendenburg, um seinen Gewinn, einen bespannten einspännigen Jagdwagen, in Empfang zu nehmen, und ihn möglichst gut zu verkaufen.

Der Hauptkollektor, zu dem er zuerst ging, führte ihn hinaus nach dem Rennplatz vor dem Thor, wo die Gewinne aufbewahrt wurden, und als nun Herr Woldemar den schmucken Wagen und den flotten Gaul sah, überkam ihn eine ganz unbändige Lust, in seinem neuen stattlichen Eigentum eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen; er lud also Herrn Mayer, den Hauptkollektor, mit ein, hestieg mit ihm das leichte Gefährt und ergriff mit Eleganz und Berbe die Zügel, — sein Stolz und sein Mut wuchs mit jeder Minute, — er wollte mal den Wendenburger Bauern zeigen, daß ein Großstädter auch zu fahren verstand.

Und wirklich, es gelang. Leicht und flott fuhr er durch das Städtchen, angestaunt von hundert neugierigen Gesichtern; allerdings fiel dabei auch manches bespöttelnde Wort, und manches Bäuerlein sagte: „Wenn dat man god geht!“ — Aber davon hörte der glückliche Gewinner nichts, stolz fuhr er mit Herrn Mayer zum Thore hinaus, auf die Landstraße, in den kühlen Wald hinein, der Forstschänke zu, wo man halt machte und wo Herr Woldemar seinem Gast zu essen und zu trinken vorfahren ließ.

Natürlich blieb es nicht bei einem Glase, denn so ein Lotteriekollektor hat manchmal auch Durst, und als man sich zur Heimfahrt rüstete, waren beide Herren in recht heiterer Stimmung.

Anfangs ging die Fahrt ja noch ganz flott von Statten, als der Gaul aber merkte, daß die Hand des Lenkers die Zügel nicht mehr allzu stramm hielt, wurde er ausgelassen und machte Seitenprünge, und als man über den Marktplatz kam, und Herr Woldemar elegant und schneidig die Ecke nehmen wollte, gab es plötzlich einen Ruck und einen Krach: der Wagen sank zur Seite, der Gaul stand und die Insassen rutschten hintenüber. Als man ausstieg und den Schaden besah, ergab es sich, daß man gegen einen Brellstein gefahren war; das linke Hinterrad war total zerbrochen, so daß an ein Weiterfahren nicht mehr zu denken war.

Herr Woldemar war ebenso ärgerlich als beschämt, denn er sah die Schadenfreude, die sich auf den Gesichtern der Umstehenden abspiegelte, und um der peinlichen Lage möglichst schnell zu entkommen, übergab er Pferd und Wagen einem herumstehenden Arbeitsmann, der beides nach dem Gasthof führen sollte.

So endete die erste Ausfahrt des glücklichen Gewinners, dessen Stimmung nunmehr ziemlich gedrückt war. Aber der freundliche Herr Mayer hatte Humor, er machte ein paar

Witze, und brachte es in kurzem dahin, daß Herr Woldemar über den ersten Schmerz hinwegkam; und als man dann erst bei der Flasche saß, da war der kleine Unfall gar bald gänzlich vergessen.

So viel aber sagte die kühle Vernunft dem glücklichen Gewinner doch: nur so schnell als möglich Pferd und Wagen loschlagen!

Und gleich nach Tisch kamen dann auch die Kaufliebhaber, um mit Herrn Woldemar zu handeln, und da ergab sich dann die interessante Thatsache, daß der Rennerwert des Gewinnes mit 2000 Mark ein wenig zu hoch beziffert war, denn nach langem Feilschen erzielte der glückliche Gewinner für den Wagen 300 und für den Gaul 600 Mark; das war zwar äußerst schmerzlich, immerhin aber war es doch ein Resultat, und damit war ja die Geschichte nun zu Ende. Also nahm Herr Woldemar die 900 Mark in Empfang und fuhr, wenn auch ein wenig enttäuscht, so doch ganz freudig nach Hause.

Ein paar Tage ließ er sich in seiner Stammkneipe nicht sehen, um nicht wieder von Neuem zum Besten geben zu müssen, hauptsächlich aber, um nicht die Summe des Erlöses nennen zu müssen.

Aber der Zufall führte ihn einen der Zechgenossen in den Weg.

„Nun, lieber Herr Woldemar,“ begann der sündel Kneipgenosse, „was haben Sie denn nun herausgeholt aus dem Gewinn?“

„Oh, so nahezu 1700 Mark,“ antwortete etwas zaghaft Herr Woldemar, um nicht seine Enttäuschung merken zu lassen.

Da aber jubelte der Andere los: „Was! 1700 Mark?! Das ist ja einfach großartig! Sie Glückspilz! Das müssen wir sogleich mal gehörig begießen!“

Und damit nahm er den glücklichen Gewinner unter den Arm und schleppte ihn, trotz alles Sträubens in die Stammkneipe, wo die Reuigkeit jubelnd bekannt gegeben wurde.

Als Herr Woldemar fortging, war er um 100 Mark leichter.

Aber das überraschende Nachspiel sollte nun erst beginnen.

Am nächsten Tage kam der Käufer des Pferdes, um sein Geld zurück zu fordern, denn der Gaul war an der Kolik verendet, und der Arzt hatte nachgewiesen, daß das Pferd die Krankheit bereits gehabt hatte, als es verkauft wurde. Das alles hatte der vorsichtige Bauer schwarz auf weiß, vom Arzt und von der Behörde bescheinigt und als Herr Woldemar sich nun sträubte, die 600 Mark zurück zu zahlen, drohte das Bäuerlein sehr energisch mit der Klage.

Herr Woldemar aber war ein friedliebender Mensch, deshalb ging er zu seinem Rechtsanwalt, erkundigte sich über alles genau, und als er erfuhr, daß das Bäuerlein im Recht sei, zahlte er anstandslos die 600 Mark zurück, womit der biedere Landmann abzog.

Nun aber verklagte Herr Woldemar die Lotteriekommission in Wendenburg auf Schadenersatz, weil sie ihm ein mit Krankheit behaftetes Pferd als Gewinn geliefert haben sollte.

Doch der gute Herr Woldemar zog auch hier wieder den Kürzeren.

Die Lotteriekommission ließ nämlich durch ihren Arzt bestätigen, daß das Pferd, als es abgeliefert wurde, gesund gewesen war; wenn es also an der Kolik erkrankt wäre, dann könnte es sich diese Krankheit eben nur zugezogen haben, als es im Besitz des Gewinners war, und somit könne die Lotteriekommission für keinen Schaden verantwortlich gemacht werden.

Also lautete die Entscheidung des Gerichts, und also hatte der glückliche Gewinner nicht nur sein schönes Geld verloren, sondern er mußte jetzt auch noch ein nettes Sümchen für Gerichts- und Anwaltskosten berappen.

Seit jener Zeit wird Herr Woldemar rabiat, wenn man ihm wieder ein Los zu einer Pferdelotterie anbietet.

Nur eine Arbeiterin.

Skizze von Edith von Claar.

Helene Ballert war eine jener Fabrikarbeiterinnen, wie es deren in den großen Fabrikstädten viele Tausende giebt, und doch auch wiederum eine, wie derartige Plätze nicht zehn aufzuweisen haben.

Es sind diese Arbeiterinnen bellagenswerte Geschöpfe, die, wenn sie rechtschaffen durchkommen wollen, ein furchtbar mühseliges Leben führen müssen. Den meisten unter ihnen ist es bei einer fast ununterbrochenen Arbeit von zwölf Stunden täglich und zwölf vollen Monaten im Jahre kaum möglich, irgend etwas zu erübrigen, selbst, wenn sie sich kaum satt essen und obendrein in ihren elenden Dachstübchen noch frieren.

Helene war ein wirklich braves Kind von etwa 16 Jahren. Ihr Vater war früh gestorben; sie hatte ihn nie gekannt, und ihre Mutter war auch im vergangenen Jahre gestorben und hatte ihrem geliebten Kinde nichts zurückgelassen, als ihren besten Segen.

So stand das junge Mädchen nun in der großen Stadt A. allein.

Einen Tag nur gönnte sich Helene, um nochmals und ungestört auf dem Grabe ihrer Mutter zu weinen. Am nächsten Tage erhielt sie in einer Baumwollenspinnerei Beschäftigung. Wer hätte auch das Mädchen abweisen können, welches zwar ärmlich, aber doch reinlich gekleidet war, dem die ungeheuchelte Unschuld aus den großen, ruhigen braunen Augen sah, und dessen von Natur lockiges Haar von der Farbe der Augen ein Gesichtchen einrahmte, welches kaum lieblicher gedacht werden kann.

Nun wurde ein Tag dem anderen gleich und wie die Garnfäden von der Spule, so haspelten sich die Tage und Monate im Leben Helene's ab. Die Beschäftigung war dieselbe, der Verdienst blieb sich gleich, die Vergnügungen blieben sich auch gleich, denn Helene genoss gar keine. So ging Alles zwei Jahre lang fort.

Und doch besaß das Mädchen einen kleinen Schatz von über 100 Mark, der sich jeden Montag vergrößerte. Das kam von dem Erbs künstlicher Blumen, in deren Anfertigung sie ganz ausgezeichnet geschickt war, was sie ihrer Mutter verdankte. Das war ihre Arbeit Sonntags am Nachmittage. Montags, wenn sie nach der Fabrik ging, lieferte sie unterwegs den gefertigten Kopfsputz ab und nahm regelmäßig eine Mark dafür in Empfang.

Allein jetzt änderte sich plötzlich Alles. Es sollte für das achtzehnjährige Mädchen eine trübe Zeit kommen!

Helene hatte trotz der Einförmigkeit ihres Lebens eine Art von Frohsinn aus ihrer Kinderzeit in das Jungfrauenalter mit hinübergenommen, der durch Nichts so leicht zu zerstören war. Sie hatte immer dasselbe hold-lächelnde Gesicht, gleichviel ob bei der Arbeit, beim Essen und Sprechen, ja sie lächelte selbst beim Gebet und im Schlafe.

Und doch ist Helene heute so wüde zusammengefallen und ihr rechter Arm ist unthätig am Stuhl herunter gefallen. Sie schläft und es ist doch erst neun Uhr.

Aber was soll denn das Kinderspielzeug bedeuten, was vor ihr liegt? Ein Pferdchen! — — —

Gerade gegenüber von ihr auf demselben Flur hatte bis vor wenig Tagen eine junge vierundzwanzigjährige Frau, die Witwe eines verunglückten Maschinenarbeiters gewohnt. Bei ihr, als sie vor Kummer über den Verlust ihres Gatten ein Nervenfieber bekam, hatte nun Helene die Verpflichtungen einer echt christlichen Samariterin übernommen und den Abend und einen Teil der Nacht bei der Kranken und an dem Bettchen Karls, des kleinen Sohnes der Witwe, zugebracht. Mit ihren geringen Ersparnissen hatte sie die Verdienstkosten bezahlt, als die arme Frau trotz aller Pflege ihrer Krankheit erlegen war. Helene hatte engelhaft gehandelt, aber

Niemand wußte darum, denn in großen Städten kümmert man sich nicht um seine Nachbarn und selbst Leute, die in ein und demselben Hause wohnen, kennen sich nicht.

Nachdem das traurige Begräbnis vorüber war, trat sie mit der kleinen Baise an der Hand in ihr Zimmerchen. Aber das Lächeln war von ihren holden Zügen verschwunden und das braune Auge von Thränen umflort.

Als darauf der Kleine zu weinen begann, weil die Mutter gar so lange fortbliebe, da riß sie das Kind an ihre Brust, küßte es innig und sagte mit einem Blick nach oben schluchzend:

„Willst Du bei mir bleiben, Karlchen, ich will jetzt Deine Mutter sein?“

„O gerne, und ich will Dich auch lieb haben. Siebst Du mir auch zu essen?“

„Ja wohl, Karlchen, ich werde gleich etwas holen gehen.“

Diese wenigen Worte des Kindes hatten aber das Herz des Mädchens an der wundesten Stelle berührt. Sie sollte jetzt eine Weisse ernähren und bekleiden und hatte selbst kaum genug. Ihr kleiner Schatz war erschöpft und ihr Verdienst so gering. War es da ein Wunder, daß ihren Augen recht bittere Kummerthränen entströmten?

Es herrschte heute großer Jubel in der Fabrik, in welcher Helene arbeitete. Der frühere Besitzer hatte seinem Sohne zu seiner Hochzeit als Mitgift das große Gebäude mit seiner eleganten Einrichtung, und allen Arbeiterinnen einen vollen Wochenlohn geschenkt.

Der Lärm verstummte plötzlich, um den Kundgebungen des Staunens Platz zu machen, als die Neuvermählten eintraten.

Ein prächtiges Paar!

Manches Auge blieb neidisch auf der reichen Kleidung der jungen Frau haften. Aber die meisten Arbeiterinnen schienen sich zu freuen und ihrer früheren Gefährtin ihr Glück zu gönnen.

In der That, es war eine aus ihrer Mitte, es war Helene, mit der sich der junge Fabrikbesitzer vermahlt hatte.

Wie war das gekommen?

Etwa vier Monate lang hatte das junge Mädchen seinen kleinen Schützling zu ernähren vermocht. Aber gegen den Winter hin wurden der Bedürfnisse doch zu viele. Der Kummer wuchs, je kürzer die Tage wurden.

Heute hatte Helene kein Abendbrot genossen, um etwas für das morgende Frühstück zu haben.

Hunger und Ermattung führten den Schlaf unwillkürlich herbei und sie schlief so fest, daß sie selbst nicht hörte, als man ihren Namen rief. Erst als er zum zweiten Male ertönte, schreckte sie auf und lief zu dem Bettchen Karls. Aber der Kleine schlief fest.

Zum dritten Male rief es: „Helene!“ aber von der Thür her, und diese Stimme war eine bekannte.

Schnell hob das Mädchen die Lampe empor, hätte sie aber bald fallen lassen, als sie Herrn L., den Besitzer der Fabrik, in der sie arbeitete, erkannte. Sie war nahe daran, vor Schreck umzufinken.

Aber auch Herr L. sah bestürzt aus.

Helene hatte sich unwohl gefühlt und zum ersten Male hatte sie heute nicht in der Fabrik gearbeitet. Ihr Arbeitgeber hatte das nicht sofort bemerkt, als er mit seinem Sohne in den Saal trat, dieser selbst machte ihn darauf aufmerksam. Für solche Fälle führte aber der ehrenwerte Mann ein sehr genaues Wohnungsregister seiner Arbeiterinnen, daher wußte er auch Helene's Dachstübchen zu finden, und begab sich dahin, um, wenn etwa ein Unglücksfall sich ereignet haben sollte, selbst Hilfe zu bringen.

Helene hatte sich einigermaßen gefaßt und fragte:

„Sie kommen, mich zu schelten, Herr L., weil ich heute nicht gearbeitet habe? Haben Sie Mitleid mit mir! Ich konnte nicht!“

Sie beeilte sich, dem Fabrikherrn ihre kleine Leidensgeschichte mit jener Offenheit und Au-

mut zu erzählen, die eben nur die Unschuld besitz.

Dem Greise traten zwei große Thränen in die Augen und wallten über sein wohlwollendes Antlitz herab.

Dann ergriff er Helene's beide Hände, küßte sie väterlich auf die bleiche Stirn und sagte:

„Weine nicht, Kind, Du sollst nicht mehr leiden!“

Aber er weinte selber.

Er trat an den Tisch, legte seine Börse darauf und sagte:

„Weigere Dich nicht, dies zu nehmen, es ist Dein rechtmäßiges Eigentum. Ich habe Dir Deines Fleißes und Deines sittsamen Wesens wegen schon längst mehr bestimmt, als Du bekaufst, aber ich wollte Dich prüfen und, bei Gott! Helene, Du hast Deine Prüfungszeit glänzend bestanden. Komm morgen nicht nach dem Arbeitsaal; mein Sohn wird Dich und Karlchen abholen und Dir noch mehr sagen. Leb wohl! Gott segne Dich, mein gutes Kind.“

Helene hatte kein Wort der Erwiderung. Sie wollte dem Gütigen die Hand küssen, aber er ließ es nicht zu.

Herr L. war schon längst fort, und noch stand das Mädchen auf derselben Stelle. Da sank sie auf die Knie nieder und, was sie dem lieben Gott gesagt hat, weiß er allein.

Am nächsten Morgen bald nach neun Uhr stampften zwei prächtige Rappen das Pflaster vor dem Hause, in welchem, vier Stiegen hoch, Helene wohnte, und Franz L., der Sohn des Fabrikbesizers, sprang die Treppen empor.

Was sich in den nächsten Minuten in dem kleinen Stübchen ereignete, ist nicht zu beschreiben, es war aber von der Art, daß sich die Engel im Himmel darüber freuten.

Allerlei.

* Ueber das Zahnen der Kinder. Eine Capacität auf dem Gebiet der Kinder-Heilkunde, der auch als medizinischer Fachschriftsteller bekannte Dr. Guido Rheiner in St. Gallen, veröffentlicht in Heft 18 der „Illustrirten Frauenzeitung“ (Berlin und Wien, Verlag von Franz Vieweg), die am 15. September zur Ausgabe gelangte, über das Zahnen der Kinder einen die Frauenwelt besonders interessirenden Aufsatz, dem wir nachstehende Mitteilungen entnehmen: Die Nervenzuden werden oft auch Verdauungsstörungen irrtümlich dem Zahnen zugeschrieben, und doch ist dasselbe durchschnittlich in fünfundneunzig von hundert Fällen unschuldig an der Erkrankung des Magens. Die eigentliche Ursache beruht vielmehr auf verkehrter Ernährung des Säuglings, Unregelmäßigkeit in der Verabreichung der Nahrung, Unzweckmäßigkeit ihrer Zusammensetzung oder Ueberfüllung des empfindlichen Kindermagens. Beim Kind wie beim Erwachsenen dominieren im Sommer die Verdauungsstörungen, im Winter die durch Erkältung bedingten Erkrankungen der Atemwege, also kommen im Winter auch bei zahnenden Kindern mehr Brust-Katarrhe vor als im Sommer. Dies hat zum Teil seinen Grund vielleicht auch in der vermehrten Speichel-Absonderung, die die Kleiden über der Brust benezt und durch Erkältung zu Husten führt. Die bei zahnenden Kindern vielfach vorkommenden Haut-Ausschläge beruhen sehr oft gleichfalls auf Ueberhitzung und ungenügender Pflege der Haut und sind trotz des Zahnens oft rasch zu beseitigen. Andererseits aber kann nicht geleugnet werden, daß hartnäckige Störungen im Bereich der Verdauungs- und Luftwege wie der Haut etc. aller Pflege widerstehen und erst dann rapid verschwinden, wenn ein erwarteter Zahn durchgebrochen ist. Ich lege der intelligenten Mutter als beste Hilfsmittel zur Erleichterung des Zahnens ihres Kindes folgendes ans Herz: Richtige, reizlose Ernährung ihrer selbst und des Kindes und eine den Verhältnissen sich anschmiegende Pflege der kindlichen Haut. Sie bilden die beste Schutzwehr, um Erkrankungen zu verhüten, soweit es in unseren menschlichen Kräften liegt.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer: Worträtsel: Rain, Anna, Bohemia, Arabien, Agra, Neumark, — Kanaan. Charade: Hamburg. Palindrom: Sieg, Geis.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus IX, 1-8. „In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. — „Und siehe, sie brachten zu ihm einen Sichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ — „Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott.“ — „Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Arges in euerem Herzen?“ — „Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus.“ — „Und er stand auf und ging in sein Haus.“ — Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Die Ceremonien unserer Kirche.

VIII.

Als das versammelte Volk jenes von Jesus gewirkte Wunder sah, fürchtete es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben habe.“ Das Volk also, lieber Leser, hält Jesum für einen (hohen) Menschen. Allein wenn selbst die Jünger Jesu, bevor sie den heil. Geist empfangen hatten, nur sehr wenig von den Lehren und Thaten ihres göttlichen Meisters verstanden, so kann es uns erst recht nicht wundern, daß auch das übrige Juden Volk nur die Menschheit Jesu, die sie an Ihm sahen, nicht aber die Gottheit verehrten, die ihren Augen verborgen war. Wenn aber auch dieses Volk in Jesu nur einen Menschen sah, der heute an dem Sichtbrüchigen wieder ein herrliches Wunder gewirkt, so hielten sie doch Seine Macht für etwas Göttliches: darum fürchteten sie sich und lobten Gott, der eine solche Macht den Menschen gegeben habe.“ — Wir Christen, lieber Leser, verstehen, Dank unserer Unterweisung durch die Kirche, die Worte und Thaten Jesu der Wahrheit gemäß und sehen darum in der wunderbaren Heilung jenes Sichtbrüchigen ein neues Zeugnis für die Gottheit unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. —

Wir sprachen zuletzt von der Verwendung des Weihrauchs bei der feierlichen Absingung des Evangeliums im (Lebten-) Hochamte. Die feierlichste und vornehmste Ceremonie aber findet statt bei der Opferrung. Das zeigt sich schon in dem Segensgebet, welches der Priester bei Einlegung des Weihrauchs spricht; es lautet hier: „Durch die Fürsprache des sel. Erzengels Michael, der zur Rechten des Rauchopfer-Altars steht, und aller Seiner Auserwählten möge der Herr Sich würdigen, dieses Rauchwerk zu segnen und zum lieblichen Wohlgeruche anzu-

nehmen. Durch Christum, unsern Herrn. Amen.“ — Hier haben wir also den geheimnisvollen Engel, der (nach der „Geh. Offenbarung“) vor dem goldenen Altare Gottes steht und die Gebete der Heiligen (auf Erden) vor den Thron Gottes bringt. Es ist Michael, der Fürst der himmlischen Chöre, der Beschützer der Kirche Gottes, den wir täglich nach der hl. Messe in dem vom Papste vorgeschriebenen Gebete anzurufen pflegen.

Nun beginnt die feierliche Incensatio der Opfergaben. Der Priester macht zuerst mit dem Rauchfasse drei Kreuze über das Brot und den Wein, um dadurch die geheimnisvolle Verbindung des hl. Opfers mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit auszudrücken: das erste Kreuz erinnert an Gott den Vater, dem dieses Opfer dargebracht wird; das zweite an Gott den Sohn, der unter den Gestalten des Brotes und Weines hier geopfert werden soll; das dritte an Gott den heiligen Geist, durch dessen Kraft die Verwandlung geschieht. Dann zieht der Priester mit dem Rauchfasse zwei Kreise von der Rechten zur Linken und einen Kreis von der Linken zur Rechten um die Opfergaben, dadurch ihre Ausschreibung von allem Unheiligen und ihre geheimnisvolle Umwallung mit geistiger Kraft sinnbildlich vollziehend. Die Weihrauchlöcher aber, die im Feuer erglühn und als lieblicher Opferdunst aufwärts steigen, sind ein ergreifend schönes Sinnbild jenes himmlischen „Weihrauchkorns“, das einst auf der Mutterpfanne des Kreuzes in Liebe und Leiden sich verzehrte, einen unaussprechlich süßen Opferdunst zum Himmel emporsend, um den Vater zu versöhnen, unsere Schwachheiten zu tilgen und unsere Hoffnung zu beleben. Die Rauchwolken endlich, die den Altar von allen Seiten nun umgeben, weihen denselben von neuem ein; sie deuten an, daß der

Kirchenkalender.

Sonntag, 29. September. Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten. Michael, Erzengel. Evangelium nach dem hl. Matthäus 9, 1-8. Epistel: 1. Korinther 1, 4-8. St. Andreas: Nachm. 3 Uhr Offizium f. d. Verstorbenen der Männer-Sodalität. Maria Himmelfahrt's-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Marian. Jünglings-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein. Franziskaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Bestunde der Mitglieder des III. Ordens für die Verstorbenen.

Montag, 30. September. Hieronymus, Kirchenlehrer. St. Andreas: Morgens 7,10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Sodalität.

Dienstag, 1. Oktober. Remigius, Erzbischof. St. Andreas: Während des Monats Oktober ist die Rosenkranzandacht an Wochentagen in der 1. hl. Messe morgens 6 Uhr. An Sonntag und Feiertagen nach der Predigt nachmittags 4 Uhr. Maria Himmelfahrt's-Pfarrkirche: Im Oktober ist an den Wochentagen Abends 7,8 Rosenkranz-Andacht. Franziskaner-Klosterkirche: Während des Monats Oktober ist Abends 7,8 Aussagung des hochw. Gütes und Rosenkranzandacht. An den Sonntagen ist die Rosenkranzandacht nachmittags 4 Uhr nach der Predigt.

Mittwoch, 2. Oktober. Leodegar, Bischof und Martyrer. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Altar im Augenblicke der Konsekration zum mystischen Kalvarienberg werde; sie sinnbildlich zugleich die Bitte und die Gewährung einer gnädigen Aufnahme des eucharistischen Opfers durch den himmlischen Vater. Das besagen auch die sie begleitenden Worte des Priesters: „Dieser Weihrauch, von Dir gesegnet, steige empor zu Dir, o Herr, und nieder steige auf uns Deine Barmherzigkeit!“

Nachdem dann die Veräucherung des Altars in derselben Weise ausgeführt ist, wie beim Introitus, wird nicht nur der fungierende Priester incensiert, sondern auch der assistierende Klerus und das ganze Volk. Es ist, lieber Leser, eine besondere schöne Scene: dieselben Rauchwolken, die das begonnene Opfer am Altare einhüllen, umwallen auch uns, die lebendigen Glieder am Leibe Christi, die (um mit dem hl. Paulus zu reden) selbst ein „Wohlgeruch Christi“ geworden sind. (2. Kor. 2,11).

Welchen Eindruck aber die herrliche Ceremonie selbst bei denen hervorruft, die nicht unseres Glaubens sind, beweist u. a. folgende kleine Episode aus dem Leben des verewigten Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Zum ersten Dombaufeste in Köln (1842) war er mit seiner erlauchten Gemahlin erschienen. Am Portale des Domes empfing der hochselige Kardinal Johannes von Geißel, damals noch Coadjutor, die Majestäten, in deren Gefolge sich etwa vierhundert hohe Persönlichkeiten befanden, darunter regierende Fürsten, Prinzen, Minister, Generale. Der Kirchenfürst geleitete den glänzenden Zug zum Chöre. Dann begann das feierliche Pontifikalamt. Der Eindruck war ein tiefer, zumal da viele der anwesenden Herrschaften zum ersten Mal einem katholischen Gottesdienste beiwohnten: „Es gab doch (sagte nachher der König zum Coadjutor) einzelne Augenblicke während der Messe, die wahrhaft hinreißend waren, so z. B. jene herrlichen Gesänge beim Offertorium, während gleichzeitig die Weihrauchwolken vom Altar zum Gewölbe emporstiegen, oder das allgemeine Niederknien des Volkes, das feierliche Schweigen bei der Konsekration.“ — „Aehnlich äußerten sich dem Coadjutor gegenüber mehrere andere protestantische Fürsten.“)

Also selbst protestantische Könige und Fürsten können sich eines tiefen Eindruckes nicht erwehren, wenn sie, bei sich darbietender Gelegenheit, unserm feierlichen Gottesdienste beiwohnen, — welchen Eindruck aber, lieber Leser, ruft das feierliche Hochamt, mit seinem prachtvollen und doch so erhabenen Ceremoniell, erst beim katholischen Volke hervor! Der schlichte Mann aus dem Volke, der Tag für Tag schaffen und arbeiten muß fürs tägliche Brot, sieht sich wohl ausgeschlossen aus den glänzenden Konzertsälen, reichhaltigen Museen und prächtigen Theatern; was dort geboten wird, ist nicht für ihn, sondern für die „oberen Zehntausend“. Aber das Schönste und Herrlichste, was es auf Erden giebt: der feierliche Gottesdienst in unsern Tempeln, zu dessen Verherrlichung alle Künste mitzuwirken berufen sind, — beschränkt sich keineswegs auf die Teilnahme der Reichen und Mächtigen, sondern zunächst und vor allem ist er für die Armen, Bedrängten, Trostbedürftigen, für die, welche mühselig und beladen sind!“

Der prächtige Dom zu Köln öffnet auch dem armen Arbeiter seine eiserne Pforte; die himmelan strebenden Pfeiler, die mächtigen Bogen, die farbenprächtigen Fenster, Alles, was die Künste Schönes und Herrliches in und an diesem Tempel geschaffen: es hat die Bestimmung, auch sein Herz höher schlagen zu machen. Und wenn nun an dem, in Weihrauchwolken gehüllten Altare das Opfer des Neuen Bundes dargebracht wird, und zu Ehren des milden Gotteslammes die herr-

lichen Weisen frommer, genialer Tonbdichter an sein Ohr dringen, — da fühlt er so recht das Glück, ein Kind der großen, heiligen, katholischen Kirche zu sein; ja, ich meine, keine Predigt sei im Stande, einen so wohlthätigen, verführenden und beseligenden Eindruck auf das Herz des schlichten Mannes aus dem Volke zu machen, wie gerade ein feierliches Hochamt mit schön ausgeführten Gesängen und Ceremonien.

S.

Das Bett.

Von Oskar Wiener.

Eine Sonderstellung seltsamster Art nimmt unter unserm Hausrat das Bett ein; es ist kein weifenloses, unpersonliches Möbel, wie beispielsweise der Tisch oder ein Kleiderschrank, denn es lebt, lebt mit uns und durch uns und ist ein treuer Freund, ein Sorgenbrecher und Tröster sondergleichen. Ein Drittel unseres Daseins verbringen wir in seinen Armen; unsere Lust und unsere Schmerzen, unser Glück, unser Weh, all unsere Träume hat es mit angesehen; unseren ersten Schrei hat es vernommen und unser Todesröcheln wird es hören. So ist das Bett durch all die Jahrhunderte seines Bestandes mit jener Sorgfalt und Fürsorge behandelt worden, die ihm gebührt: Als unser Schlafgemach gleichzeitig noch zum Wohnraum diente und das gesammte Leben und Weben des Haushaltes sich hier abspielte, da war das Bett die Hauptzierde und das Prunkstück des Mobiliars und selbst heute noch, da unsere Lagerstätten den Blicken Fremder entzogen ist, wird ihm oft ein reicher künstlerischer Schmuck zuteil, gibt doch das breite Bettgestell reichlich Gelegenheit Flächendekorationen anzubringen und Decken und Polster bieten den fertigen Künsten einen weiten Spielraum. — Allerdings kann nicht jeder eine Million für seine Schlafzimmereinrichtung ausgeben, wie dies von Stephan S. Marchand erzählt wird. Dieser Amerikaner besitzt das kostbarste Bett der Welt. Es besteht aus massivem Ebenholz mit herrlichen Elfenbeinschnitzereien und eingelegerter Goldsilberarbeit geschmückt und ist ein Wunderwerk modernen Kunstfleißes. Drei Jahre lang ist von berühmten französischen Meistern daran gearbeitet worden und man kann den ungläublichen Geld- und Zeitverbrauch erst ermessen, wenn man bedenkt, daß an einem einfachen Elfenbeinband, rund um den unteren Teil des Bettes vier Beinschneider durch 18 Monate beschäftigt waren. Einer dieser Männer blühte während jener unendlich langwierigen, mühevollen Arbeit den Verstand ein und weilt jetzt im Irrenhause von Charenton, wo er sich einbildet noch immer an dem Bettrand zu schnitzen.

Aehnliche Bettstellen, wenn auch nicht so überaus kostbar, wie die des modernen Krösus, finden sich bereits im Alterthum. Die Ruhelager der vornehmen Römer sind oft aus den edelsten Holzarten hergestellt und mit Elfenbein oder Perlmutter inkrustiert; noch häufiger diente massives Erz in Silber mit zierlichen Ornamenten tauschend, als geeignetes Material; wie ja überhaupt in der klassischen Welt die Bronze viel beliebter und geschätzter war, denn heute.

Goldgestickte Purpurdecken, aus dem fernen Morgenlande eingeführt, vollendeten die Ausstattung solch eines prunkhaften Bettes. Da die Römer in den Tagen üppiger Genußsucht und delatenter Ueberkultur, durch orientalischen Einfluß verweichlicht, ihr halbes Leben liegend verbrachten und selbst ihre Mahlzeiten, ihre Beratungen und Empfänge auf schwellende Kissen gebettet, hielten, gab es eine ganze Reihe von Ruhebetten, die den betreffenden Gelegenheiten angepaßt waren, so das niedere sophoartige Speise-Bett, das Schlafbett, das Krankenbett, das Rasilager, auf welchem man las, meditierte oder liegend schrieb und endlich das Paradebett der Todten.

Die alten Ägypter hatten hochbeinige Bettgestelle, die mittelst eines Trittbettes bestiegen werden mußten. Mit Polstern belegt und durch ein Rückenetz ringsum abgeschlossen, unterscheiden sie sich von den Schlafstellen der Assyrer und Perser nur durch die aus Holz, Stein oder Metall gearbeiteten halbkreisförmigen Kopfstützen, die für das ägyptische Ruhelager charakteristisch sind und den Zweck hatten, die hohen, unendlich mühevoll hergestellten Modestaturen während des Schlafes vor Zerstörung zu schützen. Die Bewohner Kleinasiens und Altgriechenlands hatten, ähnlich den Römern, hölzerne und bronzene Bettstellen: So war das Lager des Odysseus — um nur ein Beispiel zu nennen — wie Homer erzählt, ein reichverziertes Rahmenwerk, dessen Holz fernem Wäldern entstammte und welches leinenüberzogene Decken und Felle erlegter Jagdtiere trug, die durch quer gespannte purpurschimmernde Stierhautriemen gehalten wurden.

Da sind die Barbaren diesseits der Alpen viel bescheidener; die sprichwörtliche „Bärenhaut“ genügt ihnen als Lager. Freilich lernen später die alten Deutschen in den durch die Eroberer romanisirten Gebietsteilen Germaniens, mit anderen Bequemlichkeiten auch ein ordentliches Bett kennen, trotzdem bleibt aber in vielen Gegenden die mit Tierfellen bedeckte Laubschicht jahrhundertlang das Ruhebett unserer Altvordern. Noch im frühen Mittelalter bedeckte man den Fußboden im Winkel der gemeinsamen Wohnhalle mit trockenem Moos, breitete einen Teppich über diese Streu, legte feder- oder wollgestopfte Kissen darauf und deckte sich mit der Haut irgend eines erlegten Wildes zu.

Erst im Laufe des 12. Jahrhunderts kommt das hölzerne Bett zu allgemeinem Ansehen. Es ist die Verfeinerung der höfischen Sitten, die die Räume der Burgen und Schlösser kunstvoller und gewöhnlicher ausgestaltet. Zwar bleibt der Fußboden und die Ofenbank noch den Knechten und Mägden als Schlafstätte, der Herr des Hauses aber und seine Sippe schlafen bereits in buntbemalten, reich geschmückten Holzbetten. Später rückt das Familienlager mehr in die Mitte des Zimmers, damit es als ein Prunkstück der Wohnungseinrichtung von allen Seiten betrachtet und angehaunt werden könne. Nun steht es da, stolz und gewaltig in seinen Dimensionen und von einem mächtigen, stoffreichen Bettstimmeln überwölbt. — Neben dem baldachin geschmückten, brokatverhängten Himmelbett gab es in den Tagen der Gothik seltsame kastenartige Schlafstellen, die mit hölzernen Wänden und einer Thüre versehen, im Zimmer ein eigenes kleines Haus für sich bildeten. Diese, oft gemeinschaftlich von einer ganzen Familie und den zufällig anwesenden Gästen benützten Niesenbetten fanden damals meist im biedereren, auf das Massiwe, Unverwüßliche bedachten Bürgertum Anklang; auf den Adelsböfen bevorzugte man dagegen das lustigere, von Sammet und Seide glänzende Himmelbett.

Die Dame Alianor von Poitiers hat in ihren burgundischen Hofmemoiren eine getreue Schilderung des Schlafzimmers Karls des Kühnen für unsere Zeit aufbewahrt. Parallel, mit dem Kopfende der Wand zugekehrt, standen in diesem fürstlichen Gemach zwei Betten, aber soweit von einander getrennt, daß zwischen ihnen ein schmaler Gang übrig blieb. Jener gangartiger Raum war damals in Frankreich und Burgund den intimsten Freunden des Hauses, die ihre Morgenvisite abtatten kamen, als Empfangsplatz vorbehalten und führte den Namen „Nuelle“, was zu deutsch „Gäßchen“ bedeutet. — Damals war das Schlafgemach der einzige Raum in den Palästen der Könige und Fürsten, wo der Herrscher von lästiger Zudringlichkeit verschont, seine Vertrauten empfangen konnte und diesem Beispiel folgten nach und nach die hohen Würdenträger, die Minister, die Grafen und Barone und schließlich der Für-

*) Vgl. D. Pfiffel, „Kard. v. Geißel“.

gerstand. Das Schlafzimmer der französischen Herrscher wird so zum Audienzsaal und ihr Erwachen, ihr „Leber“ zu einer feierlichen Ceremonie. Und diese Sitte (oder vielmehr Unsitte) erhält sich jahrhunderte lang am Hofe Frankreichs; von Karl dem Kühnen, dem Burgunderherzog, bis hinan zum Sonnenkönig und dessen Kronerben. „Wer den Pomp von Versailles nicht gesehen“, schreibt Chateaubriand, „der hat gar nichts gesehen. Das Aufstehen des Königs aus seinem Bette war ein Schauspiel in fünf Aufzügen, bei dem mehrere Tausend Personen mitwirkten und welches täglich schauen zu dürfen mehrere hundert der vornehmsten Männer des Reiches sich glücklich schätzten.“

Dieser Brauch ging von den höchsten Standespersonen nach und nach auf die gesammte vornehme Gesellschaftsklasse über. Erst als der Gluthauch der Revolution die Sitten und Thorheiten der guten alten Zeit vom Erdboden legte, verschwindet die Mode, das Schlafgemach den fremden Augen preiszugeben und heute sind jene Räume, wo wir unsere Nachtruhe verbringen, längst der Dessenlichkeit auf das Sorgfältigste entrückt.

In unseren Tagen ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß das Bett weniger den ästhetischen Anforderungen, als vielmehr den Gesetzen der Gesundheitslehre gerecht werden soll. Die Betthimmel und Baldachine, die Vorhänge und Gardinen verschwinden: die hochaufgetriebenen Federkissen, die noch in den Tagen „da der Großvater die Großmutter nahm“ den Stolz eines jeden kleinbürgerlichen Hausrates bildeten, haben mäßigeren und vernünftigeren Dimensionen Platz gemacht. — So haben die Rohharmmatratze und die gesteppte Couvertdecke den Sieg über Weiche und Fülle der Federkissen davongetragen, zum wahren Heile der Menschheit.

Durch das Rosenkranzgebet gerettet.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von
G. Helner.

In meiner Jugend sah ich oft den Sanitätsrat N., der nachfolgende Geschichte selbst erlebt hat, durch die Straßen meiner Vaterstadt zu seinen Patienten fahren. Ich kannte damals die Geschichte noch nicht, sonst würde ich sicher mit größerem Interesse die klugen, energischen Züge des alten Herrn angeschaut haben. Derselbe pflegte diese merkwürdige Begebenheit, bei der ihm in so auffällender Weise der Schutz der heiligen Jungfrau zuteil wurde, gerne zu erzählen, rief sie ihm doch zugleich die glückliche Jugendzeit zurück. Ich erfuhr dieselbe durch eine Verwandte, welche in dem großen Hospitale, in dem er viele Jahre als Oberarzt für innere Krankheiten wirkte, Barmherzige Schwester war.

In der ersten Hälfte vorigen Jahrhunderts war es in meiner Vaterstadt, einer großen Handelsstadt des Rheinlandes, Brauch, daß die jungen Leute einen Teil ihrer medizinischen Studien in Paris machten. Man glaubte außer einem tüchtigen Studium noch zwei Vorteile zu gewinnen: die Erlernung der französischen Sprache und eine gewisse Gewandtheit in den Umgangsformen, worin ja der gebildete Franzose Meister ist. An die vielfachen Gefahren, denen die Studenten in einer derartigen Weltstadt ausgesetzt sind, wo Licht und Schatten so grell nebeneinander stehen, wie fast in keiner anderen, dachte man wohl weniger. Aber eine fromme Mutter dachte Tag und Nacht daran, als die Zeit der Abreise ihres Sohnes herannahte, und das war die Mutter des Franz N., der ebenfalls die ersten zwei Jahre seines medizinischen Studiums in Paris zubringen wollte. Der Vater, ein wohlhabender Kaufmann, war ganz damit einverstanden. Er meinte, junge Leute müßten in die Welt, in's Leben, so nur könne sich ein Charakter entwickeln. Auf die Einwürfe der Mutter erwiderte er, sie sei gar zu ängstlich. Franz habe eine gute religiöse

Erziehung erhalten, die werde ihn schon vor schlimmen Einflüssen bewahren.

So war denn der letzte Tag vor der Abreise herangenaht.

„Nicht wahr, Franz, Du begleitest mich diesen Nachmittag noch einmal in die Rosenkranzandacht in der nahen Marienkirche?“ sprach die Mutter zum Sohn, nachdem sie zusammen den großen Reisekoffer gepackt hatten.

„Von Herzen gern, liebe Mutter,“ war die Antwort.

So gingen sie denn an einem heiteren Oktobermittage zur Kirche, der schlanke junge Mann neben der kleinen, etwas gebeugten Frau. Nach der Rosenkranzandacht kniete Frau N. noch lange in heiligem Gebete vor einem Marienbilde, vom Volke „die Muttergottes in der Not“ genannt. Franz, der noch den Besuch einiger Freunde erwartete, die morgen mit ihm gemeinsam die Reise nach Paris antreten wollten, wurde etwas ungeduldig. — „Es ist Zeit nach Hause zu gehen,“ flüsterte er der Mutter zu. Die gute Frau nickte und erhob sich mit einem Seufzer von den Knien. Als sie aus der Kirche trat, senkte sich schon die Dämmerung herab.

„Heute hast Du aber einmal besonders lange gebetet, Mütterchen; ist Dir denn das Herz wirklich so schwer?“ fragte der Sohn liebevoll, indem er in der Mutter bewegtes, bleiches Antlitz sah.

„Ich bin jetzt ruhiger, nachdem ich Dich inständig dem Schutze der Mutter Gottes empfohlen habe, und ich würde ganz ruhig sein, wenn Du mir etwas versprechen wollest.“

„Was ist es, Mutter?“

„Versprich mir, jeden Tag in der Fremde den Rosenkranz zu beten, jeden Tag, hörst Du, lieber Franz. Es ist ein so gnadenvolles Gebet, wer es täglich zu Ehren der heiligsten Jungfrau verrichtet, den beschirmt sie sicher in allen Gefahren des Lebens. Es würde mir ein großer Trost sein...“

„Den Trost gebe ich Dir gern, Du kannst fest darauf rechnen, daß ich Deinen Wunsch erfüllen werde,“ antwortete der Sohn gerührt.

„Ich danke Dir, Franz, es wird Dir zum Segen gereichen,“ antwortete die fromme Frau zuversichtlich.

Den andern Tag reiste Franz mit noch drei andern Jünglingen aus seiner Vaterstadt auf die Hochschule von Paris. Die vier Landsleute hielten in der fernem, großen Stadt treu zusammen. Alle vier waren brave junge Männer, die fleißig ihren Studien oblagen, dazwischen aber auch gemeinsam manche frohe Stunde genossen. Das Laster, welches in Paris, diesem modernen Babel, in besonders glänzendem und verführerischem Gewande an den Fremdling herantritt, übte auf die religiös erzogenen Söhne gediegener ehrenwerter Familien keinen Reiz aus. Sie wandten sich mit Absicht davon ab und erfüllten gewissenhaft ihre religiösen Pflichten, wie sie es daheim gewohnt waren. Franz betete dabei treulich jeden Tag den Rosenkranz, und wenn seine Mutter ab und zu in ihren Briefen fragte, ob er auch sein Versprechen halte, freute es ihn jedesmal ihr die tröstliche Versicherung geben zu können.

Unsere Deutschen mochten nun bereits ein Jahr in der Weltstadt sein. Sie hegten aufrichtige freundschaftliche Gesinnungen gegeneinander und halfen sich auch brüderlich gegenseitig aus, wenn der eine oder andere einmal schlecht bei Kasse war. Da geschah es, daß sie gegen Ende März alle vier kein Geld mehr hatten. Der eine hatte einen neuen Anzug nötig gehabt, der andere teure Bücher kaufen müssen, kurz, alle konnten kaum noch einen Sous aufweisen. Sie hielten Consilium und Franz N. meinte, sein Hauswirt, der ihm sehr wohlwolle, werde ihm gewiß etwas Geld leihen, wenn er ihn darum anspreche, es sei ja nur für einige Tage, da sie den 1. April wieder Geld von Hause empfin-

gen. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Den andern Morgen, an einem Sonntage, trat er jubelnd mit 25 Francs in der Tasche, in den Kreis der Freunde. Nun wurden sofort Pläne zu einem Frühlingsausflug entworfen, Franz führte die Kasse. Nachdem die jungen Leute der heiligen Messe beigewohnt hatten, zogen sie zur Stadt hinaus nach einem jener reizenden Schlösser in der Umgegend von Paris, wo man im Garten und Park alles vereint findet, was Natur und Kunst hervorbringen können. Es war ein ziemlich heißer Tag gewesen. Gegen Abend bewölkte sich der Himmel, und als unsere Studenten in eine der Vorstädte von Paris eintraten, brach ein heftiger Platzregen los. Ein Obdach suchend, spähten die jungen Leute umher.

„Dort ist ein Wirtshaus, wo wir das Unwetter abwarten können,“ rief Franz, indem er auf ein altes, düsteres Haus am Eingang einer engen Straße zeigte, welches ein Wirtshauschild über der Thüre trug. Die Studenten traten einige Stufen abwärts in eine große Schenkstube, aus welcher rechts und links Thüren in das Innere des Gebäudes führten. Der Wirt kam ihnen mit großer Zuborkommenheit entgegen. Der Mann hatte aber trotz seiner Freundlichkeit etwas Abstoßendes in seinen Zügen, etwas Fälschliches in den Augen. Er führte die jungen Leute an einen leeren Tisch und gab dann einem Aufwärter einen Wink, den bestellten Wein zu holen. Das Gastzimmer war recht besetzt und zwar von allen Ständen. Ob der Regen die Gäste so bunt zusammengewürfelt, oder ob ein anderes Interesse die Leute hierhin geführt, darüber konnte man nur Vermutungen anstellen. Die meisten Gäste verschwanden in einem Nebenzimmer, nachdem sie ihren Wein getrunken hatten.

„In der hintern Stube wird gespielt,“ flüsterte einer der Studenten, mit Namen Gerhard, unserm Franz zu. „Ich sah eben, als die Thüre aufging, deutlich den grünen Tisch mit dem Moulette in der Mitte.“

„Wirklich,“ erwiderte dieser überrascht, „dann sind wir in eine geheime Spielgesellschaft geraten, deren sich viele in Paris befinden sollen.“

„Was meinst Du, Franz,“ fuhr Gerhard fort, „da wir nun einmal hier sind, wenn wir auch unser Glück versuchten und einige Francs wagen?“

Die anderen Freunde stimmten bei.

„Grade jetzt könnten wir das Geld so gut brauchen,“ sagten sie.

„Aber nur fünf Francs werden gesetzt,“ antwortete Franz bestimmt, „sind sie verloren, so hören wir auf.“

„Gut, wir sind damit einverstanden.“

„Herr Wirt, ist es gestattet, sich drinnen ein wenig am Spiel zu beteiligen?“ fragte jetzt Franz den Hauseigentümer.

„Gewiß, meine Herren, treten Sie nur ein.“

Einige zwanzig Personen umstanden bereits den grünen Tisch. Da sah man elegante Lebemänner, heruntergekommene Abenteurer, Arme, vom Schicksal Verfolgte, die ihren letzten Francs einsetzten, in der Hoffnung, wieder zu Geld und Gut zu kommen. Außer den eintönigen Worten der Croupiers, welche das Spiel leiteten, hörte man nichts, als hin und wieder einen leisen Fluch, einen tiefen Seufzer, oder einen halb unterdrückten Laut der Freude, je nachdem das Glück seine Gaben austreute. Goldstücke und Kassenscheine lagen vor den Spielern auf dem grünen Tuch aber auch mit Silber wurde gespielt.

Franz setzte ein Fünffrankenstück; im Handumdrehen war es fünffach verdoppelt. Das nächste Mal ging es ebenso. Nun warf er einen höhern Satz von dem gewonnenen Gelde auf den Spieltisch. Der jugendliche Spieler war offenbar vom Glück begünstigt, er gewann abermals und in kurzer Zeit hatte er 400 Francs in den Händen.

„Nun laß es genug sein,“ mahnte Gerhard, „wir haben jetzt mehr, als wir brauchen und sind aus aller Verlegenheit heraus.“

Die andern stimmten bei und erklärten, daß sie gehen wollten, da der Regen aufgehört habe.

„Was, jetzt soll ich aufhören, da ich im schönsten Zuge bin,“ flüsterte Franz erregt den Freunden zu. „Fällt mir gar nicht ein, da habt Ihr jeder 100 Francs, wenn Ihr gehen wollt.“

Zwei von ihnen gingen, nachdem sie das Geld eingesteckt hatten. Gerhard blieb bei Franz zurück, fast reute es ihn, denselben zum Spiel aufgefordert zu haben.

„Er wird gleich verlieren, und das wird ihn ernüchtern,“ dachte er. „Gut, daß die Freunde 200 Francs mitgenommen haben.“

Aber der junge Mann verlor nicht, er spielte mit merkwürdigem Glück weiter, und sprengte schließlich die Bank. Es mochte nachts gegen halb zwölf Uhr sein. Selbstverständlich hatte nun das Spiel ein Ende und die meisten Gäste entfernten sich. Die Taschen voll Gold und Banknoten, wandte sich auch unser Freund dem Ausgange zu.

„Ist es nicht etwas gewagt, junger Herr, mit einer so großen Summe nachts ohne Schutz durch die Straßen von Paris zu gehen?“ warnte der Wirt mit lauerndem Blick.

„Sie mögen recht haben,“ entgegnete Franz. „Könnte ich ein Nachtlager in Ihrem Hause haben? Vielleicht auch mein Freund?“

„Gewiß, es sind noch zwei Zimmer frei,“ erwiderte dienstfertig der Hauseigentümer.

„Wenn mir die Herren folgen wollen“ . . . „Erst möchten wir noch eine Flasche Wein auf das Glück dieses Abends trinken,“ antwortete unser Freund heiter.

Diesmal holte ihn der Wirt selbst herbei. „Welch eigentümlichen Beigeschmack der Wein hat,“ flüsterte Franz dem Freunde zu, als ihnen der Wirt eingeschänkt und darauf das Zimmer verlassen hatte. „Trinke nicht davon. . . . Frau Wirtin,“ wandte er sich jetzt an die bleiche, gedrückt aussehende Frau, „reichen Sie uns zwei Tassen starken Kaffees.“

In wenigen Minuten stand der Kaffee vor ihnen. Den Wein goß Franz in einem unbewachten Augenblick zum offenstehenden Fenster hinaus.

Bald darauf erschien der Wirt wieder in der Thüre und lud die jungen Leute ein, ihm auf ihre Zimmer zu folgen. Franz war unangenehm berührt, daß das Zimmer Gerhards am anderen Ende des Ganges lag, doch der Wirt bemerkte, daß alle andern Zimmer auf dem ersten Stock besetzt seien und den zweiten Stock bewohne er selbst mit seiner Familie.

Die Freunde trennten sich und Franz betrat sein Zimmer. Mit Befriedigung bemerkte er, daß die Thüre von innen gut verschließbar sei. Der Kaffee hatte den von Wein und Spiel etwas verwirrten Kopf des jungen Mannes wieder vollständig klar gemacht. Er sagte sich jetzt, daß es fast ebenso unvorsichtig sei mit einer großen Summe Geldes in der Tasche bei unbekanntem Leuten zu übernachten, als schutzlos bei Nacht durch die Straßen der Weltstadt zu gehen. Unwillkürlich tauchte die verschlagene Physiognomie des Wirtes vor ihm auf . . . und wie sonderbar der letzte Wein geschmeckt hatte, als sei ihm etwas Bitteres beigemischt. . . . Franz sah sich in seinem Zimmer um. Es war ein großes, holzgetäfeltes Gemach, selbst die Decke war mit Holz bekleidet, wie man es in altertümlichen Häusern findet. Er öffnete das letzte Fenster und bemerkte, daß es sich im Eckzimmer des ersten Stockes befände. Dann schalt er sich einen Thoren, der Grillen fange, und schickte sich an, da er sich recht müde fühlte, zu Bette zu gehen. Er war gerade im Begriff seinen Rock abzulegen, dessen Taschen seinen Gewinn umschlossen, als ihm einfiel, daß er heute den Rosenkranz noch nicht gebetet habe. Er sah auf seine Uhr, sie zeigte

eine Viertelstunde vor Mitternacht, gerade noch Zeit, das Gebet vor Tagesbruch zu verrichten. So schraubte er denn die kleine Dellampe, welche der Wirt auf den Tisch gesetzt hatte, etwas tiefer, warf seinen Rock auf einen Stuhl, und legte sich, um nicht einzuschlafen, mit den andern Kleidern auf's Bett. Dann nahm er den Rosenkranz in die Hände und begann zu beten. Schlaf fühlte er noch keinen, wenn auch der Körper ermüdet war. Franz hatte eben das letzte Geheiß seines Rosenkranzes begonnen, als er ein gedämpftes, seltsames Geräusch über sich hörte. Unwillkürlich blickte er zur Decke empor. Da schien es ihm, als wenn dieselbe sich langsam auseinanderjähle. Entsetzt sprang der junge Mann vom Bette, wich mehrere Schritte zurück und starrte hinauf. . . . Die Deckung in der Decke wurde größer . . . und dann stürzte eine schwere Eisenplatte auf das Bett, gerade auf die Stelle, wo wenige Augenblicke vorher Kopf und Brust des Jünglings geruht hatten. Hätte er dort gelegen, so wäre er unfehlbar getödtet worden.

Einen Moment stand Franz wie gelähmt vor Schrecken; ein kalter Schauer überlief ihn. So waren sie denn in eine Mörderhöhle geraten, er und sein armer Freund Gerhard . . .

„Heilige Jungfrau, Du bist es, die mich gerettet,“ flüsterte er, die zitternden Hände, in denen er noch den Rosenkranz hielt, gen Himmel hebend. „Führst Du uns glücklich aus diesem entsetzlichen Hause, so gelobe ich Dir, das im leichtsinnigen Spiele gewonnene Geld nur zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden.“ — Schnell legte er seinen Rock wieder an und öffnete leise das Fenster seines Zimmers, vor dessen Brüstung er leicht das an der Ecke des Hauses hinabführende Wasserrohr erreichen konnte, an dem er sich zur Erde gleiten ließ. Wie nun Gerhard retten? Allein vermochte er es nicht. Er lief einige Straßen entlang, bis er auf einen Sicherheitswächter stieß, dem er in kurzen Worten seine Erlebnisse mitteilte. Dieser führte Franz sofort auf die Polizei, wo der Jüngling seinen Bericht wiederholte. Dann begaben sich mehrere bewaffnete Polizeidiener, begleitet von Franz, der fortwährend zur Eile trieb, zu dem gefährlichen Wirtshause zurück.

„Öffnet, im Namen des Gesetzes,“ rief der Polizeikommissar, der die kleine Truppe kommandierte, mit lauter Stimme, indem er mit dem Degenknopf wiederholt auf die Thüre des unheimlichen Hauses schlug.

Nach einigen Minuten öffnete der Wirt mit finstern, erregtem Gesicht die Hausthüre.

„Was wünschen Sie, meine Herren, hier muß ein Irrtum obwalten?“ . . .

„Wo sind die beiden deutschen Studenten Franz N. und Gerhard W., die gestern Abend bei Ihnen einkehrten,“ fragte der Kommissar barsch.

„Studenten, — deutsche Studenten sind keine bei mir eingekehrt.“ —

„Da lügen Sie,“ rief Franz vorspringend. „Mein Freund Gerhard W. und ich kehrten gestern Abend in dieser Mörderhöhle ein. Wo ist mein Freund? Führen Sie uns augenblicklich zu ihm.“

Beim Anblick des totgeglaubten Jünglings tsumelte der Wirt mit kreidbleichem Gesicht zurück.

„Sie . . . wie kommen Sie hierher?“ fiel es unter dem Eindruck des Schreckens von seinen Lippen.

„Fesselt den Schurken,“ befahl der Polizeikommissar seinen Untergebenen, „er hat sich selbst verraten.“

Auch die Frau des Wirtes, sein Sohn und zwei Kellner wurden gebunden und in einem Zimmer ebener Erde von drei Polizeidienern bewacht, während Franz, in Begleitung des Kommissars und der andern, nach dem Schlafgemach Gerhards eilte.

Als sie die Thüre aufbrachen, fanden sie den jungen Mann unverfehrt auf seinem Lager. Durch ihr gewaltsames Eindringen aus

tiefem Schlafe geschreckt, blickte er verwirrt auf die ihn umgebende Gruppe.

„Was geht hier vor?“ rief er Franz aufgeregt entgegen.

„Das sage ich Dir später. Gott sei Dank, daß ich Dich lebend wiederfinde. Wir sind hier in ein schreckliches Haus geraten, komm' nur so schnell als möglich mit uns fort.“ Gerhard legte hastig seine Kleider an und folgte Franz nach dessen Wohnung, wo dieser ihm ausführlich seine schrecklichen Erlebnisse mitteilte.

„Hätte ich nicht den Rosenkranz gebetet, so wäre ich eines grauenvollen Todes gestorben, ohne daß man vielleicht noch eine Spur von mir gefunden hätte und wer weiß, was Dein Los gewesen wäre. Nun hat uns die heilige Jungfrau gnädig beschützt und errettet. So lange ich lebe, werde ich diese schreckliche Nacht und ihre barmherzige Hilfe nicht vergessen. Wie wird mein frommes Mütterchen erst die Nacht und Güte der Himmelskönigin preisen, wenn ich ihr später alles erzähle,“ schloß Franz mit Thränen in den Augen seinen Bericht.

Der andere hatte erschüttert zugehört.

„Ja, wir sind der heiligen Jungfrau zu tiefem Dank verpflichtet unser ganzes Leben lang und der erste Beweis desselben sei das feste Versprechen, nie mehr eine Spielhöhle zu betreten,“ antwortete Gerhard ernst.

„Nie mehr,“ wiederholte Franz feierlich.

Er wäre am liebsten in den nächsten Tagen in die Heimat zurückgekehrt. Die schauerlichen Erlebnisse hatten ihm und den Freunden den Aufenthalt in Paris ein für allemal verleidet. Nun wurde er aber noch einige Wochen zurückgehalten, da er als Zeuge gegen die eingezogenen Verbrecher auftreten mußte.

Die gerichtliche Untersuchung ergab, daß schon mehr als einer der Gäste, der besonders Glück im Spiele gehabt, seinen Tod in dem unheimlichen Hause gefunden hatte. Die Leute waren verschwunden und die Nachforschungen nach ihnen schienen vergeblich, da die Verbrecher geschickt alle Spuren ihrer entsetzlichen Thaten zu beseitigen wußten. Nun waren sie aber durch Franz überführt. Durch ihn fand man die schauerliche Vorrichtung zur Tötung der Schlafenden an der Decke des Zimmers. Der Wirt und seine Mitschuldigen wurden nun vom strafenden Arme der Gerechtigkeit erfaßt.

Nach Schluß des Prozesses reisten Franz und Gerhard in die Vaterstadt zurück; die beiden anderen hatten schon einige Wochen früher Frankreich verlassen. Die jungen Leute setzten ihre Studien an deutschen Universitäten fort.

So lange Franz N. lebte, vergaß er nie sein gefährvolles Abenteuer in Paris, aus dem ihn die Muttergottes so gnädig gerettet, weil er sie täglich durch das Gebet des heiligen Rosenkranzes verehrte.

Er wurde im Laufe der Jahre ein bedeutender Arzt, der mit hervorragender Wissenschaft tief religiöse Gesinnung vereinte.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 3. Oktober. Ewald Priester und Martyrer.

Freitag, 4. Oktober. Franz von Assisi, Ordensstifter. • Maria Himmelfahrt-Parrkirche: Abends 7/8 Herz-Jesuandacht. • St. Anna-Stift: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 7/8 Uhr Hochamt. Nachm. 5 Uhr Festpredigt. • Karmelitesse-Klosterkirche: Herz-Jesu-Fest. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 7/8 Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht. • Franziskaner-Klosterkirche: Von 7/8 Uhr an hl. Messen. Um 9 Uhr Hochamt. Nachmittags um 4 Uhr feierl. Vesper; um 5 Uhr Festpredigt, Andacht und Segen.

Samstag, 5. Oktober. Placidus, Abt und Martyrer. • Karmelitesse-Klosterkirche: Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. „In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnisrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege; einer auf seinen Weierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, thaten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen u. ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, Gute und Böse: und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschaun und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

Die Ceremonien unserer Kirche.

IX.

Es ist eine harte Rede, lieber Leser, welche die jüdischen Priester und Pharisäer im heutigen Evangelium zu hören bekommen. Der Zeit nach fällt die Gleichnisrede in die letzten Lebenstage Jesu; wahrscheinlich wurde sie am Tage (Mittwoch) vor dem letzten Abendmahl gehalten, und zwar im Tempel zu Jerusalem. Kurz vor Seinem Tode wollte der Herr noch einmal öffentlich warnen vor dem Strafgerichte, das über die Stadt und das ganze jüdische Volk hereinbrechen würde, wenn sie in ihrer Verblendung beharrten gegen den zu ihnen gesandten Messias.

Allein nicht nur die verstockten Juden trifft das warnende Wort des Herrn in dieser Gleichnisrede, sondern auch uns Christen: der König, der in den Hochzeitsaal geht, um die Gäste zu schauen, ist Gott der Herr, der einst kommen wird, um alle Menschen zu richten; wer alsdann das hochzeitliche Kleid der Seele, das ihm bei der Taufe verliehen ward, nicht trägt, — m. a. W. jeder, dessen Werke mit seinem christlichen Glauben zu wenig oder gar nicht übereinstimmen, wird von dem göttlichen Richter zu ewiger Strafe verurtheilt werden. Darum schreibt der hl. Johannes in seinem ersten Sendschreiben: „Meine Kinder! wir müssen die (Gottes-) Liebe nicht (nur) mit Worten, mit der Zunge, sondern im Werke und in der Wahrheit bekunden“ (3,18). —

Wir besprechen jüngst die schöne Cere-

monie der Incensation (Veräucherung) des Altars beim feierlichen Hochamte.

Eine schöne Ceremonie, lieber Leser, ist auch die feierliche Besprengung der versammelten Gemeinde mit Weihwasser vor dem sonntäglichen Hochamte. Hast du wohl einmal über ihre Bedeutung nachgedacht?

Diese feierliche Besprengung mit Weihwasser, die für alle Sonntage des Kirchenjahres vorgeschrieben ist, soll die versammelten Gläubigen auf die Feier der hl. Messe vorbereiten. Wenn selbst die einzelnen Gegenstände, die bei dem hl. Opfer Verwendung finden (Geräte, Paramente u.), vor dem Gebrauche geweiht und geheiligt werden, so soll erst recht die christliche Gemeinde, wenn sie zur Feier des erhabenen Opfers des Neuen Bundes sich versammelt, geweiht und geheiligt werden: mit heiligen Gedanken und Entschliefungen soll sie erfüllt werden, und alle Kräfte der Seele sollen sich der heiligen Feier in Andacht und Sammlung zuwenden. Durch das geweihte Wasser soll der Feind des Heils und überhaupt Alles fern gehalten werden, was die Andacht stören und die Seele vom göttlichen Dienste abziehen könnte.

Knieend vor dem Altare stimmt der Priester die Antiphon „Asperges me“ an, worauf der Gesangchor die Fortsetzung übernimmt. Es ist ein Vers aus dem bekannten Bußpsalm „Miserere“ und lautet in deutscher Uebersetzung, wie folgt: „Bespreng mich, o Herr, mit Hyssop, dann werde ich rein; wasche mich, und ich werde weißer werden denn der Schnee. B. Erbarme Dich meiner, o Gott,

Siebkalender.

- Sonntag, 6. Oktober.** Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten. Rosenkranzfest. Bruno, Ordensstifter. Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. Epistel: Epheser 4, 23-28. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Elementarschulkinder. ● St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Martinstraße. ● Dominikaner-Klosterkirche: Hochheiliges Rosenkranzfest. An diesem Tage können alle Gläubigen so oft einen voll. Ablass gewinnen, als sie die Dominikanerklosterkirche besuchen und dort vor dem Rosenkranz-Altare nach der Reinigung des hl. Vaters beten. Das feierliche Hochamt wird dargebracht für die lebenden und verstorbenen Wohlthäter der Kirche und des Klosters. Während des Monats Oktober ist jeden Abend um 7 Uhr die vom hl. Vater vorgeschriebene Rosenkranzandacht vor ausgelegtem Allerheiligsten. ● Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftl. hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 7. Oktober.** Sergius, Martyrer.
- Dienstag, 8. Oktober.** Brigitta, Wittwe.
- Mittwoch, 9. Oktober.** Dionysius, Bischof.
- Donnerstag, 10. Oktober.** Gereon, Martyrer. ● Dominikaner-Klosterkirche: Fest des hl. Ludwig aus dem Dominikanerorden. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt. — Alle Gläubigen können an diesem Tage in der Dominikaner-Klosterkirche einen vollkommenen Ablass gewinnen unter den gewöhnlichen Bedingungen.
- Freitag, 11. Oktober.** Wimmer, Vef. Emil, Mart.
- Samstag, 12. Okt.** Maximilian, Bischof u. Mart.

nach Deiner großen Barmherzigkeit! Ehre sei dem Vater etc."

Einer bildlichen Ausdrucksweise sich bedienend, bittet der Psalmist um Reinigung von dem Aussaße der Seele (der Sünde). Nach alttestamentlicher Vorschrift besprengte der jüdische Priester den vom Aussaße Geheilten siebenmal mit dem ins Reinigungs-wasser getauchten Jjop-Büschel. Dann wusch der Aussäzige seine Kleider, badete sich und wurde nun als rein wieder in die israelitische Gemeinde aufgenommen, aus der er während der ganzen Dauer der Krankheit ausgeschlossen gewesen. Die Beziehung ist sehr schön: am Tage des Herrn soll die christliche Gemeinde gereinigt werden von allem sündhaften, irdischen Wesen, das sich während den vorausgegangenen Werktagen angesetzt hat. Die Besprengung mit geweihtem Wasser soll dies zunächst bewirken, denn sie ist mehr als eine einfache Ceremonie: sie ist eine sog. Sakramentale und bewirkt tatsächlich die Tilgung kleiner (lässlicher) Sünden und Fehltritte. (Ueber den Charakter der „Sakramentale“ werden wir uns demnächst einmal unterhalten; diese Gnadenmittel haben, wie schon ihr Name andeutet, eine besondere Aehnlichkeit mit den heiligen Sakramenten und werden oft mit der Spendung der Sakramente verbunden).

So drückt also die Antiphon „Asperges me“ die Wirkung der feierlichen Besprengung in schöner Weise aus. Der sich anschließende Psalm „Misereere“, von dem der Chor den ersten Vers singt, während der Priester den ganzen Psalm still betet, giebt der Besprengung theilhaftig werden wollen. Beten wir also stets mit dem Priester: der Herr möge unsere Herzen reinigen vom Aussaße der Sünden und sie empfänglich machen für die reichen Gnaden, die im nachfolgenden Gottesdienste den Gläubigen geboten werden.

Der Christ besprengt sich aber auch selbst mit Weihwasser, so oft er das Gotteshaus betritt. Ueber die Bedeutung brauche ich wohl kaum mehr etwas zu sagen: diese (privat) Besprengung hat, bei gleicher Herzstimmung, eine ähnliche Wirkung, wie die feierliche (priesterliche) Besprengung, nur erwirkt sie ein geringeres Maß von Gnaden.

Fromme Christen verzichten auch daheim in ihren Häusern nicht auf die Besprengung mit geweihtem Wasser. Dieser Gebrauch ist uralte, und Manche sind der Meinung, daß er aus der apostolischen Zeit herrühre. Sicher ist, daß der Gebrauch des Weihwassers im vierten Jahrhundert allgemein war, woraus auf eine sehr frühzeitige Einführung zu schließen ist. Auch die Kirchenväter dieser Zeit erwähnen ihn an mehreren Stellen.

Um die Bedeutung dieser Verwendung des Weihwassers zu verstehen, braucht man nur die Gebete ins Auge zu fassen, die bei der Weihe vom Diener der Kirche und zwar im Namen der Kirche gesprochen werden. Kurz zusammengefaßt besagen diese Weihegebete: Gott der Herr möge alle diejenigen, die von dem geweihten Wasser einen andächtigen Gebrauch machen, unter Seinen besondern Schutz nehmen gegen alle Gefahren des Leibes und der Seele.

S.

Im Herbst.

Schilderung aus der Natur von
Erich Hundtriefser.

In dem weiten Saatgefilde der Ebene ist es kahl geworden, der Ernte reichlicher Segen fällt der Scheunen gasfliches Dach. Nur der Kartoffelfelder dunkle Flächen, hie und da ein Krautacker, zeichnen sich am weiten Plane ab. Aber an der Bergeslehne, welcher der fleißige Weinbauer mit Mut und Ausdauer der Traube köstliches Gut abzurufen bemüht war, schwellt die edle Beere, umrankt vom grünen Laube.

Reich an Früchten strotzt der Weinstock, noch einige nebelgraue Morgen, und der Winger hält auch sein Erntefest.

Sowie der gute Mann sich nun der Früchte seiner Arbeit freut, so muß er Manches doch von seinem wohlverdienten Lohne abtreten, und zwar an eine große Zahl schwarzenender Gäste. In großen Flügen kommt aus weiter Ferne Meister Staar — er weiß Bescheid, denn die Maulbeeren (Morus), denen er lange mit Vorliebe zugesprochen, sind verzehrt. Was nun? Er ist an ledere Kost gewöhnt, die Zeit der Weiterreise ist noch ferne, der Weinberg findet verlockend sich auf seinem Wege, nebenan bietet ihm und seinen Reisegefährten ein noch belaubter Obibaum ein gasfliches Obdach. Hier, denkt er, läßt es sich recht gut leben, hier wollen wir unsere Hütten bauen, und warten der Dinge, die da kommen sollen. Doch mancher von Meister Staars Sippschaft hat am nächsten Morgen vielleicht zum letzten Male in den schattigen Zweigen des Baumes, der ihm ein gasfliches Nachtquartier geboten, sein dunkelgrünes Gefieder beim Sonnenaufgang geschüttelt, mancher zum letzten Male seinen Schnabel gewetzt, sich gefreut der süßen Beere, die an schlanker Rebe reift.

Denn nimmer rastet die Remesis! In der Gestalt des Weinberghüters, der mit einer halbverrosteten Büchse heranschleicht, schlenkert sie Tod und Verderben in die harmlose, weinlustige Schar. Auseinander stieben sie alle, die nicht das tödende Blei erreicht, jammernd und wehklagend finden sie sich hoch oben in der Luft wieder zusammen und halten unter sich wohl einen weissen Rat was nun zu thun? Die Trauben sind zu köstlich und wieder kehren sie, wenn auch vielleicht nach vielen Stunden, dorthin zurück, wo mancher ihrer Genossen, von verwandtschaftlichen Verhältnissen gar nicht zu sprechen, sein Blut vergossen. Aber Mütter sind sie geworden.

Flug und vorsichtig späht der sonst so gerne gefessene Vogel, der hier unerwartet einen Todfeind gefunden, nach allen Richtungen, ein einziger Warnungsruf reicht hin, die ganze Schar flüchtig zu machen.

Bald zieht mit ihnen auch die Schwalbe südwärts, der trauliche Hausgenosse des Menschen, der unter dem Firste des schirmenden Daches der Häuser und Ställe seine Jungen groß gezogen. Unaufhaltsam ist ihre weite Reise.

Aus den halbverfallenen Zinnen ruft in später Abendstunde der kleine Raub sein Klage-lied hinab durch den nahen Forst, durch den schon des Herbstes rauher Odem weht. Ein anderer Ruf von hoher Bergeslehne, der des Jägers Brust hoch aufschwellt zu froher Waidmannslust, ist im Neumonde verstummt, der edle Hirsch, der königliche Herr der Wälder, der kurz zuvor noch hinausjagte über Berg und Thal, er schreiet jetzt still dahin; er erhebt nur stolz sein stattliches Geweih, wenn es in dem wellen Laub des Forstes raschelt und er einen Feind wittert.

Wenn sich in früher Morgenstunde vom Spiegel des weitgebehten Sees dicke Nebel erheben, dann spielt auch an seinen Ufern eine hochinteressante Szene des Naturlebens, die der Jägermann reichlich anzubenten versteht. — Von der Wintersaat, auf welcher die kleinen Saatgänse einen Teil der Nacht zugebracht hat, fallen sie schnatternd wieder in ihr heimisches Element. In einer flachen, knapp am Wasser angelegten Batterie harren atemlos die Jäger, indes draußen ein gut dressierter fuchsröter Hund von einem Ende der Batterie zum andern und wieder zurück läuft. — Bald gewahren ihn die Wildgänse, sie strecken schnatternd die langen Hälse in die Höhe — sie rudern näher und immer näher — sie sind in Schußweite gekommen — da kracht eine Salve — in die dicht gedrängte Schar; — einige, neben sich jene, die das tödende Blei verjagt — eine zweite Salve kracht, und wieder stürzen mehrere dem Tode geweiht, oder flügelarm geschossen, auf die Wasserfläche. — Der Hund, der für diesen

Morgen seine Judasrolle ausgespielt, stürzt sich mit raschem Sprunge in das Wasser und bringt eine nach der anderen der sonst so schlauen Gänse an das Trockene.

Ein ähnliches Schicksal harret der beschwingten Raubgesellen dort an der Spitze des Vorholzes, die weit hinaustragt in das Feld. Gackernd, mit dem Schweiße auf und ab wippend, bald hier, bald dorthin flatternd, bekundet eine schlaue Elster, daß in ihrer Nähe etwas Ungewöhnliches vorgeht. Da erscheint am Plage, den Schweiß jächerartig ausgebreitet, mit den Flügeln rüttelnd, ein Turmfalke, er hat den dort angefesselten Uhu gewahrt, noch einmal stößt er aus der Luft herab, setzt sich auf die blattlosen Nester des nahen Baumes, herabklopfend auf die ungewohnte Erscheinung, die nur im Dunkel hantiert, sich nie herauswagt an das helle Tageslicht. Aus den Schußlöchern der Krähenhütte wirbelt eine lichte Rauchwolke empor, ein dumpfer Schall wird hörbar, und leblos flattert der freie Sohn der Lüfte zur Erde nieder. Die schlaue Elster, die der tragischen Szene beigewohnt, entleert ins nahe Holz und warnt nach ihrer Weise, aber immerwährend aus der Ferne nach der Ohreule schielend, ihre Verwandten vor einem ähnlichen Schicksale. Der Ruheheer, der als marktjägerischer Patron den Eichenwald durchstreift, den die Neugierde auch herbeigelockt, der auch gerne ein Wort mitsprechen möchte in jenen Streitfragen, die auf der Krähenhütte verhandelt, gewöhnlich mit dem Tode der Sprecher enden, ist herbeigekommen, das Schicksal seines Vorgängers hat ihn erreicht.

Den rächenden Scharen der Eumeniden gleich stürzen sich die schwarzen Saatkrähen trächend und lärmend herab, in weiten, dann immer enger werdenden Kreisen umschweben sie den Uhu, der ihnen angstvoll mit dem Blicke folgt und zuletzt nicht mehr weiß, wohin er die großen gelben Schwane wenden soll. Einzelne der kühneren schwarzen Gauner stoßen neckend bis knapp an seinen Kopf herab, schnell duckt sich die arme Gule, ihrer Bedrängnis macht wieder ein Schuß aus der Hütte ein Ende — auseinander stiebt die präherliche Schar, in respektvoller Höhe begimmen sie von Neuem ihre widerliche Musik, voll Entrüstung, Rache atmend für ihre toten oder verwundeten Kameraden, die den Wahlsplatz decken, umschwärmen sie von Neuem den verhassten Nachtraubvogel. Noch ein Schuß, wieder fällt einer oder zwei der Resten von Allen; jetzt teilt sich der ganze Haufe, fort ziehen die einen, gewichtigt durch die erlittene Niederlage, während die kühneren von ihnen noch einige Kreise ziehen und dann langsam verschwinden.

Mit Blitzesschnelle stößt der Edelfalke von Turmeshöhe senkrecht auf den Uhu, im nächsten Momente steht er ebenso hoch in der Luft, aus der er sich herabgestürzt, dem guten Hohre der Schützen in der Hütte nur selten erreichbar.

Der Bussard mit dem plumpen Fluge kommt pfeifend von der Seite heran, der Uhu empfängt ihn mit aufgestraubtem Gefieder. Mit dem Schnabel klappernd, die Flügel weit von sich gestreckt, erwartet er den grimmigen Feind, dessen frevelhaftes Treiben auch bald ein Schuß beendet. Wenn aber der königliche Adler im majestätischen Fluge hoch oben im blauen Aether schwimmt, mit nicht bemerkbarem Flügelschlage sich langsam herabsenkt auf die Ebene, dann zieht der Uhu seine Flügel knapp an den Leib, unverrückt hat er sein Auge auf den Todfeind gewendet, endlich fällt er von seinem Eise zur Erde; die Fänge mit den spitzen Klauen bewaffnet nach oben gefehrt, harret er des gewaltigen Feindes. Wehe dem Uhu, wenn der Jäger nicht mit sicherem Schusse das arme Tier befreit; mit den Fängen durchgreift der Adler des Uhu Brust, hebt ihn nach der Länge der Schnur, an welche der Uhu angehängt war, in die Höhe, läßt ihn dann fallen, und erhebt sich, das tote Opfer stolz verschmähend, wieder

hinauf in die Lüfte, deren König er ist und war!

Auch dem edlen Hirsch, der Wälder stolzem Herrn, steht im Herbst sein Schicksal bevor, ihm folgt die klaffende Schar hochlautender Hunde, er flieht von Wald zu Wald, von Berg durch Thalgrund wieder bergan, hin über der Waldwiese grünende Matten, durch des Wildbaches schäumende Fluten, birgt sich im Rohrgehege, das den stillen Weiher umgiebt, schwimmt, das Geweih auf den Rücken gelegt, durch die schlammigen Wasser des Teiches; doch Alles ist umsonst, bald bläht ihm der Piqueur sein Galakt, der verzweifelte Todeskampf, den er gegen die Hunde, die ihn gestellt, begonnen, ist bald ausgekämpft, denn tief in seine Brust taucht sich tödend das Waidmesser.

Der Herbst naht seinem Ende, ein scharfer Ostwind schüttelt das gelbgewordene Laub von den Bäumen und Sträuchern und rauscht im hohen Waldgrase, an der Bergeslehne, an der Freund Hase sein wohlhohliches Quartier genommen. Doch furchtsam, wie er ist, hat er keine Ruhe hier, hinaus eilt er ins freie Feld, wo er sich in des Sturzgaders tiefe Furchen bettet. Hier liegt er fest, der Wind zieht ruhig über ihn dahin, der Blätterfall stört ihn nicht mehr in seiner Ruhe. Bald aber ist auch seine Stunde abgelaufen, Schützen und Treiber mit ihren Hunden ziehen einen weiten Kreis, bald kräftig rechts, bald links, bald überall — hier rennt ein Hase, den zerhissenen Hinterlauf in der Luft herumschleudernd, ihm folgt ein anderer, der gewaltig die langen Löffel (Ohren) schüttelt, auch er hat bereits Pulver gerochen, und rennt über Hals und Kopf der Mitte des Kreises zu, jetzt bleibt er sitzen, spitzt seine Löffel, richtet sich auf den Hinterläufen auf, da rennt knapp neben ihm vorbei ein zweiter Unglücksgefährte, er macht sich auf die Sohlen und rennt ihm nach. Doch welches Entsetzen! wohin er seinen Lauf mag wenden, droht ihm sein Untergang. Da erschaut ihn der Mut der Verzweiflung. Die Löffel auf den Rücken gedrückt, stürzt er weiter dorthin, wo den meisten Lärm die Treiber machen, von allen Seiten kracht es auf den Todesmutigen, doch er hat die Schützenlinie glücklich durchbrochen, seine Kräfte mehren sich von Neuem, fort eilt er auf flüchtigen Läufen. Wohl folgt ihm ein Hühnerhund, aber immer größer wird die Entfernung zwischen Hund und Hase, bald giebt der Hund den Kampf auf, Freund Lampe ist gerettet. Viel schlechter ergeht es aber vielen Anderen. Hier macht einer, in den Kopf geschossen, den letzten Purzelbaum, dort schreit einer jämmerlich unter den Zähnen des Hundes, der den Blessierten gefangen, ihm den Garauß macht, um ihn seinem Herrn zuzutragen. Wieder wird ein Dritter von den Treibern, denen er in der Todesangst unter die Füße gerannt, mit Knütteln erschlagen. Immer enger ist der Kreis geworden, des Hornes Ruf verkündet, daß nicht mehr in den Kreis geschossen werden darf, Gassen bilden sich, der Kreis ist aus, und bald werden die zahlreichen Hasenleichen in langer Reihe hingestreckt.

Auch im nahen Walddreien hallt des Hornes Ruf, das Klappern der Treiber, der Knall der Büchse lustig durch das Holz. Nur die Beute ist mannigfaltiger geworden. Hier bringen die Treiber einen fetten Rehbock, dort steckt ein Schütze freudig einen Nachzügler der lang verschwundenen Waldschneepfen in den Büchsenack, hier wieder hat sich ein Kreis gebildet um einen glücklichen Schützen, zu dessen Füßen Meister Reinecke sein ruchloses Leben ausgehaucht.

Aus der nahen Dickung kommt der altbewährte Caro, die Ruthe stolz in die Höhe gerichtet, mit der er freundlich wedelnd seinem Herrn einen prächtigen Fasanenhahn zuträgt. Auch das flinke Kaninchen, das rasch wie der Blitz um die Stöcke des Haselbusches seinem Baue zuflieht, ist am Schlusse der Jagd

zahlreich vertreten. Fröhlich ziehet nun der Waidgesellen frohe Schar heimwärts, die müden Hunde folgen ihren Herren, die Treiber aber zerstreuen sich, nachdem der Förster ihre Namen aufgezeichnet, nach allen Richtungen. Mancher pfiffige Gauner aber kehrt auf Nebenwegen zum Holz zurück, wo er unter dürrem Eichenlaub ein verendet gefundenes Häschen begraben.

Im Hochwalde, weit oben im Gebirge, hat der Winter seine Nähe bereits angekündigt, auf den Scheiteln der Berge hat es Schnee gemacht, der feste Dach legt fest in seinem Baue, im Stamme der hohlen Eiche liegt im todesstarrten Winterschlaf die zierliche Haselmus, in den Alpen hat das Murmeltier den Eingang seiner Höhle mit Moos und Alpengras verstopft, die Gemse ist in mildere Regionen herabgezogen, das Rotwild steht in starken Rudeln an den geschützteren Lehnen der Berge.

Auf den Saatzfeldern der Ebene findet man des Hamsters Wohnung sorgsam überbaut, in dem Dachgerüste der Dorfkirche hängt leblos die Fledermaus.

Wenn sich die Saatkrähe in die Nähe der Dörfer zieht, die Elstern sich auf den Düngerhaufen der Gehöfte zeigen, die Goldammer sich in die Gesellschaft der Sperlinge mischt, wenn's auf dem Teiche ist stiller geworden, dann ist der Winter mit aller seiner Strenge nicht mehr ferne, in Wälder wirft er unerbittlich über die Natur sein weißes, weites Reichentuch.

Das Vaterunser-Kreuz.

Skizze aus dem Harz von D. Elster.

Ich ging mit dem alten Revierförster durch den Wald. Des alten Waidmanns verwittertes Gesicht verhällte zur Hälfte ein starker, fuchsig-grauer Vollbart, der seiner ganzen Erscheinung einen bärbeißigen Anstrich gab. Aber die gutmütigen blaugrauen Augen strahlten diesen wilden Bart lägen; man sah es diesen Augen an, daß sich der alte Jäger ein weiches, frommes Herz in seinem rauhen Berufe bewahrt hatte.

Blaudernd von diesem und jenem schritten wir dahin, als wir an eine waldfreie Halde kamen, die zu dem felsbesetzten Felde des Brockens hinüberleitete.

Klar und deutlich lag das gewaltige Panorama des sagenumwobenen alten Blockberges vor uns, so daß man das Brockenhaus und die verschiedenen Felsformen auf dem Gipfel erkennen konnte.

Der Weg verlor sich hier in Haide und niedriges Tannengebüsch. Dann bog er wieder in den Hochwald ein, der sich in das Thal hinabzog.

Hier am Rande des Waldes stand ein kleines, steinernes verwittertes Kreuz.

„Erlauben Sie einen Augenblick,“ sagte der Förster und trat auf das Kreuz zu.

Ich war erstaunt — der alte Waidmann nahm den grünen Jägerhut ab, beugte das Knie und blieb eine Weile wie im Gebet auf dem Knie liegen. Dann erhob er sich, setzte den Hut auf und trat mit einem eigenartigen Lächeln auf mich zu.

„Das ist das Vaterunser-Kreuz,“ sagte er. „Ich gehe hier nie vorüber, ohne ein Vaterunser zu beten.“

„Ist an jener Stelle ein Unglück geschehen?“ fragte ich.

„Vor dreißig Jahren ist dort ein Förster von einem Wilddieb erschossen, ich habe den armen Kerl gut gekannt, es war ein lustiger, braver Kamerad, aber hart und grausam gegen die Wilddiebe. In einem Kampf mit einem solchen wurde er erschossen.“

„Da ist es sehr pietätvoll von Ihnen, an jener Stelle heute noch zu beten.“

„Ein echter Jäger spricht stets ein kurzes Gebet an solcher Stelle,“ entgegnete er. „Aber dies Kreuz hat für mich noch eine besondere Bedeutung, es hat mir das Leben gerettet.“

„Wieso? Erzählen Sie mir die Geschichte.“

„Gern. Aber sehen Sie dort die hübsche Gästewirtschaft am Wege liegen? Lassen Sie uns dort ein Glas Bier trinken, dabei erzähle ich Ihnen die Geschichte von dem Vaterunser-Kreuz.“

Bald saßen wir auf der kleinen weinranken Veranda des Wirtshauses, in dem jeden Sommer einige Familien zur Sommerfrische einzukehren pflegten.

„Vor dreißig Jahren sah's hier anders aus,“ meinte der alte Förster schnunzelnd. „Da kamen noch keine Sommergäste hierher, das schmucke Hotel war eine schmutzige Waldherberge für Steinbruch-Arbeiter, Holzknechte und — Wilddiebe, die es damals hier noch in großer Menge gab. Jetzt giebt's ja auch noch einige Kerle, die das Schießen nicht lassen können, aber die Verhältnisse haben sich gegen früher doch sehr gebessert. Früher wars 'ne wohlorganisierte Wilddiebsbande, welche hier ihr Wesen trieb. Wenn man einen der Kerle traf, gabs einen Kampf auf Leben und Tod. Rardon wurde nicht gegeben und als ich als junger Förster hier in's Revier kam, da sagte mir der alte Forstmeister, indem er mich beim Knopf meiner Toppe zu fassen kriegte: „Na, Sie kennen doch die gesetzlichen Vorschriften über den Waffengebrauch?“

„Jawohl, Herr Forstmeister,“ antwortete ich. „Erst anrufen und dann schießen.“

„Richtig . . . ich möchte Ihnen aber gewissen Kerlen gegenüber raten: Erst schießen und dann rufen . . . wenn Sie nicht selbst eine Kugel zwischen die Rippen haben wollen.“ . . .

Es war in der That ein guter Rat. Die Herren Wilddiebe achteten gar nicht auf den Ruf, sie hatten gleich das Schießesisen an der Backe und rissen Feuer. Ja, sie schossen auch wohl den Förster aus dem Hinterhalt nieder — wenn auch nicht gleich tot, so doch zum Krüppel. Da hieß es denn freilich aufpassen.

Es war damals ein schwerer Dienst für mich. Ich suchte die Burschen jener Bande kennen zu lernen und kam oft hier in das Gasthaus „Zur grünen Tanne“, wo, wie ich wußte, die Bande verkehrte. Der Wirt sollte den Fehler spielen, aber es war ihm nichts nachzuweisen. Um die Burschen mitteilbar zu machen, gab ich öfter einige Runden Bier oder eine Flasche Schnaps zum Besten. Einige wurden auch ganz zutraulich und meinten lachend: „Na, Herr Förster, die preussische Grenze ist nah, da kann man ja rüber gehen, Hirsche und Rehe giebt's da drüben auch.“

In der That hielten die Burschen in unserem Revier eine Zeit lang Ruhe, während in dem benachbarten preussischen Revier der Teufel los war.

Nur mit einem Burschen, Andreas Thomae, der mir als der gefährlichste der ganzen Bande bezeichnet wurde, konnte ich keinen Frieden schließen. Der Bursche war schon einmal wegen Wilddieberei mit Gefängnis bestraft, man munkelte auch, daß er den armen Jäger an jener Stelle, wo jetzt das Kreuz steht, erschossen haben sollte, es war ihm aber nichts nachzuweisen. Jedenfalls war es ein finsterner, schweigsamer, unheimlicher Geselle, dem man einen Mord schon zutrauen konnte.

In letzter Zeit waren die Wilddiebereien wieder häufiger geworden und es mußten öfter Nacht-Patrouillen durch das Revier gehen. So befand ich mich auch in einer schönen Sommernacht im Revier und betrat jene Waldblöße mit dem Kreuz, als eben der Vollmond wie eine große glühende Metallscheibe über den Tannenwald emporstieg.

Es war eine zauberhaft schöne Nacht. Eine tiefe heilige Stille herrschte. Noch niemals hatte mich die Herrlichkeit, die Erhabenheit des mondlichtdurchglänzten Waldes so tief berührt, wie an diesem Abend. Das magische Mondlicht ruhte gleich einem Meer von flüssigem Silber über der Lichtung, auf der leichte

Nebel wie bleiche Gespenster in schleppenden Gewändern hin und her zu schweben schienen. In tiefstem Schwarz lag der Tannenwald, nur die Wipfel der Tannen waren wie in Silberlicht getaucht und ein Mondstrahl zitterte auf dem damals noch weißen Kreuz, wo mein Kamerad erschossen war.

Ich begab mich zu dem Kreuze — da raffelte es leis im Gebüsch, als ob ein Tier sich dort bewegte. Ich stand und machte mich schußbereit. Doch tiefe Stille trat wieder ein. Entweder hatte ich mich getäuscht oder das Wild war tiefer in den Wald gegangen.

Ich stellte meine Büchse an das Kreuz, kniete nieder, nahm meinen Hut ab und betete ein Vaterunser.

Als ich das Amen laut aussprach, knackte es in dem nahen Gebüsch. Ich fuhr empor — es klang, als habe man den Hahn einer Büchse gespannt. Ich griff nach meinem Gewehr und rief laut: „Ist Jemand da?“

Keine Antwort. Tiefe Stille ringsum. Nur ein Uhu strich mit lautlosem, weichen Flügel-schlag über die Lichtung.

Ich konnte mich getäuscht haben. In das Dickicht einzudringen, wagte ich jedoch nicht. Wenn mir Jemand dort auflauerte, war ich wehrlos. Ich bedauerte jetzt, meinen Hund nicht mitgenommen zu haben, er würde mir die Anwesenheit eines Fremden angezeigt haben. So ging ich langsam und vorsichtig, die Büchse schußfertig im Arm, über die Lichtung zurück. Es rührte sich nichts. Unangefochten erreichte ich das Forsthaus.

Am nächsten Sonntag ging es im Gasthof zur grünen Tanne lustig her. Die Schütz- und Waldarbeiter feierten eine Kirmes; auch wir Förster waren dort.

Unter den Arbeitern bemerkte ich auch den unheimlichen Burschen, den Andreas. Sein Gesicht erschien mir noch finsterner als sonst. Er schien aber meine Nähe zu suchen, und als ich einmal an dem Schanktisch stand, da trat er auf mich zu, ein seltsames Lachen über den finsternen Zügen.

„Wollen Sie nicht einen ausgeben, Herr Förster?“ fragte er.

„Wie komme ich dazu?“ entgegnete ich kühl. „Mit Euch trinke ich erst recht nicht, Andres.“

„Oho, mit mir sollten Sie gerade trinken, Herr Förster. Sie sind mir Ihr Leben oder doch Ihre Gesundheit schuldig.“

„Da wäre ich neugierig! Hab' Euch seit Wochen nicht gesehen.“

„Aber ich Sie, Herr Förster!“ rief er mit finsternem, heiserem Lachen. „Und wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verraten, will ich Ihnen die Geschichte erzählen.“

„Ich verspreche es Euch,“ antwortete ich, neugierig, die Geschichte zu erfahren.

„Nun, sind Sie am letzten Dienstag in der Nacht nicht bei dem Kreuze auf der Waldblöße gewesen?“

„Freilich.“

„Haben Sie da nicht ein Vaterunser gebetet?“

„Allerdings.“

„Nun, Herr Förster, Ihr Leben lag in meiner Hand. Ich stand hinter dem Busch und sah Sie kommen. Ich hatte schon die Büchse an der Wange und wollte Ihnen einen Denktzettel geben — totschießen wollte ich Sie nicht, nur lahm schießen, daß Sie Ihr Leben nicht mehr uns nachspüren könnten. Da bogen Sie auf das Kreuz zu, wo ich — wo damals der Förster erschossen wurde. Ich zauderte — schon einmal war an dieser Stelle Blut vergossen — da knieten Sie nieder — kaum zehn Schritte von der Mündung meiner Büchse. Sie beteten ein Vaterunser und sagten laut Amen . . . und da vermochte ich nicht zu schießen und ließ Sie gehen.“

„Mir war eigentümlich zu Mute. Des Burschen dunkle Augen bligten, über sein blaßes Gesicht glitt ein schmerzlicher Zug.“

„Ich wollte an dieser Stelle nicht noch einmal Blut vergießen.“ . . . flüsterte er heiser.

Dann lachte er laut auf. „Da kommt der Landjäger,“ sagte er. „Sie können mich ihm überliefern.“

„Macht daß Ihr fortkommt, Andres,“ stieß ich hervor, und Gott möge Euch helfen.“

„Es war ein ehrlicher Kampf, Herr, in dem jener fiel — er schloß zuerst . . . ich wollte ihn nicht töten . . . ich bin kein Mörder.“

„Gehen Sie — gehen Sie . . ., ich will nichts wissen . . .“

Tief erschüttert wandte ich mich ab und verließ das Fest. Ich konnte den Mann in dieser Stunde nicht anzeigen — ich brachte es nicht über das Herz. Vielleicht daß er sich noch besserte — daß er weicheeren Regungen zugänglich, hatte er in jener Vollmondnacht am Kreuz bewiesen.

Am anderen Tage aber hielt ich mich doch für verpflichtet, Anzeige zu erstatten. Man suchte nach dem Andres, er war nirgends zu finden — er war fort — man hat nie wieder von ihm gehört.

Das Kreuz aber nannten wir seitdem das Vaterunser-Kreuz.“

Allerlei.

* Verlorene Briefe. Wem wäre es nicht schon begegnet, sich über einen verlorenen Brief geärgert zu haben, sei man nun Adressat oder Absender gewesen! Welche Summe von Enttäuschung, Sorge, Gram und Unmuth, von Geldverlust und Reueverfall birgt die Thatfache in sich, daß im Laufe des verflohenen Jahres von der Reichspost nicht weniger als 1,038,180 Briefsendungen verbrannt werden mußten, da sie weder bestellt, noch dem Absender zurückgegeben werden konnten. Entrüstet fragen wir: Wie ist das möglich, — bei unserer wohlorganisirten, als Muster geltenden Postverwaltung? Nun, — wir selbst, die Schreiberinnen und Schreiber der Briefe, tragen in den bei weitem häufigsten Fällen die Schuld an ihrem Verlust. Als Beweis sei nur eine Aeußerung des Staatssekretärs v. Bobbelski in der Reichstags-Sitzung vom 24. Januar d. J. angeführt: „Die Adressen der Postsendungen sollen deutlich sein; damit sieht es aber recht schlimm aus! 1900 konnten über zwei Millionen Stück wegen ungenauer Aufschriften nicht bestellt werden; darunter befanden sich allein 152,000 Postkarten ohne jede Adresse!“ Kürzlich tagte im Reichspostamt eine Commission, die sich u. a. auch mit der Frage beschäftigten sollte, wie ein gleichmäßiges Format der Briefe anzustreben sei. In diesem Punkte wird, besonders von unseren jungen Mädchen viel gefändigt: — je unpraktischer und grotesker die Form der Briefumschläge ist, desto „reizender“ und „aparter“. Einige sind lang und schmal — „Strumpfbänder“ nennt sie der Beamte mit grimmigem Humor —, andere wieder sind quadratisch und so klein, daß die Aufschrift kaum Platz darauf findet; sie haben das stete Bestreben, sich, ihrer Absenderinnen schämend, in Zeitungen und Kreuzband-Sendungen zu vertriehen und so die Zahl der „Verlustbriefe“ zu vermehren. Das verkehrteste und geschmackloseste aber kommt neuerdings auf den Markt: dreieckige Umschläge! Man denke sich die Verzweiflung der fortirenden Beamten, als sie diese „sinnige Neuheit“ zuerst erblickten. Endlich verlangt die Post, daß die Marken stets oben rechts auf die Vorderseite geklebt werden, — man bedente doch, daß täglich etwa sechs Millionen Sendungen eingehen und daß die vorzüglich konstruirten Stempelmaschine n stündlich 10,000 Briefe abstempeln — würden, wenn die Marken stets an derselben Stelle sich befänden. Aber wie viele Hände leidet Flüchtigkeit oder Gedankenlosigkeit; dazu kommt die einfältige „Briefmarken-Sprache“, welche die Marken bald schief, bald in diese oder jene Ecke oder gar auf die Rückseite geklebt verlangt. Wenn das briefschreibende Publikum der Post bei Bewältigung ihrer Riesearbeit seine Mithilfe nicht versagte, dann würde es bald weniger „verlorene Briefe“ geben.

* Schlecht ausführbar. „Denken Sie sich: Der Jürgen hat sich als Kapitän fünfmal aus Schiffbrüchen gerettet!“ — „Ich fände es ehrenvoller, wenn er jedesmal mit den Passagieren untergegangen wäre!“

* Günstige Gelegenheit. Dame: „Ich hab' mich heute auf eine feisch gestrichene Bant gesetzt und mein Mann hat mir ein neues Kleid

kaufen müssen!“ — Freundin: „Wo ist die Bant?“

* Schlechte Ausrede. Gendarm: „Halt! Ich muß Sie aufschreiben, Sie haben geschlafen!“ — Kutscher: „Ist nicht wahr! Ich hab' nicht geschlafen!“ — „Warum haben Sie dann die Augen geschlossen gehabt?“ — „Weil ich keinen Gendarm sehen kann.“

* Schnell gefaßt. Mein Fräulein, ich liebe Sie rasend, bin aber — „Bitte, sprechen Sie mit Mama!“ — „Bin aber leider stark verschuldet!“ — „Nun, so sprechen Sie mit Papa!“

* Eingelenkt. . . . Schade, daß Sie Vegetarianer sind! Ich hatte Ihnen eine Wurst von meinem gestern geschlachteten Schwein zugebacht!“ — „Nun, einen kleinen Belagerungsversuch könnten Sie ja immerhin machen!“

* Aus der Litteraturstunde. Lehrerin: „Fräulein Ida, was wissen Sie von Schaffel?“ — Schülerin (zaghaft): „Daß — daß man sein Licht nicht darunter stellen soll!“

* Zeitgemäß. Hänschen (beim Anfertigen einer Hausaufgabe): „Papa, nenn mir, bitte, ein Lustthier!“ — Margarine-Fabrikant: „Die Kuh!“

* Verblümt. Braut (zu ihrem Bräutigam, der eine Urlaubsreise nach der Schweiz macht): „Nicht wahr, lieber Emil, Du versprichst mir aber, daß Du Dich nicht wieder in Lebensgefahr begiebst, um mir ein Sträußchen Edelweiß mitzubringen! Es giebt ja so viele andere schöne Sachen!“

* Erkennt. . . . Also Sie wollen wirklich so liebenswürdig sein, mir die zwanzig Mark zu leihen? . . . Dann werde ich Sie jetzt meinem Vater vorstellen!“ — „Entschuldigen Sie, mehr hab' ich aber augenblicklich wirklich nicht bei mir!“

Rätsel.

Es ist nicht in Mexiko,
Aber wohl in Ohio;
Ebenso ist's nicht am Main,
Aber in dem deutschen Rhein;
Auch ist's nicht in Wittenberg,
Sondern grad' vor Heidelberg.

Logogramm.

Eines Mannes Name wohlbekannt,
Dreimal genannt im Neuen Testament;
Doch einmal nur von allen dreien
Die Schrift ihn recht mit Ehren nennt.

Nimm i aus meinem Namen fort,
Wie köstlich ist dir dann die süße Frucht!
Doch wird frei wachsend sie im Gartenland
In unserm Klima wohl umsonst gesucht.

Charade.

Wie die Erste nennt sich mancher Mann;
Hängt man auch die Zweite daran,
So ist das Ganze wohlbekannt,
Es stammt her aus Frankenland.
Der Reiche kann's am besten haben —
Er trinkt's um sich daran zu laben.
Es kommt gar selten an den armen Mann,
Warum? Weil er's nicht bezahlen kann.
Man schickt es in die weite Welt
Für vieles bares, blankes Geld.

Palindrom.

Dies mich vorwärts, lies mich rückwärts
Ewig bleibe tren ich mir;
Wohl dir, wenn ich in Gefahren
Stände stets zur Seite dir.

Somonym.

Der Liebe Rot, der Hoffnung Grün
Laß ich an manchem Ort erblüh'n
Ja, aller Farben bunten Strauß
Teil' ich geschickt und willig aus;
Und dennoch stellt in anderm Sinn
Man mich als dumm, einfältig hin.

Anagramm.

Des Nachts, zumal zur Winterzeit,
Wenn's draußen stürmt und friert und schneit,
Erhellst es dir dein Stübchen
Mit seinem milden Schein.
Und nimmst du seinen Roß auch fort
Und süß' ihn hinten an das Wort —
Es bleibt sich gleich, mein Stübchen,
Nun rat, was mag das sein?



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evang. nach dem hl. Johannes 4, 46-53. „In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Napharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte den Worten, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, das sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaube mit seinem ganzen Hause.“

Die Ceremonien unserer Kirche.

X.

Um den Sohn des königlichen Beamten gesund zu machen, geht der Heiland, lieber Leser, nicht erst hin und legt dem Kranken Seine allmächtige Hand auf; Er spricht vielmehr zum Vater des Kranken: „Geh hin, dein Sohn lebt!“ Und siehe! der heimkehrende Vater erfährt schon unterwegs, daß das Wort des Herrn sich sofort, zur nämlichen Stunde, erfüllt habe. „Und er glaubt nun (an Jesum) mit seinem ganzen Hause.“

Jesus wirkt dieses wie alle anderen Wunder vermöge Seiner Allmacht, während die Apostel es nur in Seinem Namen vermochten. Jesus ist der Herr über Leben und Tod, der Herr, dessen Willen sich Alles fügen muß, dessen Wort sich immer und überall erfüllt. So ist es auch Sein Wort, durch welches in der hl. Messe Brot und Wein wunderbar verwandelt werden: es ist Seine Macht, welche gnadenvoll sich wirksam erweist, wenn in der Taufe oder in der Buße die Sünden erlassen und die Seele mit dem hochzeitlichen Schmuck der heiligmachenden Gnade ausgestattet wird.

Es wird nun wohl allgemach Zeit, lieber Leser, daß wir unsere Betrachtungen über die kirchlichen Ceremonien zu Ende führen. Vorher aber wollen wir noch in Kürze eine derselben betrachten, die unserm katholischen Volke, und zwar mit vollem Rechte, besonders lieb und teuer ist: den Segen mit dem Allerheiligsten.

Bei der feierlichen Erteilung dieses Segens erklingt zunächst, gewissermaßen als Huldigungsgruß, der Gesang des „Tantum ergo“ und „Genitori“, während der fungierende Priester Rauchwerk einlegt und das allerheiligste Sakrament incensiert (beräuchert). Nachdem dann der Priester die Oratio (Ge-

bet) vom hl. Sakrament gesungen, verhüllt er seine Schultern und Hände mit einem Velum (Schleier): es ist, als ob er die menschliche Armfeligkeit durch das priesterliche Amt zu verbergen suchte, um dem göttlichen Segen nicht hindernd entgegenzutreten. Wenn nämlich schon die Juden im Alten Bunde ihr Haupt verhüllten bei Verlesung des Gesetzes, wie viel mehr ziemt sich eine ähnliche demutvolle Verhüllung für den Priester, der den segenspendenden Gesetzgeber des Neuen Bundes auf den Händen trägt.

Der Segen wird in Kreuzesform erteilt, — ein feierlicher Augenblick! Die Lichter flammen, Weihrauchwolken steigen empor, die Gläubigen beugen anbetend ihr Knie und neigen das Haupt.

Welche Bedeutung hat denn nun dieser feierliche Segen? Er ist nichts anderes als das erhabene Gebet der Kirche zu ihrem göttlichen Bräutigam: Er möge um Seiner Liebe und Erbarmung willen, die sich besonders in Seinem Kreuzestode wie in Seiner beständigen sakramentalen Gegenwart kundgebe, den Gläubigen verleihen, was zu ihrem Heile ist.

Der Priester wendet sich mit dem Allerheiligsten nach allen Seiten: allen Gläubigen zeigt er es zur Anbetung, auf Alle soll der Segen kommen. Der Erlöser streckt Seine Arme aus nach allen Gegenden der Erde, um Alle zu versammeln unter dem Schutze Seiner Flügel. Alle möchte Er zur heiligen Schar vereinen, die, mit entschlossenem Sinn in Seine Fußstapfen tretend, mit Ihm zur Herrlichkeit einzieht in den himmlischen Hochzeitjaal. Es neigt Sich das „Haupt“ des menschlichen Leibes gegen die „Glieder“: inniger und fester soll das Band der Liebe sich knüpfen, lebendiger das Blut des Lebens den Leib durchströmen.



Kirchenkalender.

- Sonntag, 13. Oktober 20. Sonntag n. Pfingsten. Fest d. 7 Schmerzen Mariens. Tillmann, Abt. Evang. u. d. hl. Johannes 4, 16-53. Epist: Ephet 5, 15-21.
 ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. Kommunion der Marian. Jungfrauen-Kongregation, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 5 Uhr Predigt, darnach Rosenkranzandacht, Umzug durch die Kirche und Tebeum. ● St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Marian. Jungfrauen-Kongregation und um 9/9 Uhr für die Schulkinder an der Neufferstraße. Nachm. 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Jungfrauen-Kongregation. ● Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. ● Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 3 Uhr Vortrag für die Mitglieder des dritten Ordens vom hl. Dominikus. ● Pfarrkirche zu Volmerswerth: Patronatsfest des hl. Dionysius: 7/8 Uhr Frühmesse, 10 Uhr feierl. Hochamt und Predigt, darnach theophorische Prozession mit den 4 Evangelien. Nachm. 5 Uhr Rosenkranz-Andacht.
 Montag, 14. Oktober. Kallistus, Papst.
 Dienstag, 15. Oktober. Theresia, Ordensstifterin.
 Mittwoch, 16. Oktober. Gallus, Abt.
 Donnerstag, 17. Oktober. Hedwig, Herzogin. ● Maria Empfängnis: Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
 Freitag, 18. Oktober. Lukas, Evangelist.
 Samstag, 19. Okt. Ferdinand, König. ● St. Lambertus: Morgens 8 Uhr Segensmesse.

Der Priester giebt diesen Segen, ohne etwas zu sagen: wer erlöhnt sich auch zu sprechen, wenn er den Herrn des Himmels and der Erde in seinen Händen hält? Der Mund verstummt; um so lauter spricht das Herz! Die Strahlen des Lichtes und der Gnade und Erbarmung, die von dem Allerheiligsten ausgehen, treffen ja nicht zuletzt auch das Herz des Priesters und erfüllen ihn mit heiliger Freude ob der Erhabenheit seines Amtes.

So gehört der feierliche Segen mit dem Allerheiligsten zu den erhabensten Momenten im katholischen Kultus. Wie überwältigend der Eindruck auch bei Andersgläubigen ist, dafür liegen manche Zeugnisse vor, die im einzelnen hier anzuführen, allerdings zu weit führen würde. Allein dessen bedarf es auch gar nicht: unser braves katholisches Volk hängt mit einer solchen Liebe und Verehrung gerade an dieser Kultushandlung, daß schon öfter die Frage gehört wurde, ob es nicht zu viel Wert darauf lege im Verhältnis zur hl. Messe und zur Predigt? Wo das Volk, wie hier zu Lande, über seine Religion und ihre Lehren und Gebräuche im Allgemeinen entsprechend unterrichtet ist, wäre eine derartige Besorgnis nicht am Platze; im Gegenteile! Ich finde den Eifer, der nach der gedachten Richtung sich kundgiebt, sehr lobenswert. Betrachten wir nur eine Pflanze und ihr Leben! Auf wie vielen geringen und unscheinbaren Dingen beruht es! Niemand aus uns weiß, was sie von den Taupropfen, die am Morgen auf ihren Blättern glänzen, einsaugt: jedenfalls etwas, was ihr das reine Quellwasser nicht zu geben vermag. Wir wissen ebensowenig, welcher fördernden Einfluß sogar die Dunkelheit hat, in die sie manchmal gehüllt ist. Wir wissen auch nicht, welche Erfrischung sie aus dem Froste zieht, der im Winter mit scheinbaren Wästen ihre entblühten Zweige bekleidet. Die zufällige Beimischung von Lehm oder Sand oder anderer Mineralien, die dem Boden, in dem sie wurzelt, zugeführt wird, kann ihren Lebenskräften eine eigene Quelle der Erhaltung und des Wachstums bieten.

Nun schau, lieber Leser! In ähnlicher Weise kann auch das geistige Leben erhalten werden. Vieles von dem, was auf diesem Gebiete von geringerer Bedeutung und Tragweite zu sein scheint, hat jedenfalls einen Wert und eine Wirkung, die im gegenwärtigen Leben allerdings unserer Kenntnis entgehen, aber einst in ihrem wahren Lichte erscheinen werden. Ja, es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn uns einst im Jenseits ein Einblick in die Geheimnisse der göttlichen Allmacht und Gnade vergönnt sein wird, es eine besondere Freude für uns sein wird, zu sehen, in welcher Weise durch jene kleinen Mittel das geistige Wachstum gefördert, und wie viele Früchte dadurch gezeitigt wurden: welche geheime Kraft z. B. durch einen mit Ehrfurcht empfangenen Segen eingelöst, wie das Feuer einer auflodernden Leidenschaft durch das geweihte Wasser gedämpft wurde u. s. w. Kurz, wir werden dann erst erkennen, wie viel Erfolg wir in unserem Ringen nach christlicher Tugend und Vollkommenheit dem beständigen und andächtigen Gebrauche von (religiösen) Dingen und Lehungen zu verdanken haben, die von Vielen herabgesetzt oder wenigstens nicht genügend beachtet werden.

S.

Zur Reform der Frauenkleidung.

Studie von Dr. Max Dreyer.

Schon seit Jahren macht sich in Künstlerkreisen eine Bewegung geltend, deren Ziel eine Reform der Frauenkleidung ist.

„Hinweg mit dem Modetand, den uns Paris bringt, hinweg mit all dem Firlefanz, der Frauenhübschheit in Fesseln schlägt!“ so ruft man aus. „Wenn heute die Frau mehr denn je heimgesucht wird von Krankheiten

und Leiden, wer trägt die Schuld? Nur einzig und allein der lästige Zwang der Mode, einer geradezu entsetzlichen Mode!“

„Ist die heutige Mode schön?“

„Nein, in keinem Falle! Häßlich und unbequem ist sie und hier Wandel zu schaffen, muß unserer Zeit vorbehalten bleiben.“

So denkt man in Künstlerkreisen und schon hat man zur Reform der Frauenkleidung beachtenswertes geschaffen. In großen Ausstellungen, wie 1899 in Krefeld, später in Berlin, Dresden und Darmstadt haben hervorragende Künstler ihre Reform-Ideen dargestellt und der große Beifall, den man ihnen zollte, beweist, daß man in weiten Kreisen ihren Mäßen und ihren Anregungen Aufmerksamkeit leiht.

Aber schwere Kämpfe wird es noch kosten, bis man sich freigemacht von der Herrschaft der Mode und wieder zurückgekehrt ist zu jener Eleganz und Zweckmäßigkeit in der Frauenkleidung, wie sie schon im alten Rom bestand.

Wie war die Kleidung der Römer und Römerinnen? Dies darzutun soll der Zweck dieser Studie sein.

Nur in Nebendingen war die Kleidung der Römer und Römerinnen dem Wechsel der Mode unterworfen, im Wesentlichen blieb sie bis zum Untergange der Republik dieselbe. Zuerst nennen wir die Toga, denn sie ist wohl als das älteste und damals einzige Kleidungsstück anzusehen, wenn auch schon um diese Zeit der Tunica erwähnt wird. Daß die Toga von den Etruskern nach Rom verpflanzt worden, leidet keinen Zweifel, denn eben von diesen wurde sie auch als einziges Kleid am bloßen Leibe getragen. Doch gehörte sie bei den Römern nur für das öffentliche Leben, im Hause legte man sie ab; jedoch war sie nur dem erlaubt, der das Bürgerrecht erworben; der Verbannte, der Fremdling durfte sie nicht tragen. Als aber immer mehr die Bedeutung des Römischen Namens schwand, kam auch die Toga außer Gebrauch. Ueber die Form der Toga ist viel gestritten und doch wird sie uns von römischen und griechischen Schriftstellern in so klaren Umrißen dargestellt. Horaz bezeichnet zwar eine sechsellige Toga schon als eine sehr weite, allein könnte wohl mit drei Ellen Breite ein so reicher Faltenwurf erreicht werden, wie die Römer ihn schon zu Augustus' Zeiten liebten? Daß sie rund gewesen und nicht vieredig, ist gewiß, nur muß sie einen größeren Kreisabschnitt gehabt haben.

Das Umwerfen der älteren Toga geschah so: Der eine Zipfel wurde über die linke Schulter nach vorn geworfen, daß die runde Seite nach außen fiel; das Gewand selbst aber ward hinter dem Körper weg über die rechte Schulter gezogen, sodaß der Arm darin wie in einer Binde ruhte, während der ganze übrige Teil der Toga über den vorderen Teil des Körpers sich hinwegziehend wieder über die linke Schulter fiel. Der zweite Zipfel hing über den Rücken herab und der linke Arm wurde von dem darüberfallenden Gewande bedeckt.

Viel schwieriger war eine zweite Art des Umwurfs, der mit einer überaus weiten Toga geschah. Dies Gewand wurde zwar auch in der eben angedeuteten Weise über die linke Schulter geschlagen, nur daß der mit dem Zipfel vorn überhängende Teil viel weiter herabreicht, bis auf die Füße, mitunter bis auf den Boden und der linke Arm schon durch diesen Wurf völlig bedeckt wurde. Dann zog man die Toga hinter dem Rücken weg nach vorn und faßte sie etwa in der Mitte ihrer Weite faltig zusammen, sodaß der obere Teil als Sinus herabfiel, der den unteren Leib und die Schenkel deckte. Der übrige Teil wurde sodann über die linke Schulter und den Arm geschlagen, der nun doppelt bedeckt war. An den Zipfeln waren häufig Quasten oder Knöpfchen, die entweder zur Verzierung dienten oder bestimmt waren, durch ihre Schwere das Gewand niederzuhalten. End-

lich wurde ein Teil des vorn Herabhängenden unter dem schrägen Faltenbause herabgezogen, sodaß es wie ein kleiner Sinus über dem Bauch hing. Die Farbe der Toga war weiß; nur Knaben trugen mit Purpursirise verbräunte. Später war eine Toga purpurea Auszeichnung der Kaiser. Cäsar trug vielleicht die erste.

Unter der Toga trugen die Römer die Tunica, anfänglich ohne Ärmel, dann mit kurzen, die Hälfte des Oberarmes bedeckenden Ärmeln, später bis an die Hände reichende, die jedoch selten vorkommen. Wer gegen die Kälte empfindlich war, zog auch wohl mehrere Tunicas übereinander. Vorn in der Mitte der Tunica, vom Halse bis zum unteren Saume, trug man einen herablaufenden eingewebten Purpurstreifen. Unter der Brust wurde die Tunica gegürtet. Man könnte fragen, zu welchem Zwecke, da schon die Toga den untern Teil der Tunica ganz verbergte; allein wir müssen bedenken, daß die Toga das römische Staatskleid, die Tunica das Hauskleid war. Das Ablegen der Tunica geschah bei Trauer, das der Toga bei den Saturnalien.

Bei schlechtem Wetter und auf Reisen, wo man die Toga nicht trug, bedurfte man eines andern Kleidungsstückes, um sich gegen Regen und Staub zu schützen und dies Kleid war die Pannula, eine Art Mantel, ohne Ärmel, der nicht nur von allen Klassen, sondern selbst von Frauen getragen wurde und vermutlich nur einen Halsabschnitt hatte, durch den man den Kopf steckte. Zu diesem Kleidungsstücke nahm man dichtes, starkes Zeug für die rauhere Jahreszeit, verfertigte es jedoch später auch aus Wolle.

Der Gebrauch der Pannula ist sehr alt, schon Plautus gedenkt ihrer als etwas Gewöhnlichem. Verwandt dieser Pannula war die Lacerna, ebenfalls ein Mantel, aber ein offener, den man später sogar an Stelle der Toga trug. Die Vornehmen trieben damit einen bedeutenden Luxus, namentlich in Gesellschaften und im Theater wußten sie lebhafteste Farben anzuwenden. Uebrigens hatten die alten Römer noch eigene sogenannte Tafelkleider, Synthesis genannt. Welche Form diese gehabt, wird sich schwerlich mit Gewißheit sagen lassen; daß sie farbig und nur ein Ueberwurf waren, ist aber gewiß. Eitle und besorgte Männer wechselten sie auch wohl bei Tische. Dessenungeachtet wurde die Synthesis nur bei den Saturnalien getragen, dann aber von den höheren Ständen auch allgemein.

Die sonst noch üblichen Kleidungsstücke der Römer sind kaum mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Die Lana wie auch die Abolla scheinen ein warmes Gewand gewesen zu sein, das gar noch über die Lacerna (Pallia) geworfen wurde. Kopfbedeckungen scheinen ihnen gänzlich entbehrlieh gewesen zu sein. Sie zogen die Toga über den Kopf und nur beim Stelldichein benutzten sie eine Art Capuchon, den Cucullus, welcher zu der Lacerna gehörte; auf der Reise einen Hut. Selbst Beinkleider waren ihnen bis zu den Zeiten der Kaiser unbekannt; nur die im Kriege gegen die „Barbaren“ begriffenen Römer nahmen die Tracht der nordischen Völker, die Hosen, an. In Rom selbst aber waren die Braccä noch von Honorius verboten. Statt dieser Beinkleider hatten die Römer Fascias, Binden oder Streifen Zeug, welche um die Beine gewickelt wurden und die Stelle der Hosen und Strümpfe vertraten. Je nachdem sie den Ober- oder Unterschenkel bekleideten, hießen sie Feminalia oder Tibialia.

Die Fußbekleidung war überaus mannigfaltig, jedoch lassen sich zwei Hauptarten unterscheiden. Die Solea wurden von Männern und Frauen vornehmlich im Hause, aber auch auf der Straße getragen; sie waren mit Riemen befestigt. Der Calceus, ein wirklicher Schuh, bedeckte den ganzen Fuß. Es gab drei Arten: rote, weiße und schwarze

oder dunkelfarbige; buntfarbiger bedienten sich nur ausnahmsweise die Frauen. Die unteren Volksschichten kleideten sich im Allgemeinen auf dieselbe Weise, nur daß selbstverständlich in Farbe und Feinheit der Stoffe eine Verschiedenheit stattfand.

Bei den Kleidungsstücken der Römerinnen ist es schwierig, wenn nicht gar unmöglich, eine genaue Beschreibung derselben zu geben, wenigstens scheiterten bisher alle derartigen Versuche. Soviel ist wohl gewiß, daß sich die Nationaltracht der Römerinnen bis in die späte Zeit erhalten hat. Zahlreiche Kunstdenkmäler liefern dafür den Beweis. Der völlige Anzug einer römischen Dame bestand aus drei Stücken, aus der Tunica interior, der Stola und der Pallia. Erstere war ein einfaches Hemd, das, wenigstens in der ältesten Zeit, keine Ärmel hatte, bis ans Knie reichte und nicht umgürtet wurde. Denn nicht nur kannten die Alten die gesundheits-tötenden Schnürleiber nicht, sondern hätten auch Ekel empfunden vor einer Wespentaille. Ueber die Tunica ward die Stola geworfen, welche, eigentlich auch eine Tunica, aber bis auf die Füße herabreichte und mit Ärmeln versehen war, die wenigstens den halben Oberarm bedeckten. Der nach außen fallende Schlitze wurde durch Ärmel zusammengehalten und oben am Halse war die Stola von reicher Frauen mit Goldstreifen besetzt. Die Pallia wurde nur außer dem Hause getragen und war mit der Toga der Männer identisch. Und wie die Römer im Wurf der Toga geübt waren, verstanden es die Römerinnen nicht weniger, die Pallia auf die zierlichste und vorteilhafteste Weise zu gebrauchen. Zu diesen Kleidungsstücken kommt noch eine Art Schleier, der Fächer und der Sonnenschirm.

Das Fußwerk der Frauen war dem der Männer ähnlich, nur daß es meistens helle Farben hatte und auch zierlicher gearbeitet und reicher geschmückt war. Auf den Haarschmuck aber legten die Römerinnen einen ungemein hohen Wert, auf Schmucksachen nicht weniger. Gewöhnlich waren diese aus Gold verfertigt, mit Edelsteinen und Perlen verziert. Namentlich waren die Letztern sehr wertvoll. Die Armbänder hatten mehrtheils die Form von Schlangen, die an der Stelle der Augen Rubinen hatten. In den Ohren trugen die Frauen Perlen oder eigens dazu bestimmte Ohrgehänge. Ringe und andere Toilettegegenstände waren in Menge vorhanden. Die Kämmen waren aus Elfenbein und Buchbaum; Schminkebüchsen, Salben, Oele und überhaupt der ganze Apparat der Kosmetik war reichlich vertreten. Die Stoffe der Kleider waren Wolle, Seide, Leinwand, Baumwolle. Wolle war jedoch der vorherrschendste und zur Toga konnten gar keine andern gebraucht werden. Seidene Stoffe wurden erst viel später gebräuchlich, denn ein Pfund Seide kostete ein Pfund Gold. Obgleich man die Leinwand wenig zu kleiden benutzte, denn ärmere Gewänder der Männer kommen erst in späterer Zeit vor, so brauchte man sie doch im Hause vielfältig, teils als Ueberzüge, teils als Tücher zum Abtrocknen u. s. w. Ursprünglich wurden diese Stoffe in weißer Farbe getragen, wenigstens war diese bei der Toga die einzig erlaubte. Uebrigens trugen die Römerinnen gern bunte Gewänder; hyacinthenfarbig, eisenfarbig, meerfarbig, grünlich u. s. w. Wenn auch vom eigentlichen Druck keine Rede sein kann, so hatten die Kleider doch etwas Kattunähnliches und entstanden durch Weben oder Sticken.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Stoffe zu den Kleidern von den Sklavinnen unter Aufsicht ihrer Herrin gesponnen oder gewebt wurden; ganz fertig gewebt wurde jedoch ein solches Kleid nie, der obere Teil mußte erst immer zusammengeheftet werden. Die Vornehmen und Großen hatten in ihren Häusern eigene Zimmer, wo Spule und Schiff raufchten. Waren die Kleider unrein, so wurden sie dem Fullo übergeben,

dem es oblag, die Wäsche zu besorgen. Dieser Fullo spielte bei den römischen Damen eine bedeutende Rolle. Da die Römer den Gebrauch der Seife nicht kannten, so wählten sie Nitrum. Das war schon im höchsten Altertum das gewöhnlichste und am häufigsten angewandte Reinigungs-Mittel. Nach der Wäsche und dem Trocknen kamen die Kleider unter eine große, zweischraubige Presse, um ihnen die letzte Appretur zu geben.

Schwiegervater.

Jagdhumoreske von L. Werner.

„Also dös merkt's Euch — mit dem Pflaster-schmierer dös wird sei nix —“

„Aber Benedikt —“

„Aber Vater! —“

„Nix, nix — laßt's mi aus — ich mag halt net — un wann i net mag, dann mag i net! — I muß jetzt fort — die dalkete Treibjagd — dös paßt mir gar net — aber i kunn't's net ausschlagen, weil der Bruchwald mi sonst nimmer einlädt. — Aber dös sag' i Euch, wenn Ihr etwa hinter mei'm Rücken Kabale anzettelt — oder a Rendezvous verabred't — der Pflaster-schmierer hat heut sein freie Tag — Malefizler elendiger —“

„Benedikt, Dei Zug fährt um 7 Uhr, wenn D' no mitwilst, na pressiert's halt a wenig!“

Frau Verbom sagte es ruhig ohne das geringste Zeichen irgend welcher Aufregung, stülpte ihrem Manne das kleine Filzhütchen mit Hahnenstutz und Gamsbart auf, gab ihm das Mordgewehr in die Hand und schob ihn mit sanfter Gewalt zur Thür hinaus.

„Geh schon, geh schon — Du hast ka Zeit mehr.“

Herr Benedikt Alzheimer trotzte sich in schlechtesten Laune die Treppe hinunter und trat auf die Straße. Unten begegnete ihm die alte Weber, die seit 30 Jahren für die Familie Alzheimer die Wäsche zu besorgen und trotz ihrer siebzig noch immer rüstig am Waschtisch war.

„Grüß Ihna Gott, Herr Alzheimer, und recht viel Glück zur Jagd!“ rief sie ihm zu.

„Verdammt alte Heze!“ rief Alzheimer in höchster Wut — „das wird heute ein schöner Tag.“

Ein Vorübergehender, der wohl auch etwas vom Waidwerk verstand, lachte hell auf.

„Sollte man nun net umkehren?“ murmelte Alzheimer ingrinnig vor sich hin, „ein altes Weib, das einem zur Jagd Glück wünscht —“

„Guten Morgen, Herr Alzheimer,“ klang da eine helle Stimme, und als er sich umsah, stand der Pharmazent Adams vor ihm — im saubern, ja fast koquetten Jagdostüm, das seine Schnurrbartchen schneidig aufgewischt.

„Morgen!“ knurrte Alzheimer wütend — „der Pflaster-schmierer.“

„Ach, Herr Alzheimer — Sie sind also auch zur Treibjagd geladen? Das trifft sich ja herrlich — nun, da haben wir ja einen Weg zum Bahnhof.“

„Ja,“ sagte der andere brummig.

„Es dürfte heute ein herrliches Vergnügen werden, die Jagd — garnicht so feuchte Nebel, wie sonst im November.“

„Rein.“

„Nun, ich glaube, wir brauchen nicht so sehr zu eilen, es ist noch Zeit bis zum Abgang unseres Zuges.“

„Rein!“ sagte der andere jetzt hastig. Ja merkte denn der Mensch garnicht, daß er überflüssig war? Erst verhinderte er einen, umzukehren, denn als gebildeter Mann konnte man doch nicht eingestehen, daß man sich vor einem alten Weibe fürchtete! Und jetzt hetete er sich einem noch an die Fersen, wo man ihm doch mit der Heugabel zu versteinen

gab, daß man ihn nicht mag! Denn Fanny sollte er nun einmal nicht haben, die war doch schon lange dem Görg Frohnhaler seinem Anton zugesagt und Alzheimer wollte, daß sein schönes Haus und die drei des Frohnhaler in eine Hand kämen. Und nun kam jetzt dieser —

„Sagen S' mal — Sie san aa Jager?“ fragte er jetzt unvermittelt und jenen von oben bis unten — oder vielmehr von unten bis oben, denn Adams überragte den kleinen dicken Rentier und Hausbesitzer fast um Haupteslänge — geringschätzig musternd.

„Wie Sie sehen, Herr Alzheimer,“ gab jener lächelnd zurück.

„I seh gar nix! A Zoppen kann a jeder anzieh'n und a Flinten umhäng'n. Und Sie san bei dem Bruchwald zur Jagd geladen?“

„Ei freilich, Herr Alzheimer.“

„No, wie kommen's jetzt daberzu?“

„Aber der junge Bruchwald, der Fritz — ist doch Korpsbruder von mir — wir haben in Heidelberg zwei Semester zusammen Chemie studiert —“

„So-o-o?“

Sie waren am Bahnhof angekommen und lösten Billets. Adams wollte schon zweiter Klasse nehmen, als er aber sah, daß Alzheimer dritter forderte, nahm er ebenfalls dritter.

„Fahr'n S' immer zweiter?“

„Sonst — ja.“

„No — un warum denn jetzt net?“

„Um Ihre werthe Gesellschaft noch ein wenig zu genießen —“

„Da hätten's Ihna net zu inkommedieren brauchen,“ knurrte der Andere verdrießlich.

Die Fahrt dauerte nur zwanzig Minuten, am Bahnhof Stolzenbach hielt ein leichter Jagdwagen und brachte die beiden Nimrode in einer halben Stunde nach Achenheim, wo man sie mit Jubel empfing. Aber so viel Mühe sich Adams auch gegeben hatte — eine Unterhaltung war nicht in Fluß gekommen. Nur hatte Alzheimer zuweilen seinen Blick prüfend an dem Fahrtgenossen herabgleiten lassen. Und jenem war es, als ob die finstere Miene seines Gegenübers sich, wenn auch nur ein ganz klein wenig, aufhellte. Namentlich schien dies der Fall zu sein, als seine Blicke auf die schwere goldene Uhr fiel, die Adams einmal aus der Tasche zog und die an solider Kette befestigt war. Ebenso schienen zwei kostbare Ringe Alzheimer's Wohlgefallen zu erregen, als Adams die Handschuhe abstreifte. Schweigend blieb er aber doch.

Nun machte sich die Gesellschaft auf den Weg nach dem Forst. Herr Alzheimer, als der Dickste der Gesellschaft, blieb ein wenig zurück, aber Adams ließ sich's nicht verdrießen, an seiner Seite zu bleiben.

„Daß Dir nur die Zeit net lang werden!“ dachte Alzheimer und blieb einsilbig.

„Herr Alzheimer, wir wollen unsere Jagdkarten bereit halten, ich sehe von weitem einen Gendarm,“ sagte da plötzlich Adams.

Alzheimer fuhr in die Brusttasche seines Rockes — aber er zuckte zusammen.

„Sakra — jetzt hab' i meine neue Zoppen angezogen un die Karten in der alten stecken lassen.“

„Das ist eine verfluchte Geschichte,“ sagte Adams und aus seinen Augen blitzte der Schalk — „aber warten Sie, ich weiß Rat!“

Er zog ein Futteral von Pappe hervor, öffnete es, entnahm ihm einen Jagdschein und drängte ihn Alzheimer auf. „Da, nehmen Sie — und nun vertrauen Sie sich mir einmal ganz an. Spielen Sie aber um Gottes Willen den Unbefangenen — und, was ich auch thun möge, reden Sie mir nicht hinein.“

Dalb war der Gendarm zu ihnen herangekommen. Militärisch grüßend trat er auf beide zu und sagte:

„I bitt' um die Jagdkarten, meine Herren.“

„Rein ist hier, Herr Wachtmeister,“ sagte Adams, indem er das Futteral halb aus der

äußeren Brusttasche seiner Zoppe zog, „wollen Sie, daß ich —“

„Ah na, i dank' schön, i kenn dös Tascherl scho, i weiß, daß dös bei Jhna in Ordnung ist.“

„Und schau'n's, S', Herr Wachtmeister,“ sagte dann Adams mit einer Handbewegung nach Alzheimer, der die Jagdkarte in der Hand hielt und ein ziemlich wenig geistreiches Gesicht machte, „und dös hier ist mein Schwiegervater, Herr Rentier Alzheimer.“

„Wa —“ wollte Alzheimer loswettern, aber ein bedeutungsvoller Blick Adams brachte ihn sofort zur Ruhe.

Der Gendarm machte große Augen: „So? Ach da schau'n's, g'heirat hab'n S' aa inzwisch'n?“

„Vorläufig hab ich mich nur verlobt,“ sagte jener lachend.

„No dös is recht, da gratulier' i Jhna halt recht schön — und i dank' schön, meine Herren.“ Ohne die Jagdkarte, die Alzheimer in der Hand hielt, weiter nachzusehen, salutierte er und ging.

Kaum war er außer Hörweite, so brauste Alzheimer auf: „Jetzt, was is denn dös? San S' ganz verrückt, Herr —“

„Ruhig san S', Herr Alzheimer,“ lachte Adams, „oder soll ich vielleicht den Mann des Gesetzes zurückrufen — und ihm sagen, daß Sie nicht mein Schwiegervater sind und daß —“

„Um Gott's Will'n —“

„Also Sie woll'n's sein und bleiben — schau'n S', das ist g'scheid.“

Alzheimer war wütend — aber was wollte er machen? — Im Jagdrevier angekommen, tauchten Adams und Fritz Bruchwald, des Jagdherrn Sohn, der es übernommen hatte, den einzelnen Jägern ihre Plätze anzuweisen, einen Blick des Einverständnisses und postierte Alzheimer am Rande des Forstes, wenige Schritte von einem Graben, im Unterholz, von wo aus man das freie Feld übersehen konnte. Jenseits des Grabens aber zog sich der Wald fast bis zum Rande der Wasserader.

„So, Herr Alzheimer, und nun geben S' sein acht, der Graben bildet die Grenze zwischen unserer und der Trauenseker Jagd — Sie wissen's ja wohl noch. Aber heute ist Vorsicht nötig, denn ich habe den Hartwig, dem sie gehört, heute auch zur Jagd gehen sehen. Und Du, lieber Bruchwald, nimmst dann hier Aufstellung,“ sagte er, sich mit Fritz ein wenig entfernend.

Das Treiben begann, die ersten Hasen waren aufgeschreckt und liefen dicht an Alzheimer's Platz vorüber. Jetzt knallten auch die ersten Schüsse, dazwischen das Geklaff eines noch jungen Hundes, den der Jagdeifer gepackt hatte. Er riß sich los und jagte hinter einem der Langohre her. Da krachte ein Schuß, der Hase blieb unverfehrt, aber der Hund heulte und schleifte den linken Hinterlauf. Das Feuer schwieg einen Augenblick bis Pluto außer Schußlinie war. Dann fielen wieder die Schüsse und manches Häselein blieb, sich überschlagend, auf dem Plan. — Nach dem ersten Treiben kam der dicke Weinändler Stüber mit hochrotem Gesicht angepustet:

„Was vor a blinder Heß' hot denn vorher mein'n armen Pluto a'g'schoße. Dös is grad a Blecherei un i kann dös arme Viecherl dor'schias'n lassen — un wer zahlt mir nachher die funfzig Markeln, dias mir Kost hat?“

„Sehr verehrter Herr, beruhigen Sie sich, ich war's und —“ sagte Adams.

„Na, i bin's g'wesen,“ schrie Alzheimer erbost dazwischen, „i bin's g'wesen — Sie ham jo gar net g'schoße! Funfzig Mark'l'n sagens — hier — er zog seine Börse heraus, hier — hier san 20, dös andre schick i Jhnen —“

„Lassen Sie doch stecken, Schwiegervater, und Sie, mein Herr, gestatten Sie, daß ich für meinen Schwiegervater auslege,“ unterbrach ihn Adams, entnahm seiner Brieftasche

einen Fünfzigmark'schein und überreichte ihn dem erzürnten Bierbrauer, dessen Gesicht plötzlich zufrieden erstrahlte. Alle drängten sich nun um die Beiden und des Gratulirens und Händeschüttelns war kein Ende. Alzheimer war so perplex, daß er garnicht dazu kam zu protestieren.

Beim zweiten Treiben jagte Alzheimer zunächst einmal einem Treiber eine Ladung Schrot in denjenigen Körperteil, den die Natur eigentlich zum Sitzen bestimmt hat. Dann geschah etwas Unerwartetes — plötzlich brach irgendwo aus dem Dickicht ein Rehbock, der von dem Lärm wohl kopfschau geworden war, verschiedene Schüsse knallten, aber unverfehrt jagte er davon, sprang an Alzheimer vorüber und setzte über den Grenzgraben. Da ging noch ein Gewehr los und von einem Schuß getroffen, brach der Bock zusammen. Nun aber sagte Alzheimer das Jagdfever, er verließ seinen Posten, lief im Unterholz gebückt bis zum Graben, setzte drüber, zog seinen Knicker und fing den Bock, der eben wieder hoch wollte, waidgerecht ab. Nun ergriff er ihn an den Beinen und machte Anstalten, ihn wegzuziehen. Da trat ein schlanker junger Mann Ende Zwanzig aus dem Dickicht.

„Bitte, mein Herr, wollen Sie das da gefälligst liegen lassen.“ Dann den Hut abnehmend fuhr er fort, „mein Name ist Hartwig, der Besitzer dieser Jagd.“

Alzheimer stand wie angedornert. Bei den letzten Worten hatte er nur eine ungeschickte Verbeugung gemacht.

„Sie werden es nun begreiflich finden,“ fuhr der andere fort, „daß es mich nun auch interessiert, wen ich vor mir zu sehen die Ehre habe.“

Jetzt knackten wiederum die Büsche, ein zweiter Mann sprang über den Graben. „Aber lieber Georg,“ rief dieser schon von weitem, „Du wirst doch ein Auge zudrücken und meinem Schwiegervater keine Unannehmlichkeiten machen wollen.“

„Ah, guten Tag, lieber Otto — Dein Schwiegervater — nun, das ist was andres — sonst bei der Jagd verstehe ich keinen Spaß. Ein Bock auf meinem Jagdgrund geschossen und abgefangen — jedem andern wollte ich —“

„Stimmt nicht ganz, Georg, geschossen habe ich —“

„Na, das ist nun eins. Bitte, meine Herren, nehmen Sie den Bock und ziehen Sie damit ungehindert. Und lieber Otto, meine herzlichsten Glückwünsche zur Verlobung! Das ist ja eine recht freudige Überraschung.“

„Sollte auch eigentlich noch geheim bleiben — aber unter solchen Umständen —“ sie schüttelten sich herzlich die Hände und trennten sich.

Auf dem Heimweg nach Achenheim war Herr Alzheimer noch voller Gift, denn Adams hatte auch dem angeschossenen Treiber für seinen „Schwiegervater“ das Schmerzensgeld erlegt.

„San Sie aber leichtsinnig mit dem Geld,“ brauste er los, „wann i's Jhna nu net widergeben thät — da säßen's doch für den Monat auf'm Trocknen.“

„Doch nicht, Schwiegervater! Ja, wenn man von dem bißel Gehalt leben müßte —“

„Schwiegervater? Immer noch Schwiegervater, das ist doch —“

„Eine abgemachte Sache,“ unterbrach Adams ruhig. „Ja, das bißel Gehalt! Aber Gott sei Dank giebt mir mein Vater, der eine große Apotheke in Nürnberg und außerdem hübsches Vermögen hat, monatlich noch dreihundert Mark zu —“

Alzheimer machte große Augen: „Dreihundert Mark?“

„Ja — was wäre auch nicht viel, aber der einzige Bruder meiner Mutter — er hat ein Rittergut von 3000 Morgen in der Provinz Sachsen — schießt noch ebensoviel zu und so läßt sich's aushalten.“

„Aber wie kommt denn Ihr Onkel —“

„Sein einziger Sohn ist voriges Jahr gestorben, und da ich der einzige Sohn meiner Eltern bin, so erbe ich doch den ganzen Kitt. Sehen Sie, daher kenne ich auch alle die Gutsbesitzersöhne. Alles Studienfreunde. Nehme ich mir selbst die Apotheke, so setze ich mir einen Inspektor auf's Gut, will ich Rittergutsbesitzer spielen, so kommt ein Geschäftsführer in die Apotheke.“ —

Bei dem Jagdsouper im Herrenhause zu Achenheim wurden wiederholt Trinksprüche auf das Brautpaar ausgebracht und Alzheimer und Adams umarmten sich und nannten sich Du.

Dann ging Adams in Bruchwalds Arbeitszimmer, ließ sich telephonisch nach der Stadt verbinden, rief Alzheimer's Nummer und bat Fanny an's Telephon. In dieses rief er jetzt: „Guten Tag, liebe Fanny — ich habe mich mit Dir verlobt und bitte Mama um ihren Segen. Die Küsse folgen später mündlich!“ — —

Daß Fanny Papa's Jagdkarte aus der Zoppe stibitzt und versteckt gekabt hatte, hat sie ihm erst erzählt, als sie Frau Rittergutsbesitzer Adams war. Da das aber kein Scheidungsgrund ist, so mußte sich Herr Alzheimer mit den Thatsachen abfinden.

Amerlei.

* Liebe der Vögel zu ihren Jungen. In dem Garten einer mir befreundeten Familie, der an eine von hochgewachsenen Linden gebildete Promenade stieß, waren für die munteren Staare, „Die Spazmacher unter den Vögeln“, Häuschen, sogenannte „Staarmesten“ zum Nisten aufgehängt. Indes schien nur eine Nester, dem lauten Geschrei nach zu urtheilen, das zuweilen daraus ertönte, von einer jungen Staarenbrut bewohnt, die übrigen aber sämmtlich leer zu sein. Auf mein Befragen, ob in den übrigen Nesten keine Staare gesüßet hätten, theilte mir der Besitzer des Gartens mit, daß alle Nester bewohnt gewesen seien, daß aber eine Krähe, welche sich sammt ihren ausgeflogenen Jungen auf den hohen Linden der Promenade aufhalte, zu seinem Aerger die jungen Staare aus den übrigen Nesten herausgeholt habe. Ein widriges Geschrei verkündete bald darauf die Ankunft des schwarzen Räubers, der, wie gewöhnlich, seinen Platz auf dem Deckel der Nester einnahm. Allein im nämlichen Augenblick fiel ihn auch der eine Gatte des Staarenpaares (das Männchen) mit ausgespreizten Flügeln und wüthendem Getöse hinterredend an und bohrte seinen Schnabel tief in das Federkleid der Krähe, sodaß diese, wohl mehr erschrocken als verwundet, eilig die Flucht ergriff, immer verfolgt von dem muthigen Staare. Diesen Zeitpunkt mochte der andere Ehegatte nun erwartet haben, denn dfeilschnell flog er, mit Nahrung im Schnabel, zu den hungrigen geängsteten Jungen, fütterte sie und nahm dann seinen Observationspunkt auf einer Linde ein, während das Männchen von der Verfolgung abließ und nach den Feibern zuslog. Die Krähe kehrte wirklich nach wenigen Minuten zurück, wurde aber von dem Weibchen noch wüthender angefallen und ebenfalls eine Strecke weit verfolgt. Wie auf Kommando erschien in der Zwischenzeit das Männchen mit Futter und trat dann seinen Wächterposten furchtlos wieder an. Wer dieses Manöver das sich in meiner Gegenwart noch viele Male wiederholte, mit anseh, der mußte annehmen, daß das alte Pärchen die Sache förmlich besprochen und abgekartet hatte. Zu meiner großen Freude hörte ich einige Tage darauf vom Besitzer des Gartens, daß die Krähe, der konsequenten Verfolgung des Staarenpaares wahrscheinlich überdrüssig, und auf manchen Stellen des Körpers ihres Federkleides beraubt, von ihren räuberischen Gelüsten abgelassen habe, und die jungen Staare alle glücklich ausgeflogen seien.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Der Buchstabe H.

Logogryph: Ananias, Ananas.

Charade: Franzwein.

Palindrom: Ketter.

Homonym: Pinself.

Anagramm: Lampe, Ampel.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. u. v. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck verboten.)

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 23-35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechenenschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitsknechte, der ihm hundert Denare schuldig war; und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitsknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitsknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt; und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast; solltest denn nicht auch du deines Mitsknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeiht.“

Von Babylon nach Jerusalem.

Wenn wir heute hören, lieber Leser, daß der Herr mit seinen Dienern abrechnen will, so ist zu bedenken, daß darunter Diener und Herren, Reiche und Arme, kurz Alle verstanden sind; wir alle müssen einst vor dem Richterstuhl Christi erscheinen. Der Reiche wird Rechenenschaft darüber abzulegen haben, welchen Gebrauch er von seinem Reichthum gemacht hat; aber nicht nur über den Gebrauch, sondern auch über die gerechte oder ungerechte Art des Erwerbs. Indes auch der Arme wird sich zu verantworten haben über seine Armut; ob er sie geduldig und gottgegeben getragen, oder ob er unwillig und murrend die göttliche Vorsehung gestört, da er Andere in Reichthum und Ueberfluß, sich selbst aber in bedrängter Lage oder gar in Not sah. Wohl dem Reichen, der zeitweilig gern von seinem Ueberfluß spendete mit reichlich bemessener Gabe; aber ungleich höher im Werte steht bei dem Herrn das von dem Armen gespendete geringe Almosen: Zeuge dessen ist jene arme Witwe im Evangelium, die einst nur zwei Heller in den Opferkasten legte, aber nach dem allein maßgebenden Urtheile des Sohnes Gottes alle diejenigen weit übertraf, welche große Summen geopfert hatten (Markus 12, 42 f.).

Und nicht nur Arme und Reiche, auch Vorgesetzte und Untergebene, jeder Stand und jedes Alter wird sich zu verantworten haben. Wenn wir (sagt der hl. Chrysostomus) einem Untergebenen eine kleine Geldsumme anvertraut haben, so fordern wir nachher über die Verwendung genaue Rechenenschaft;

ebenso wird Gott der Herr, von dem wir Leben und Gesundheit, Leibliches und Geistiges haben, von dem Alles ist, was wir sind und haben, — auch über Alles und Jedes genaueste Rechenenschaft fordern. Sorgen wir daher, so lange es noch Zeit ist, daß wir nicht dastehen einst, wie jener Knecht, der nichts, nicht eine einzige gute That, aufzuweisen hatte, dagegen eine ganz ungeheure Schuldenlast.

In unsern bisherigen Betrachtungen über die Ceremonien unserer Kirche wurde bereits erwähnt, lieber Leser, daß sie auch bei den außerhalb der Kirche Stehenden im Allgemeinen einen sehr günstigen Eindruck hervorrufen.

Am 28. August 1847 empfing in einer Kapelle zu Paris ein Mann das Sakrament der Taufe, der bis dahin der gefeierte Liebling der Pariser eleganten Welt gewesen und nun bald nach der Taufe den hochherzigen Entschluß faßte, dem strengen Orden der unbeschuhten Karmeliter beizutreten: es war der berühmte Pianist Hermann Cohen, der Sohn eines reichen jüdischen Banquiers aus Hamburg. Er soll uns selbst erzählen,*) wie die Gnade Gottes ihm traf; wir werden sehen, daß es gerade gottesdienstliche Ceremonien waren, die ihm als Wegweiser zur wahren Kirche dienen sollten.

„Nachdem ich (schreibt er) ganz Deutschland durchzogen und das Geld, das ich (in den Konzerten) gewonnen, ebenso schnell wieder verschwendet hatte, kehrte ich nach Paris zurück und nahm dort bald wieder eine glänzende Stellung ein. Alles gelang mir mit unglaublichem Erfolge, und ich wurde der

(*) Vgl. Rosenthal „Convertitenbilder“, II. B.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. Oktober** Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Wendelinus, Abt. Evangelium u. dem hl. Matthäus 18, 23-35. Epistel: Ephefer 6, 10-17. St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion f. die Schule an der Kronprinzen- und an der Nachenerstraße. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Marian. Jungfrauen-Kongregation. Karmeliten-Klosterkirche: Es wird das Fest der h. Theresia gefeiert. Von diesem Tage an, ist Morgens um 1/7 Uhr 1. hl. Messe. 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht und Verehrung der Reliquie der hl. Theresia. Ursulinen-Klosterkirche: Nachm. 6 Uhr Andacht u. Festpredigt zu Ehren der hl. Ursula.
- Montag, 21. Oktober.** Ursula, Martyrin. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. Ursulinen-Klosterkirche: Fest unserer Schutzpatronin, der hl. Ursula. Morgens 1/8 Uhr Hochamt. Am Festtage und während der Oktav Nachmittags 6 Uhr Andacht.
- Dienstag, 22. Oktober.** Cordula, Martyrin.
- Wednesday, 23. Oktober.** Severin Bischof.
- Donnerstag, 24. Oktober.** Evergislus, Bischof und Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 25. Oktober.** Crispianus, Martyrer, Raphael, Erzengel.
- Samstag, 26. Oktober.** Chrysant u. Daria, Mart.

Günstling und das Schooßkind des Pariser Publikums. Was das Glück Reizendes und die Welt Verführerisches hat, bemächtigte sich meines Geistes, und so lebte ich in den Tag hinein. So viel Schönes und Verebenswertes eine solche Lebensweise in den Augen vieler haben mag, mich befriedigte sie nicht; ich fühlte eine beständige Unruhe.

An einem Freitage im Monat Mai des Jahres 1847 ließ mich der Fürst von Moskau (Mey) bitten, für ihn die Leitung eines Chores von Dilettanten in der Kirche St. Valere zu übernehmen. Im Augenblicke als der (sakramentalische) Segen gegeben wurde, fühlte ich zum erstenmal eine sehr lebhaft, aber unbeschreibliche Aufregung in meiner Seele. Am darauffolgenden Freitag hatte ich dieselbe Empfindung, jedoch viel stärker, und es war mir, als ob eine bedeutende Last, auf meinen Leib drückend, mich nötigte, mich zu neigen und wider meinen Willen mich zur Erde zu beugen.

Der Mai ging vorüber mit seinen Andachten zu Ehren der Mutter Gottes, aber unser Künstler fuhr fort, die Kirche St. Valere zu besuchen und zwar Sonntags, um der heil. Messe beizuwohnen. In der Bibliothek seines Freundes A. von Beaumont fand er ein altes, abgenutztes Gebetbuch, das ehemals dessen Mutter gehört hatte; es interessierte ihn sehr und erfüllte ihn mit neuen Ideen.

Die Unruhe, die sich seiner jetzt mit nie empfundenem Gewalt bemächtigte, trieb ihn an, seine Abneigung zu überwinden, und er beschloß, sich mit einem Priester über seinen Zustand zu besprechen. Gleichwohl vermochte er noch nicht, sich dem gewohnten Leben zu entziehen; die lärmenden Vergnügungen, Konzerte und Feste aller Art übten ihren nachteiligen Einfluß auch ferner auf ihn aus. Da endlich wandte er sich an den gelehrten Abbé Legrand; dieser gab ihm das Lehrbuch der christlichen Religion von Thomond.

Anfangs August reiste er nach Ems, um daselbst ein Konzert zu geben. Am Sonntag nach seiner Ankunft — es war der 8. August 1847 — ging er zur Kirche, um die heil. Messe zu hören. Hier kam die Gnade über ihn. Er schreibt darüber an einen Freund: „Ich begab mich zur Messe; da fesselten, wie immer, die Ceremonien meine Aufmerksamkeit; aber nach und nach gingen die Gebete des heiligen Opfers, die Gesänge, die zwar unsichtbare, aber doch von mir gefühlte Gegenwart einer übermenschlichen Macht an, mich in eine Aufregung, Verwirrung, in eine heilige Furcht zu versetzen; mit einem Worte: es gefiel der göttlichen Gnade, sich mit aller Gewalt über mich zu ergießen. Bei der Erhebung der heiligen Hostie fühlte ich mit einem Male meine Augen in eine Flut von Thränen ausbrechen, die in wohlthuernder Fülle unaufhörlich über meine Wangen herabströmten. O glückseliger Augenblick! O Augenblick, ewig denkwürdig für meine Seele! Du hast noch nicht aufgehört, meinem Geiste gegenwärtig zu sein mit allen himmlischen Empfindungen, die du mir von oben gebracht hast! Ohne Zweifel fühlte ich, was der hl. Augustin fühlen mußte im Garten von Cassiacum in dem Augenblicke, als er jenes denkwürdige *Tolle! lege!* (Nimm! lies!) vernahm. — Ich erinnere mich, in meinen Kinderjahren bisweilen geweint zu haben, aber nie, nie waren mir solche Thränen bekannt: während sie strömten, fühlte ich die schneidendsten Gewissensbisse über mein ganzes vergangenes Leben.“

Man kann sich denken, welches Aufsehen es in Paris gab, als der gefeierte Künstler, bis dahin Israelit, in der Kapelle u. L. J. von Sion zu Paris die hl. Taufe empfing. Er selbst weiß kaum Ausdrücke zu finden, um den Eindruck der Taufhandlung auf sein Gemüt zu beschreiben: als der Priester unter den drei Kreuzeszeichen das Wasser ausgoß über seine Stirne im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes, fühlte er sich wie von einem elektrischen Schläge ge-

troffen. „Und nun (schreibt er) fühle ich in mir einen süßen Frieden: meine Seele ist ruhig, ich bin wie ein Kind auf dem Schooße seiner Mutter.“

S.

Neue Moden.



Skizze 1. Gesellschaftstoilette m. Schoßtaille im Genre Louis XVI.
Skizze 2. Toilette mit Sammetband- und Füll-Garnitur.
Skizze 3. Gesellschaftsleid in Prinzessform.

Auffallend an den neuen Winterhüten sind in erster Reihe ihre breiten, flachen Formen, die wohl schon in der vergangenen Saison in Erscheinung getreten waren, jetzt aber die allein herrschende Mode bilden. Die Vorliebe für das flache geht soweit, daß an vielen Hüten der sonst schon minimale Kopf ganz fehlt, so daß die Oberfläche eine Scheibe ist, die häufig gar keine Garnitur, oder nur flach eingesteckte Federn aufweist. Auch die Doppelkrempe ist keine eigentliche, — den Hut bilden zwei mehr oder weniger gebogene Filzplatten, deren untere den Ausschnitt für den Kopf erhält, während an der oberen, wenn sie nicht ganz flach bleibt, ein leicht gefalteter Kopfteil geformt wird. Wichtig für den Sitz des Hutes ist die Frisur. Da ein hoher Haarknoten kaum mehr in dem niedrigen Kopfteil Platz findet, rückt der Knoten von selbst immer tiefer. Die meisten Hüte sollen zwar in die Stirne gesetzt werden, ohne aber diese direkt zu berühren, — das Haar muß daher so weit nach vorn geschoben werden, daß es zwischen Hut und Stirn noch sichtbar wird. Die Tellerformen haben deshalb vielfach einen ringsum laufenden Innenbügel, wodurch der Rand höher sitzt und so der lose hausenden Frisur mehr Freiheit gewährt. Die in der letzten Saison vor allen anderen Arten bevorzugten Toques treten jetzt mehr zurück und werden durch kleinere Rundhüte ersetzt. Die

Klassische Kapote wird selbst von der älteren Dame nur zur eleganteren Toilette, im Theater u. getragen, so daß auch die Frau in reifen Jahren, — oft sehr zu ihrem Vorteil, — zum praktischen Gebrauch einen solid arrangierten Rundhut wählt.

Neuartiger als die Formen, erscheint das Material, dessen erschöpfende Aufzählung der gewissenhaften Berichterstattung schwer fällt. Wieder stellt man an die Modistin die größten Anforderungen, nicht nur in der Herstellung der Formen, sondern auch in der Verarbeitung der Garnitur-Stoffe, unter denen Sammet und Banne obenan stehen. Es gehört sehr viel Geschick und Geschmac dazu, die, wir möchten sagen, — horizontalen Garnituren grazios u. kleidsam zu arrangieren, und wie mühsam sind oft die Hüte selbst ganz aus Köllchen, aus gesteppten Blendens oder aus gerüschtem Sammet zu formen. Einen hervorragenden Platz unter dem Auspuß-Material nehmen geliebte Phantastiefedern ein.

Was nun die Farben der Hüte betrifft, so dominieren hier neben dem Schwarz alle Töne Braun, — Beige, Castor, Tabak bis zum Chokoladenbraun, — daneben sieht man elegantere Modelle in elblau, Rosa, Fraise und Bronze. Als letzte Neuheit macht sich ein ziemlich scharfes Grün in der Verbindung mit Dunkelblau bemerkbar.

Nie sollte man die Anprobe eines Hutes vor einem kleinen Spiegel oder sitzend vor-



Skizze 4. Winter-Kostüm für Mädchen von 14—15 Jahren.

nehmen, sondern stets vor großem Stehspiegel im Straßenanzug, wobei man durch Auf- und Abgehen den Total-Eindruck prüft. Mag der Hut auch noch so reizend das Gesicht umrahmen, wenn er zur ganzen Gestalt zu groß, zu klein oder zu massig wirkt, wird der ganze Eindruck verdorben. Die wenigsten Damen wissen, welchen Gesamteindruck sie auf der Straße machen in Gang und Haltung, sonst würde z. B. manche mit wippendem Gang nickende Federn oder Blumen auf dem Hute vermeiden, die die leichte Angewohnheit ins Groteske steigern können.

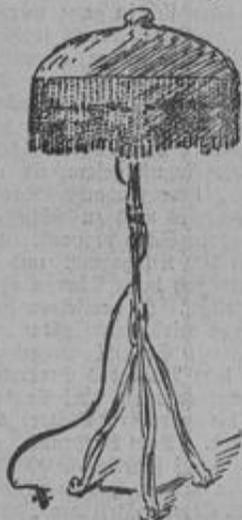
Neben der Straßen-Toilette gilt es auch bereits für Festgewänder zu sorgen, und unsere kleinen Skizzen kommen dem Wunsch unserer Leserinnen entgegen.

Zu dunkelblauem Tuchrock besteht die elegante Taille im Genre Louis XVI. aus gleichfarbigem Sammet mit weißer Muschelmusterung (Skizze 1); weißer Atlas, weißseidene Borte mit Rococo-Stickerei, 14 Centimeter breite getönte Tüllspitze und schöne Bierknöpfe ergeben die stilgerechte Ausstattung.

An der mit Skizze 2 wiedergegebenen Toilette ist gemusterte rosa Armure-Seide mit 1 Centimeter breitem gleichfarbigem Sammetband, gelblichem gestickten Tüll, weichem Taffet und Silber-Soutache nebst Plüsch zusammen gestellt.

Das stilvolle Gewand aus Tuch in dem modernen Chocolade-Braun, Skizze 3, belebt changierender Sammet; dazu etwas rosa Sammet, 3/4 cm breite Passementerieborten, Knöpfe und Quasten, sowie 1 1/2 Centimeter breites, goldgemustertes Stickereibörtchen mit rosa Steinchen.

An dem Frauen-Cape, Skizze 6, bildet zu



Skizze 5. Lampenschleier aus Perlen-Arbeit.



Skizze 6. Langes Cape mit Weiden theilen.

schwerem schwarzen Wollreps Seidenreps Shawl-Kragen und Besatzstreifen, die je mit Seiden-Soutache aufgesteppte Applikationen aus dem Oberstoff zeigen; dazu gesellt sich leichte Soutachierung auf dem Sturmkragen, sowie im Anschluß daran auf Shawl-Kragen wie Besatzstreifen.

Um auch die Jugend nicht zu vergessen, sei auf den hübschen Straßen-Anzug (Skizze 4) hingewiesen. Die fahlblaue Innenseite des dunkelblau melierten Reversible-Homespun tritt für Kragen, Revers und Manschetten der mit Seide gefütterten Jacke nach außen.

Das Neueste auf dem Gebiete des Beleuchtungswezens sind Lampenschleier aus Perlen. Von märchenhafter Wirkung ist es, wenn das Lampenlicht durch die hell- und dunkelroten geschliffenen Kristall-Perlen der Vorlage, Skizze 5, strahlt.

Die ausführlichen technischen Beschreibungen zu den hier im Kleinen wiedergegebenen Illustrationen, wie die Schnitte zu denselben, sind in der neuesten Nummer der „Modenwelt“ und „Illustrierten Frauen-Zeitung“ enthalten. Sämtliche Schnitte können aber auch gegen Einsendung von 50 Pfg. mit Postanweisung direkt vom „Schnittmuster-Atelier“ der „Modenwelt“ und „Illustrierten Frauen-Zeitung“, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 38, bezogen werden.

Der Schwur bei der Bauernehr.

Von J. Karl Maurer (Holl).

„Mein Better, der Mühlauer Franzl in der Bertisau,“ so erzählte mir einst der alte Wurzelgraber Sepp, „ist ein rechtschaffener, gerader Bauer gewesen, wie sie bei uns immer seltener werden; aber auch eben so hochfahrend und geldstolz, und darum hat er mit seiner einzigen Tochter, dem schönen Moidei, die einmal seine Erbin werden sollt, immer gar weit oben hinauswollen. Nur ein Reicher, der allenfalls die Thaler mit dem Schöffel messen kann, hat er immer gemeint, wär' wert, einmal sein Schwiegerjohn zu werden. 's ist aber mit der Zeit ganz anders gekommen, und daran bin eigentlich ich schuld. Hört nur, wie das zugegangen.“

„Wie's schon öfters geht, so hat sich's Moidei um die Absichten des Vaters wenig gekümmert, und hat hinter seinem Rücken mit dem Beri, einem einfachen Holzknecht in der Hinterris, der zuweilen in die Bertisau herausgekommen, eine Liebchaft angebandelt. Niemand hat davon etwas gewußt als ich. Ich bin Jahre lang beim Better auf dem Hof in der Herberg gewesen, hab's Moidei von klein auf gekannt, und so haben mich die zwei Verliebten alsbald in ihr Vertrauen gezogen, und ich bin ihnen auch immer, wenns nötig gewesen, getreulich beigegeben.“

„Da einmal zu Pfingsten ist der Beri wieder aus dem Reichsforst in der Hinterris, wo er in Arbeit gestanden, auf Urlaub in die Bertisau gekommen. Der Weg heraus über's Blumsjoch ist ziemlich weit, und so ist's bereits Nacht gewesen, und auf dem Turm vom Kirchlein drunten am Achensee hat's elf Uhr geschlagen, wie er zu den ersten Häusern der Bertisau gekommen. Da fällt ihm ein, heut' noch, wie's bei uns Brauch ist, zu seinem Dirndl an's Fensterl zu gehen. 's ist jetzt doch schon alles zur Ruhe, denkt er, und der alte Franzl' schläft auch längst, also kann ich's ja wagen, und damit wandert er dem Mühlauerhof zu. Dort ist richtig alles still und finster, nur rückwärts im oberen Stock schimmert aus einem kleinen vergitterten Fenster noch Licht. 's ist, wie er gewußt, die Kammer vom Moidei; 's Dirndl muß also noch wach sein.“

Vorsichtig klettert er auf den Holzstoß, der unter dem Fenster an der Wand aufgeschichtet gewesen und klopf leise an die Scheiben.

„Moidei, wach auf, ich bin da, der Beri!“

„Aber kaum hat er's gesagt, rutschen die Holzprügel, auf denen er steht, unter ihm

aus, und der ganze Stoß stürzt rollend, mit großem Gepolter zusammen.“

„Dem Beri ist es eben nur noch gelungen, sich am eisernen Fensterkreuz festzuhalten, sonst wäre er ohne Zweifel mit hinabgestürzt, und vielleicht unter dem Holzstoß begraben worden.“

„Der Lärm ist natürlich im Haus gleich gehört worden und eh' noch der Beri Zeit gehabt, herabzuspringen, und sich aus dem Staub zu machen, geht die hintere Haustür auf, und der Bauer mit einem Knüttel in der Hand stolpert heraus.“

„He, Du Lump,“ schreit er wütend, „wart, ich will Dir's Fensterln bei meinem Dirndl eintränten!“

„Und dabei fuchtelst er mit dem Knüttel herum, als wollt' er den Beri jeden Augenblick totschlagen.“

„Der Schimpfname Lump ist dem Holz-knecht denn doch zu stark gewesen, und mit einem Satz ist er, über den zusammengefallenen Holzstoß hinaus springend, vor dem Bauern gestanden.“

„Mühlauer!“ sagt er, „ein Lump bin ich noch lange nicht, weil ich keine Truhen voll Geldsäck' hab', wie Du vielleicht. Und wenn ich Dein Moidei gern hab, und sie mein Weib werden will, was kannst am End' dagegen einwenden?“

„Oho!“ ruft der Better mit höhnischem Lachen. „Ein klein wenig, denk ich, hätt ich wohl doch auch noch dreinzureden. — Weißt was, Beri? — Wenn ich einmal selbst bei stockdunkler Nacht Dir's Moidei in Deine Hütten führ, dann soll sie meinetwegen Dein Weib werden. Eher nicht. — Das schwöre ich Dir bei meiner Bauernehr, und ich will der schlechteste Kerl in der Bertisau und im ganzen Achenthal sein, wenn ich mein Wort nicht halt!“

„Und dabei lacht er neuerdings so boshaft und höhnisch, als ob er der Teufel selber wär.“

„Das Geschrei des Bauern hat augenblicklich auch mich aus dem Haus herausgelockt, und die beiden Dirnen sowie der Wasl, der Knecht, sind auch herausgekommen und haben verblüfft dem Spektakel zugehört, indes ich umsonst den Tobenden zu beschwichtigen gesucht; 's Moidei aber, die mittlerweile das Fenster aufgemacht, ist händeringend und laut schluchzend droben gestanden und hat kein Wort vorbringen können. Endlich, nachdem ich mit Mühe den Franzl in's Haus hineingebracht, hat sie 's Fenster wieder geschlossen und 's Licht ausgelöscht, und der Beri ist stumm und traurig davongegangen.“

„Am anderen Tag, am Pfingstsonntag, wie ich nach Eben hinüber in die Kirch gehen will, begegnet mir in aller Früh schon der Beri, um zurück in die Hinterris zu wandern.“

„'s ist alles aus jetzt!“ fangt er gleich, wie ich bei ihm stehen bleib, an. „Mir blüht kein Glück auf der Welt!“

„Dalketer-Bua,“ sag ich darauf, „meinst wohl 's Moidei wird so leicht von Dir lassen? — Da kenn ich's Dirndl besser und weiß, wie sie an Dir hängt; und darum kann alles noch recht werden, so lang Du die Sach' nicht selber verloren gibst. Nur darfst Dich jetzt mindestens ein Jahr in der Bertisau nimmer sehen lassen, damit der Mühlauer auf den Glauben kommt, daß es mit der Lieb zwischen Dir und der Moidei aus und ab sei. Drum ist am besten, Du gehst jetzt, als ob gar nichts vorgefallen, wieder zurück zu Deiner Arbeit, und für das Weitere laß mich sorgen. Damit sind wir damals auseinander gegangen.“

„Von dem Tag an hab ich vom Beri länger als drei Monat nichts mehr gehört. Nur einmal hat ein Holzknecht beim Pfandlerwirt in der Bertisau erzählt, der Beri sei aus der Hinterris weggegangen, wohin wisse er nicht.“

„Darüber hat sich's Moidei anfangs wohl ein klein wenig abgehärmt, aber ihr Ber-

trauen auf den Veri und seine Lieb' und Tren' hat sie bald wieder getröstet."

"Endlich um die Zeit, wo im Hochgebirg der gelbe Enzian blüht, gegen 's End vom August, bin ich einmal in die Eng gekommen, einen engen und wilden Tobel, durch den der Weg von der Bertisan über's Lampfenjoch in die Hinterris führt."

"Da sind ich ganz unverhofft den Veri, wie er gerade auf einem Holzschlag Baumstücke ausrodet, und als seinen Gehilfen dabei den Wasil, der etwa vierzehn Tag zuvor, weil er mit dem Bauern Streit gehabt, auf dem Mühlauehof seinen Dienst verlassen."

"Selt mich hättest hier wohl auch nicht gesucht," meint ersterer auf meine Frag', wie er in die Eng gekommen. "Ich hab vom Forstamt hier die Abholzung in Afford übernommen, die etwa drei Jahre dauern wird. Mein Sparpfennig hat zur Kaution gerade ausgereicht, und so hab' ich mich denn als Schaffer selbstständig gemacht, und den Wasil, den ich ja längst schon kenn, als Holzknecht aufgenommen. Zum Winterquartier für uns hab' ich dort am Weg unter den Zirbeln die hölzerne Hütten gebaut. Mit Kammer, Herdstall und Heuboden ist darin wohl noch für einige Platz genug, wenn im Winter die Arbeit etwa mehr Leut erfordern sollt!"

"Damit hat er mich in die Hütten geführt, die mit ihrem neuen Schindeldach und den blanken Wänden gar sauber ausgehen. Da plöthlich fährt mir ein guter Gedanke durch den Kopf. — Also die Hütten gehört Dein? — frag ich. Gut, dann läßt sich's vielleicht richten, daß Du Dein Moidei bekommst."

"Der Veri schaut mich groß an. Du machst wohl nur Spaß, Sepp?"

"Gewiß nicht, geb ich ihm zur Antwort. Ich will's einmal versuchen, wenn ich eine Nacht in Deiner Hütte frei schalten und walten darf."

"So viel Du willst," war die Entgegnung. "Gut, sag ich drauf, also merk Dir: In der Neumondnacht vom nächsten Samstag auf Sonntag muß ich, sobald es dunkelt, die Hütten offen finden. Du und der Wasil aber, ihr versteckt euch auf dem Heuboden, und haltet auch still, was ihr auch immer sehen und hören mögt. Der, den ich rufen werde, der kommt dann herab."

"Darauf hab ich mit ihm noch alles ausführlich besprochen, was ich im Sinn gehabt, und wie wir das Stücklein durchzuführen wollen, und dann hab ich mich auf den Heimweg gemacht."

"Raum in der Bertisan angekommen, hab ich dem Moidei gleich alles mitgeteilt. Für den Wetter aber hab ich mir ein Geschichtlein erfunden, um den alten Fuchs in's Garn zu locken."

"Franzl, hab ich gesagt, in der Eng drüben ist eine nagelneue Hütten zu verkaufen. Der Schaffer, der sie für seine Leut' als Winterquartier gebaut, braucht sie nicht mehr und hat mir sie um billiges Geld angeboten. Ich mücht schier auf den Handel eingehen; wenigstens könnt ich dann künftig im Sommer drüben bleiben und Wurzeln graben und Enzianwasser brennen, anstatt immer über's Lampfenjoch hin- und herzugehen. — Nächtest nicht nächsten Samstag mit mir hinüberwandern und die Sach anschauen? Du bist klüger als ich, und Dein Rat wäre mir lieb. — 's Moidei könnt ja auch, wenn sie etwa Lust hat, mitgehen; sie ist gewiß noch nie in der Eng gewesen, und Samstag und Sonntag verjäumt sie daheim doch nichts."

"Dieser Vorschlag hat richtig sogleich verfangen."

"Warum nicht, meint der Wetter. Ich gehe mit Dir, und das Dirndl soll uns begleiten und drüben für uns kochen. Mehl, Schmalz, Speck und was wir sonst noch brauchen, nehmen wir mit."

"Damit ist die Sache abgemacht gewesen, und am nächsten Samstag sind wir alle drei miteinander über's Lampfenjoch in die Eng gewandert."

"Es hat bereits angefangen dunkel zu werden, wie wir den schmalen Thalboden betreten, und am Himmel ist ein Gewitter aufgezogen, so schwarz und finster, wie ich noch selten eines gesehen hab'. In der Ferne hat es bereits gedonnert, die Nebel haben sich immer dichter und dunkler auf's Hochgebirg hereingeseht, und gerade sind die ersten Regentropfen gefallen, wie wir zur Hütten gekommen."

"Wir gehen also hinein, ich mach Feuer an, pack unseren Proviant aus, und 's Moidei schickt sich an, uns einen Schwarm zu kochen, während der Franzl am Herd sitzend sein Pfeifelein raucht."

"Mittlerweile ist draußen das Gewitter losgebrochen, und geblitzt und gedonnert und gestürmt hat's, als ob der jüngste Tag daherläm'. Wir alle sind froh gewesen, unter Dach zu sein und mein Wetter besonders."

"Aber wo steckt denn unser Hauswirt? sag ich endlich. 's ist nicht schön, daß er sich bei seinen Gästen nicht sehen läßt. Er kann doch nicht weit sein, da die Hüttenhür nicht versperrt gewesen. Schläft er etwa? — He! Schaffer! — Wo bist denn?"

"Da bin ich schon!" tönt in diesem Augenblick eine Stimme, und der Veri springt vom Heuboden herab."

"Moidei, mein Dirndl! jubelt er, diese umarmend, und giebt ihr ein Kuß um's andere."

"Was soll das heißen, Sepp?" fährt der Mühlaue gegen mich auf. "Das hast sicher Du angefaßt; hast ohne Zweifel den Burschen da herbestellt, damit die zwei zusammenkommen können. Schäm' Dich. — Hätt' Dich in Deinen alten Tagen für geschiedter gehalten!"

"Und wenn ich's gethan hätt, Wetter, was liegt daran?" platz ich heraus.

"Was daran liegt?" erwidert der Franzl ärgerlich, "daß ich dem Moidei keine Liebchaft mit einem Holzknecht leid'."

"Der Veri ist nicht mehr Holzknecht, sondern Schaffer, sag' ich darauf, und die Hütten hier, gehört ihm, und ich hab niemals im Sinn gehabt, sie ihm abzuhandeln. Und weißt noch, was Du gesagt in der Pfingstnacht? — Wenn Du selber bei stockdunkler Nacht ihm 's Moidei in seine Hütten führst, soll sie sein Weib werden."

"Das hab ich nicht gesagt!" fährt der Wetter neuerdings erzürnt auf. "Und wenn auch vielleicht, so ist's sicher anders gemeint gewesen."

"Wie Du's gemeint, Bauer, mischt sich jetzt endlich Veri selber drein, geht nicht daher; aber gesagt hast Du's. Dafür ist der Sepp hier Zeuge und der Wasil auch! Nicht wahr, Wasil?" ruft er in den Heuboden hinauf."

"Ja, Bauer, das hast gesagt," lautet von oben die Antwort, und der Wasil klettert die Leiter herab. "Und geschworen hast bei Deiner Bauernehr', Du willst der schlechteste Kerl in der Bertisan und im ganzen Auenthal sein, wenn Du Dein Wort nicht hält'!"

"Dem Franzl ist, wie er das gehört, angst und bang geworden. Den Kopf in die Hand gestützt, ist er eine Weile stumm und ratlos dagehessen."

"Nun ja, wenn dafür Zeugen da sind, muß ich's freilich gesagt haben," läßt er sich endlich ganz kleinlaut vernehmen. "Aber Moidei, was sagst denn Du dazu?" wendet er sich dann an seine Tochter.

"Was werd ich denn sagen, Vater?" giebt ihm diese zur Antwort. "Ihr wißt es ohnehin ja, daß ich den Veri zu Tod gern hab, und er mich, und daß ich sein Weib werden mücht; darum bitt' ich Euch —"

Aber der Alte hat sie nicht ganz ausreden lassen. Ihre schlichten Worte, bei denen sie ihn mit ihren treuen, blauen Augen so kindlich angeschaut, und bittend die Hände aufgehoben, haben ihm 's Herz weich gemacht.

"Je nun, meint er, für die Lieb ist kein Kraut gewachsen; so nehmt euch denn in Got-

tes Namen. — Lieber wär mir's freilich, wenn der Veri ein Bauer wär."

"Dazu, Vater," bemerkt 's Moidei schelmisch, will er's ja eben bringen. Wenn ich einmal Bäurin auf dem Mühlauehof bin, wird er wohl der Bauer sein!"

"Und so ist's nachher auch geschehen. Den Winter über hat der Veri noch in der Eng Holz geschlagen, dann im Frühling hat er dem Forstamt seinen Kontrakt gekündigt, und zu Ostern hat er mit dem Moidei, der ihr Vater mittlerweile das Gut übergeben, Hochzeit gehalten. Seine Hütten aber, die er nun als Bauer nicht mehr gebraucht, hat er mir geschenkt; sie ist jetzt meine Brennöhütten."

"Seit dieser Zeit," schloß mein Erzähler, "hat der Franzl, der's Jahr darauf Großvater geworden, gegen seinen Schwiegerjohn nichts mehr einzuwenden gehabt, und hat ihn auch nie mehr bereut — seinen Schwur bei der Bauernehr'."

Allerlei.

* Ein Erfaß des chinesischen Thees. Während der chinesische Thee sich in ganz Europa eingebürgert hat, ist der in Süd-Amerika so hochgeschätzte Maté oder Paraguay-Thee eigentümlicher Weise hier noch fast ganz unbekannt. Der Maté-Strauch wird nicht gebaut, sondern wächst in großer Menge wild in Paraguay und dem südlichen Teile von Brasilien. Die jungen Blätter werden von Dezember bis August gesammelt, auf einer Tenne gedörrt oder, dem schwachen Rauchgeschmack des ersten Aufgusses nach zu schließen, über Feuer getrocknet und in Säcke verpackt. Ein solcher Sack wiegt gegen 100 Kilogramm und ist steinhart, da die Blätter sich beim Dörren nicht kräuseln, sondern flach bleiben. In demselben hält sich der Maté sehr gut und wird dann später von den Großhändlern in kleine, mit Staniol ausgelegte Kisten gepackt. Je nach dem Alter des Strauches und der Blätter unterscheidet man drei Sorten. Die beste Sorte sollen die zartesten Blätter der kleinsten Sträucher liefern. Der Verbrauch an Maté in Süd-Amerika wird auf jährlich 40 000 000 Kilogramm berechnet, wie einem diesbezüglichen Aufsatz von W. Heß im 2. Oktober-Heft der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ (Berlin und Wien, Verlag von F. Lipperheide) zu entnehmen ist. Man rühmt dem Maté namentlich nach, daß er, abgesehen von seiner wohlthätigen Wirkung auf die Verdauung, durchaus nicht das Aufregende des chinesischen Thees besitzt. Während der Genuß des chinesischen Thees oft Schlaflosigkeit bewirkt, ist dies bei einem Genuße von drei bis vier Tassen Maté niemals der Fall. Der Maté besitzt gegen 2 pCt. Caffein und eine große Menge balsamischer Stoffe. Doublet empfiehlt den Genuß desselben allen, welche spät abends noch geistig arbeiten wollen.

Rätsel.

Kurz ist mein Dasein hier auf Erden,
Nur Monden zählt mein Lebenslauf,
Und kann ich gleich nicht älter werden,
Blüh ich doch sterbend wieder auf.
Mit Lust und stillem Wunsche grüßet
Dann jedermann mich junges Kind
Und meine Kinderzeit verfließet
In Freud und Hoffnung gar geschwind.
Im bunten, reichgeschmückten Kleide
Prang ich gern in der Jugendzeit;
Doch fühl als reifer Mann ich Freude
Im Segenspenden weit und breit.
In immer wechselnden Gestalten,
Doch fest in regelmäßiger Bahn
Beweg ich mich, mein stilles Walten,
Siehst du oft mit Bewunderung an.
Doch schnell entschwinden meine Kräfte,
Bald färbt mein Haar sich silberweiß;
Es stocken alle Lebensäfte,
Ich ende als ein schwacher Greis.

Charade.

1. In der Hefe sitzt es,
An der Schnalle blüht es.
1. 2. Am Strauche blüht es
Erfüllt die Luft
Mit lieblichem Duft.
1. 2. Ein Märchen es nennt;
Ihr All' es schon kennt.

Palindrom.

Raum tret' ich an das Licht,
Sont man mich in die Erde,
Damit aus meinem Staub
Mein Umgekehrtes werde.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweihundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 15-21. „In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrest, und dich um Niemanden bekümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Feuchler, was verjuchet ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Leberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

Von Babylon nach Jerusalem.

II.

„So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ — Ueber diesen Ausspruch Jesu, lieber Leser, macht der hl. Bischof Hilarius folgende schöne Bemerkung: „O wundervolle Antwort, o vollkommener, himmlischer Bescheid! Zwischen der Verachtung der Welt und zwischen dem Schimpfe, womit der Kaiser konnte beleidigt werden, hat der Herr Alles so gemildert, daß Er die Seelen, die Gott allein dienen, von allen Sorgen und menschlichen Pflichten freisprach, da Er lehret, man müsse dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Denn wenn wir nichts haben, was des Kaisers ist, so liegt uns auch keine Pflicht ob, ihm zu geben, was ihm gehört (wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren). Hingegen wenn wir uns mit weltlichen Dingen abgeben, die unter der Macht des Landesherren stehen, wenn wir uns des Rechtes seiner Herrschaft bedienen, wenn wir uns der Verwaltung des Erbgutes als Unterthanen unterwerfen, so ist es eine selbstverständliche Sache, daß man dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers ist. — Gott aber müssen wir geben, was Ihm gehört: Leib und Seele und Willen. Denn von Ihm kommt dieses Alles her, von Ihm wird es erhalten, von Ihm besitzen wir Alles. Da ist es denn billig, daß die Menschen sich Demjenigen ganz ergeben, von dem sie bekennen, daß sie Ihn ihren Ursprung und ihr Aufkommen zu verdanken haben.“ — So dieser hl. Bischof und Kirchenlehrer.

Ruh wieder zurück zu unsern unterbrochenen Ausführungen! Am 2. Dezember 1832 trat in München der protestantische Theologe Ferdinand Herbst zu unserer heiligen Kirche zurück. Auch auf ihn hatte, bevor er an eine Conversion dachte, unsere katho-

gemacht. Er fand nämlich (wie er schreibt) daß der protestantische Gottesdienst, wie er in seiner Heimat (Sachsen-Altenburg) bestand, nur aus Bruchstücken der katholischen Messe gebildet sei. So lag denn die Frage sehr nahe: warum nur Bruchstücke und nicht lieber das Ganze? Der Vorwurf, der den Katholiken so häufig von den Gegnern der Kirche gemacht wird, daß sie in der Messe eine Art von Götzendienst trieben, konnte für ihn kein Gewicht haben, da er wußte, daß nichts als der wesentlich gegenwärtige Gott hier Gegenstand der Verehrung sei. Dagegen war gerade der substantielle Gehalt und die geschichtliche Bedeutung des katholischen Kultus das ihm Zusagende, ihn Befriedigende.

Die Messe erschien ihm als der Kanon (die Richtschnur) alles Gottesdienstes, worin die Kirche ihren ganzen Geist erschöpft habe, um den Gottesdienst zum Kunstwerk zu gestalten.“ „Wie ich die einzelnen Teile der Messe (schreibt er) in diesem Zusammenhange kennen lernte, war es mir, als hätte ich eine neue Welt entdeckt. Hier weben symbolische Kräfte, jagte ich mir; hier regt sich der Geist des Herrn in lebensvollem Organismus. So wird die heilige Geschichte zum Gebet, Gebet wird Geschichte, und das eben ist der Charakter des wahren Kultus. Hier allein ist auch echte Kirchenmusik möglich und die Kunst der Malerei im rechten Dienste.“ Es gilt die große Realität (Tatsache) des Opfertodes Jesu Christi, das weltgestaltende, himmelschaffende Erlösungswerk in allen Formen der Sprache, deren Ausdruck das Wort allein nicht erschöpft, in den Moment der Zeit treten zu lassen (durch die musikalische und bildnerische Darstellung). In Handlung, Wort, Ton und Bild zugleich wird die Kirche

*) In seiner Konversionschrift „Die Kirche und ihre Gegner“ (1833) hat Herbst diesen Gedanken ebenso geistreich als ausführlich entwickelt.

Kirchenkalender.

Sonntag, 27. Oktober. Zweihundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Sibina, Jungfrau u. Martyrin. Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 15-21. Epistel: Philipp 1, 6-11. St. Andreas: Titularfest der Urjula-Gesellschaft. Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, Andacht, Leben und Umzug durch die Kirche. — Morgens 7 Uhr hl. Kommunion der Elementarschulkinder, um 8 Uhr Kommunion der Gymnasialisten, nachm. 3 Uhr Predigt. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Jünglingskongregation, mittags 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. St. Anna-Krietz: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Morgens 11 Uhr Vortrag für den Marienverein. Montag, 28. Okt. Simon u. Juda, Apostel. St. Lambertus: Spendung der heiligen Firmung. Morgens 8 Uhr Beginn der h. Messe des hochw. Herrn Weihbischofs nach derselben findet die Firmung statt. Dienstag, 29. Oktober. Narcis, Bischof u. Martyrer. St. Andreas: Morgens 10 Uhr Seelenamt für die verstorbenen der Bruderschaft. Mittwoch, 30. Oktober. Rothburga, Magd. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Um 8 Uhr Firmungsmesse des hochw. Herrn Weihbischofs Dr. Fischer. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

selbst zum Kunstwerke, und in dieser Objektivität vollkommen sättigend für ihre Besetzer.

Die stille Teilnahme an der Messe wollte in ihm allmählich Hunger und Durst nach den Sakramenten, und damit war in seiner Entwicklung zum katholischen Bekenntnisse jedenfalls ein bedeutender weiterer Schritt geschehen. Allein gegen den wirklichen Eintritt in die Kirche erhoben sich noch eine Menge von Bedenken, die ihn in solchen ernsten inneren Kämpfen verwickelten, daß sich ein Unglücksgefühl seiner bemächtigte, dergestalt, daß er nichts Lächerliches mehr thun konnte. Über allmählich lösten sich ihm alle Bedenken und Schwierigkeiten, und zwar trug hierzu nicht wenig bei — das eingehende Studium der theologischen Schriften Lessings, zumal von dessen bekannten Streitschriften gegen den Hamburger (protest.) Hauptpastor Wöhe. „Nicht um von neuem Interesse für den vielbesprochenen Streit zwischen Lessing und Wöhe herborzurufen (schreibt er), sondern um zu zeigen, wie sich mir in der protestantischen Literatur selbst Begleiter ins Gebiet des katholischen darbieten, teile ich dieses (die Besprechung dieses Streites) mit.“

„Die Ausschließung der Laien von der Teilnahme des Kelches (beim Abendmahl) hat man mich gelehrt, gehört zu den unerhörten Neuerungen des Papismus. Und in der That, eine unerhörte, nie zu entschuldigende Neuerung würde es sein, wenn die katholische Kirche jemals den Kelch überhaupt aufgegeben hätte. Allein sie hat ihn fortwährend im täglichen Messopfer, und wenn ihn nur der celebrierende Priester genießt, so ist zu beachten, daß dieser im Namen der Gemeinde handelt, und daß bei der heiligen Opferhandlung Alle in dem Herrn Ein Herz und Eine Seele sind. Uebrigens haben auch billig denkende protestantische Theologen anerkannt, daß die Lehre von der Gegenwart des ganzen Christus unter der Brotsgestalt bei den Grillenden, welche die Kirche hierfür geltend macht, die nicht in päpstlicher Annahme, sondern in Ehrfurcht vor dem heil. Sakramente liegen.“

„So will sich mir ein Bedenken nach dem anderen lösen. Bei der Leichtigkeit, mit welcher sich am Ende für jeden, der guten Willens ist, dieselbe Lösung ergibt, muß ich mich wundern, woher denn doch der ungeheure Haß rührt, mit dem die katholische Kirche in fast allen ihren Institutionen von Seite der Protestanten angesehen und beurteilt wird. . . . In jeder auf Auktorität gegründeten Gemeinschaft setzt sich der Geist ihres Stifters fort: „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst!“ — hatte Luther den Seinigen in Schmalkalden zugerufen. Dieser Haß ist das Erbe, das Luther seinen Anhängern hinterlassen hat.“

Doch genug für heute. Der Leser aber wird sich wieder überzeugt haben, daß die Ceremonien unserer Kirche wahrlich nicht hindernd im Wege stehen, wenn einer unserer getrennten Brüder den Weg „von Babylon nach Jerusalem“ ernstlich sucht.

S.

Vom Bord unserer Schnelldampfer.

Von Dr. J. Wiese.

Tausende von Besuchern aus der „neuen Welt“ benutzen jetzt unsere großen Hamburger und Bremer Schnelldampfer zur Rückfahrt über den Ozean. Wer es nicht vorzieht, selbst den teuren Verwandten oder lieben Freunden das Geleit nach der Hafenstadt zu geben und die letzten Stunden bis zur Abfahrt des Schiffes mit ihnen zu verleben, verfolgt im Geiste alle Phasen der großen Reise. Aber nicht mehr mit einem Gefühl der Beunruhigung weisen seine Gedanken bei dem Reisenden; weiß doch jeder, daß der schnelle Gang des Schiffes, die elegante und bequeme Ausstattung, die aufmerksame Bedienung und

interessante Gesellschaft heute eine Weltreise zu einem Vergnügen, einer nur etwas ausgedehnten Spazierfahrt machen. Gerade auf den deutschen Schnelldampfern herrscht ein behaglicher Komfort, eine von übertriebenem Luxus sich dennoch fernhaltende Gediegenheit in der Ausstattung und der Verpflegung, eine Fürsorge für die weitgehendsten Bedürfnisse, daß nur die weite Wasserfläche, die vor seinen Augen sich ausbreitet, und das unablässige Rattern und Stoßen unter seinen Füßen den Reisenden daran erinnern, daß er sich nicht in einem prächtigen Hotel, sondern an Bord eines Schiffes befindet. Für den Binnenländer dürfte es in der jetzigen Zeit der Meeresreisen von Interesse sein, nähere Einzelheiten über die für die Reisenden getroffenen Fürsorgemaßregeln zu erfahren.

Der moderne Dampfer zeigt sich thatsächlich als eine Stadt für sich mit allen möglichen Berufsarten. Sehen wir uns das größte der deutschen Schiffe an, den Hamburger Schnelldampfer „Deutschland“. Er befördert in seinen Kajüten bis nahezu 800, im Zwischendeck gegen 300 Reisende über den Ozean, außerdem eine umfangreiche Post und kleine Mengen hochwertiger Güter. Er hat eine Besatzung von nicht weniger als 547 Mann. Dem Kapitän stehen zunächst sechs Schiffsbeamte zur Seite. Ein Zahlmeister mit einem Assistenten und ein Verwalter entlasten die Schiffsleitung nach der Seite der allgemeinen Verwaltung hin. Eigentliche Seeleute finden wir in verhältnismäßig bescheidener Zahl: 2 Bootleute, 6 Quartiermeister, 22 Vollmatrosen, 12 Leichtmatrosen, 6 Schiffsjungen; das sind nicht viel mehr als die gewichtige und wohlgeordnete Junst der Verpflegungsbeamten: 1 Oberkoch, 2 erste und 7 zweite Köche, 2 Dampfköche, 3 Konditoren, 4 Bäcker, 3 Schlächter, 16 Kochmatten, 14 Aufwäscher. Der Bedienung der Reisenden widmen sich unter Leitung von drei Oberstewards, 1 Gepäckmeister und 3 Assistenten der Oberstewards, 123 Stewards, 4 Badestewards, 5 Pantrystewards, 10 Stewardessen und 4 Zwischendeckstewards; 7 besondere Telegraphenstewards erfordert der überallhin sich erstreckende komplizierte Auf- und Signalapparat an Bord; 12 Musiker bilden die Schiffskapelle. Von Handwerkern sind weiterhin 1 Klempner, 1 Tischler, 2 Zimmerleute, 3 Klüpper, 3 Barbierer und 1 Drucker auf dem Schiffe thätig; auch hier erfordert die Bemühung um die Reisenden das meiste Personal. Für das Wohlergehen des großen Gemeinwehens wichtig ist der Arzt, der zu den Schiffsbeamten zählt und dem ein Arztgehilfe beigegeben ist. Im Ganzen sind das 295 Menschen. Ihnen steht als geschlossene Schar von 252 Mann das Maschinenpersonal gegenüber, das die stärksten Schiffsmaschinen der Welt, die mit 35 600 Pferdekraften arbeiten, so zu bewachen und zu bedienen hat, daß sie das mächtige Schiff sicher und ruhig mehr als 23 Seemeilen in der Stunde vorwärts treiben.

Große Rheedereien, die sich mit der Beförderung von Passagieren befassen, haben neben den Ausgaben für Kohlen, auf die wir später noch eingehen, die nächstgrößten Aufwendungen für die Proviantausstattung ihrer Schiffe zu machen. Während der Norddeutsche Lloyd z. B. im vorigen Jahre mehr als 20 1/2 Mill. Mark für Kohlen verwendete, betrug sein Proviantverbrauch über 9 1/2 Millionen Mark. Dieser Proviant diente zur Verpflegung von 253 225 Reisenden, die im vorigen Jahre befördert worden sind, sowie der etwa 9000 Mann starken Besatzung der Flotte des Norddeutschen Lloyd.

Da die Passagiere im einzelnen nur verhältnismäßig kurze Zeit an Bord sind, auch die Schiffe nicht ununterbrochen in Fahrt, so ist es schwer, sich ein Bild von der Verpflegung im Verhältnis zu den verbrauchten Quantitäten zu machen. Nun bietet aber die Statistik einige Angaben über den Verbrauch einiger Artikel, die in Bremen einer Ver-

brauchsabgabe unterliegen, vor allem von Fleisch, Wild und Geflügel. Danach betrug der gesamte Verbrauch an Rindfleisch in den letzten Jahren ca. 18 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung, was bei der gegenwärtigen Bevölkerung von 161 000 Einwohnern ca. 2 900 000 Kilogramm Rindfleisch im Jahr als Verbrauch ergeben würde. Demgegenüber hat der Norddeutsche Lloyd an frischem und präserviertem Rindfleisch im vorigen Jahre ca. 2 426 000 Kilogramm verbraucht, also in diesem Artikel fast den Verbrauch seiner Heimatstadt Bremen erreicht. Nicht ganz so groß ist im Verhältnis der Verbrauch an Kalb- und Schweinefleisch gewesen, deren Mengen nur etwa ein Viertel bzw. ein Siebentel des in Bremen verbrauchten Fleisches betragen. Dagegen ist der Verbrauch von Hammelfleisch annähernd dem Bremens gleich, und der Verbrauch an Wild und Geflügel übersteigt den Jahresverbrauch Bremens um mehr als ein Viertel. Der Norddeutsche Lloyd brauchte 536 000 Stück Wild und Geflügel im Gewicht von ca. 512 000 Kilogramm, während Bremen bei einem Durchschnittsverbrauch von 2 1/2 Kilogramm auf den Kopf nur ca. 403 000 Kilogramm benötigte. Der gesamte Fleischverbrauch des Norddeutschen Lloyd bezifferte sich auf 82 000 Centner. An Menge übertrafen wurde dieses Quantum nur durch die Kartoffeln, von denen über 130 000 Centner verbraucht wurden. Dann folgten 60 000 Centner für Mehl und Brot, und 44 000 Centner für frisches und getrocknetes Gemüse, und mehr als 20 000 Centner für frisches Obst und Süßfrüchte. An Konserven aller Art sowie an Milch wurden je 16 500 Centner, an frischen und geräucherten Fischen, Krebsen und Austern mehr als 14 000 Centner gebraucht. Die Menge der verbrauchten Butter belief sich auf 7565 Centner, die des Zuckers auf 6830 Centner und die des Salzes noch auf 3635 Centner. An Thee, einem Artikel, von dem doch gewiß nur verhältnismäßig geringe Mengen für die Zubereitung nötig sind, wurden 260 Centner verbraucht: das ist ein Quantum, das nach dem durchschnittlichen Verbrauch in Deutschland für eine Bevölkerung von ungefähr 260 000 Menschen ein ganzes Jahr ausreichen würde. Um sich ein Bild von der Größe obiger Mengen zu machen, berücksichtige man, daß ein größerer Eisenbahn-Doppelwaggon etwa 200 Centner faßt. Der Eisverbrauch des Norddeutschen Lloyd betrug 11 833 Tonnen, das sind allein 1184 Waggonladungen. Der gesamte Proviant hatte ein Gewicht von 37 000 Tonnen zu 1000 Kilogramm, er stellt somit die Ladung von 3700 Eisenbahnwaggons dar, das sind mehr als 92 Eisenbahnzüge zu je 80 Achsen.

Aber der moderne Reisende will nicht nur behaglich, sondern vor allen Dingen auch schnell fahren. Da nun die Leistungsfähigkeit eines Seedampfers zum großen Teil auf dem Kohlenvorrat beruht, den er für eine Reise mitführen kann, so leuchtet ohne Weiteres ein, daß für große Schiffe mit mehreren tausend Pferdekraften dieser Vorrat ein ganz erheblicher sein muß. Um wie viel Zahlen es sich aber in der That handelt, ist nicht allgemein bekannt. Betrachten wir z. B. den Doppelschrauben-Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ des Norddeutschen Lloyd, so beträgt der Kohlenverbrauch dieses Schiffes für seine Hauptmaschine 0,75 Kilogramm für eine indizierte Pferdekraft in der Stunde. Gewiß eine kleine Menge Kohlen an und für sich. Für die Gesamtleistung der beiden Maschinen von 27 000 Pferdekraften ergibt das aber 20 250 Kilogramm in der Stunde, woraus ein täglicher Verbrauch von 486 000 Kilogramm oder 486 Tonnen folgt. Für Heizung, Küche, Beleuchtung usw. braucht das Schiff außerdem für den Tag etwa 25 Tonnen Kohlen im Durchschnitt. Das giebt eine Kohlenmenge von 511 Tonnen im Tag, oder bei einer Reisedauer von 7 Tagen einen Ge-

samtverbrauch von rund 3577 Tonnen oder 3 577 000 Kilogramm. Die Kohlenladeräume an Bord, Kohlenbunker genannt, müssen aber dieses Quantum und ein Reservequantum fassen können. Der Raum der Kohlenbunker auf „Kaiser Wilhelm der Große“ ist so bemessen, daß er 4596 Tonnen faßt. Um die Kohlenmenge von 3577 Tonnen, die der Dampfer für eine Hinreise nach New-York braucht, nach dem Kaiserhafen in Bremerhaven zu schaffen, sind 358 Kohlenwagen zu 10 Tonnen Ladung nötig, eine Wagenzahl, die natürlich nur in mehreren Güterzügen an ihren Bestimmungsort befördert werden kann. Diese Zahlen stellen den Normalverbrauch dar; tatsächlich muß dieser häufig überschritten werden. Von Land gehen die Kohlen dann an Bord in die Kohlenbunker. Aus diesen werden die Kohlen durch Menschenkraft, die Kohlentrimmer und Kohlenzieher, direkt vor die Feuer geschafft und dort von den Heizern mit der Schaufel auf die Rosten der Kesselfeuerungen geworfen. Aus den Punkerabteilen, die unmittelbar an den Heizräumen liegen, werden die Kohlen in Körben hingebacht, aus den entfernteren Pункern dagegen auf kleinen Kohlenwagen, die auf Schienen zwischen den Kesseln hindurchlaufen, vor die Feuer gefahren. An Bord des „Kaiser Wilhelm der Große“ mit seinen 12 Doppelsesseln zu je 8 Feuern und 2 Einfachesseln zu je 4 Feuern, zusammen also 104 Feuern, ist eine umfassende Arbeit erforderlich, um die Kohlen den Heizern dauernd zuzuführen. Der Kohlenverbrauch eines einzelnen Feuers beträgt für den Tag 4913 Kilogramm. Rechnet man das Gewicht der Kohle, die der Heizer mit einem Schaufelwurf auf die Rosten befördert, zu 20 Kilogramm, so werden für einen Tag 245,7 Schaufeln nötig, was auf die Stunde 10,23 Schaufeln voll ausmacht. Es muß der Heizer also im Durchschnitt alle 6 Minuten seine Schaufel voll Kohlen aufwerfen und demgemäß die Zufuhr aus den Pункern erfolgen. Das ist natürlich nur ein Durchschnittswert, denn in Wirklichkeit werden, „um das Feuer zu beschicken“, mehrere Schaufeln hinter einander aufgeworfen und dann die Feuerthüren wieder geschlossen.

Ein altes Sprichwort sagt mit Bezug auf gewisse sociale Verhältnisse: „Wer gut schmeert, der gut fährt.“ Auch für das Fahren auf See hat es seine Geltung. Die Maschinenanlage eines Dzeandampfers braucht zum Schmieren der bewegten Teile der einzelnen Maschinen eine bestimmte Menge Del auf jeder Reise, die bei einer an und für sich großen Maschinenleistung naturgemäß ein bedeutendes Quantum bildet. Man rechnet den Delverbrauch für eine Reise rund so, daß man so viel Liter Del nötig hat, wie Tonnen Kohlen. Dabei werden drei Arten von Del an Bord genommen: das Schmieröl, Cylinderöl und Brennöl. Im Ganzen werden für eine sieben-tägige Reise eines großen Schnell-dampfers wie „Kaiser Wilhelm der Große“ etwa 3600 Liter verbraucht; von der im Ganzen an Bord genommenen Delmenge gehen je ein Zehntel etwa auf Cylinderöl und Brennöl, während acht Zehntel Maschinen- und Schmieröl sind. Das Cylinderöl ist besonders reines Del und wird durch einen kleinen Pumpenapparat oder vermittelst anderer Vorrichtungen automatisch oder von Hand in den Dampf der Cylinder gepreßt, in denen es sich verteilt und die Cylinderwände schmiert, so daß die Kolben leicht gleiten können. Wenn auf unsern modernen Schiffen auch überall in den Maschinenräumen und den Maschinen selbst elektrische Lampen angebracht sind, so ist das Brennöl doch nicht zu entbehren; für Beleuchtung einzelner Stellen bleibt für den Handgebrauch die Dellampe im Betrieb. Die Anzahl der Schmierstellen an einer Vier-Cylindermaschine auf „Kaiser Wilhelm dem Großen“ beträgt an allen vier Cylindern etwa 80. Davon sind nun vielerlei je 8 bis 10 in einem einzigen Schmierkasten vereinigt, so daß nur diese, die durch

kleine Rohrleitungen das Del an die betreffende Stelle in der Maschine leiten, nachgefüllt werden müssen. Die meisten dieser Schmierstellen, sowie die an und für sich einzeln übrigbleibenden — denn nicht alle lassen sich in Sammelkästen vereinigen — werden außer der automatischen Bedienung auch noch sorgsam vom Maschinenpersonal überwacht und nötigenfalls mit Hand abgeschmiert. Zu der Zahl der Schmierstellen, die direkt an den Cylindern und Gestängen sich befinden, treten dann noch die des Drucklagers, der Umsteuerung (beim Manöverieren) sowie die Wellenleitung hinzu. Das macht etwa 40 Stellen zusammen, womit die Schmierung der Anlage der Hauptmaschine bedient ist. Dazu kommen dann noch auf der Fahrt die Hilfsmaschinen, die gleichzeitig mit der Hauptmaschine im Betrieb sind. Es sind dies die Hilfsmaschinen für Maschinenbetrieb, und zwar die Circulationspumpen der Kondensatoren, die Luftpumpen, die Speisepumpen und die Bilge- und Closetpumpen. Dann laufen im Maschinenraum auch noch die elektrischen Maschinen zur Beleuchtung der Räume, die kein Tageslicht erhalten, und zeitweise die Ventilationsmaschinen und die Eismaschine. Alle diese Maschinen, mit Ausnahme der beiden letztgenannten, sind auf der Reise ununterbrochen im Betriebe und verlangen die aufmerksamste Wartung und Behandlung von Seiten des Maschinenpersonals.

Man sieht also, mit wie peinlicher Sorgfalt alle Anordnungen für eine Reise getroffen werden, wie treu alle auf dem Schiffe vom Kapitän bis zum einfachen Oelschmierer ihre Pflicht erfüllen müssen, wenn der schwimmende Palast nicht nur alle denkbaren Bequemlichkeiten, sondern auch die größtmögliche Sicherheit und die gewünschte Schnelligkeit den Passagieren bieten will. Mit stolzer Gemüthung können wir konstatieren, daß gerade auf den deutschen modernen Dampfern der gewaltige Organismus tadellos funktioniert und daher die Flagge, die über ihnen weht, allenthalben gern gesehen und allseits freudig begrüßt wird, wo sie sich in heimischen oder fremden Gewässern zeigt.

Der Streikbrecher.

Stizze von E. Straßburger.

„Es ist mein letztes Wort, Anna, ich thue es nie und sollte ich darüber zu Grunde gehen!“

Erregt schritt der Arbeiter im Zimmer auf und nieder. Auf seinen Zügen malten sich Zorn und Aerger. Mit der Heberde des Abscheus schleuderte er einen Brief zur Erde.

„Gut, so werden wir zu Grunde gehen,“ Klang es dumpf aus der Ecke des Zimmers, wo ein Weib den Kopf auf die Lehne eines Kinderbettchens gelegt hatte und krampfhaft mit beiden Händen die Sprossen der Lehne umklammert hielt.

Der Arbeiter näherte sich dem Bettchen; da richtete sich das Weib auf, hob flehentlich die Hände empor und bat mit thränenersütterter Stimme:

„Franz, kannst Du es ruhig ansehen, wie unser Familienleben vernichtet wird. Hier liegt unser Kind und schlummert süß, es vertraut den Eltern und ihrer Fürsorge. Und es kommt der Tag, da Du nicht imstande bist, ihm ein Stückchen Brot zu reichen. Die Not und Sorge pochen an unsere Thür, was wir erspart, ist aufgebraucht und arbeiten magst Du nicht. Du folgst jenen gewissenlosen Hezern, denen es in ihrer blinden Wut gegen den Kapitalismus nicht darauf ankommt, Tausende von Existenzen zu vernichten und Hunderte von Familien unglücklich zu machen.“

„Schweig, Anna, Du treibst mich zum Aeußersten!“

Hoch richtete sich das Weib auf.

„Nein, ich schweige nicht. Mein Herz blutet und ich will mit aller meiner Kraft kämpfen gegen jene Elemente, die mir ein Glück

zerstört, das wir mit Gottes Hilfe uns so schön aufgebaut. O, denke doch vergangener Zeiten, Franz! Weißt Du noch, wie Du, arm und mittellos, Aufnahme fandest in der Fabrik. Wie freute Dich über das geringe Verdienst. Du warst damals nur ein Tagelöhner, nach und nach aber zog man Dich heran zu den Maschinen und schließlich warst Du einer der ersten Arbeiter. Güte und Wohlwollen brachte man Dir allezeit entgegen; ich erinnere Dich an die Ehrung, die Dir an unserem Hochzeitstage zu Teil wurde. Dein Verdienst wuchs von Jahr zu Jahr, wir konnten leben davon und Du hättest sicher noch mehr erhalten. Da aber gerietest Du in die Rege jener Menschen, die sich auflehnen gegen Gott und seine Gebote. Nicht hörtest Du auf die Warnungen Deiner Freunde, die Du „Dummköpfe“ und rückständige Menschen nanntest, und in Deiner Verblendung nahmst Du Teil an diesem verderblichen Streike. Wie schön lauten die Worte „Streik für die Arbeiterinteressen“, „Opfer zum Wohle der Arbeiter“, die jene socialdemokratischen Führer von der Bierbank euch zurufen! Und welches Opfer bringen sie, diese Maulhelden! Sie pflegen sich auf eure Kosten und wenn sie euch in den Morast geführt, dann lassen sie euch elend verkommen. Was man euch giebt als Streikunterstützung, was ist es anders als Sündergeld, Geld für die Kneipen. Behüte mich Gott, daß ich davon noch einen Pfennig nehme. Eher will ich mit meinem Kinde sterben!“

Laut aufschluchzend sank das Weib auf einen Stuhl, das Gesicht in beide Hände vergrabend.

Mit gesenktem Haupte stand der Arbeiter da; er trommelte mit den Fingern auf dem Tische. Da näherte sich ihm seine Frau, schlang beide Arme um seinen Hals und bat:

„Franz, bei Deiner Liebe zu mir und unserem Kinde beschwöre ich Dich, folge dem freundlichen Erjuchen Deines Prinzipals und nimm die Arbeit wieder auf. Schon acht Wochen darben wir und die Not wird immer größer. Fast alle Stellen sind wieder besetzt; der Streik ist verloren und euer Schicksal besiegelt. Folge dem Rufe und rette unser Glück!“

„Nein, Anna, ich kann es nicht, ein Streikbrecher werde ich nicht! Was sollen meine Kollegen von mir denken; soll ich ihre Verachtung auf mich laden. Noch habe ich Vertrauen, es wird besser werden, man muß uns ja haben! Laß' mich nun zur Versammlung gehen; ich will hören, wie die Sache steht.“

Er küßte sein Weib auf die Stirn, machte sich aus ihren Armen los und verließ das Zimmer.

Die Streikversammlung war zu Ende und die Teilnehmer entfernten sich. Hier und da bildeten sich noch Gruppen, in denen heftig geredet und gestikuliert wurde. Manche der Arbeiter entfernten sich aber still.

So auch Franz Weiders. Ihm war so seltsam zu Mute. Die Klagen seines Weibes lasteten schwer auf seinem Gemüte, Angst erfüllte sein Herz. Und der Verlauf der Versammlung war nicht geeignet, diese Angst zu zerstreuen. Mächtig waren die socialdemokratischen Führer gegen das Unternehmertum losgezogen. Sie hatten hinausposaunt, daß den Streikenden doch endlich der Sieg werden müsse. Zum Schlusse aber war verkündigt worden, daß die Streikunterstützung herabgesetzt werden solle. Der Zuzug auswärtiger Arbeiter, welche die Stellungen der Streikenden annahmen, dauere an, sodas es notwendig geworden, die unverheirateten Streikenden anzuweisen, sich auswärts Arbeit zu suchen.

Das waren traurige Eröffnungen. Franz Weiders schritt gedankenvoll dahin. Was sollte er thun? Aussharren mit den Streikenden, hieße sich und die Familie an den Bettelstab bringen. Und wenn er die

ihm angetragene Arbeit annahm, dann war er ein Streikbrecher!

Nein, eher sollten Weib und Kind zu Grunde gehen, als er ein Streikbrecher werden!

Weiders war langsam dahingeschritten, nicht hatte er des Weges geachtet. Wie es hämmerte und schwirrte in seinem Kopfe. Wann sollte ihm Klarheit werden in jener Fülle von Gedanken.

Da schaute er auf; er hatte unbewußt den Weg zur Fabrik, seiner früheren Arbeitsstätte, eingeschlagen. Hier lag das große Gebäude; hier hatte er so oft des Tages Last und Mühen getragen, aber doch auch viele schöne Stunden erlebt. Welch hohes Gefühl der Freude erfüllte ihn, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk nach Hause eilte zu Frau und Kind! Wenn's doch wieder so wäre! Und heute — Elend und Not!

Nein, es durfte nicht sein! Rasch entschlossen trat der Arbeiter in das Thor der Fabrik ein.

Zubel und Freude erfüllte die kleine Wohnung, als Franz Weiders zurückkehrte und seiner Frau mitteilte, daß er dem Anerbieten des Fabrikherrn gefolgt sei und die Arbeit wieder aufgenommen habe. Der Arbeiter konnte so recht nicht in diese Freude einstimmen; sie war zu teuer erkauft von ihm, dem Streikbrecher!

Die nächsten Tage brachten für Weiders große Demütigungen. So oft er zur Fabrik ging, pasten ihm Streikende auf und Worte wie „Streikbrecher“, „Verräter“ und „Gesinnungslump“ waren nichts seltenes. Ruhig aber schritt der Arbeiter seines Weges, er wußte, wenn er in sein Heim kam, lieben ihn die glückstrahlenden Augen seines Weibes und seines Kindes alle Unbill vergessen.

Der Streik war nach einigen weiteren Wochen resultatlos verlaufen; viele der Streikenden blieben arbeitslos.

Franz Weiders hatte seinen Chef um eine Unterredung gebeten, die ihm auch gewährt worden war.

„Wie Weiders, Sie bitten für die Leute, die Sie verfolgt und beleidigt; Sie, der Verräter, treten für diese Elemente ein?“

„Herr Chef, ich denke an ihre Familien und bitte Sie, geben Sie den Leuten Arbeit!“

„Gut, Weiders, Ihrer Fittsprache willfahre ich gern. Für Sie selbst aber ist es eine Ehre, wenn man Sie auf fernem nennt: Der Streikbrecher!“

Sein Trick.

Humoreske von Franz Kurz-Elsheim.

Herr Fuhrmann war sehr niedergeschlagen und mißgestimmt. Das Komptoirpersonal wagte gar nicht aufzublicken, wenn er ins Bureau trat. In allem und jedem hatte er etwas zu bemängeln und anzusehen.

Aber seine böse Laune war erklärlich.

Wer allerdings glaubte, daß er wegen des jungen Buchhalters Max Bergmann so ärgerlich war, der irrte sich. 's ist ja richtig, er war furchtbar aufgebracht gewesen, als er den Angestellten mit seiner eigenen Tochter überraschte. Seinem Kinde hatte er tüchtig den Kopf gewaschen, dem Frechling hatte er gekündigt, und damit war für ihn die Sache abgethan.

Nein; was ihn nun ärgerte, das war der schlechte Geschäftsgang. Ein halbes Duzend Reisende liefen draußen umher, um Fuhrmanns unverkäufte Weine zu verkaufen. Wenn das so fortgeht, dann kann das Haus Fuhrmann eines schönen Tages die Bude zumachen.

Elly sah ihm wohl an, daß ihn etwas drückte, aber fragen mochte sie vorerst nicht. Sie kannte ihren Vater. Er wird schon herausrücken.

Und sie hatte Recht. Eines schönen Mittags — es regnete gerade in Strömen — schüttete er seiner Familie, seiner Frau und

seiner Tochter, sein Herz aus. Einen Rat wußten die beiden allerdings auch nicht.

Und der Vater hinwiederum wußte nicht, daß am selbigen Abend noch sein Kind den jungen Buchhalter am Gartenthürchen traf, daß beide lange miteinander plauderten und endlich sehr zärtlichen Abschied nahmen.

Am anderen Morgen bat ihn Max um eine Unterredung unter vier Augen. Fuhrmann war wirklich neugierig, was der junge Mann vorbringen werde, als er ihm nun in seinem Privatkomptoir gegenüberstand.

„Herr Fuhrmann,“ begann Max. „Am nächsten Dienstag ist meine Zeit um.“

„Allerdings.“

„Ich will Ihnen offen gestehen, daß es mir bisher nicht geglückt ist, eine neue Stellung zu finden.“

„Aha, da denken Sie wohl, ich sollte meine Kündigung zurücknehmen. Nein, ich denke gar nicht daran.“

„Habe ich denn das verlangt?“

„Nein, verlangt haben Sie's nicht.“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?“

„Mich um den Posten eines Reisenden bei Ihnen bewerben.“

Herr Fuhrmann war für den ersten Augenblick sprachlos. Und diese Situation mußte Max schnell aus.

„Ich weiß, was Sie drückt. Ich weiß, daß momentan die Geschäfte schlecht gehen. Und gerade deshalb versuchen Sie's mit mir Allerdings eine Bedingung.“

„Bedingungen haben Sie auch?“

„Mit mir muß noch ein zweiter Mann reisen, der sich meinen Anordnungen zu fügen hat. Und ich garantiere Ihnen, daß wir derartige Geschäfte machen, daß Sie mir, wenn ich nochmals um die Hand Ihrer Tochter bitte, diese nicht mehr verweigern.“

Diesmal sprang Fuhrmann auf. Er wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte.

„Menschenskind, Sie scheinen mir krank zu sein,“ polterte er endlich los.

„Im Gegentheil,“ gab Max ruhig zur Antwort.

„Aber Sie gefallen mir. Frech genug zum Reisenden sind Sie. Was aber soll der zweite Mann?“

„Bedaure. Das kann ich vorläufig nicht verraten, das ist mein Geschäftsgeheimnis.“

„Na, versuchen möchte ich's wirklich mal, nur daß Sie gründlich hineinfallen —“

„Nur keine Sorge, Herr Fuhrmann.“

Und Max reiste. Und er hatte nicht zu viel versprochen. Zwar sandte er selbst wenig Ordres ein. Statt deren aber kamen täglich direkte Bestellungen an, täglich hob sich das Geschäft mehr und mehr, und täglich besserte sich die Laune Fuhrmanns.

„Doch ein Teufelskerl, dieser Bergmann,“ meinte er denn auch einst am Mittagstische. „Alles, was recht ist. Wo er ist, wird bestellt.“

„Du siehst also, Papa, daß Du ihm unrecht gethan hast, als Du ihn so schroff behandeltest.“

Der Weinhändler guckte seine Tochter von der Seite an und machte nur „hm, hm.“ Das übrige dachte er sich.

Im Grunde genommen hatte Elly Recht. Max muß ein heller Kopf sein. Und als solcher konnte es ihm nimmer fehlen. Da thut er vielleicht sogar gut, ihn für immer an sein Geschäft zu fesseln.

Und wirklich, als Max nach einiger Zeit die Kühnheit besaß, ihn um Ellys Hand zu bitten, da sagte er nicht mehr „nein“.

„Nur habe ich diesmal eine Bedingung.“

„Bitte —“

„Sie müssen mir sagen, welche Bewandnis es mit Ihrem Gehilfen hat.“

„Jetzt kann ich dies. Denn so bleibt das Geheimnis ja in der Familie. Sehen Sie. Ich weiß, wie schwer die Leute zum Kauf zu überreden sind. Sie wissen ja auch nicht, bei wem sie bestellen sollen, selbst wenn sie Be-

darf haben. Denn jeder Reisende stellt seine Weine als die besten hin. Mein Gehilfe geht also hin und empfiehlt die Weine des Hauses Fuhrmann. Macht er wirklich ein Geschäft, gut, macht er keins, so ist's auch nicht schlimm, denn dann komme ich.“

„Wie — zwei Reisende desselben Hauses an einem Tage?“

„Ja, wo. Ich werde mich hüten. Hier, sehen Sie, diese Firma verrete ich.“

Und dabei griff Max in die Brusttasche und holte eine Weinkarte hervor, auf deren Kopf die Firma „Max Bergmann“ stand.

„Die Firma existiert doch gar nicht.“

„Ist auch nicht nötig. Bestellt hat noch keiner etwas bei ihr. Nun sehen Sie mal meine Preise an. Alle sind höher als die Ihrigen. Das ist mein Trick. Ich gehe zu den Leuten, bei denen mein Gehilfe nur Ihren Preiscurant gelassen hat und preise meine Weine an. Konkurrenzlos billig, vorzügliches Gewächs usw. Na, die Karte sieht man doch durch. Das verpflichtet ja zu nichts. Und in den meisten Fällen sagt man mir: „Heute Morgen war ein Konkurrent von Ihnen da, der mir dieselben Weine weit billiger anbot.“ Ich thue sehr erstaunt. „Nicht möglich,“ sage ich. „Wie gesagt, wir sind Konkurrenzlos.“

„Nun, ich kann Ihnen die Liste zeigen.“ Er darauf. Und ich: „Wie heißt denn die Firma?“

Er sucht die Worte: „Ludwig Fuhrmann.“ Dann lege ich mein Gesicht in bedauerliche Falten und sage: „Fuhrmann? Allerdings, da muß ich mich geschlagen geben. Gegen diese Firma können selbst wir nicht ankommen.“ Und dann empfehle ich mich. — Sehen Sie. Unter 10 Fällen werden die Leute acht-

mal sagen: „Was? Ein Konkurrent lobt die Firma Fuhrmann? Er giebt offen zu, mit dieser könne man nicht in Wettbewerb treten? Da muß ich doch einmal etwas bei dieser bestellen —“ Und so wird's gemacht. . .“

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Das ist nun schon einige Jahre her. Heute könnte Max denselben Trick nicht mehr anwenden. Denn heute heißt die Firma; „Fuhrmann und Bergmann“. Aber wenn's wieder einmal schlecht geht, er wird schon einen neuen Trick aushecken. Sein Schwiegervater wenigstens hofft ganz bestimmt darauf.

Der alte Fuhrmann lachte laut auf. „Sie sind ein Prachtkerl. Sie sollen meine Elly haben.“

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Jahr.
Charade: Dornröschen.
Palindrom: Sarg, Gras.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 31. Oktober. Wolfgang, Bischof. (Geboiener Fasttag. • Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segenshochamt.

Freitag, 1. November. Fest Allerheiligen, gebotener Feiertag. Evangelium nach d. hl. Matthäus 5, 1—12. Epistel: Geh. Offenbarung 7, 2—12. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abds. 7 Uhr Andacht zum Troste der Verstorbenen u. Predigt. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachmittags-Andacht um 2 Uhr. Abds. 6 Uhr Andacht und Festpredigt. In der Oktav von Allerseelen ist jeden Abend 7 Uhr Andacht zum Troste der Abgestorbenen. • Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr 1. hl. Messe. 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Predigt und Fest-Andacht.

Sonntag, 2. November. Allerseelen. Evangelium nach dem hl. Johannes 5, 25—29. Epistel: Korinther 15, 51—57. • St. Andreas: Während der Allerseelen-Oktav ist Abends 6 Uhr Andacht für die Verstorbenen. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Pfarre. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Armenseelen-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Amt für die Verstorbenen der Pfarre. • Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr 1. hl. Messe, 8 Uhr feierl. Seelenamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, danach Armenseelen-Andacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Armenseelen-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 9, 18-27. „In jener Zeit, da Jesus zu den Jüden redete, siehe, da trat ein Vorfteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben: aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben.“ Und Jesus stand auf, und folgte ihm sammt seinen Jüngern.“ Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre lang am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund.“ Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an.“ Und als Jesus in des Vorfstehers Haus kam, und die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn.“ Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf, und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.“

Von Babylon nach Jerusalem.

III.

Unsere Feigheit, sagt ein Geisteslehrer, ist in Einbildungen sehr ersinderlich; so möchte sie uns auch gern überreden, daß es, um in den Himmel zu kommen, einen recht bequemen Weg gebe: einen Weg, auf dem man ungehindert nach Gutdünken leben und in allem, was nicht offenbar schwer sündhaft ist, sich gehen lassen, seiner Eigenliebe und ihrer Eitelkeit folgen könne. Allein fragen wir heute, lieber Leser, die Heiligen, ob ein einziger von ihnen auf solchem Wege sein Heil gewirkt habe: sie werden uns mit dem obigen Evangelium wie mit einem Proteste gegen solch' laze Moral antworten. Denn was sagt uns dieses Evangelium anders, als daß selig und heilig sind die Demüthigen, die Sanftmüthigen, die Trauernden, die Barmherzigen, endlich die Verfolgten, die um Jesu willen Spott und Verleumdung geduldig auf sich nehmen! Das sind nach dem allein maßgebenden Urtheile Jesu die Heiligen, die aus dem irdischen „Babel“ in das himmlische „Jerusalem“ eingehen. —

Nehmen wir nun, lieber Leser, die unterbrochene Betrachtung wieder auf, in der wir durch Thatfachen den Beweis zu führen suchen, daß weder das Ceremoniell unserer katholischen Messfeier, noch die kirchlichen Ceremonien überhaupt sicherlich, (im Allgemeinen) kein Hindernis bilden für die, welche den Weg vom Babylon des Irrthums nach dem Jerusalem der wahren Kirche ernstlich suchen, sondern daß sie vielmehr in vielen Fällen geradezu die „Wegweiser“ gewesen sind.

Am Mariä Lichtmessfest des Jahres 1846 legte in Wien in der Hauskapelle des apostolischen Nuntius Kardinal Viale-Prela der ehemalige Rechtsanwält und Notar Dr. Lebrecht Dreves das katholische Glaubens-

bekenntnis ab. Er war (1816) in Hamburg geboren, wo seine Eltern, beide lutherischer Konfession, ansässig waren. Von seinem Vater, dem alten Fürsten Blücher, der ein Gönner seines Vaters war, erhielt er den echt protestantischen Namen „Lebrecht“, der noch jetzt (schreibt er selbst im Jahre 1865) „zum nicht geringen Leidwesen meiner Kinder, jede Möglichkeit meinen Namenstag zu feiern ausschließt. Die bei meiner Taufe von dem Spender des Sakramentes, einem hamburgischen Prädikanten, gehaltenen Rede, deren Konzert ich noch vor kurzem besaß, hatte das Merkwürdige, daß sie, um dem alten „Marschall Vorwärts“ recht gründlich zu schmeicheln, diesen, als den leiblichen Erlöser, mit dem Heilande, als dem geistigen Erlöser, in Parallele stellte.“

„Zwar hatte meine Mutter (schreibt er) den besten Willen, mir eine religiöse Erziehung angebreiten zu lassen (der Vater war meist auf Reisen), allein es lag nicht in ihrer Macht, das zu geben, was ihrer eigenen Jugend versagt gewesen war. Dennoch hatte sie sich aus dem Schiffbruche des positiven Glaubens einen verhältnismäßig reichen Schatz natürlicher Religiosität gerettet, der ihrem ganzen Wesen, an das ich, als eines der makellosesten, die mir vorgekommen, nur mit großer Mühsung zurückdenken kann, eine sehr wohlthuende Harmonie verlieh. Dabei hatte sie eine große Vorliebe für alles Poetische, weshalb denn auch das erste sog. Gebet, mit dem ich, noch auf dem Mutterstöße sitzend, meinen Tag begann, ein gereimtes war, dessen Anfangsworte:

Unter meines Vaters Hut
 hab' ich diese Nacht geruht,

mir jedoch, weil ich das Wort „Hut“ nur unter der Bedeutung von Kopfbedeckung kannte, noch lange ein Rätsel blieben.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 3. November.** Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Hubertus, Bischof. Evangelium n. d. hl. Matthäus 9, 18-26. Epistel: Philipper 3, 17-21 und 4, 1-3. ● St. Lambertus: Während der Armenseelen-Oktav ist Nachmittags 5 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen. ● Maria Himmelfahrt: Pfarrrkirche: Während der Allerseelen-Oktav jeden Abend 1/8 Uhr Andacht zum Troste der Verstorbenen. ● Karmelitesen-Klosterkirche: In dieser Woche ist Nachmittags 4 Uhr Kreuzweg-Andacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins. ● Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 3 Uhr Vortrag für die Mitglieder des dritten Ordens vom hl. Dominikus.
- Montag, 4. November.** Karl Borromäus, Erzbischof. ● Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den Verein christl. Mütter.
- Dienstag, 5. November.** Zacharias, Priester und Prophet. ● Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Vereinsmesse mit gemeinschaftl. hl. Kommunion des Vereins christlicher Mütter.
- Mittwoch, 6. November.** Leonhard, Einsiedler.
- Donnerstag, 7. November.** Engelbert, Bischof u. Martyrer.
- Freitag, 8. November.** Gottfried, Bischof.
- Samstag, 9. November.** Theodor, Soldat. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse. ● Dominikaner-Klosterkirche: Fest Allerheiligen aus dem Dominikaner-Orden. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt.

„Meine unbewusste Liebe zur katholischen Kirche datiert aus sehr früher Jugend. Als ich nämlich etwa acht Jahre zählte, schenkte mir eine gleichfalls protestantische Schwester meiner Mutter, die bei uns zum Besuche war, auf mein inständiges Bitten ein Krucifix, das ich beim Auspacken ihres Reisekoffers auf dem Grunde desselben hatte liegen sehen, und das sie selbst, da sie noch ein kleines Kind war, in ihrer Heimat (dem Großherzogtum Oldenburg) von einem durchreisenden Kapuziner zum Geschenke erhalten hatte. Ich hing das Bild des gekreuzigten Heilandes über meine Bettdecke auf, wie ich es auf einem der Bilderbogen, die ich zu kolorieren pflegte, gesehen hatte, und zwar ohne allen Widerspruch meiner Mutter. Als jedoch bald nachher der Vater von einer Reise zurückgekehrt war, fand ich zu meinem größten Leidwesen die Stelle über meinem Bette leer. Niemand wußte, wohin mein Krucifix gekommen, und nur von der Tante erfuhr ich unter vier Augen, daß mein Vater gegen sie sehr erzürnt über das mir gemachte Geschenk gewesen war. Von dieser Zeit an hat eine dunkle Sehnsucht nach dem verlorenen Krucifix mich durch mein ganzes, an Irrwegen leider nur zu reiches Leben bis zu dem Augenblicke begleitet, wo ich es aus der Hand eines ehrwürdigen Priesters aufs neue empfing, um es mit Gottes Hilfe nie wieder zu verlieren.“

„Zu Ostern 1838 bezog ich die Universität Jena und anderthalb Jahre später die zu Heidelberg, in welcher Stadt ich zuerst (wenn ich nicht irre: am Allerheiligensfeste) einem katholischen Gottesdienste beiwohnte, den ich bis dahin nur aus dem Gedichte „Gang nach dem Eisenhammer“ und aus Mortimers farbenreicher Schilderung (in „Maria Stuart“) kannte, und der eine solche Anziehungskraft auf mich ausübte, daß ich von da ab ein fleißiger Besucher des Hochamtes wurde.“

Doch das Vorstehende mag genügen, um an einem neuen Beispiele aus jüngster Vergangenheit zu zeigen, wie selbst die kleinen, kaum beachteten Gepflogenheiten katholischen Lebens, wie das Beten vor einem Krucifixbilde, einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck auf eine unschuldige Kinderseele zu machen imstande sind, — wie endlich unser herrliches katholisches Hochamt einen jungen, lebenslustigen Studenten der Rechtswissenschaft so anzuziehen vermag, daß er den Weg „von Babylon nach Jerusalem“ nicht nur ernstlich sucht, sondern auch alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten mit einem wahren Heldenmut überwindet, um das ersehnte Ziel zu erreichen.

Daß Dredes unter diesen Umständen eine, seiner dichterischen Begabung und seinen Leistungen entsprechende Würdigung nicht gefunden, wird Niemand besonders wundern; dennoch sind beispielsweise seine Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder und Hymnen geradezu meisterhaft und stehen den Arbeiten J. F. Schloßers und Simrocks m. E. nicht nach.

S.

Die Zeitungen einst und jetzt.

Von Dr. C. Wahle.

Bei dem Worte Zeitungen denken wir gewöhnlich an unsere Zeitungen mit ihren Leitartikeln, ihren Berichten aus dem In- und Ausland, Feuilleton, ihren Annoncen und Börsenberichten. Es schwebt uns das große oder kleine Format, das weiße oder graue Papier, der enge oder weite Druck derer vor, die wir gewöhnlich zu lesen pflegen. Denn so ist einmal der Mensch — wenn er ein Wort hört, legt er demselben unwillkürlich diejenige Bedeutung unter, die ihm die gewöhnliche und gewohnte ist.

Eine Verengerung wird aber unser Begriff von so manchen Einrichtungen und Institu-

tionen erfahren müssen, sobald wir aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgehen. Denn sie verhält sich in dieser Beziehung zu unserer so weit vorgeschrittenen Gegenwart wie Krähwinkel zu einer Welthauptstadt.

Nicht viel anders stehen unsere Zeitungen zu denen der Römer. Es ist, als ob wir plötzlich aus einem großen, von vielen Gasflammen oder gar von elektrischem Licht erleuchteten Saale in ein kleines, enges, schmuckloses Zimmer, in dem nur wenige dürftige Kerzen brennen, eintreten. Bei dem Worte „Zeitungen“ halte der Leser vorerst nur die allgemeinste Bedeutung desselben fest, wonach man darunter öffentliche Tagesberichte versteht. Wie aber die öffentlichen Tagesberichte bei den alten Römern beschaffen gewesen seien, darüber verbanne er jede vorgefaßte Meinung, die ihm etwa unser Zeitungsweesen beibringt.

Die alten Römer zeigten bekanntlich in ihrem ganzen Staats- und Rechtswesen eine durch feste Formen und urkundliche Geschäftsführung gesicherte Ordnung. So hatten sie denn auch eine Stadt- und Staatschronik, die sogenannten großen Jahrbücher (Annales maximi), regelmäßig geführt von dem Oberpriester (Pontifex maximus), welcher die Verpflichtung hatte, Jahr für Jahr die wichtigen Begebenheiten und Vorfälle mit Bemerkung des Tages kurz aufzuzeichnen. Diese Angaben wurden auf weißgetünchte Holztafeln geschrieben und in der Dienstwohnung des Oberpriesters öffentlich ausgestellt zur allgemeinen Kenntnisaufnahme des Volks. Diese Chronik auf Holztafeln von früher Zeit an, wahrscheinlich von Gründung der altrömischen Hierarchie an, begonnen und Jahrhunderte lang regelmäßig fortgeführt, war eine der Hauptquellen zur Kenntnis der Reihenfolge der obersten Magistratur, der römischen Geschichte und des römischen Lebens.

In denselben Kreis römischer Staatseinrichtungen gehört eine andere Gattung unter öffentlicher Autorität verfaßter und bekannt gemachter Aufzeichnungen, die „Zeitungen der Römer“. Man hat denselben Aufzeichnungen auch den Namen einer „Römischen Staatszeitung“ — nicht ganz mit Unrecht — beigelegt. Nur war diese römische Zeitung bei der Uebereinstimmung hinsichtlich des wesentlichen Hauptzwecks in jeder anderen Beziehung von unseren Zeitungen ganz verschieden.

Was zuerst den Titel der römischen Zeitung betrifft, so läßt sich derselbe mit urkundlicher Genauigkeit nicht angeben. Am meisten und gewöhnlichsten wird sie unter dem Namen Akten (Acta) angeführt, mit welchem Worte die Römer ebensowohl das Geschehene als die urkundliche Aufzeichnung des Geschehenen benannten. Zu dem Titel Akten kommen häufig noch Zusätze vor, wie: Akten der Stadt und Städtische Akten; ferner Akten des römischen Volks und nicht selten wird hinzugefügt: Tägliche Akten (Diurna).

Vollständige Jahrgänge dieser täglichen Stadtkarten sind nicht mehr übrig. Was wir aus ihnen wissen, ist aus einzelnen gelegentlichen Aufzeichnungen der alten Schriftsteller geschöpft.

Die täglichen Stadtkarten gingen aus den oben schon erwähnten priesterlichen Annalen, nach dem Erlöschen derselben hervor. Diese Annalen waren ein geistliches Institut, sowie ja auch im Mittelalter die geschichtlichen Aufzeichnungen meist in der Hand des Klerus waren; in beiden Fällen aus ähnlichen Gründen: die Priester hatten eben dazu vorzugsweise Befähigung und Muße. Als sich bei den Römern das öffentliche Leben in immer weiteren Kreisen reicher entfaltete, als immer mehr Neues vorging, zugleich auch der frühere Geist der Zeit sich änderte, da genügte diese alte Priesterchronik nicht mehr. So erlosch das Interesse des Volkes daran. An die Stelle jener alten Annalen waren von dem Ende des 6. Jahrhunderts der Stadt an die Annalisten, die Geschichtsschreiber, mit ihren literarischen Werken getreten. Die Würde

und der priesterliche Charakter des Pontifex maximus ließen nicht zu, daß er gewöhnliche Stadtkarten zum besten gab. Als nun aber das Bedürfnis danach sich eingestellt hatte, weil das römische Leben reicher an Ereignissen und Vorfällen wurde und die oberpriesterlichen Annalen wegen ihrer Dürftigkeit nicht mehr beachtet wurden, zog sich der Pontifex maximus von diesem Geschäft zurück und diese Annalen hörten auf.

Man hat sich die Entstehung und den Anfang der altrömischen Stadtkarten so zu denken: In der alten Reichschronik waren zusammen enthalten: Die Verzeichnisse der Konsuln und übrigen Magistrate; die Geschichte des Jahres nach den wichtigsten Daten und einzelne bemerkenswerte Vorfälle des Tags, namentlich Wunderzeichen, Vorbedeutungen und Ähnliches. Nach ihrem Eingehen wurde die Geschichte in den Werken der beginnenden historischen Literatur behandelt, welche gleichfalls den Romen Annalen erhielten; für die Magistratsverzeichnisse dienten die sogenannten Konsularfasten und für die gewöhnlichen Tagesneuigkeiten die Stadtkarten (Acta urbana), zu denen durch Julius Cäsar nun noch eine besondere und regelmäßige Publikation von Neuigkeiten aus dem Senat, eine regelmäßige Veröffentlichung von Senatsprotokollen hinzukam, die Acta senatus. Gewöhnlich nimmt man an, beiderlei Akten, die Volks- und Senatsakten, seien zusammen in einer gemeinschaftlichen Publikation veröffentlicht worden, sie hätten, nach unserer journalistischen Bezeichnung, nur zwei verschiedene Rubriken eines und desselben Blattes gebildet. Nachdem das Verbot der Publikation der Senatsprotokolle unter Augustus erfolgt war, wurden kurze Auszüge daraus in die Volksakten (Acta urbana, Acta populi) aufgenommen, welche demnach in dieser Periode der Kaiserzeit jedwells Volks- und Senatszeitung in sich begriffen.

Diese altrömischen Stadtkarten wurden in den nächsten Jahren nach Cäsars Konsulat regelmäßig publiziert und enthielten ein reichhaltiges Material zur Kenntnis der politischen Tagesgeschichte mit einer Menge von Stadtkarten. Aus den Jahren 695 bis 701 der Stadt (59—53 v. Chr.) haben wir sogar Auszüge aus einzelnen Nummern dieser Zeitung mit Angabe der Daten. Wir verdanken dieselben dem gelehrten Ausleger der Ciceronischen Reden, Aconius Pedianus, einem Grammatiker aus dem 1. Jahrhundert nach Chr., der zu dem Zweck seines Kommentars die Stadtkarten jener Periode auszog. Er hat unter anderem aus den Zeitungen ersehen, daß am letzten Februar 701 der Stadt Senatsbeschluß gefaßt wurde des Inhalts: Man sehe die Ermordung des P. Clodi den Brand der Curie und die Bestürmung des Hauses des M. Lepidus als gegen den Staat selbst verübte feindselige Handlungen an.

Au die Ausführungen des Aconius Pedianus schließen sich für die nächstfolgenden Jahrgänge 702—712 der Stadtkarten an, welche sich in der Korrespondenz des Cicero mit Cölius finden. Es ist darin von Staatsangelegenheiten die Rede, von Vorgängen im Senat; zugleich sieht man aber daraus, daß die Stadtkarten schon damals auch Materialien zur Chronique scandaleuse der Hauptstadt enthielten. Aus den Stadtkarten in diesen letzten Zeiten der Republik hat sich auch noch die Notiz erhalten, daß dort erzählt war, wie Julius Cäsar die ihm am Feste der Lupercalien angebotene königliche Gewalt abgelehnt habe.

Daß es in derselben Periode Leute gab, welche für Geld gewerbsmäßig das Geschäft von Neuigkeits-Berichterstattern trieben, und daß auf diese Weise neben der offiziellen Zeitung der Stadtkarten es gewissermaßen auch noch Privatzeitungen gab, davon hat man in der Korrespondenz des Cölius mit Cicero ein Beispiel, welches ohne Zweifel nicht das einzige war. Es waren so viele Römer im Civil- und Militärdienst in den Provinzen

des römischen Reiches zerstreut und darunter gewiß viele, welche nicht, weder durch Briefe von Freunden und Verwandten noch durch die zugesendeten offiziellen Stadtakten, genug Neuigkeiten zu erfahren glaubten und denen eben solche Neuigkeitsberichte zugesandt wurden, wie sie Cicero von Cilius erhielt.

In der Kaiserzeit tritt die römische Zeitung noch mehr hervor als zur Zeit der Republik, und wir finden sie bei den Schriftstellern dieser Jahrhunderte nicht selten angeführt. Als neuer und Hauptgegenstand des Neuigkeit suchenden Publikums trat nun das kaiserliche Haus ein. Aber im allgemeinen enthielten die öffentlichen Akten wie früher so auch jetzt Nachrichten und Aktenstücke aus dem Kreise des politischen und administrativen Lebens, aber auch Stadtneuigkeiten aller Art.

Zur Charakterisierung dieser Publikationen, als eines Magazins von allen möglichen, zum Teil unbedeutenden Stadtneuigkeiten des Tags sei an eine Stelle des Tacitus erinnert, worin dieser auf den Unterschied zwischen Werken der historischen Literatur und solchen Tagesberichten hinweist. Zu dem Jahre der Stadt 811 (58 n. Chr.) sagt Tacitus, in diesem Jahre sei wenig Denkwürdiges vorgegangen, es müßte denn jemand in seine Darstellung der Geschichte aufnehmen wollen ein ausführliches Lob der Fundamente und der Balken, welche Kaiser Nero bei seinem Bau eines Amphitheaters in der Nähe des Marsfeldes anwenden ließ, „während doch“, setzt er hinzu, „im Interesse der Würde des römischen Volkes die Einrichtung getroffen ist, nur die hervorleuchtenden Ereignisse in den Geschichtswerken (Annales), solche unbedeutende Dinge aber in den Tagblättern (Diurna urbis acta) aufzuzeichnen.“

Ueber die Frage, wie lange die altrömischen Stadtakten bestanden, läßt sich nichts Sicheres berichten. Es ist jedoch nach Zell kein Grund vorhanden, welcher die Annahme verhindert, daß sie bis zur Zerrüttung der römischen Zustände bei dem Eindringen der nordischen Völkerstämme fortgedauert. In den ersten Jahrhunderten des christlichen Roms traten zu den alten Stadtakten — und für die Christen von einem viel tieferen Interesse als diese Stadtneuigkeiten — die Akten der Märtyrer (Acta martyrum), die unter öffentlicher Autorität der christlichen Gemeinde verfaßten Aufzeichnungen der Thaten und Leiden der Märtyrer zu Rom. Und an die Stelle der Senatsakten und Magistratsakten traten die Akten der Konzilien (Acta conciliorum).

Nachdem uns unsere Leser bis hierher gefolgt sind, wünschen sie gewiß eine Frage beantwortet zu sehen, die ihnen schon lange auf der Zunge schwebt, die Frage nämlich: welche Form hatte die römische Zeitung? Wie war ihre innere Dekonomie, die Einteilung des Stoffs und wie der Stil beschaffen? Wer schrieb sie und wie wurde sie im Publikum verbreitet? Kurz, um einen geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, wie verhielt es sich mit der Redaktion und Expedition der römischen Zeitung?

Von dem Titel der römischen Zeitung war schon oben die Rede. Zu Anfang eines jeden Jahres, wahrscheinlich aber auch jeder einzelnen Tagesnummer, standen zur Bezeichnung der Zeit die Namen der jedesmaligen Konsuln, außer oder auch ohne dieselben mußte jede Nummer das Datum des Tages haben. Letzteres liegt in der Natur der Sache, geht aber auch aus einzelnen Anführungen der „Akten“ bei alten Schriftstellern hervor. Daß keine „leitenden Artikel“, überhaupt keine raisonnierenden in der römischen Zeitung vorkamen, ist als gewiß anzunehmen. Es wurden vielmehr, wie schon der Name Acta andeutet, nur aktenmäßige protokolllarische Meldungen gegeben. Ob eine bestimmte Einteilung und Reihenfolge nach Rubriken war und welche, wissen wir nicht. Im Laufe der Jahrhunderte gingen hierin wahrscheinlich

manche Veränderungen vor. Anfangs und in der Regel waren es nur kurze Angaben der verschiedenen Tagesneuigkeiten und die einzelnen Stücke für einen Tag waren von sehr beschränkter Ausdehnung. Wurden größere Mitteilungen aus den Verhandlungen der Volksversammlungen, ferner, wie besonders in der Kaiserzeit, aus den Senatsverhandlungen und aus den gerichtlichen namentlich aus den kriminalgerichtlichen Akten gegeben, so werden diese wohl den gewöhnlichen Stadtneuigkeiten und Anzeigen vorangestellt worden sein.

Sprache und Stil der römischen Zeitungen folgte im allgemeinen dem Wechsel der Formen der mündlichen und schriftlichen Mitteilung, welche der Lauf der Zeiten mit sich brachte. Doch waren ohne Zweifel zu allen Zeiten die hier ohne Raisonnement und ohne Rhetorik gegebenen Mitteilungen über die Ereignisse und kleinen Vorfälle des Tags in einem einfachen, trockenen Stile gehalten, im Geschäftstil, wie er überhaupt den protokolllarischen Aufzeichnungen eigen war. Außerdem brachte auch schon der ursprünglich epigraphische Charakter dieser Aufzeichnungen Kürze und Beschränkung auf das Notwendigste mit sich.

Ueber die Redaktion und Expedition der römischen Zeitung, wer sie schrieb, wie sie ausgegeben und verbreitet wurde, fehlt es uns durchaus an näheren Nachrichten. Es läßt sich darüber nur nach der Natur der Sache und nach der Analogie anderer römischer Einrichtungen urteilen. Was zuerst die Redaktion betrifft, so machte die Art der Darstellung in den Stadtakten keine besonderen Ansprüche auf Talent oder Kunst der schriftlichen Komposition; es war ein reines Kanzleigeschäft zu besorgen und dazu reichten Kanzlei- und Bureauansichten aus. So waren es denn auch Aktuarii, welche die Stadtakten schrieben, wie auch in der scherzhaften Nachbildung bei Petronius ein Aktuarium auftritt. Die Quellen, aus welchen die Aktuarien der römischen Zeitung ihr Material schöpften, waren: eigene Wahrnehmungen und öffentliche Aktenstücke. Die Gesetze, Senatsbeschlüsse, Edikte der Magistrate, Urteile der Gerichte wurden zur allgemeinen Kenntnis durch öffentliche Aufstellung gebracht oder standen ihrer Einsicht in den Archiven offen. Die Berichterstattung über dasjenige, was in der Volksversammlung, im Senat, in den Gerichten vorging, machte nur einen Teil des Inhalts der Stadtakten aus; dazu kamen dann noch vielerlei Stadtneuigkeiten hinzu. Wenn für jenen ersten Teil schon eine größere Anzahl von Aktuarien nötig war, so war eine nicht geringe Zahl nötig, um über die Vorfälle des Tages in den verschiedenen Teilen der großen Hauptstadt Kunde einzuziehen und Bericht zu erstatten. Wahrscheinlich fand, wie für die Akten der Märtyrer im christlich gewordenen Rom, eine Verteilung der Aktuarien nach bestimmt abgegrenzten Distrikten statt.

Die Aktuarien der römischen Zeitung standen wahrscheinlich unter der Direktion einer Magistratsperson. Wenngleich für diese protokolllarischen Akten durchaus nicht eine so ins einzelne gehende politische Leitung und Inspiration nötig wie bei unserer modernen Tagespresse und bei einem jetzigen Regierungsbüreau, so haben wir doch aus der Kaiserzeit Beispiele, daß höchsten Orts nicht selten diktiert wurde, was in der Zeitung gesagt, was verschwiegen werden sollte, und Zell führt einige solche Beispiele an. Eine Person oder Behörde mußte also wohl solche höhere Befehle für die Aktuarien vermitteln, sowenig als eine vereinigende und leitende Zentralstelle hier sein konnte. Da die Stadtakten öffentliche Aktenstücke waren und als solche in den Stadtakten auf Holz- oder Metalltafeln aufbewahrt wurden, so vermutet Zell, daß die leitende Behörde der Stadtakten vielleicht die selbe war, welche die Aufsicht über das Staatsarchiv in dem Atrium

bei dem Tempel des Saturnus hatte. Vielleicht gehörte dies Geschäft aber auch zu dem Ressort des Stadtpräfecten.

Was die Art der Ausfertigung und Verbreitung der Stadtakten betrifft, so müssen wir aus der Vergleichung anderer analoger Einrichtungen darüber Aufschluß suchen. Bei Aktenstücken, welche zur archivalischen Aufbewahrung bestimmt waren, geschah die Ausfertigung auf Bronzenplatten. Das römische Staatsarchiv bestand aus tausenden solcher Bronzeplatten. Solche Exemplare von Aktenstücken dagegen, welche der Publikation dienen sollten, wurden auf weiß (mit Gyps) angestrichenen Holztafeln mit schwarzer oder rother Farbe geschrieben. Eine solche Holztafel hieß Album. Auch benutzte man geweihte Wandflächen von Gebäuden zu diesem Zweck. Unbedeutende Bekanntmachungen, namentlich Privatanzeigen, wurden wohl auch mit trockenen Farbstoffen, namentlich mit Rothstein, auf die Wände geschrieben. Zell nimmt daher an, daß die Stadtakten, auf einem Album geschrieben, Tag für Tag zur öffentlichen Kenntnis ausgestellt wurden, und zwar an dem Orte derjenigen Behörde, die mit der obersten Leitung dieser Akten betraut war. Aber nicht bloß auf dem öffentlich ausgestellten Album waren die Akten zu lesen, sondern sie wurden auch von sehr vielen Personen abgeschrieben. Solche Abschriften wurden gewiß viele genommen von solchen, die sie auf ihre mit Wachs überzogenen Schreibtafeln mit ihrem Griffel eintrugen, um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen oder um die Neuigkeiten Anderen authentisch mitzutheilen, sei es zu Hause oder auswärtigen Fremden. So bequem, wie wir heutzutage, denen man die Zeitungen schwarz auf weiß gegen ein geringes Abonnement ins Haus bringt oder die wir in Restaurants oder Lesekabinetten für ein paar Groschen mehr lesen können als der Kopf verträgt — so bequem hatten es die Römer nicht, obgleich es bei ihnen Leute gab, welche das Geschäft des Abschreibens der Zeitung gewerbsmäßig für Geld betrieben und die offiziellen Akten noch mit andern, überall her aufgetriebenen Stadtneuigkeiten vermehrten, jene Oporarii nämlich, wie sie Cicero in seinen Briefen nennt.

Die Versendung und Verbreitung der Abschriften der Stadtakten in das übrige Italien und in den Provinzen des Reichs geschah mit den unvollkommenen Mitteln, welche überhaupt der öffentliche Verkehr im Alterthum hatte, obgleich hierin zwischen den verschiedenen Perioden bedeutende Unterschiede waren. Der Verkehr wurde vorzugsweise durch Privatboten und Privatkurire unterhalten, welche den vornehmen und reichen Römern zu Rom und in der Provinz mit ihren Schaaren von Sklaven und Freigelassenen so leicht zu Gebote standen, dann seit Augustus aber auch durch eine unserem Postwesen analoge, wenngleich sehr beschränkte Einrichtung. Daß bei so beschränkten und unvollkommenen Verkehrsmitteln die Tagesneuigkeiten der römischen Zeitung ehe sie in ferne Provinzen drangen, oft schon veraltet waren, ist an sich klar. Das Aroma der Zeitungen, das ihnen nur eigen ist, wenn man sie, wie Aulstern und Eier, frisch genießt, ging also für viele in der alten Welt verloren.

Allerseeleu.

Stizze von E. Steinhäuser.

In düsteres Grau ist die Erde gehüllt, tief hängen die regenschweren Wolken hernieder und wenn der Wind sie peitscht und vor sich her treibt, dann senden sie dicke Tropfen zur Erde nieder — Thränen, die da gelten dem Sterben in der Natur, dem Welken und Scheiden aller Herrlichkeiten in der weiten Gotteswelt.

Kahl starren die Aeste der Bäume in die

Lust und wo noch ein welkes Blatt, da zaust und reißt der Wind, bis es hinabgeweht ist zu den anderen Blättern, die da sich ausbreiten über die Fluren — ein weites Leichentuch.

Und doch giebt's hier noch Blumen, giebt's hier noch Frühlingschmuck. Dort der stille Kirchhof am Walbesaum, er strahlt im hellen Lichterglänze, er strahlt im seltenen Blumenflor. Auf den Gräbern leuchtet und duftet es aufwärts zum dunkeln Himmel, aber herrlicher noch fluten die Bogen des Gebetes hinauf zum Throne des Herrn:

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, laß sie eingehen in Deine Herrlichkeit!“

Nur in der entferntesten Ecke des Friedhofes, wo noch die frische Erde eben versenktes Menschenglück birgt, da liegt ein Grab still und dunkel. Kein Lichtlein flammt auf ihm und die Blumen in den Kränzen lassen die Köpfe hängen; sie sind gestorben in der einen kalten Nacht.

Gestern trug man es hinaus, das junge Weib, das noch vor wenigen Tagen fröhlich in blühender Jugendlust in die Welt geschaut und mit dem geliebten Gatten reiche Pläne spann für die Zukunft, wenn erst ihnen neues Glück erstrahlte aus den Augen eines kleinen süßen Wesens.

Und es kam, das kleine süße Wesen, aber sein Leben war der Tod des jungen Weibes. Einmal nahm sie aus der Hand des Gatten das kleine Geschöpf in die Arme, küßte und segnete es und schloß dann die Augen für immer.

„Dahin mein Glück, dahin meine Freude, was soll mir noch mein Leben!“ schluchzte es auf in der leidenschaftlich bewegten Brust des Mannes, der auf den Knien vor dem Grabe liegt, den Kopf tief in die Kränze birgt und mit beiden Händen in der feuchten Erde wühlt.

„Nimm mich weg, o Gott, von dieser Welt, laß mich sterben, damit ich vereint werde mit ihr, der mein Herz gehört.“

Von neuem gräbt er seine Hände in den Hügel.

„Sterben will ich und sterben muß ich, ich kann nicht mehr auf dieser Erde weilen ohne mein Weib, ohne mein Glück.“

Tiefes Stöhnen ringt sich aus der Männerbrust.

„O könnte ich weinen, könnte ich lindern die Qual, die mir im Herzen sitzt, tief und fest. Ich muß ihr erliegen und deshalb sei ihr rasch ein Ende gemacht.“

Er sprang auf, fuhr sich mit der Hand durch das Haar und griff dann in die Brusttasche, aus der er rasch den blinkenden Revolver zog.

Er richtete den Lauf gegen seine Stirn und stöhnte: „Ich komme, Du mein süßes Lieb, ich komme —“

Da Klang's herüber feierlich und ernst in erhebenden Akkorden.

Der verzweifelte Mann horchte auf, die Hand, die die Waffe hielt, sank kraftlos herab.

Menschenstimmen setzten ein und durch die Stille brach das Lied:

Allmächtiger, voll Lieb' und Huld,
Erhöre unser Flehen,
Wenn wir mit bangen Thränen nun
Auf uns're Gräber sehen.
Wenn dann das Auge sehnsuchtsvoll
An Deinem Himmel weilet,
Und glaubend sich das wunde Herz
Durch stille Andacht heilet.

Es war die Allerseelenprozession, die aus der Stadt herausgezogen kam zum Friedhof. Alle, die mit ihr zogen — und es waren ihrer so viele — sie hatten liebe Tote dort oben ruhen.

Still stand der unglückliche Mann da, tief den Kopf gesenkt.

Da drangen wieder ernste Musikklänge zu ihm herüber. Sie zogen ein in sein Herz — leise, leise.

Und wie von wunderbarer Kraft gedrängt brach's hervor aus seinen Augen, Thränen der Behmut, Thränen des stillen Schmerzes. Von neuem sank er in die Knie, von neuem senkte er sein Haupt in die Kränze und dann schluchzte er laut auf. Er konnte weinen, unaufhaltsam weinen!

Leicht legte sich eine Hand auf des unglücklichen Mannes Schulter.

„Steh' auf, Franz, fasse Dich!“

Er blickte sich um. Ihm zur Seite stand eine alte Frau, die eben eine brennende Kerze auf das Grab steckte.

„Mutter, laß mich weinen!“ schluchzte er. Die alte Frau legte ihren Arm um seine Schulter.

„Weine Dich aus, erleichtere Dein Herz.“

„O Mutter, ich möchte sterben!“

„Wie darfst Du so reden, Franz, leben sollst Du und leben mußt Du. Blicke Dich um im Kreise. Ueberall stehen die Menschen an den Gräbern ihrer Lieben, die Gott ihnen genommen, aber sie leben und müssen leben, so will es Gott. Er schickt ihnen allen Kümmernisse und Prüfungen, um sie zu stärken im Leiden, um sie zu stärken im Kampfe ums Dasein und um sie würdig zu machen, dereinst einzugehen in die ewige Freude.“

„Aber, Mutter, ich habe mein Liebste verloren.“

„Sprich nicht so. Gott hat Dir das Liebste, er hat Dir Dein Weib genommen, aber er hat Dir etwas gegeben, das ihr das Liebste war — ihr und Dein Kind. Und deshalb sollst Du leben für ihr und Dein Kind.“

„Mein Kind! Er richtete sich auf. „O Gott, wie konnte ich das vergessen. Ja leben will ich, leben für mein Kind und es erziehen nach der teuren Mutter Willen.“

„Komm, Franz, laß uns beten für unsere liebe Verstorbene. Möge sie bei Gott für uns Gnade ersehen, daß wir stark werden in des Lebens Stürmen, daß wir ihr teures Vermächtnis bewahren und es im Geiste Gottes erziehen.“

Sie knieten nieder und beteten innig. — Leise zog der Frieden ein in des gequälten Mannes Herz und es umfing ihn himmlische Eröstung, gleichsam als lege die Verstorbene segnend ihre Hände auf sein Haupt.

Allerlei.

* Wie belohnt man am besten die Frauen? Bekanntlich ließ sich Coriolan durch die Bitten seiner Mutter und seiner Frau bewegen, von der Belagerung Roms abzuziehen. Er war, als ihn die Römer des Landes verwiesen hatten zu den Volkern geflohen, von diesen zu ihrem Feldherrn ernannt worden, hatte sich bereits des römischen Gebietes bemächtigt und stand jetzt vor Rom. Ohne die Dazwischenkunft der beiden Frauen würde Coriolan an Rom furchtbare Vergehung geübt haben. Die Römer waren überglücklich und wollten die Patriotinnen für ihre Güte entsprechend belohnen. Und was that der römische Senat? Er verstattete ihnen, Purpurkleider und Goldbänder zu tragen und gebot, daß ihnen jeder Römer auf den breiten Steinen der Straße ausweichen sollte. — Viele Jahrhunderte später wurde den Frauen eine ähnliche National-Belohnung ausgesetzt. Karl der Kühne, Herzog von Burgund, und Ludwig der Erste, König von Frankreich, haßten sich aus persönlicher Abneigung und ihre beiderseitigen Länder waren ein wechselseitiger Schauplatz verwüstender Kriege. Karl drang bis in das Innere von Frankreich und belagerte die Stadt Beauvais. Die armen Einwohner sahen vorher das traurige Loos, das ihrer wartete und diese allgemeine Noth vereinigten Männer und Frauen zur gemeinschaftlichen Verteidigung. Ein Generalsturm sollte das Schicksal der Stadt entscheiden. Der Feind erstieg auch richtig die Wälle, drang schon in die Besatzung, bis er einen Widerstand fand, den er nicht erwartet hatte. Die Weiber von Beauvais empfingen ihn mit einem Regen von Steinen, geschmolzenem Blei und Harz, das sie mit einer Wuth um sich schleuderten, die nur Verzweifelnden eigen ist. Der Herzog mußte sich zurückziehen und endlich die Belagerung ganz aufgeben. Für den König war die Erhaltung dieses Platzes überaus wichtig, um so mehr hielt

er sich verpflichtet, den braven Damen seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Und wie hätte ein König des galanten Frankreichs wegen der Art der Belohnung verlegen sein können. Die tapferen Amazonen blieben ja immer Französinen mit allen angestammten Eigenschaften und Reigungen der übrigen Töchter Eva's. Es war üblich, daß alle Jahre zu Ehren des Stadtpatrons, des heiligen Andragesme, ein feierlicher Umzug gehalten wurde. Der König befahl, daß an diesem Tage die Frauen vor den Männern hergehen, und nur sie vor allen Städten des Königreichs berechtigt sein sollten, sich mit jedem Putz, wäre er auch noch so kostbar, zu schmücken. Die ersten Römerinnen, wie die eifigen Französinen, fanden sich durch solche Vergünstigungen reich belohnt und wir sehen daraus, daß zu allen Zeiten der Charakter der Frauen derselbe geblieben. Dennoch aber sagen wir: Die Frau ist wie der Mann, nur noch ein wenig besser!

Buchstabenrätsel.

Sch I ^{TTTT} ei

Charade.

Die Erste ist für den,
Der hoch hinaus will,
Der höher hinauf,
Als das höchste Haus will
Die andre für den,
Der fleißig sein will,
Das Ganze für den,
Der tief hinein will.

Palindrom.

Ich dunkles Kind der Erde.
Gezeugt in warmen Zonen,
Nehret du mich um, so bin ich
Ein helles Kind des Himmels
Und falle meiner Mutter,
Die mein voll Sehnsucht harret,
Mit Thränen an die Brust.

Anagramm.

Ihm flucht im Meere der Wassermann,
Doch ein verletzter Buchstabe kann;
Bei jedem frommen Türken
Verehrung ihm bewirken.

Unterhaltungsaufgabe.

|||||
1 2 3 4 5 6 7 8 9

Man legt eine willkürliche, nicht allzu kleine Anzahl Streichhölzer in eine Reihe, schreibt mit Kreide unter 9 aufeinander folgende Streichhölzer die Zahlen von 1 bis 9 und bittet eine andere Person, sich einer dieser 9 Zahlen zu denken. In Gedanken wählt man selbst eine willkürliche, nicht zu kleine Zahl (z. B. 23) und zählt, von 9 ausgehend, weiter rechts (wenn die Reihe zu Ende ist, wird vorne fortgesetzt) 10, 11, 12 usw., bis man zu 23 kommt (hier das mit 4 bezeichnete Streichholz). Man bittet nun den anderen, von der von ihm gedachten Zahl auszugehen und von dort in Gedanken weiter rechts bis 23 zu zählen, indem man ihm gleichzeitig mittelst, daß er bei der Zahl 23 das mit 4 bezeichnete Streichholz erreichen wird. Dieses ist natürlich auch der Fall; wie einfach aber dieses kleines Kunststück auch ist, erregt es doch große Verwunderung der Anwesenden.

Sonett.

Ich schmücke die Schönen weit und breit,
Mich pflegt manch' hohe Obrigkeit;
In mächtigen Reichen seit alter Zeit
Bin ich berechnete Eigenheit;
Auch zur Erregung der Heiterkeit
Ein deutscher Poet mir ein Lied geweiht.

Scherzfragen.

Welches ist die größte Villa?
Welche Rücken dienen zur Pierde?
Wer ist geboren und nicht gestorben?
Welche Tiere tragen Uniformen?

Rätsel.

In ein Haus gar groß und schön,
Sch' ich oft viel Kinder gehn;
Darinnen werden sie belehrt,
Wie man Gott und Eltern ehrt.
Es wird gelesen und geschrieben
Und manches And're noch getrieben —
Gehst du selbst in das Haus hinein,
So muß es dir bekannt wohl sein.



Verantwortl. Redakteur: Aaron Stehr,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13 24-30. „In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinem Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind gethan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auf sammeln? Und er sprach: Nein, damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auf sammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Laßt beides zusammen wachsen bis zur Ernte und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.“

Vom Unkraut unter dem Weizen.

Es ist ein inhaltvolles, lehrreiches Bild der Kirche, lieber Leser, das der Heiland hier mit wenigen Strichen zeichnet. Der göttliche Säemann sät den Samen des Wortes; Seine Saat — die Kirche, als Gemeinschaft der Gläubigen — erblüht auf dem Boden dieser irdischen Welt. Der Same ist selbstredend rein und gut: Sein Wort ist göttlich, Seine Lehre unfehlbar wahr. Doch siehe! Da die Saat — die Gemeinschaft — wächst, ist auch Unkraut dabei: Böse waren mit den Guten vermischt.

Hören wir nun einen vollgültigen Zeugen aus den ersten Tagen der Kirche darüber! Der Völkerapostel Paulus schreibt an die junge Christengemeinde von Philippi: „Viele (aus der Gemeinschaft) wandeln als Feinde des Kreuzes Christi und lieben, was irdisch ist“ (3. 18 f.) — und an die von Korinth: daß andere „in Zwietracht und Eifersucht und Spaltung leben und unwürdig sind in ihrem Benehmen bei der Feier der hl. Geheimnisse“ (1. Kor. 1 und 11). Und der hl. Apostel Johannes sah sich veranlaßt zu klagen, daß „der Engel der Kirche von Sardes nur wenige zählen konnte unter den Seinen, die ihr Gewand nicht befleckt hatten“ (Off. 3, 1 f.).

Also diese Erfahrungen machten die „Knechte“ des Herrn schon bald nach der ersten Aussaat! Ist denn der Same nicht gut gewesen? Doch, der Same ist gut; aber der Feind des Säemanns, der Teufel, hat ein tödliches Werk vollführt: unter die gute Saat, mitten hinein, hat er den Samen des Unkrautes, den Geist der Welt gesät, und auch dieser Same ist aufgegangen und hat seine Wurzeln um die Wurzeln der guten Saat geschlungen. Der Feind hat nicht über die Kirche Gewalt, denn sie ist in der Welt,

und er kann sie nicht aus der Welt reißen: darum trägt er in sie die Welt hinein: so sind denn Gute und Böse in der Kirche gemischt.

Aber sollen die Knechte des Herrn, denen Er Seine Saat anvertraut hat, nicht ein reines Saatfeld schaffen? Sollen sie nicht sofort alle bösen Elemente summarisch aus der Kirche entfernen? Rimmermehr! Die Knechte des Herrn mögen mahnen, bitten, klagen; sie mögen auch einzelne zu deren eigener Besserung, und bis diese erfolgt ist, aus der Gemeinschaft, der sie zum Vergernisse gereichen, ausscheiden — aber nicht grundsätzlich sollen sie die Bösen insgesamt ausscheiden wollen aus der Kirche: das wäre durchaus nicht nach dem Willen des Herrn! Der Herr will vielmehr, daß diese Mischung sei „bis zum Ende der Welt.“

Dieses Ende der Welt ist Ende und Anfang zugleich. Es ist Ende, denn die irdische Kirche steht dann am Ziele ihrer irdischen Pilgerbahn, an der Schwelle der Ewigkeit. Dann wird die große Scheidung durch die Engel Gottes vollzogen, und das „Ende der Welt“ wird der Anfang für ewige Qual einerseits und für ewige Freude anderseits. „Sie werden sie (die Gottlosen) in den Feueröfen werfen, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird. Die Gerechten aber werden leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters“ d. i. in der himmlischen Kirche!

Wie belehrend und trostvoll zugleich, lieber Leser, ist dieses herrliche Gleichnis gerade in unsern Tagen für den Christen, der seine Kirche wahrhaft liebt! Wie manche bange Frage, wie mancher beunruhigende Zweifel löst sich da so einfach und natürlich! Mögen also die Gehilfen des „Feindes“ Christi und

Kirchenkalender.

- Sonntag, 10. November** Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Martin, Papst. Evangelium n. d. hl. Matthäus 13, 24-30. Epistel: Paulus an die Kolosser 3, 12-17. St. Martinus: Kirchenpatronatsfest mit Oktov und vollst. Ablass. Morgens 7 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion aller im vorigen Jahre gefirmten Schulkinder. Nachm. 7 1/8 Uhr Schulanacht, 6 Uhr halbjährige Versammlung der Bruderschaft von Jesus-Maria-Joseph mit Festpredigt, Umzug und Lebeum, nach dem Segen Verehrung der Reliquie des hl. Martinus. An den Werktagen der Oktav ist bis zum 15. ds. um 8 Uhr, vom 15. ab um 7 1/8 Uhr Hochamt, abends 7 1/8 Uhr Andacht und Segen. Franziskaner-Klosterkirche: Im Monat November ist jeden Abend 7 1/8 Uhr Kreuzwegandacht für die armen Seelen. St. Anna-Stift: Nachm 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Mit dem 18. ds. Mitt. beginnt die Schulmesse an Werktagen um 7 1/8 Uhr.
- Montag, 11. November.** Martin, Bischof. St. Martinus: Morgens 9 Uhr Hochamt. in der alten St. Martinikirche.
- Dienstag, 12. November.** Kunibert, Bischof.
- Mittwoch, 13. November.** Stanislaus Kosta. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 14. November.** Albertus Magnus, Bischof. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Seiner Kirche noch so sorgsam jedes „Unkraut“ auf dem göttlichen Acker aufspüren, mögen sie in Wort und Schrift höhrend darauf hinweisen und jeden einzelnen „Fall“ noch so sehr aufbauschen: sie können uns nicht beirren, selbst wenn wir keinen andern Trostgrund hätten, als das Wort unseres Herrn im heutigen Evangelium.

Und nun, lieber Leser, in welchem Glanze erstrahlt die göttliche Weisheit, da sie auf so wundervolle Art Gutes aus Bösem zu ziehen, die Schlechtigkeit der Bösen zur Heiligung der Auserwählten zu benutzen weiß! Ohne die Bösen hätten wir weder den Eifer der Apostel und aller apostolischen Männer der Kirche bis in unsere Tage hinaus, — noch die Triumphe der Martyrer, noch den Mut der Bekenner, noch die tief-sinnigen Schriften der Kirchenlehrer, noch die Einsamkeit der Orden, noch den Heroismus der Liebe, die alles leidet und alles vergeißt, — noch endlich den erlösenden Tod unseres göttlichen Herrn! Ja, das ist göttliche Weisheit, die selbst die Sünde zur Heiligung der Auserwählten, zur Ausführung ihrer Pläne voll Barmherzigkeit und Liebe dienen läßt.

Nehmen wir einmal in Gedanken den Fall an, daß die Guten und die Bösen zwei verschiedene Gesellschaften bildeten: das wäre für die einen wie für die andern ein geradezu unberechenbarer Nachteil! Die Bösen ver-lören dann das gute Beispiel und die Mah-nungen und guten Ratschläge der Gerechten; sie büßten deren Trost ein in ihren Mühen, die (jetzige) Hilfe in Not und Bedrängnis; sie würden noch alle Tage verderbter, lebten in ewigem Streite: ja, das wäre schon die Hölle auf Erden, ohne irgend eine Aussicht auf Rückkehr, auf Bekehrung!

Andererseits würden die Gerechten als-dann die Festigkeit und das Verdienst ihrer Tugenden verlieren; denn die Tugend, die nichts zu überwinden, nichts zu leiden hat, ist und bleibt mittelmäßig und wenig ver-dienstlich; die Gerechten würden den Ehren-vorzug einbüßen, das „Salz der Erde“ und das „Licht der Welt“ zu sein; sie würden auch einen der überzeugendsten Beweise für die Nichtigkeit und Falschheit der irdischen Güter verlieren, da Gott nun dieselben Sei-nen Feinden als geringfügige Dinge, selbst oft zur Strafe giebt. Endlich würden sie einen der stärksten Beweggründe verlieren, die sie zur Liebe und zum Dienste Gottes mächtig antreiben. Denn indem sie die Be-leidigungen Gottes (seitens der Bösen) mit ansehen müssen, fühlen sie sich von einer um so lebhafteren Sehnsucht ergriffen, Ihn noch mehr zu lieben, um ein so großes Uebel zu sühnen, Ihm noch treuer zu dienen, um Er-satz zu leisten für die Huldigungen, die Ihm undankbare Menschen verweigern, — fühlen sich angetrieben, zu bitten und Buße zu thun für die irrenden Brüder. „O, wie wünschte ich (sagte die hl. Theresia) die Herzen aller Menschen in meiner Hand zu haben, um sie alle mit heiliger Liebe zu entzünden!“ — und bei diesen Worten versiel sie in eine Ekstase: Der heilige Eifer entflammte sie, die Liebe verzehrte sie.

S.

Neue Mode.

„In dem Kampf zwischen Schleppe und kurzem Rock, der die Gemüter augenblicklich bewegt, ist auch hier ein Compromiß ge-schlossen worden: das kurze Straßenkleid für die Fußgängerin, die Schleppe für den Salon“, so verkündet die Wiener Berichterstatterin der „Modenwelt“ und „Illustrierten Frauen-Zei-tung“ (Berlin, Franz Lipperheide) in der neuesten Nummer und fährt dann fort: „Das neue Straßenkleid, bestehend aus luftfreiem, in auspringende Falten abgestepptem flotten Rock, Jacke mit angelegten Schößen, leinemem Steh-Umlegekragen mit Cravatte und flachem, breitkrempigem, mit herabhängender Feder geschmücktem „Malerhut“, zu dem breite

Wellenscheitel gehören, dürfte freilich der All-gemeinheit des Wiener Frauen-Typus nicht entsprechen, denn nur sehr zarte oder hoch-gen achsene und zugleich hüftenschlanke Gestal-ten werden darin günstig aussehen, sodas das klassische „Wiener Schneiderkleid“ mit kurzem Röckchen nichts von seiner Herrschaft einbüßt. Im übrigen liefern die Männertrachten des



Skizze 1. Ballkleid mit eckig ausge-schnittener Taille.

18. Jahrhunderts zum größten Teil die Vor-bilder eines Teiles der heutigen Mode mit ihren glockenförmig langen oder frackartig kürzeren und längeren Jackenschößen, gestick-ten Westen und breiten Kragen- und Ärmel-Ausschlägen. Fast alle neuen Kostüme bieten Variationen dieses Leit-Motives. In Ver-einigung mit dem flachen, breiten, sehr oft in hellen und lebhaften Farben gehaltenen Gut ist das für alle täglichen Gelegen-heiten mehr oder weniger passende Kleidungs-

für die Nachmittags-Promenade, Besuche, wie für den Abend, umso mehr, als die Bluse die unzertrennliche Begleiterin jeder Jacken-Toi-lette ist. Um wirklich elegant zu erscheinen, muß jene jedoch dem Kostüme angepaßt sein, und zwar giebt man zu jedem vollständigen Jackenkleid zweierlei Blusen: eine einfachere aus festem Stoff, vielfach Velvet, und eine zweite Bluse, aus weißer oder hellfarbiger Seide mit Spitzen, die durch leichte Appli-cation-Arabesken, Spangen oder Blenden vom Kostüm- oder dessen Garnitur-Stoff als zum Kleide gehörig erscheint. Rechnet man dazu noch eine Pelzweste mit leicht wattirten Sei-denärmeln, mit welcher jedes Jacken-Kostüm im Winter auf der Straße getragen werden kann, so begreift man die wahrhaft unbeschränkte Verwendbarkeit dieser Modetracht.

Für volle Gesellschafts-Toilette sind leichte, durchsichtige Schleppler mit auswechsel-barem Unterkleid das Schönste und Zweck-mäßigste, was der Augenblick bringt. Diese hauchartig leichten, aus lauter duftigem Ma-terial bestehenden Uebergewänder, an denen Rock und Taille in Wirklichkeit, oder schein-bar, ein Stück bilden, und an denen alle Nähte durch Spitzen-Einsätze oder Durchbruch verbunden sein müssen, um nicht störend zu wirken, erziehen das eigentliche Spitzenkleid. Tüll mit Ringelmuster oder Spirit-Punkten ist das vorherrschende Material dafür; der untere Ansaftteil ist mit bauschenden, rüschen-belegten Serpentine-Volants bedeckt und der Rockrand überreichlich mit Innen- und Außen-Volants besetzt, die leicht erneuert werden können und dem Ganzen das schöne, blumen-kronenartige Ausfallen nach unten geben. Ein schwarzes, hochgeschlossenes Unterkleid macht den Tüll-Ueberwurf sofort zur Konzert- oder Abend-Besuchs-Toilette, während er mit weißem, decolletirtem Unterkleid und einigem Blumenschmuck selbst Ballzwecken dienen kann. Man sieht, welche praktische Wege die Mode einschlägt.

Der Zeitgeist hat die Mode allmählich zu einem leidlich verständigen Wesen erzogen, mit dem sich's prächtig auskommen läßt, wenn man es nur geschickt zu nehmen ver-steht. Sieht man sich die „allerneuesten“ Modelle für Gesellschafts-Toilette aufmerksam an, so wird man finden, daß der stark ver-änderte Charakter, den sie gegen vorjährige Gewänder aufweisen, eigentlich nur durch die phantastischen Ärmel und das vielfach em-pire-artige Arrangement der Vorderteile bewirkt wird. Von den ganz jungen Mädchen ab-gesehen, erscheint die Taille-linie, auch wo sie ein Gürtel markirt, meist durch darüber fortlaufende Garnitur-Teile unterbrochen, und so ein mehr gewandartiger, einheitlich se-hender Stil erreicht, welcher an die idealste und vornehmste Form, das Prinzesskleid, auch da erinnert, wo der Anzug sich aus Rock und Taille zu-sammensetzt. — Außer den vorstehenden Ausführungen stellt uns „Die Modenwelt“ und „Illustrierte Frauen-Zei-tung“ (Berlin, Franz Lipper-heide) noch einige ihrer vielen Illustrationen zur Verfügung. — Eine eigenartig reizvolle Wirkung erzielt an der jugend-lichen Vorlage, Skizze 1, weißer Seidentüll über rotem Chiffon; dazu 8 cm breites rotes Atlasband für den hohen Gürtel und den Wanddurchzug an Rock- und Volant-Oberstoff.



Skizze 2. Runder Hut aus melirten Filzstreifen und Chenille.

Skizze 3. Capote-Hut für ältere Damen.

Der mit Skizze 2 dargestellte Hut besteht aus schwarz-weiß-melirten, mit Puder-Tüll be-spannten Filzblenden, die einer Gaze-Form aufgenäht sind.

Außen bekleidet die Kremppe schwarz-weißes Chenille-Geflecht; dazu weiße und schwarze Federn.



Skizze 4. Schneiderkleid mit Blendensbesatz.

Das braune Kammgarn-Gewebe der Vordrage, Skizze 4, verzieren 1 cm breite, festgesteppte Schrägblenden aus braunem Taffet, dazu Westenteile aus hellem englischen Piqué. Reizend stehen dem kleinen Mädchen, Skizze



Skizze 5. Mantel mit kurzer Taille nebst Barett für Mädchen von 7-8 Jahren.

5, Mantel und Barett aus erdbeerrottem Homespun, die 3 und 5 cm breite graue Krimmerstreifen und 1/2 cm grauweiße Lizen ausstatten.

Die ausführlichen technischen Beschreibungen zu den hier im Kleinen wiedergegebenen Illustrationen, wie die Schnittte zu denselben, sind in der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“ enthalten. Sämtliche Schnittte können auch einzeln je gegen Einsendung von 50 Pfg. mit Postanweisung direkt vom „Schnittmuster-Atelier“ der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 38, bezogen werden.

Ein braver Mann.

Erzählung aus vergangenen Tagen von W. Wimmer.

Es war ein rauher Winterabend. Dunkle, bleifarbigte Wolken eilten von der Windsbraut getrieben über den Horizont und verhüllten die Sterne und die am vergangenen Abend so hell prangende Mondscheibe.

Im Krüge zu Busen, einem einfachen, schmucklosen Hause, herrschte ein ungewöhnlich regsam Leben. Die sonst leerstehende Schenkstube füllte sich nach und nach mit Männern, als solle ein höchst wichtiges Ereignis stattfinden. Tage und Wochen der Sorge und der Trübsal waren verfloßen und standen noch bevor.

In Preussisch-Eylau, zwei Meilen von Busen, hatten sich bedeutende Truppenmassen konzentriert. Die Russen unter Benningßen vereinigten sich hier mit den Resten des bei Jena und Auerstedt geschlagenen preussischen Heeres unter V. Estocq; von der anderen Seite drangen die Franzosen vor. In Busen standen seit drei Monaten bald Preußen, bald Russen. Diese hatten die Scheunen fast geleert, die Futtervorräte verzehrt und den größten Teil des Viehes fortgetrieben, so daß sich im Dorfe schon der Mangel und die Not recht fühlbar machte.

Diejenigen Insassen, die nichts mehr geben konnten, flohen weiter ins Ermeland zu Freunden und Bekannten. Leer und verödet standen ihre Gehöfte. Die Zurückbleibenden mußten mehr Opfer bringen, denn täglich verlangten zwei- bis dreihundert Mann Nahrung und Obdach.

Besonders gut benahm sich während dieser Unglückszeit der alte, fünfundsiebzigjährige Schulz Johann Kuhn. Stets mußte er Rat in allen Dingen zu schaffen, das Fehlende aufzutreiben, hier Thränen zu trocknen, dort Rot und Glend zu mildern, kurzum alles zum Besten zu führen. Er galt in der ganzen Gegend als der reichste und bravste Bauer, auch achtete ihn jedermann.

An einem Wintertag verließen plötzlich die preussischen Truppen Busen, um nach Preussisch-Eylau einzurücken. Seit dieser Zeit ertönte von dorthin lauter, anhaltender, bald näherer, bald entfernterer Kanonendonner, welcher selbst die Nacht fortbauerte und einen Zusammenstoß der feindlichen Heere vermuten ließ. An einen siegreichen entscheidenden Kampf klammerten sich die Hoffnungen des Vaterlandes.

„Siegen die Franzosen,“ sagte der alte Schulz, „sind wir verloren und wir behalten dann nichts als das nackte Leben.“

Mittags kamen von Eylau die verworrensten, widersprechendsten Nachrichten. Ein reisender Handelsmann, welcher um diese Zeit im Dorfe einkehrte, erzählte Wunderdinge von den Heldenthaten der Preußen, späterhin brachten flüchtige Eylauer Bürger die Botschaft, daß sich die Preußen zurückzögen.

Die traurigste Gewißheit ist oft besser, als ein ewiges Schweben zwischen Angst und Hoffnung, deshalb beschloßen einige Busener nach Eylau zu reiten, um nähere Erkundigungen einzuziehen.

Diese Reiter waren bis zum Abend nicht heimgekehrt. Man erwartete sie mit Sehnsucht im Krüge.

Was eigentlich geschehen, lehrt die Weltgeschichte.

Angeran geriet im Schneegestöber zwischen zwei Feuer und verlor fast sein ganzes Armeecorps. Davoust wurde von V. Estocq zurückgeschlagen; an anderen Stellen errangen die Franzosen Vorteile und die ganze Schlacht blieb unentschieden. Dieserhalb hielten sich beide Teile für Sieger, hatten aber einen Verlust von dreißigtausend Streiteren zu beklagen. Die Preußen und Russen zogen sich an die Weichsel, die Franzosen an die Passage zurück.

Die Gesellschaft im Krüge bestand meistens aus Dorfindassen, natürlich fehlte hier auch nicht der alte Schulz.

Ein junger Bauer aus dem Dorfe namens Joseph Boschmann, der Bräutigam seiner Tochter Magdalene, befand sich neben dem Veteranen, dessen Worte als Orakelspruch galten.

„Ja, ja,“ begann der alte Schulz, „zur Zeit des großen Friedrich schlugen sich die Preußen besser, aber damals stand auch ein unsterblicher

Seld vor einem Heere, das den Kampf gegen halb Europa aufnahm.“

Kaum hatte der Patriot diese Worte gesprochen, als sich vor dem Hause von der Landstraße ein eigentümliches Geräusch bemerkbar machte. Rasch eilte der Wirt hinaus, um nachzusehen, stürzte aber ebenso schnell mit dem Ausrufe ins Zimmer:

„Die Franzosen! Die Franzosen!“

Dieses wirkte wie ein elektrischer Schlag. Die Anwesenden suchten durch eine Hinterthür das Weite und nur der Schulz mit zwei Insassen blieb zurück. Vom Hausflur ertönte lauter Waffenlärm, die Stubenthür flog geräuschvoll auf und herein traten ein preussischer Infanterie-Major mit einigen Offizieren, welchen eine Menge Soldaten folgten.

Daß alle aus der Schlacht kamen, war ihnen anzusehen. Einige besaßen keine Gewehre; andere, welche die Ezalos verloren hatten, trugen Tücher um den Kopf gewickelt. Den meisten fehlte jede warme Bekleidung, vor allen Dingen aber der Mantel, welcher wahrscheinlich in der kurz vorher stattgefundenen Schlacht abhanden gekommen war.

„Seid Ihr der Wirt?“ fragte der Major den sich von seinem Sitze erhebenden Schulzen.

„Nein!“ erwiderte dieser.

Der Major betrachtete die hohe Gestalt von Kopf bis Fuß und fragte:

„Seid Ihr Soldat gewesen?“

„In Befehl!“

„So?“

„Ich diente Friedrich dem Großen.“

„Sehr ehrenhaft.“

„Habe die Schlachten bei Rossbach und Leuthen mitgemacht.“

„Das ist brav. Können Sie mir einen Wegweiser nach Braunsberg verschaffen?“

„Den kann ich in dieser unruhigen Zeit nicht aufreiben.“

„Nicht? Das ist schlimm — sehr schlimm.“

„Glaube es.“

„Wir fallen in die Hände der Franzosen.“

„Wirklich, Herr Major?“

„Ich fürchte fast.“

„Das sollen Sie nicht — bei Gott, das sollen Sie nicht!“

„So schaffen Sie Rat!“

„Ich kenne einen Führer, auf den Sie sich verlassen können.“

„Der wäre?“

„Ich selbst.“

Mannshoch lag der Schnee in den Wegen, welche kaum an den Seitenbäumen kenntlich wurden. Ueber Flur und Feld jagten die Flocken vom Sturme aufgeschreckt, in wild bacchantischem Tanze dahin, um nach allen Richtungen den Prospekt zu verhüllen.

Ueber den Landweg, einem entlaubten Birkenwäldchen zu, schritt ein Häuflein Soldaten, aus etwa hundertfünfzig Mann, dem Ueberreste eines in der Schlacht bei Eylau gewesenem Bataillons bestehend.

Dem Häuflein voran hoch zu Ross ritt ein Mann in Civilkleidung. Ein langer, blauer Mantel mit breitem Koller verdeckte einen am Vordergurt um die Hüften festgeschnallten Doppelläufer und einen kurzen Stoßdegen. Wenn der Wind die Ripfel des weiten Kleidungsstückes in die Höhe wehte, so wurden die Waffen sichtbar.

„Haben wir auch nicht den Weg verloren, lieber Kuhn?“ fragte der neben dem Reiter gehende Major.

„Nein,“ lautete die Antwort des Schulzen, „vertraut auf mich — ich kenne die Gegend genau.“

„Fürchtet Ihr Euch auch?“

„Vor wem?“

„Vor den Franzosen.“

„Herr — meine Tage sind gezählt — mir ist es gleich, ob ich heute oder morgen sterbe.“

„Hieft Euch Eure Frau nicht von dem Bagitt, uns durch den Feind zu führen, zurück?“

„Sie nahm Abschied von mir auf Wiedersehen — dort!“

„Wenn aber der Feind nach Busen kommt?“

„Kann ich ihn zurückhalten?“
 „Das nicht — aber —“
 „Wie?“
 „Was beginnen Eure Weiber?“
 „Sie geben, so lange sie haben.“
 „Und dann?“
 „Hilft Gott weiter.“
 „Ihr seid ein wackerer Mann.“
 „Da fiel ein Flintenschuß.“
 „Halt!“ ertönte das Kommando des Majors.
 „Lassen Sie mich rekognoszieren,“ sagte der Schulz. „Ich kenne den Birkenwald vor uns genau und bin beritten.“
 Er sprengte davon.

So verstrich eine lange Viertelstunde, in welcher sich keiner der Soldaten rührte.
 „Sollte er ein Verräter sein?“ murmelte der Major, „aber nein — nein, er sieht zu ehrlich aus.“

Bald kam Kuhn zurück und sprach: „Vor uns befindet sich eine französische Vorpostenlinie, die wir umgehen müssen, deshalb wollen wir ein Ende zurückmarschieren und einen Seitenweg einschlagen.“
 Es geschah.

Kaum waren in dieser Weise dreihundert Schritte gemacht, als ein lautes „Qui vivo“ ertönte. Gleich darauf folgten einige Schüsse.

„Was machen wir?“ flüsternte Kuhn.
 „Wir sind wehrlos und ohne Munition — aber Mut verloren, alles verloren,“ lautete des Majors Antwort.

Nun sprengte französische Kavallerie heran, umringte die Preußen und nach einem kurzen Kampfe, der nicht ohne Blutvergießen abging, wobei der Major fiel, wurde das ganze Detachement und mit ihm der alte Schulz gefangen.

In Wuseu herrschte anderen Tages die größte Aufregung, denn die viel gefürchteten Franzosen rückten ins Dorf und nahmen in den bewohnten und unbewohnten Gehöften ihre Quartiere.

Das noch übrig gebliebene Vieh, einige magerere Kühe, fielen in die Hände der Sieger, denen nach so langem blutigen Kampfe die Ruhe doppelt erwünscht kam. In Kuhns Hofgebäude wurden dreißig Mann plaziert, welche Speise, Trank und Nachtlager verlangten.

Die letzten Schafe wurden geschlachtet und das Vieh nach Braunsberg ins Hauptquartier getrieben, so daß eigentlich nur die kahlen Wände übrig blieben.

Anderen Tages gegen Abend erwartete Frau Kuhn ihren Gatten zurück. Als er nicht erchien, hegte sie große Besorgnisse, welche sie nicht offen zur Schau tragen konnte, damit sie ihren Mann nicht verrate.

Der junge Pöschmann, der sich recht brav benahm und der alten Frau treulich zur Seite stand, hatte in der Dunkelheit seinem Schwiegervater ein viertel Weges entgegen gemacht, aber er kehrte leider ohne ihn zurück, mit blutendem, schwerem Herzen.

„Dem Alten ist etwas widerfahren,“ wehklagte die Frau, „in ihm steckt noch immer der alte Soldatengeist — sein Herz verlangt nach absonderlichen Heldenthaten, die sich kaum für sein Alter und seine Jahre passen. Nun hat er's — und wir mit.“

Schließlich wurde die Gefangennahme des alten Schulzen und des Detachements konstatiert.

„Ach Himmel,“ wehklagte die Matrone, „sie bringen ihn um — hilf, Gott! Maria und Joseph hilf!“

Die gefangenen Preußen mußten ihre Waffen abliefern, der alte Schulz wurde als Spion ergriffen, gebunden und nach Schlobien abgeführt.

Nach einigen Tagen gelangte Kuhn in die Grafschaft Dohna-Schlobien und wurde in eines der Amtshäuser eingesperrt. Natürlich befreite man ihn von den Fesseln, reichte ihm auch Brot und Wasser und legte eine mit strenger Ordre versehene Wache ins Zimmer. Bernadotte befand sich mit seinem Stabe im Schlosse zu Schlobien, von welchem er als

Sieger Besitz genommen hatte. Eine lange Haft durfte der alte Schulz nicht ertragen, denn innerhalb kurzer Zeit führte man ihn vor ein Kriegsgericht unter Bernadotte's Vorsitz.

„Du bist ein Spion?“ fragte der General.
 „Nein, Herr,“ lautete die kurze Antwort Kuhn's.

„Womit willst Du das beweisen, Bauer?“
 „Damit, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.“

„Kennst Du das Deine Schuldigkeit thun, wenn man Dich an der Spitze feindlicher Truppen mit den Waffen in der Hand ergreift?“

„Feindliche Truppen, Herr?“
 „Nun?“

„Ihr seid meine Feinde und der Feind jedes braven Preußen.“
 „Das ist ein aufrichtiges Geständnis.“

„Hätte ich in Preußen zu befehlen, solltet Ihr die längste Zeit im Lande gewesen sein!“
 „Bauer — Du bist verwegend.“

Kuhn schwieg.
 „Was bewog Dich, Dich offen gegen uns aufzulehnen?“

Darüber bin ich Euch keine Rechenschaft schuldig — übrigens macht mit mir, was Ihr wollt — Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Spion bin — und Euch und Eure Kugeln fürchte ich nicht.“

„Du hast den Tod verdient,“ schrie der General zornig.
 „So laßt mich sterben,“ sagte Kuhn, „aber ich habe noch eine Bitte.“

„Die wäre?“
 „Setzt meine Frau von meinem Tode in Kenntnis!“

„Hast Du sonst keinen Wunsch?“
 „Nein!“

Bernadotte winkte, Kuhn wurde abgeführt.

Eine lange, sorgenvolle Nacht hatte der Schulz halb wachend, halb schlummernd zugebracht, als gegen Morgen mit Tagesanbruch ihn ein lauter Trommelwirbel von seinen Träumereien emporscheuchte.

Gleich darauf trat ein französischer Auditeur ins Zimmer, ihm folgten einige Soldaten und — sein Todesurteil — das Verdikt lautete auf Pulver und Blei — wurde ihm vorgelesen. Die Exekution sollte sofort ausgeführt werden.

Dem Unglücklichen kam dieses wohl nicht ganz unerwartet, aber so schnell und unvorbereitet in den Tod zu gehen, schien ihm doch recht furchtbar und schrecklich. Mit bebendem Herzen hörte er das Urtheil. Wohl rann eine stille Thräne über die bleiche Wange, wenn er daheim an Weib und Kind dachte, von denen er sich trennen sollte, wohl zitterte seine Hand, aber er verzog keine Miene — sein Blick verriet Ruhe und Ergebung in das unvermeidliche Schicksal.

„Ich leide unverschuldet,“ murmelte er vor sich hin, als man ihn hinaus auf den Richtplatz führte.

Im Park zu Schlobien, direkt vor dem Schlosse, empfingen ihn zwölf Grenadiere und ein Offizier. Dreißig Schritte davon befand sich ein Stuhl, auf welchem er Platz nehmen mußte. Der ihn begleitende Auditeur fragte, ob er mit verbundenen Augen sterben wolle.

„Ich füge mich in alles,“ erwiderte der Greis.

Die Augen wurden ihm mit einem Tuche Tuche verbunden.

„Nun, Bauer,“ fragte der Auditeur, „Du bist ein Spion? Widerrufe Deine Aussage von gestern.“

„Ich widerrufe nichts,“ lautete Kuhn's Antwort.

„So mag die Exekution beginnen,“ fiel ihm der Auditeur ins Wort.

„Geladen!“ kommandierte der Offizier.
 „Du bist ein Spion?“ fragte noch einmal der Auditeur.

„Nein,“ sagte Kuhn.
 „Eins!“ kommandierte der Offizier mit lauter Stimme.

„Nun Bauer, bestimme Dich,“ fragte zum dritten Male der Auditeur.

„Ich habe mich auf Nichts zu besinnen,“ erwiderte der Patriot.

„Zwei!“ ertönte das Kommando.
 „Nun gestehel!“ schrie der Auditeur.

„Drei und — Feuer!“ sagte Kuhn gelassen. Es erfolgte eine erwartungsvolle Pause.

Nun — wurde dem Schulz die Binde von den Augen gerissen. Die Grenadiere standen wie die Marmorstatuen, mit Gewehr am Fuße.

„Braver Mann,“ sprach der Auditeur, „hätte Dein König nur solche Unterthanen, wie Dich, stände es anders in Deinem Vaterland. Preußen wäre nie von Frankreich erobert. Der General, der sich in Deiner Nähe befindet — er deutete auf den Balkon des Schlosses, woselbst Bernadotte stand — begnadigt Dich!“

Nach einigen Stunden befand sich Kuhn auf dem Heimwege.

Als er in Wuseu eintraf, lag sein Grundstück verbrannt — in Asche. Die Frau und Magdalena fand er mit Pöschmann im Nachbardorfe.

Kuhn starb noch vor dem Freiheitskampfe arm und vergessen, wie viele Leute aus der damaligen Zeit, welche der Krieg zu Bettlern machte.

Buchstabenrätsel.

$$2 \times 2 = 4ii$$

Unterhaltungsaufgabe.

18 Studenten gingen in ein Wirtshaus, verlangten Mittagessen und luden den Wirt ein, mit ihnen zu speisen. Am dem Ende des Tisches saß der Wirt, ihm gegenüber 4 Studenten, und an jeder der beiden andern Seiten 7 Studenten. Als die Mahlzeit beendet war, sah einer der Studenten, der von seinen Kameraden gewöhnlich Hans Piffig genannt wurde, vor, daß einer von ihnen die ganze Beche bezahlen sollte, und zwar derjenige, der zuletzt zurück bliebe, nachdem allmählich jeder siebente frei gezahlt sei; der Wirt sollte mitgezählt werden, die Zahlung bei Hans Piffig anfangen und in der Richtung des Uhrzeigers gehen. Es geschah, und der Wirt wurde der Letzte. Wo saß Hans Piffig?

Homonym.

Liebe hat, doch Bortell auch
 Ist schon es geschlossen;
 Auf dem Feld wird es gemacht
 Ist und unverdrossen.
 Doch das Erste hat man oft
 Ohne Grund gebrochen,
 Und das Zweite wird zerstört
 Oft nach wenig Wochen.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

- Buchstabenrätsel: Schlachterei.
- Charade: Bergwerk.
- Anagramm: Orkan, Koran.
- Unterhaltungsaufgabe: Ergiebt sich von selbst.
- Homonym: Jopf.
- Scherzfragen: 1. Sevilla. 2. Perrücken. 3. Wirt selbst. 4. Musiktiere.
- Rätsel: Schule.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 15. November. Leopold, Markgraf. ● Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Nachm. 5 Uhr Andacht mit Predigt für die Mitglieder des christlicher Mütter-Vereins. Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. Vom 15. ds. Mts. ab sind die hl. Messen an Werktagen um 1/7, 7, 1/8, 1/9 und 9 Uhr. ● St. Martinus: Von heute ab bis zum 15. Febr. n. Js. beginnt an allen Werktagen die 2. h. Messe um 7 Uhr, die Schulmesse 1/8 u. 1/9 Uhr die letzte hl. Messe.
 Samstag, 16. November. Edmund, Bischof.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13, 31—35. „In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dies ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern und es wird zu einem Baume, sodaß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauertrige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen: damit erfüllet würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen und will aussprechen, was von Anfang der Welt verborgen war.“

Das Gleichnis vom Senfkörnlein.

I.

Die Apostel und Jünger des Herrn erwarteten, auf das Wort der alttestamentlichen Schriften und besonders der Propheten gestützt, ein messianisches Reich von dem wichtigsten Umfange, von universaler Bestimmung. Schon Abraham hatte die Verheißung erhalten, seine Nachkommenschaft werde zahlreich sein wie die Sterne des Himmels und wie der Sand am Meere, und in ihm — d. h. in seinem Nachkommen: dem Messias — sollten gesegnet werden alle Völker der Erde (1. Moses 22.).

Gottes Treue und Wahrhaftigkeit bürgte für die Erfüllung dieses Ratsschlusses. Daher schauten und schilderten die Propheten: wie das messianische Reich ein Reich von weltumfassender Größe sein werde, indem selbst die Heiden Einlaß in dasselbe begehren würden.

In herrlicher Weise bringt dies beispielsweise der große Seher Jesaias zum Ausdruck, wenn er sagt: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem, denn es kommt dein Licht (der Messias), und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. Denn siehe, Finsternis (des Unglaubens) bedeckt die Erde und Dunkel die Völker; aber über dir geht der Herr (die Sonne der Gerechtigkeit) auf, und Seine Herrlichkeit erscheint in Dir. Es wandeln (dann) die Völker in deinem Lichte und die Könige in dem Glanze, der dir aufgegangen. Erhebe ringsum deine Augen und schaue: sie alle (die Völker) versammeln sich und kommen zu dir. . . . Die Söhne der Fremde werden deine Mauern bauen,

und ihre Könige werden dir dienen.“ (Jesaias 60.)

Es ist dies, lieber Leser, nur ein Beispiel von Vielen; denn beim Lesen der prophetischen Bücher des Alten Testaments tritt uns kaum ein anderes Moment mit solcher Klarheit und Deutlichkeit entgegen, wie die rasche Ausdehnung des messianischen Reiches über die ganze Welt. Wie mußten darum die Juden sich gehoben fühlen, wenn sie bei den Vorlesungen am Sabbath in der Synagoge die Größe und Schönheit des kommenden Reiches preisen hörten! Und wie nahe lag es, von einer irdischen Weltherrschaft ihrer Nation zu träumen, nachdem sie einmal materiell (irdisch) verstanden, was eben nur geistig zu verstehen war.

Auch die Apostel und Jünger des Herrn waren in dieser Hinsicht echte Kinder ihres Volkes. Auch sie hatten ja durch den Mund ihrer Rabbinen von Jugend auf das denkbar herrlichste Bild von der Größe und völkerbeherrschenden Stellung des Volkes Gottes im messianischen Reich empfangen; deshalb können wir uns leicht vorstellen, lieber Leser, wie es ihnen in der Schule ihres Meisters manchmal recht schwer geworden sein mag, ihre weitgehenden Hoffnungen und Erwartungen in Einklang zu bringen mit der augenblicklichen tatsächlichen Erfahrung: daß nur ein so winziges Häuflein des auserwählten Volkes sich um denjenigen schare, der sich für den Messias Israels erklärte, und den sie auch als solchen freudig anerkannten und bekannten. Ihren darauf bezüglichen

*) Die Kirche verwendet diese Stelle sehr passend als Epistel am Dreikönigenfeste: in den Weisen verehrt sie die Repräsentanten der Heidenwelt, durch die also diese prophetische Stelle anfang zu erfüllen.

Kirchenkalender.

Sonntag, 17. November Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Kirchweihfest. Gregor, Bischof. Evangelium nach dem hl. Matthäus 13, 31—35. Epistel: Thessalonicher 1, 2—10. Festtags-evangelium nach dem hl. Lukas 19, 1—10. Epistel: Geheime Offenbarung 21, 2—5. St. Andreas: Vom 16. ds. Mts. ab ist an Werttagen die Regordnung wie folgt: Erste hl. Messe 7¹/₈, 7¹/₈, und letzte 7¹/₁₀ Uhr. St. Lambertus: Monatssonntag des Vereins der christlichen Familie. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion. St. Martinus: Morgens 7¹/₈ Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion für die Marian. Männer-Sodalität, abends 6 Uhr Schluß der St. Martins-Oktav mit feierl. Komplet, Anzug und Liedern. Franziskaner-Klosterkirche: Im Monat November ist jeden Abend 7¹/₈ Uhr Kreuzwegandacht für die armen Seelen. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation.
 Montag, 18. November. Eugen, Bischof.
 Dienstag, 19. November. Elisabeth, Witwe. St. Lambertus: Fest der hl. Elisabeth. Zur Feier des 50-jährigen Jubiläums der Elisabeth-Konferenz von St. Lambertus. Morgens 7¹/₈ Uhr feierl. Segensmesse mit General-Kommunion der Mitglieder und Pflegekinder. Ausstellung der hl. Kommunion nach der Wandlung. Nachm. 5 Uhr Rosenkranz-Andacht, Festpredigt u. Andacht zur Verehrung der hl. Elisabeth. St. Anna-Stift: Nachm 6 Uhr Segens-Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Vedenken und Zweifeln begegnete der Herr in der Parabel des heutigen Evangeliums „vom Senfkörnlein.“

Das von Christus gestiftete Reich, lieber Leser, das als solches dem Senfkörnlein gleicht, weil es aus unscheinbarem Anfange (vermöge der ihm innewohnenden Kraft) sich so entwickelt hat, daß es die Welt umspannt und doch ein einheitliches, organisch verbundenes, Ganzes darstellt: ist die katholische Kirche, und nur diese allein! Das ist nicht schwer zu beweisen.

1) Die katholische Kirche bekennt als ihren Stifter Christus, den Herrn. Als das Haupt einer kleinen und unscheinbaren Anzahl von Aposteln und Jüngern (am ersten Pfingsttage zu Jerusalem waren es etwa 120 Personen) hat Er inmitten einer ungläubigen Nation das „Senfkörnlein“ ins Erdreich geborgen. Der dazu erkorene Boden war Palästina, ein wegen seiner Lage inmitten der Kulturvölker des Altertums zwar sehr geeigneter, aber von eben diesen Völkern verachteter kleiner Winkel der Erde. Die erwählten Apostel waren Juden, dabei ohne alles, was in der damaligen Welt Ansehen hätte geben können: als Juden von Geburt waren sie allen Völkern, zumal den Römern, verhaßt; als Galiläer selbst bei den Juden nicht sonderlich geachtet; als Männer ohne jene Bildung, wie sie damals von öffentlichen Lehren gefordert wurde, sah man sie für „Thoren“ an (1. Kor. 1, 27). Kurz, klein und unscheinbar, wie das Senfkörnlein, war die katholische Kirche in ihrem Anfange.

In ganz anderer Art pflegten die Häresien (Irrelehren) und Spaltungen zu entstehen: im Bunde mit dem Zeitgeiste, unterstützt durch günstige politische und sociale Verhältnisse, rissen sie durch eine plötzliche Umwälzung oft große Massen, ja ganze Völker und Reiche, mit sich fort. Dann aber standen sie in ihrer Bewegung ebenso plötzlich still und gingen an, in sich selbst zu zerfallen. So war es einst mit dem Abfall der Griechen, so war es mit dem Protestantismus: was ihren Zerfall vorläufig noch aufhält, das sind vor allem die sie umschlingenden eisernen Ketten des Staates. Mit welchem Spektakel sind nicht vor einigen Jahrzehnten die „Alt-katholiken“ aufgetreten! Sie hat der Staat nur für sehr kurze Zeit „gehalten“: was sind sie denn nun heute? Und wie bald wird ebenso die neueste „Bewegung“ drüben in dem schwergeprüften Oesterreich im Sande verlaufen sein!

2) Doch weiter! Diejenige Kirche, auf die das Gleichnis vom Senfkörnlein passen soll, muß notwendig die Bestimmung in sich tragen: sich auszubreiten über die ganze Welt, und sie muß — durch ihr innewohnende Kraft — sich demgemäß zu entfalten streben. Dieser Bestimmung aber ist die katholische Kirche in allen Jahrhunderten sich bewußt gewesen; nicht minder hat sie — durch die ihr innewohnende Kraft — in allen Jahrhunderten diese Bestimmung mehr und mehr zu erreichen sich bestrebt. Von den übrigen Religionsgesellschaften dagegen läßt sich das nicht behaupten, wie wir demnächst sehen werden.

Die katholische Kirche hat vom Tage ihrer Stiftung an ununterbrochen bis auf den heutigen Tag Ernst damit gemacht, allen Völkern das Evangelium Jesu Christi zu verkünden und alle Völker in sich aufzunehmen, so wie der göttliche Stifter es befohlen: „Geht hin in alle Welt, lehret alle Völker!“ (Matth. 28.) Sie beansprucht deshalb, Weltkirche, und nicht etwa nur eine „Nationalkirche“ zu sein! Sobald neue Völker auf dem Schauplatz der Weltgeschichte auftraten, oder neue Inseln und Länder entdeckt wurden, erschienen dort auch die Glaubensboten der katholischen Kirche. Ja, ihre Missionsthätigkeit dehnte sich allmählich über noch ganz unbekannte und verschlossene Län-

der aus, von denen durch katholische Missionare die erste Kunde nach Europa kam. Gegenwärtig umfaßt sie die ganze bekannte Erde. Es findet sich, wie die Geschichte bezeugt, wohl kaum ein christliches Land oder Volk, in dem nicht katholische Glaubensboten zu erst die Fahne des Kreuzes entfaltet haben.

„Berühmte“ Räuber.

Kulturhistorische Skizze von F. Clemens.

Erzucht man jemand, uns berühmte Räuber namhaft zu machen, so erfolgt in der Regel die prompte Antwort: „Rinaldo Rinaldini, Diavolo, Karl Moor, Jaromir.“ Zweifellos hat der Befragte damit allerdings die berühmtesten Räuber genannt, nur schade, daß sie nicht existiert haben, sondern von den Verfassern der betreffenden Romane und Dramen frei erfunden sind.

Eine Ausnahme bildet höchstens Hans Kuhlhase aus Kölln an der Spree, dessen trauriges Schicksal kleist in seiner Novelle „Michael Kuhlhaas“ zum Gegenstand einer zwar meisterhaften, poetisch gelungenen, aber leider mit der Wahrheit nicht immer sich deckenden Schilderung gemacht hat. Hans Kuhlhase, ein angesehener Kaufmann, hielt am Abend des 1. Oktober 1532 vor dem Krüge zu Wellau, einem der Gerichtsbarkeit des Junkers Günther von Jaschwitz unterstellten Dorfe zwischen Dübren und Delitzsch, Kuhlhase besand sich auf der Reise zur Leipziger Messe, er hatte zwei schöne Pferde bei sich, einen Rapen, auf dem er ritt und einen Rotschimmel, den er an der Deine führte. Die Bauern, im Krüge beschuldigten ihn, die Pferde gestohlen zu haben, es kam zu Thätlichkeiten, aber der Kaufmann mußte der Uebermacht weichen, man nahm ihm seine Pferde weg, und er selbst sah sich genötigt zu entfliehen. Nach einiger Zeit kehrte er zurück um seine Rosse zurückzufordern. Der Junker von Jaschwitz konnte ihm die Herausgabe nicht verweigern, stellte aber die Bedingung, daß Kuhlhase das Futtergeld im Betrage von 5 bis 6 Groschen erstatten solle. Kuhlhase weigerte sich dessen. Er war infolge des Verlustes der Pferde zu spät nach Leipzig gekommen, hatte seine Waren mit Schaden angebracht und geriet dadurch in geschäftliche Widerwärtigkeiten, die schließlich seinen Bankrott zur Folge hatten. Als die Ursache seines Unglücks sah er die Vorfälle im Wellau an — nun sollte er auch noch Futterkosten zahlen. — Das war zu viel für seinen unbengiamen, stolzen Sinn. Er beschwerte sich bei seinem Landesherrn, ein Gerichtstag wurde durch dessen Vermittlung anberaumt. Kuhlhase forderte eine Ehrenerklärung und 150 Gulden Schadenersatz, der Junker verstand sich zu gar nichts und erlangte noch 12 Gulden Futtergeld. In einem neuen Gerichtstag erschien der Junker gar nicht selbst als Kuhlhase seine Ersatzforderung auf 4 Gulden ermäßigte, weigerte er sich, und nun erließ der Köllner Kaufmann seinen berühmten Fehdebrief (1534) gegen den Junker und ganz Kurjasch. Darin erklärte er, er wolle sein „Gottes und Welt Freund, allein Günther von Jaschwitz und dem ganzen Land Sachsen abgejagter Feind; wo ich sie bekomme, an Händen und Füßen lähmen, auch rauben und brennen, sie hinwegführen und schäzen, bis mir Günther von Jaschwitz Abtrag thut, und meinen Schaden, so ich allenthalben darüber genommen, zur Willigkeit erstattet.“

Heutzutage würden wir über eine solche Kriegserklärung eines einzelnen Mannes lachen, damals nahm man sie und mit Recht sehr ernst, da die Behörden nur geringe Abwehrmittel gegen eine verwegene Schar Gegner besaßen, und sich auch Kuhlhases Landesherr, Joachim, für den Friedensbrecher erklärte. Die sächsischen Städte verstärkten ihre Wachen und verschloßen ihre Thore, trotzdem richteten am 9. und 10. April in Wittenberg Feuerbrände großen Schaden an und in derselben Nacht ging das Dorf Schützenberg bei

Wittenberg in Flammen auf. Diese Brände gab man Kuhlhase schuld, es wurde ein neuer Rechtstag nach Jüterbog ausgeschrieben (6. Dezbr. 1534), auf welchem Kuhlhase sich durch einen Eid von jeder Schuld an den Bränden reinigte, worauf ihm nach langen Verhandlungen eine Entschädigung von 600 Gulden zugesprochen wurde. Damit wäre der ganze Streit aus der Welt geschafft worden, wenn nicht der Kurfürst von Sachsen, wütend darüber, daß man mit Kuhlhase unterhandelt, den Spruch aufgehoben und befohlen hätte, auf Kuhlhase zu fahnden und einen Preis auf seinen Kopf zu setzen. Nun erst ging der schwer verletzte Mann an die Ausführung seiner Rache. Helfershelfer fand er genug, doch begründete er keine feste Bande, sondern wählte zu jedem Unternehmen soviel Leute als er nötig hatte, die er, nachdem der Streich gelungen war, entlohnte und wieder entließ. Mehrere Jahre führte er das wilde Leben eines Bandenführers, ohne daß es den Sachsen gelang, seiner habhaft zu werden, da ihm seine Landesgenossen bis in die höchsten Stände hinauf behilflich waren; erst als er vermutlich um seinen Landesherrn zu zwingen, mit ihm gegen Sachsen gemeinschaftliche Sache zu machen, einen Beamten desselben überfiel und ihn des Silberschatzes des Kurfürsten von Brandenburg beraubte, kehrte sich die öffentliche Meinung und sein Landesherr gegen ihn, fand ihn in einem Hause zu Berlin mit seiner Frau in einem Kasten versteckt und machte ihm und seinem Genossen Nagelschmidt den Prozeß. Nachdem beide peinlich verhört (gefoltert) worden, verurteilte man sie zur Verstüßung ihrer Glieder durch das Rad. Am Tage der Hinrichtung, den 22. März 1540, wurde Kuhlhase noch zum Tode durch das Schwert begnadigt, doch er schlug die Gnade aus.

Der übelberühmte Schinderhannes gehörte zu der weit ausgebreiteten Rheinischen Räuberbande. Er hieß eigentlich Johann Büdler und begann seine Laufbahn seltsamer Weise mit dem Beruf, den er später am meisten zu fürchten hatte, nämlich als Scharfrichtersknecht. Schon als solcher konnte er das Stehlen nicht lassen; der ihm drohenden Strafe entzog er sich durch die Flucht und nahm „Dienste“ bei Fint dem Rothbart, dem Häuptling einer Räuberbande. Den Behörden, in deren Hände er mehrmals fiel, wußte er sich immer wieder zu entziehen; schließlich gründete er selbst eine Bande, welche im Anfange nur unbedeutende Buschfleppereien, besonders gegen reisende Juden, verübte, bald aber ihr Handwerk ins Große trieb und über 10 Jahre Schrecken und Furcht im ganzen Rheingebiet verbreitete. Schinderhannes war ein brutaler, roher, grausamer, verwegener Gesell, ohne alle liebenswürdigen Züge. Aus bloßem Mutwillen verübte er mit seinen Genossen die entsetzlichsten Greuel. Endlich gelang es, das Schenjal mit einem großen Teil seiner Raubgenossen zu fangen; die Räuber wurden nach Mainz gebracht, wo der bestialische Bursche am 21. November 1803 mit 19 seiner Gesellen guillotiniert wurde, während man 21 andere zu schwerer Kettenstrafe verurteilte.

Ein würdiges Seitenstück zu Schinderhannes bildet Hannickel, der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts mit seiner Bande zwei Jahrzehnte hindurch einen großen Teil Süddeutschlands in Angst und Beben versetzte. Hannickel war der Sohn einer Zigeunerin; erst Gänse- und Schweinehirt, schloß er sich bald mit seiner Mutter, der „Geißin“, und seinem Bruder Benzel wieder einer Bande seiner Stammesgenossen an, die nicht weniger als 400 Mann stark war und lediglich von Raub und Diebstahl lebte. Wegen seiner List, Kühnheit und Geschicklichkeit avancierte Hannickel bald zum Hauptmann der Bande; als solcher gefiel er sich in großen und gewagten Unternehmungen, vor allem stattete er den Häusern reicher Juden Besuche ab, in die er sich als Spielmann verkleidet, vorher

Eingang verschaffte, worauf er nachts mit seinen Leuten einbrach, die Bewohner, um sie zur Herausgabe des Geldes zu zwingen, schwer mißhandelte und in der Regel mit reicher Beute — in einem Falle 18 000, in einem anderen 10 000 Gulden — davonzog. Auch reichen Bauern, Pfarrern usw. stattete man nächtliche Besuche ab, und die Bande führte das üppigste Leben. Ein Vorfall erscheint besonders geeignet, die kalte Grausamkeit und Rachsucht Hannickels zu charakterisieren. Ein Mitglied seiner Bande, Toni als Christoph Pfister, hatte seine Genossen verlassen und als Grenadier à cheval Dienste genommen. Mit ihm war eine gewisse Mantua davongezogen, weshalb Hannickel dem abtrünnigen Genossen fürchterliche Rache schwur. Das Unglück wollte es, daß der bedauernswerte Toni nach sechs Jahren der Bande in die Hände fiel. Da fiel Hannickel mit 3 Kameraden über den Armen her, zerschmetterte ihm die Gliedmaßen, schnitt ihm die Nase, mit der Oberlippe ab und übergoss ihn zuletzt mit Jauche, um ihn die fürchterlichsten Qualen zu bereiten. Das unglückliche Opfer starb, konnte aber noch die Namen nennen, und nun sollte die Ungeheuer in Menschengestalt ihr Gesicht erreichen. Ein Schweizer Graf mit seinen Dienern ergriff Hannickel und die drei anderen Mörder Tonis auf der Jagd und lieferten sie ins Gefängnis ab. Hannickel aber entkam, obgleich er an Händen und Füßen gefesselt und in den Block geschlossen war. Lange erfreute sich der Räuber der goldenen Freiheit nicht mehr, am nächsten Tage wurde er von Bauern wieder ergriffen. Noch länger als einjähriger Untersuchung endete der Elende am Galgen.

Gegenüber diesen Bestien in Menschengestalt erscheinen Vandenführer wie Nickel List oder Lips Tullian als förmliche Gentlemen, das heißt Rübergentlemen. Beide übten auch eigentlich die Kunst des Stehlens, nicht die des Raubens, sie mordeten nur dann, wenn die dringendste Nothwehr es erforderte. Nickel List war ein Meister im Anfertigen falscher Schlüssel und Öffnen von Schlössern, das Schloß an seinen Ketten öffnete er zum großen Erschaunen der Richter, denen er in seiner Haft das Experiment vorführte, mit einem Bindfaden. Geboren 1656 zu Waldenburg bei Zwickau als Sohn armer Tagelöhner, zeigte Nickel schon frühzeitig einen scharfen Verstand; er trat in Dienste vornehmer Herren und führte sich gut auf, machte mehrere Feldzüge mit und übernahm endlich eine Schankwirthschaft in Ransdorf. Nebenbei studierte er fleißig, vor allem Bücher über Chemie, und erwarb sich wirklich einige Kenntnisse in der Heilkunde, sodaß man ihn allgemein den „Doktor“ nannte. In seiner Schenke verkehrten auch oft unehrliche Leute, einige derselben wußten ihn zur Theilnahme an einem Einbruch zu bereiten, bei dem 1200 Thaler auf sein Antheil kamen. Von nun an war er verstrickt, er konnte nicht wieder zurück, so bitter er auch seine Handlungsweise bereute. Selbst als er wegzog, wußten ihn die Gauner aufzufinden, endlich blieb ihm nichts übrig, als sich ihnen anzuschließen, worauf er in Folge seiner geistigen Ueberlegenheit bald ihr Anführer ward. In Sachsen, Thüringen, Franken folgte nun Einbruch auf Einbruch, ja bis nach Hamburg, Lüneburg und Braunschweig, dehnte List seine Beutezüge aus. Die Zahl der Diebstähle, die er ausgeführt, zählt nach vielen Duzenden, vor allem brach er gern in Kirchen ein, am bekanntesten ward der Einbruch im Kloster Sanct-Michael in Lüneburg, wo er mit seinen Genossen die sogenannte güldene Tafel, ein Prachtstück alter Kunst, raubte. Als er mit einigen Genossen nach einem glänzend gelungenen Diebstahl in einem Wirthshause, dessen Wirth ihm ergeben war, ruhig schlief, überraschten ihn bewaffnete Reiter und nahmen ihn nach verzweifelterm Widerstand mit einigen seiner Leute fest. Bald darauf folgte seine Auslieferung nach Celle wegen des Raubes der güldenen Tafel.

5 Unteroffiziere, 11 Gefreite und ein Leutnant in zwei sechspännigen Wagen holten im Dezember 1698 die Räuber aus dem Vogtlande ab, in schweren Ketten hoffte der berühmte Räuberhauptmann auf dem Wagen, meilenweit strömte das Volk herbei, ihn zu sehen. Reuevoll gestand er alle seine Verbrechen, ohne daß er deshalb der peinlichen Frage, der Folter, entging. In Hof war er bereits zur Schleifung nach der Richtstätte und zum lebendig Verbranntwerden verurtheilt worden, in Celle „milderte“ man mit Rücksicht auf seine Reue und sein offenes Bekenntniß das Urtheil dahin, daß ihm „nur“ die Glieder von unten auf mit eisernen Keulen zerschmettert werden sollten. Sein Kopf sollte auf den Pfahl gesteckt, sein Körper verbrannt werden. Das Urtheil wurde am 23. Mai 1699 vollzogen.

Nickel List fand in Lips Tullian einen Nachfolger. Letzterer war ebenfalls Meister im Stehlen, nur rühmte er sich, „daß des vormals bekannten Nikoll Listens und Konforten Thaten gegen die feinnigen nichts zu achten, weil diese meistens nur mit Dietrichen und Nachschlüsselr ausgeübt worden, da er hingegen alles mit der größten Gewalt forciert habe.“ In der That war er ein riesenstarker Mann, der einst eine schwere, eiserne Kirchenthür, deren Schloß nicht aufgehen wollte, mit seinem Brecheisen soweit nach außen bog, daß er mit seinen Leuten durch die entstandene Oeffnung hindurchkriechen konnte. Auch er wählte hauptsächlich Sachsen zum Schauplatz seiner Wirksamkeit. Sein wahrer Name ist nicht mit Sicherheit ermittelt worden. Während der Untersuchung gegen ihn gestand er 52 Verbrechen. Auch er bezugte tiefe Reue, weshalb der König das auf dem Tod durch das Rad lautende Urtheil in bloße Enthauptung abänderte. Das Urtheil wurde am 8. März 1715 zu Dresden vollstreckt. Lips Tullian, der die letzte Nacht vor seinem Tode mit dem Stodmeister und dessen Familie und Gefinde betend und singend verbracht hatte, hielt noch auf dem Schaffot eine Rede an das Volk, worin er seines Ungehorsams gegen die Eltern und der Warnung seines Vaters gedachte, daß er noch einst dem Scharfrichter werde folgen müssen. Vier seiner Genossen erlitten mit ihm den Tod.

Der einzige Hase.

Eine Jagdgeschichte von Valentin Traudt (Rauhenberg).

Wenn der Herr Rentner Bork zärtlich war, nannte er sein Weib stets „Mutter“. Und seit er die Posthalterei in Bierstadt aufgenommen, war er immer zärtlich, so zärtlich, daß Mutter befürchtete, er sei leidend. Aber sein guter Appetit und sein ungesuchter Durst, sein bombenfester Schlaf erschütterten bald ihre Annahme, ja, da das alles bei ihr im minderen Grade vorhanden war, kam sie nun gar auf den Gedanken, sie selbst wäre krank. Bork schüttelte zwar mit dem Kopfe, ging aber doch ohne jegliche Widerrede, zudem es ja im Sommer in Bierstadt unmöglich langweilig war, auf den Vorschlag ein, einige Wochen nach Rauheim ins Bad zu gehen.

Herr Rentner Bork wartete vor Badehaus Nr. 2 auf Mutter. Er hörte, wie die junge Dame, welche die Karten abstempelte, eine Nummer nach der anderen aufrief, er wunderte sich darüber, wie sich die Russen, welche neben ihm saßen, nur in einer so verquirligten Sprache verstehen konnten, er besah sich die Toiletten der Damen und die langen Bratenstecher der Herren. So hatte er ja noch einen daheim vom Großvater her. 125! — 126! — Doppelnummer!

Er sah auf. Da kam endlich seine Frau. „Wirst immer jünger, Mutter; wahrhaftig. — Wenn nur das verfluchte „Romantische“ nicht wär!“

Sie lächelte dann und ließ sich von ihm zum Café Metropole führen, wo man auf

der einen Seite Steine von Idar kaufen kann und auf der anderen Seite wirkliche Schweizerinnen wirklich mit der Hand ficken sieht. Herr Bork sah den sauberen Mädchen mit weltverlorenen Blicken zu. Nur dann und wann nippte er an seiner Tasse.

„Mutter“, ergriff er endlich schein das Wort, „ich will doch die Seelheimer Jagd pachten.“ — „Was?“

Der Ton schreckte selbst die Schweizer Mädel auf.

„Mutterl, gewiß. — Warum nicht? — Es ist was zum Repräsentieren; weißt.“

„Nie und nimmer!“ preßt sie hervor. „Man wird ja vor Langeweile daheim krank. Bewegung muß ich außerdem haben, Mutter. Du weißt, mei' Herz, mei' Leber, mei' Hirn.“

Das sagte er so schmelzend, daß sie aus dem Tone vernehmen konnte, daß er schon weitere Schritte gethan hatte.

„Was versteht Du von Jagd?“ meinte sie nun spöttlich. Es giebt aber in Bierstadt und Seelheim kein Wildprethändler: — Ja, pacht' sie nur!“

Sie war wie umgewandelt, und nur der seine Beobachter hätte den Unterton herausgefunden, der in dem Klang ihrer Worte lag und auf ein Hochgefühl endlichen Triumphes für sie schließen ließ.

Sie gingen die Promenade hinauf. Oben am Postgebäude ließ er sie stehen.

Dann will ich depeeschieren. Morgen ist Termin.“

Und als er befriedigt herauskam, schritt sie an ihm vorbei und sagte: „Ich muß auch eine Depeesche aufgeben.“

„Warum?“

„Es ist wege' Deim Geburtstags.“

Und dann gingen sie auf den Johannisberg.

Die Seelheimer Jagd kostete früher 150 Mark, jetzt aber 810 Mark. Damals hatten sie freilich nur gewöhnliche Bauern und jetzt gehörte sie dem Herrn Rentner Bork. Er so wohl wie „Mutter“ waren ganz wüthend über den ungeheuerlichen Preis. Sein Zorn über die Dummheit seines Vermittlers ersahen „Mutter“ zwar nicht ganz echt; aber sie mußte schweigen, sündemalen der, welcher den Preis so hoch getrieben hatte, ihr Vertrauensmann war, dem sie von Rauheim aus telegraphiert hatte: „Bis Achtshundert mitgehen.“

Nun kamen auch Hunde in das Haus, scharfe, schneidige Kerle. — Waldmann, der Fackel, zerriß alle Ragen der Nachbarschaft, so daß ihr, der armen Frau Rentner, die liebsten Vasen des Kaffeekränzchen die Freundschaft kündigten, und „Zell“, welcher große Vorliebe für Sofaschoner und Nähtischdecken, Pantoffeln und im Wind wehende Gardinen an den Tag legte. Und ein Jagdstuhl, ein Ranzen, Samaschen, Patronen und eine funkelnagelene Plinte kamen auch ins Haus. . . . War die Frau auf ihren ausgedehnten Besuchsgängen, dann stellte Herr Bork mit diesen schönen Dingen allerlei Uebungen und Exercitien an.

Er schlich in voller Ausrüstung von Stube zu Stube, er zielte auf alle möglichen Dinge, übte sich im Laden und Entladen und drückte endlich auch einmal los, so daß die ganze Schrotwolke in das Lodenfenster seines Gegenüber flog.

Der Erfolg blieb nicht aus — — : Strafe und Schadenersatz in Höhe von 45,25 M.

So kann man sich denken, daß Frau Bork glücklich war, als endlich die Jagd auf Hühner und bald auf Hasen aufging.

... Mit den Hühnern war das nun so. Er versicherte hoch und heilig, daß er immer in den dichtesten Schwarm halte und brachte doch nie eine Trophäe mit.

„Wie sehen sie eigentlich aus?“ fragte sie regelmäßig mit verstecktem Spott. „Nicht war, braun und hell und mit einem Stich ins Uchgrau? Und das Schrot sollen sie abschütteln wie das Dach den Hagel? Was? — Namentlich aus der Nähe? — Was?“

Und er sagte dann nur stets „Ja“ und „Ja“ und „Ja“.

Bald war er das einsame Umhertappen in der Seelheimer Gemarkung müde geworden und am Tage vor dem Aufgang der Hasenjagd lud er sich den Apotheker und den Rektor, der gerade Ferien hatte, ein. Das waren nun weniger gute Schützen als famose Gesellschaftler.

„Für einen garantiere ich Dir!“

Dies war sein letztes Wort bei dem Abschied von seinem Weibe am Morgen des großen Tages.

In sehr gehobener Stimmung fuhren die drei Nimrode nach Seelheim.

Die kräftige Herbstluft blies ihnen wohlthuend um die Wangen und erhöhte ihr Wohlbehagen, das sich in einem schier unstillbaren Fröhlichkeitsbegriff machte. Schon zeigten sich überall die Farben des Herbstes, die in ihrer Buntheit von dem ruhigen Blau des Himmels so beweglich abstachen. Von dem Hauche der Schwermut, welcher trotz der Farbenpracht auf der Landschaft lag, merkten die Jäger nichts. Wohlgenut fuhren sie hinaus, sich nur erinnernd, daß es jetzt wohl bald neuen Wein geben würde.

„So 'n Oster!“ rief der Rektor schmalzend.

„Ah!“ seufzte der Apotheker.

„Mer wisse 's!“ bestätigte Vork.

Und der alte Dursch war wieder da. So wurde denn erst in Seelheim ein tüchtiger Frühschoppen gemacht, ehe es den Hasen auf das Fell ging.

Erst am Nachmittag zogen dann die „drei Jäger wohl auf die Birsch.“

Die Sonne brannte so heiß, daß sie furchtbare Brummschädel belamen; ja, es schien, als könne sie jeden Augenblick der Hitzschlag treffen. Sie taumelten so eigenartig über die Acker und suchten mit ihren Gewehren wie mit Spazierstöcken umher! Und dann kam es dem außer Schußweite stehenden Beschauer doch nicht so besorgniserregend vor; denn bald piffte der eine, bald sang der andere. Und der Rektor gar, der warf seinen Hut hoch und jodelte.

„Wia d' Gamsjaeger, Holdrio!“

„Da! — Hopp! — Der Has' geht an.“ „Tell“ ist ihm gleich auf den Fersen und stellt ihn mitten im Feld. Der Has' sitzt und der Hund steht knurrend vor ihm.

„Kesseljagd!“ ruft der Apotheker.

Und von drei Seiten nahen sich die Jäger dem trauten Pärchen. Jeder will den Hasen schießen!

Die gefährlichen Männer schleichen heran, das Gewehr drohend an der Backe. Bald kommt es ihnen vor, als seien es zwei Hasen und zwei Hunde, bald, als wüchsen die Zwei da empor und schnurrten dann gleich wieder wie ein Gummigüßchen, dem man die Luft nimmt, zusammen.

Nun überschlägt sich der Hase, thut einen mächtigen Satz zur Seite, der Hund bellt und drei Mal donnern zwei Läufe ihre Grüße über das sonnige Feld.

„Er liegt im Dampf!“

„Er liegt im Dampf!“ —

„Er liegt im Dampf!“ — —

„Jäh!“

„Jäh!“ — —

„Jäh!“ — —

Und er lag auch im Dampf, d. h. „Tell“.

„Ich war ja nicht,“ erklärte nun Vork, „ich schieße ja mit förmlichem Dursch. Der Rektor war's gewiß mit seiner Nummer sinwe.“

„Mit sinwe schießt mer so kein Hund tot. Gewiß war's der Apotheker mit seinem „Köller“, entschuldigte sich der hochhaft.

Der Apotheker lachte nur und streckte den schweren Hund in seinen Rucksack.

„Weil mer ihn vergraben lassen müssen. Er wird aber abwechselnd geschleppt,“ brummte er dann.

Ohne noch eine Kreatur gesehen zu haben, kamen die Herren nach Grabstätten, wo es einen feinen „Tropfen“ gab. Und der Rektor meinte, man dürfe das nicht verjäumen und gegen Abend seien die Hasen viel besser

zu schießen, da einem ja just die Sonne nicht mehr irritiere.

„Der erste Tag muß gefeiert werden!“ jagte auch der Apotheker mit weltweiser Miene.

„Es wird schon bekommen, was?“ meinte zustimmend der Rentier.

Und sie nickten.

Der Tropfen war auch gut und löste von neuem die Jungen. Wunderbare Jagdergebnisse wurden aufgetischt und dann kam man auf den armen „Tell“ zu sprechen und man verglich nun die Patronen und vertauschte sie dabei.

Als sie daran waren, mit Hirschen und Sänen anzubinden und sich gar erschrecklich in die Wölle redeten, meinte die holde Wirtin, es würde doch jetzt schon schnell dunkel und wenn sie schon noch einmal über die Acker stolpern wollten, dann — —

Freilich war es dann Zeit.

Das sahen sie ein. Herr Vork ruckte seinen lieben Tell auf.

„Den hätten mer doch hier — —“

Aber weil der Fortläufer eintrat, verbiß der Rektor die Worte und folgte seinen Freunden.

War ihr Gang heute Mittag mehr ein Taumeln wie im Hitzschlag, so gleich er jetzt der hastigen Vorrichtung des Mondwandels, die sich vor keinem Abgrund scheut und doch jeden Tritt abwägt.

Die Umrufe der Laufmündungen war noch beängstigender.

„Hopp, Hopp!“ — „Hopp, Hopp!“ —

„Der Has!“ schreit Vork und läuft auf den Hasen zu, als ob er ihn erschlagen wollte. Dann bekennt er sich eine Weile und donnert endlich los. — Und der Apotheker auch. — Und — Bumm, bumm! — der Rektor auch noch. —

Und Lampe springt hoch und liegt. Und Vork springt auch hoch und liegt und reißt sich sein Hinterviertel.

„Ihr, Ihr Saufassel!“ brüllt er die Freunde an, welche sich hinter dem Ohr kratzen und verlegene, wirre Reden führen.

Der Rektor sackte den Hasen ein.

„Sinds Köller oder Nummer sinwe?“ fragte der Apotheker sanft. „Ist nicht gefährlich.“

„Wie Pfeffer und Salz!“ jammerte der Rentier und erhob sich.

„Dann ist's ja Dursch!“ jubelte der Rektor.

„Dursch?“

„Natürlich, mein Lieber; aber nun bitte ich sehr.“

Und der Apotheker nahm einen sehr ablehnenden und hohen Ton an.

Der Arzt in Seelheim erkannte auch auf „Dursch“ und schrieb nur tüchtige Kühlung vor.

„Ihr seht Euch über Nacht in einen Kübel mit kaltem Wasser,“ ulkte der Apotheker nachher.

„Mag' Euch der Has' trösten,“ feste der Rektor hinzu und trank seinen Stehschoppen aus.

„Wenn ich das mit dem Hund hier nicht ins Reine gebracht hätte, wär's noch wie vorhin,“ brauste Vork auf und warf die Rucksäcke in den Wagen.

Die Heimfahrt war still.

Aber in Vierstadt begleiteten die Freunde den waidwunden Vork in seine Wohnung. Soviel Verständnis war schon wieder da.

„Der Hund ist tot, Regine!“ rief Vork noch auf dem Gang; denn er nahm an, daß sie das freue.

„Und hier ist der Has'!“

Mit diesen Worten warf der Rektor den Rucksack in die Ecke. Die Magd stand mit dem Licht hinter ihr.

„Und hier ist ein Invalide, liebe Frau!“ — „Ach Gott, ach Gott! — Tot am Ende?“ Der Apotheker aber drehte den armen Mann um.

„Da herum ist's nicht ganz richtig,“ erklärte er.

Die Frau sah ihn verständnislos an.

„Er hat sich selbst angeschossen.“

„Jäh?“ brüllte Vork und hob sein Gewehr hoch. „Ja, gewiß!“

„Wir schießen nicht mit Dursch!“

Und die Freunde wandten ihm beleidigt den Rücken und rannten in den „Roten Dajsen“.

Die Frau hob den Rucksack auf. „Das ist ja verflucht schwer!“

Die Magd leuchtet voran.

„Den hab ich geschossen!“ triumphtierte Vork, nahm ihr den Rucksack aus der Hand und wollte den Hasen aufhängen.

Er zieht und zieht. —

„Tell!“ schreit sie entrüstet.

„Tell —!“ marmelt die Magd mitleidig.

„Tell —“ erstickt es auf seinen Lippen.

Während sich der Bauer in Seelheim Gedanken macht, wie er Vork doch um den Hasen bringen könne, der mit dem Hund vertauscht worden war, sitzt unser lieber Herr Rentier zwar nicht in Staub und Asche, aber er überlegt, wie er sich am besten zurückziehen könne.

Und er überlegt — und überlegt —! Er findet es auch. Er lat es schon. — Glücklicherweise verging „Pfeffer und Salz“ und er fühlte das „Romantische“.

„Mutter,“ sagte er, „ich hab' das Romantische in 'de Knoche. Mer fahre' nach Wiesbade.“

„Und da kurierst Du Dich auch von der Jagd?“

„Ja, Mutter!“

Und so blieb es denn bei dem einzigen Hasen, der dafür aber auch ein ganz wirklicher Hase gewesen war.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer: Buchstabenrätsel: Nichts Neues vor Paris. Unterhaltungsaufgabe: Hans Biffia hat seinen Platz in der Mitte der links von dem Wirt stehenden sieben Studenten.

Homonym: Bund.

Kirchenkalender.

Dienstag, 19. November. Elisabeth, Witwe. • Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 7 Uhr Andacht und Predigt aus Anlaß des Festes der hl. Elisabeth. • Franziskaner-Klosterkirche: Morgens 6 $\frac{1}{2}$ Uhr feierl. Reviden-Amt für die Mitglieder des III. Ordens.

Mittwoch, 20. November. Maria Opferung. Buß- und Betttag, gebotener Feiertag. Evangelium n. dem hl. Lukas 11, 27-28. Epistel: Strach 24, 27-28. • St. Andreas: 13-stünd. Gebet, Aussetzung des hochw. Gutes 8 Uhr, morgens 9 Uhr Hochamt, hl. Messen wie an Sonntagen. Betstunden: 12-1 Uhr Elementarschulfinder, 1-2 Uhr Jungesellen - Sodalität, 2-3 Uhr Männer-Sodalität, 3-4 Uhr Ursula-Gesellschaft, 4-5 Uhr Sakramentsandacht, 5-6 Uhr Sühne-Andacht und von 6-7 Uhr Komplet. • St. Lambertus: Morgens 8 Uhr Aussetzung des allerh. Sakramentes, 9 Uhr feierliches Hochamt, abends 6 Uhr feierl. Komplet. Titularfest der Marianischen Jungfrauenkongregation. Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion, Nachm. 3 Uhr gemeinschaftl. Betstunde und Aufnahme neuer Mitglieder. • St. Martinus: 13-stündiges Gebet. • Maria Empfängnis - Pfarrkirche: Gottesdienst wie an Feiertagen. • Karmeliten-Klosterkirche: Fest Maria Opferung. Hauptfest der Bruderschaft der schmerzhaften Mutter Gottes. Erste h. Messe $\frac{1}{2}$ Uhr, $\frac{1}{9}$ Uhr Hochamt. Nachm. 4 Uhr ist Predigt u. Festandacht. Während der Oktav ist nachmittags 4 Uhr Andacht zur schmerzhaften Mutter Gottes. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 6 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten; 7 Uhr Frühmesse, 9 Uhr Hochamt, 12 Uhr Betstunde der Kinder, nachm. 3 Uhr Vesper, 6 Uhr Komplet und Schlußgebet.

Donnerstag, 21. November. Gelasius, Papst. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Segens-Hochamt. • St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segensandacht.

Freitag, 22. November. Cäcilia, Jungfrau und Märtyrer. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.

Samstag, 23. November. Clemens, Papst und Märtyrer. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zur Vorbereitung auf das hochh. Weihnachtsfest.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

„Das Ende der einzelnen Artikel vorbehalten“

Sechszwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 24, 15-35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte sehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, lehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß euree Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernerhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder thun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrthum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Ras ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Fohanne senden, mit großem Schalle; und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lehrt dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dieß Alles sehet, so wisset, daß es vor der Thür ist. Wahrlich, sag ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Kirchenkalender.
 Sonntag, 24. November. Sechszwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Johannes vom Kreuz. Evangelium nach dem hl. Matthäus 24, 15-35. Epistel: Kolosser 1, 9-14. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der mar. Jünglingskongregation, um 12 1/2 Uhr Vortrag u. Andacht für dieselben. St. Anna. Stift: Nachm 8 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Carmeliteissen-Klosterkirche: Wegen des Festes Maria Opferung ist während der Oktav Nachmittags 4 Uhr Andacht.
 Montag, 25. November. Katharina, Jungfrau u. Märtyrin.
 Dienstag, 26. November. Konrad, Bischof.
 Mittwoch, 27. November. Maximus, Bischof.
 Donnerstag, 28. November. Günther.
 Freitag, 29. November. Saturnin, Bischof und Märtyrer.
 Samstag, 30. November. Andreas, Apostel St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des Pfarrpatrons, des hl. Andreas.

Leg' deinen Kummer in ein Vächeln
 Und all dein Sehnen in ein Lied,
 Damit kein lieblos kaltes Auge
 Dein tiefes, bitt'res Herzweh sieht!
 Sag' deinen Kummer nur dem Freunde,
 Verschweig' den Menschen schon dein Leid —
 Sie rauben dir mit ihren Worten
 Selbst deines Schmerzes Heiligkeit.

Das Gleichnis vom Senfkörnlein.

II.
 Da stehen wir, lieber Leser, schon wieder am Schlusse eines Kirchenjahres. Sehr ernst, ja erschütternd ist der Inhalt des heutigen Evangeliums: der Untergang des unglücklichen Jerusalem und des jüdischen Volkes tritt vor unsere Seele als ein Vorbild von dem Ende aller Zeit, als ein Vorbild von dem Weltende. Für uns aber, lieber Leser, endet die Welt mit unserem Tode, dem Tode, der uns jeden Augenblick ereilen kann.
 Wie lebhaft tritt uns da die Nichtigkeit aller irdischen Dinge vor die Seele: Wie unbefähigt, wie vergänglich ist alle irdische Größe und Glückseligkeit! Was ist denn aus jenen großen Namen geworden, die in den letzten hundert Jahren eine glanzvolle Rolle auf dem Schauplatze der Welt gespielt? Man weiß, was sie während der kurzen Dauer ihres Glanzes waren; wer aber weiß, was sie nun im ewigen Lande der Toten sind? Die Zaubergebilde von Ehre und unsterblichem Ruhm helfen da nicht das Geringste: der

göttliche Richter, der ihre Thaten prüft u. ihre Verdienste abwägt, richtet sich nicht nach dem, was wir von ihnen denken oder urteilen; ja, wer weiß ob nicht gerade die Thaten, die in unsern Augen ihr Ruhm sind und darum in unsern Jahrbüchern überschwinglich gepriesen werden, der Hauptgrund ihrer Verwerfung sind und in Gottes Augen die traurigsten Flecken ihrer Seele? Was sind die Menschen auf der Welt im Grunde anders, als Personen, die sich auf einer großen Schaubühne bewegen, auf der Alles, was durch seinen Zauber blendet, eben nur „Spiel“ ist? — Darum sagt ein alter Geistesmann mit Recht: Gewöhnen wir uns an, zu urteilen und zu denken, wie wir einst in der Ewigkeit urteilen und denken werden! Dann werden wir die Weltkinder ihren Hoffnungen und Freuden nachjagen lassen und, anstatt ihr Glück zu beneiden, ihre unselige Verblendung bedauern: „was nützt es dem Menschen, wenn er die Welt gewinnt, aber seine Seele verliert?“ (Matth. 16.)
 Wir kehren nun, lieber Leser, zu der abgebrochenen Betrachtung vom verflochtenen Sonn-

tage zurück. Die katholische Kirche hat, wie wir sahen, ihre Bestimmung, Weltkirche zu sein, von ihrer Stiftung an durch alle Jahrhunderte zu erreichen sich bestrebt. Unter dem Widerspruch des Zeitgeistes und der irdischen Mächte, ja, unter Verfolgungen, die mit allen irdischen Waffen geführt wurden — trat die Kirche in die Welt. Alle jene Mittel, durch die sonst Menschen auf Menschen einzuwirken pflegen, waren bei der Einführung des Christentums gänzlich ausgeschlossen: sowohl die Macht des Geistes, wie die Macht des Ansehens und des irdischen Besitzes, wie die Macht der Sinne! Keine von diesen Mächten nahm der göttliche Stifter in seinen Dienst: auch den Aposteln waren sie selbstredend ver sagt. Dafür aber ersuchte Gott innerlich Geist und Herz der Menschen durch Seine Gnade, durch die er die Predigt der Apostel für die Ausbreitung des Evangeliums fruchtbar machte; und neben der Predigt erwiesen sich hierfür wirksam: die unbesiegbare Glaubenskraft und die hohen Tugenden der ersten Christen, der Heldenmut der Martyrer und nicht zuletzt die Wunderthaten, die die Apostel im Namen Jesu wirkten.

Nach der Weise und dem Vorbilde der Apostel haben die katholischen Glaubensboten jederzeit ihre Thätigkeit entfaltet, meistens ohne jegliche Unterstützung seitens der weltlichen Mächte, unter Entbehrungen und Verfolgungen. Was sie erreichten, das erreichten sie durch geistige und übernatürliche Mittel. Groß ist die Zahl der Glaubensboten, die die Palme des Martertums errungen; und bis zur Stunde wird der Boden unserer katholischen Missionen befruchtet durch das Blut zahlreicher Bekennner. Woher aber die Begeisterung unserer Glaubensboten, die sie nicht zurückschrecken läßt vor Leiden und Tod? Hier zeigt sich, lieber Leser, die der katholischen Kirche innewohnende Kraft wirksam, von der oben die Rede war!

Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der übrigen Religionsgesellschaften lehrt, daß hinsichtlich der beiden angegebenen Punkte keine einen Vergleich aushält mit unserer Kirche. Zunächst die griechische Kirche hat, seitdem sie schismatisch ist, keine Heiden mehr bekehrt; wohl aber ist ihr der einst so herrliche Orient an den Muhamedanismus verloren gegangen. Speziell in Rußland ist sie, als reine Staatskirche, in Erstarrung versunken, und an „Eroberungen“ — außer durch brutale Gewalt und im Dienste russischer Politik — hat sie längst nicht mehr gedacht.

Der Protestantismus hat die längste Zeit hindurch gar keine Heidenmission gehabt, ja, zum Teil grundsätzlich solche verworfen. Erst seit dem Jahre 1648 versuchte England, und zwar im politischen Interesse, die Indianer in Nordamerika zu christianisieren, rottete dabei aber die Eingeborenen allmählich fast gänzlich aus. — Ueberhaupt liegt es im Geiste dieser Religionsgesellschaft, die aus einem „Proteste“ gegen die katholische Kirche hervorgegangen ist, daß all ihre Thätigkeit von dem Geiste dieses Protestes geleitet wird. Das zeigte sich auch in dem Missionswesen: diejenigen protestantischen Staaten, die eine Seemacht besaßen (z. B. England und Holland) gingen anfangs nur darauf aus, katholische Kolonien zu vernichten; ihre „Missionsthätigkeit“ bestand in nichts anderem, als in der Zerstörung der katholischen Gotteshäuser, der gewaltthätigen Vertreibung der kath. Missionare und in der Rötigung der bereits bekehrten Einwohner, den protestantischen Namen anzunehmen, — so im Capland, auf Ceylon, Amboina etc. An eine Bekehrung bezw. an eigentliche Unterwerfung dachte man nicht; hierfür waren „Missionare“ auch nicht sehr geeignet. Man suchte in erster Linie — und so ist es heute noch — die Bekehrungen durch Anstellung der Bibel zu bewirken. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist

nun zwar die Geschäftigkeit der Missions- und Bibelgesellschaften überaus groß, allein trotz der ungeheuren Geldmittel und aller weltlichen Unterstützung ohne nennenswerten Erfolg. Der englische Convertit Marshall hat in seinem vordienstlichen Werke über „die kath. Missionen“ zahlreiche protestantische Schwärmer gesammelt, die diese Erfolglosigkeit unbefangenen zugeben: die oft nur durch Geschenke gewonnenen „Bekehrten“ erweisen sich eben selten standhaft, — abgesehen davon, daß diese Art von Missionsthätigkeit mit der der Apostel und apostolischen Männer absolut nichts gemein hat.

Kurz, die katholische Kirche allein ist das wahre Abbild des „Senskörnleins“, das durch die ihm innewohnende Kraft zum schattenpendenden Baume sich ausgewachsen hat, — die Weltkirche, ausgebreitet über die ganze bekannte Erde, Länder und Völker in der Einheit des Glaubens und der Liebe verbindend. Sie ist deshalb die wahre Kirche Jesu; denn nur des Stifters göttlicher Macht u. Weisheit war es möglich, so verschiedene Völker, so viele tausend Millionen Menschen zu solcher Einheit zu vereinen u. durch alle Jahrhunderte auch darin zu erhalten.

S.

Die Barbierstube.

Skizze aus dem Altertum von Dr. Max Breyer.

Gleich den Römerinnen verwandten auch die Römer vielen Fleiß auf ihre Haare und ihren Bartwuchs; wer sich aber das Geschäft eines Barbiers im Altertum identisch denkt mit dem gegenwärtigen, irrt sehr. Schon seine Benennung „Tonsor“ lenkt hinlänglich darauf hin, daß das ganze Geschäft, was wir mit dem Worte Barbier bezeichnen, genau genommen von Haarbescheerer abzuleiten ist, da die alten Griechen sowohl wie Römer sich das Haupthaar viel früher und häufiger rund um den Kopf scheeren ließen, ehe sie sich der aus dem Orient und von den Aegyptern zu Alexanders Zeit zu ihnen gekommenen Mode des Rasierens fügten.

Das Geschäft eines alten Barbiers war damals viel wichtiger und verzweigter, als es in unsern heutigen Barbierstuben meistens gefunden wird. Denn der Römer pflegte mit seltenen Ausnahmen seine ganze Morgentoilette nicht in seinen vier Pfählen, sondern in der Barbierstube zu machen, da ihm für seinen Bedarf größtenteils Spiegel, Kämmе und andere Rutzachen im eigenen Hause mangelten. Alte Schriftsteller erzählen übereinstimmend und ausdrücklich, daß der „galante Mann“ zum Haarpuzer ging und nur der in großem Herzleide sei, welcher sich die Haare selber schnitt. Daher gleich denn auch in Wahrheit eine derartige alte Barbierstube einer Karavanserei, wo in den Morgenstunden ein großer Zusammenfluß von Menschen und — Schwägern stattfand. Der arme Barbier aber kam kaum zu Atem, und es war gewiß keine kleine Aufgabe, die Zufriedenheit der zuströmenden Gäste zu erlangen, da ihr Wunsch so vielfach verschieden war. Dieser verlangte eine Frisur, jener wünschte die Nägel beschnitten, ein dritter endlich einen Bartputz; alle drei Wünsche mußte der Barbier im Altertum in Einer Person befriedigen, denn nur die Allerreichsten waren im Besitz der dazu gehörigen Instrumente, die aber nicht von ihnen, sondern von ihren Sklaven gehandhabt wurden. Und wenn auch die Werkzeuge vorhanden, so fehlte den meisten doch im eigenen Hause etwas wesentliches: der Spiegel, in welchem sie den Umschnitt der Haare untersuchten, wie uns Plutarch erzählt. In der Barbierstube aber konnten sie sicher sein, das Glas zu treffen.

Das Geschäft des Barbiers war dreifach: das erste und begehrteste war unzweifelhaft das Abschneiden der Haare. Dazu bediente

er sich aber nicht der Scheere, sondern scharfer Messer von verschiedener Größe und Schärfe, mit denen er die Haare nach dem Kamm abstutzte. Das non plus ultra aller Haarschnitte war aber, nach Aristophanes, der Schnitt mit einem Messer. Dieser Haarschnitt oder, was gleich ist, diese Frisur, war auch zugleich die eleganteste. Jedoch legte man auch zwei Messer aneinander und bildete so eine Art von Scheere. Dieses Messer, womit die Haare geschoren wurden, hieß nach Lucian gewöhnlich *κλυσσα*, d. h. Schwert, gleichviel ob es einfach oder aus zwei Messern zusammenge setzt war, und mag unzweifelhaft der jetzigen Benennung Scheere die Entstehung gegeben haben, die mit Weglassung der ersten Silbe sich beinahe von selbst bildet. Es kam bei dem Schnitt mit einem Messer namentlich auf den gleichen Schnitt an; daher pflegten denn auch kunstfertige Barbier nach gethanem Schnitt emsig darauf bemüht zu sein, jedes noch stehen gebliebene ungleiche Härchen sorgfältig abzulesen, wobei gewiß manche drollige Szene vorgekommen sein mag, sodas wir die von Plutarch aufbewahrten Barbieranekdoten durchaus nicht für übertrieben halten. Uebrigens war die erste Frage des Barbiers: „Wie scheer' ich dich?“ Denn es gab mindestens fünf verschiedene Arten, die Haare zu beschneiden, wie aus den alten Grammatikern und Glossarien zur Genüge hervorgeht. Am drolligsten jedoch müssen die Auftritte während des Haarschneidens und auch noch nach demselben bei denen gewesen sein, die sich noch für jugendlich hielten oder doch noch für jung gelten wollten. Auch alle Farbe-Rezepte der Haare wurden in der Barbierstube in Anwendung gebracht, worauf sich die römischen Haarpuzer als ausgebildete Praktiker ungemein gut verstanden und so einträglich wie möglich machten.

Das zweite Geschäft des Barbiers war das eigentliche Rasieren. Es wurde mit weniger Abweichung ganz so wie noch jetzt verrichtet; selbst die Serviette zum Abtrocknen fehlte nicht; doch war sie nicht glänzend weiß, sondern zottig und rauh und bei den Griechen aus geröstetem Flachsbereitet. Plautus nennt sie in einer scherzhaften Allegorie „Umschlagelischer“, weil sie über die Schultern gehängt wurden.

Das dritte Geschäft endlich war das Abschneiden der Nägel an den Fingern, denn an den Beinen wurden die Nägel, wie bekannt, gewöhnlich in den Bädern beschnitten. Dies Beschneiden geschah aber nicht mit dem „Schwert“, sondern mit kleinen Messerchen. Die abgeschnittenen Stückerl Nägel sammelte man sorgsam auf und verwahrte sie als Amulet.

Ob auch der geringe, sogenannte „Kleine Mann“ sich von dem Barbier die Nägel beschneiden ließ, bleibt zweifelhaft. Wenn es geschah, war es sicherlich nicht gar zu häufig, da es erweislich, daß er die Hilfe des Barbiers dadurch zu umgehen suchte, daß er sich Pechpflaster auflegte. Wer sich also von Sklaven die Nägel nicht beschneiden lassen konnte, ging in den Laden eines Bartscheerers und ließ sich von diesem dieselben beschneiden und abpuzen. Ein schöner Finger und ein schöner Nagel stehen selbst in dem Register der dreißig Schönheiten einer Frau des Altertums. Und das ist auch leicht erklärlich. Man begleitete damals und begleitet noch jetzt in jenen Gegenden die Rede immer mit schicklichen Geberden und Bewegungen der Hände und Finger, die selbst in bestimmte Regeln der Kunst gebracht waren und als Hauptteil der alten Tanzkunst anzusehen sind, sodas sich die Griechinnen und Römerinnen allein durch verschiedene Fingerbewegungen verständlich machen, namentlich alles, was wir mit Zahlen ausdrücken, vollkommen damit andeuten konnten. Diese Fingerzeichnung ist für uns verloren gegangen.

Selbstverständlich mußte ein beredter gesprächiger Finger auch ein schöner sein, zumal da im Altertum keine Handschuhe im

Gebrauch waren, daher die große Sorgfalt, welche die Römerinnen auf Finger und Nägel verwendeten; daher die Erfindung der Ringe, die ihrer ersten Bestimmung nach weniger als Luxus denn als Mittel dienten, die Finger zarter und schlanker zu erhalten; daher auch der Gebrauch von allerlei Säften, Kräutern und mineralischen Pulvern, wovon sich nach Plinius' „Naturgeschichte“ ein ganzes Rezeptbuch sammeln ließe. Vergegenwärtigt man sich dies alles, so möchte es leicht erklärlich sein, wie man im Altertum für die Besorgung der Nägel einige Personen aufstellen konnte, die sich ausschließlich und allein damit beschäftigten, die rauhen Unebenheiten und Nebenansätze der Nägel abzuglätten und wegzubringen und die Nägel überhaupt zu einem besondern Bestandteil des weiblichen Putzes machen konnte. Freilich müßten wir nicht vergeßen, daß auch die Nägel an den Füßen selbst bei den elegantesten Damen des Altertums sichtbar waren, da die Schuhsohlen bloß mit Bändern, wovon das eine zwischen der großen Fußzehe durchging, oberhalb des Fußes festgeschnürt wurden.

Ein seltenes Gotteshaus.

Aus dem Sagenkranz des böhmischen Volkes.

Von Erich Hundrieser.

Vor einigen hundert Jahren, als das Städtchen Bizeitz in Böhmen noch mit Mauern umgeben war, lebte daselbst ein wohlhabender Bürger, dessen Gattin sich auf's Eifrigste mit der Bienenzucht befaßte. Sie hatte in ihrem Hausgarten, der mit jenem des damaligen Dechanten zusammenstieß, mehrere Bienenstöcke aneignet, die jedoch zu ihrem größten Leidwesen regelmäßig von den Bienen verlassen wurden, so daß die gute Frau trotz aller von ihr angewandten Kunstgriffe nicht ein Quentchen Honig zu erzielen vermochte. Eines Tages, als nun abermals ein ganzer Schwarm ausgeflogen war und die arme Bürgerfrau sich wieder in ihren Hoffnungen getäuscht sah, begegnete ihr ein altes Mütterchen, das sich mit lebhafter Teilnahme nach dem Nummer der trostlosen Bienenzüchterin erkundigte.

„Ihr könnt mir nicht helfen“, erwiderte Frau Martha, indem sie sich die hellen Thränen aus den Augen wischte, „oder wißt Ihr vielleicht ein sicheres Mittel, das Ausfliegen der Bienen zu verhindern?“

„Gewiß weiß ich eins“, gab das Mütterchen zur Antwort, „und wenn ihr meinem Rate folgen wollt, so werdet Ihr Euch bald von dessen Vortrefflichkeit überzeugen.“

„Und worin besteht dieses Mittel?“ fragte die Bürgerfrau.

„Geht morgen zur Kommunion“, sprach das Mütterchen mit leiser Stimme, „und empfangt die Hostie, ohne sie zu verschlucken. Hierauf legt sie vorsichtig in Euer Gebetbuch und wartet die Mittagsstunde ab. Mit dem Glockenschlage Zwölf legt die Hostie in den mittleren Bienenstock, und die Bienen werden nicht mehr ausfliegen, dafür bürgt ich Euch.“

Frau Martha dankte der Alten für den guten Rat und brückte ihr, als sie den Heimweg antrat, einen blanken Thaler in die Hand, den das Mütterchen mit freudestrahelndem Anblicke und unzähligen Verbeugungen in Empfang nahm.

Am anderen Morgen ging Frau Martha zur Beichte und Kommunion, und legte, dem Rate des Mütterchens gemäß, die Hostie unbemerkt in ihr Gebetbuch, worauf sie eilig das Gotteshaus verließ.

Als endlich die Nacht hereinbrach und die Glocke der Thurmuhre die Mitternachtsstunde verkündete, schlüpfte Frau Martha vorsichtig in den Garten und legte nicht ohne Zagen die Hostie in den mittleren Bienenstock. Zufrieden mit der glücklichen Ausführung ihres Vorhabens, kehrte sie ebenso leise ins Haus und erreichte unbemerkt ihr Kammerlein, wo sie die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne noch wach fanden

Am folgenden Tage wimmelte es in den Stöcken von Bienen, die mit emsigem Fleiße im Garten hin und her flogen und aus den duftenden Blumenkelchen ihre süße Nahrung schöpften. Frau Martha's Entzücken kannte keine Grenzen; sie brachte bald den ganzen Tag im Garten zu, das rastlose Walten der fleißigen Tierchen mit stiller Freude beobachtend, und berechnete als eifrige Wirtin schon den Nutzen, den die Bienen für die Hauswirtschaft abzuwerfen versprochen. Während sie in solchen Betrachtungen versunken da saß, wurden ihre Kühe in den Garten zur Weide getrieben. Die Tiere, sonst so geduldig und still, zeigten diesmal eine auffallende Unruhe. Sie steckten die Köpfe zusammen, ließen ein dumpfes Gebrüll ertönen und trabten dichtgeschleiert auf den mittleren Bienenstock zu, vor welchem sie zu Frau Martha's nicht geringer Bestürzung in die Knie niedersanken. Nur mit Mühe gelang es Frau Martha und einigen hebeileidenden Knechten, die aufgeregten Tiere hinweg zu treiben.

Dieser Vorfall wurde auch von dem greisen Dechant beobachtet, den das schöne Wetter an das Fenster gelockt hatte. Er ließ sofort den Besitzer jenes Gartens zu sich bescheiden und forderte ihn auf, ihn über das seltsame Gebahren der Kühe aufzuklären. „Es unterliegt keinem Zweifel“, sagte er ernst hinzu, „daß hier ein Geheimnis obwaltet, dessen Enthüllung ich für meine heilige Pflicht ansehe.“

„Auch mich hat dies ungewöhnliche Ereignis über alle Maßen befremdet“, erwiderte der Bürger, „und da ich Euch, hochwürdiger Herr, keinen Aufschluß hierüber zu geben vermag, so laßt uns noch den morgigen Tag abwarten, damit wir sehen, ob die Tiere sich in gleicher Weise verhalten, sobald sie abermals den Garten betreten.“

„Es sei!“ sagte der Dechant. „Wenn jedoch der heutige Vorfall sich morgen wiederholt, so bleibt mir nichts anderes übrig, als die Bienenstöcke untersuchen zu lassen.“

„Und ich werde Euch darin bereitwillig unterstützen, hochwürdiger Herr“, entgegnete der Bürger, der ebenfalls von ganzem Herzen eine Aufklärung wünschte, und er verabschiedete sich ehrerbietig von dem Dechant, der ihn huldvoll entließ.

Am folgenden Abend wiederholte sich zum großen Erstaunen aller Hausbewohner das selbe Schauspiel.

Kaum wurden die Kühe in den Garten getrieben, als sie abermals die Köpfe zusammensteckten und leise brüllend vor dem mittleren Bienenstock niederknieten. Der Dechant, welcher mit mehreren Magistratspersonen am Fenster stand und den sonderbaren Vorgang mit steigender Verwunderung beobachtete, wandte sich nun an jene mit der Aufforderung, ihn in den Garten zu begleiten und die Bienenstöcke zu untersuchen. Man öffnete den ersten und den zweiten Bienenstock, ohne etwas zu entdecken. Als man aber den mittleren Bienenstock erbrach, fand man darin eine kunstvoll aus Wachs geformte Monstranz, auf deren oberstem Kreuze die Bienenmutter saß. In der Monstranz selbst gewahrte man die Hostie, welche Frau Martha in den Bienenstock gelegt hatte.

Tief ergriffen von diesem Anblicke sanken alle Anwesenden auf die Knie und der Dechant sprach mit bebender Stimme ein kurzes Gebet, in welches die andern andachtsvoll einfielen. Hierauf begaben sich alle in die Kirche, von wo aus sich bald eine feierliche Prozession in den Garten bewegte, um die Monstranz in das Gotteshaus hinüber zu tragen. Die Kunde von diesem wunderbaren Ereignis verbreitete sich rasch durch die ganze Stadt, und Jung und Alt strömte eiligst herbei, um die Monstranz in Augenschein zu nehmen und den Allmächtigen, der dies Wunder bewirkt, aus tiefster Seele zu preisen. Es ward beschlossen, nach dem Muster der Monstranz eine silberne anfertigen zu lassen und das hierzu erforderliche Silber durch

freiwillige Spenden der Bürgerschaft herbeizuschaffen. So entstand eine herrliche Monstranz für die Bizeitzer Pfarrkirche, die auch während eines großen Brandes mitten unter den glühenden Balken und Trümmern unverfehrt blieb, während jene von den Bienen verfertigte Monstranz im Laufe der Zeiten verloren ging.

Die Totenkirmes.

Volkserzählung von Velten vom Gai (Grenzach).

Längst starb der letzte Sonnentag. Trauernd und stumm schreitet die Zeit über die verwaiste Erde. Im kalten Winde nicken die welken Zweige und streuen die letzten Blätter über vergilbte Halme und erkorbene Blüten. . . Der Hauch des Todes weht eifrig durch das Feld; er dringt auch durch die unergründlichen Wälder empor in die Bergeinsamkeit, wo ein hartes, ernstes Leben selten zu stiller Einkehr kommen läßt. Von dort steigen nur am Tage Allerseelen alle die Eindrücke nieder in's Dorf und bringen den Geschiedenen die letzten Blumen und ein Lichtlein für das Grab. Und nach weiteren vierzehn Tagen kommt nun das Jungvolk wieder herab; aber zum Tanz, — trotzige, wetterharte Bub'n und anmutig herbe Mädchen.

Weit und breit nannte man die Kreuzlinger Kirmes die Totenkirmes; einmal, weil sie so spät fiel und dann, weil in der Regel einer in diesen Tagen sein Leben lassen mußte. Aber lustig war man doch!

Im vorigen Jahre war der Bauer aus dem Hornerthal, ein überall beliebter und gern gesehener Wäldler, erschossen worden. Und in diesem Jahre war der Köhlermartin hinten in der Wand abgestürzt und lag im Sterben. . . . Und die ganzen Jahre vorher —!

„So lang' es noch 'n Musikant giebt uf der Welt, is in Kreuzlinge' Kirmes!“

Und so ging es auch heuer wieder recht flott her. Und die ganze Berg- und Waldbauernjugend war da. Wie glänzten die Augen und wie glühten die Wangen! Nur die Margareth vom Hornerthal war still und in sich gelehrt. Es hielt sie nicht lange auf dem Tanzboden. Das Jahr war ja kaum herum, daß man ihren Vater bei den Schirmtannen erschossen gefunden hatte.

Der junge Forstgehilfe soll es gewesen sein, der stramme, schöne Bursch, mit dem die Margareth sonst immer getanzt hatte. Aber jetzt war's aus. — Konnte man nur so etwas ahnen? Und nun leugnete er auch immer noch! — Ja, so einer, schön thun und süß schwätzen und doch so falsch sein! — Hatte er nicht immer von dem Wilberer droben hinter dem Hornerthal gesprochen? — Aushorchen hat er sie gewollt! — Aber er wird's büßen müssen, ihr Bruder hat's geschworen. So oder so. Und was er ihr geschrieben hat, ist auch lauter Lüge gewesen. Das waren die Gedanken, welche ihr durch den Kopf gingen und sie schluchzte noch heftiger als vorhin, wo sie nur an den Toten dachte. Der Lebende, der, an dem ihr junges Herz hing, hat ihr tieferes Leid gebracht. . . . Ein leichtes Zittern ging durch die schlanken Glieder des schönen Mädchens, noch einmal faltete sie die Hände und murmelte ein kurzes Gebet. Dann stand sie auf und wollte sich zum Gehen wenden. Mit weitgeöffneten, starren Augen, die Hände abwehrend ausgestreckt, blieb sie jedoch stehen, wach dann einen Schritt rückwärts und ließ den Kopf müde auf die heftig wogende Brust sinken. Hirtel, der Forstgehilfe, näherte sich langsam Schrittes.

Da trat er vor das Mädchen und sprach langsam und tonlos:

„Margareth, glaubst Du's denn immer noch?“

Sie schluchzte nur.

„Gieb mir doch Antwort,“ bat er eindring-

lich. Aber sie blieb stumm und sah ihm nur
sich in's Auge. Ihre Hände krampften sich
zusammen.

"Margareth!"

"Geht, geht fort von hier!" —

"Ich habe Dich lieb!" murmelte er ein-
süßig.

"Ihr?"

"Margareth," rief er hastig. "Es ist nicht
wahr. Ich schwöre es Dir beim Grabe des
lieben Vaters."

Das Mädchen faltete verzweifelt die Hände
und stieß ein kurzes Lachen aus, dann sah
sie den schmucken Burtschen einige Augenblicke
prüfend an. Er wollte ihre Hand ergreifen;
aber sie stieß ihn wild von sich. Ein fester
trohiger Zug spielte um ihren Mund, als sie
bebend und im Tone des Zweifels sprach:
"Es wär' nit so wie die Leut' sagen, Hirtel?
— Es wär' nit so?"

"Nein, Margareth! Ich habe es nicht ge-
than. Ich war gar nicht bei den Schirm-
tannen! Du weißt, ich bin verhört in der
Stadt. Was sollt ich lügen, wenn ich einen
Wilderer erschossen hätt'?"

"Das jagt Ihr so ruhig? — Schämt Euch!"
führte die Bitternde wild auf.

Kopfschüttelnd entgegnete er: "Komm mit,
ich erzähl' Dir's noch einmal, wo ich war an
dem Tag."

"Nein, nein. Ich seh' noch sein Blut!"

Hirtel blickte sie mitleidig, fast flehend an.
Dann fragte er sanft: "So ist's am End',
Margareth?"

Das Mädchen trat einige Schritte zurück;
ein heftiges Schütteln durchbebt es, kalt wie
Novemberfrost. Dann sank es, die Hände vor
das Gesicht geschlagen, bei dem Grabe des
Vaters nieder. Er kniete neben ihr hin, er-
griff die Hände der willenlos gewordenen und
sprach Worte des Trostes. Sie ließ es ge-
schehen, stumm und teilnahmslos. Nur dann
und wann schien sie auf ihn zu lauschen,
dann und wann richtete sie den Kopf etwas
auf.

"Margareth, glaubst Du's nun noch?"

Das Mädchen aus dem Hornerthal erhob
sich endlich und entgegnete: "O Gott, was
soll ich sagen? Mein Bruder, mein Bruder!"

"Ich werd's ihm beweisen, daß es nicht so
ist. Ich wär' ja doch längst fort, wenn's
wahr wär'."

"Meinst, sie ließen mich hier?"

"Er glaubt's nit! O Gott, er glaubt's nit.
Hüte Dich vor ihm, Franz!"

"Margareth, Du sagst wieder Franz zu
mir!" jubelte der Forstgehilfe und wollte sie
an sich ziehen.

"Laß mich gehen!"

"Morgen komm' ich 'auf!" Mit diesen
Worten ging er, einen liebeheißigen Blick auf
das Mädchen werfend.

Als Margarethe in das Dorf kam, stand
eine erregte Gruppe vor dem Wirtshaus.

"Eben hat's der Sakristan gesagt. Er soll
es sagen, der Köhlermartin hat's gewollt!"
hörte sie schon von weitem. Ihr Bruder eilte
auf sie zu. "Wo bleibst Du so lang? Denk,
denk die Neugier! Der Köhlermartin hat den
Vater erschossen!"

Eine leichte Röthe flog bei diesen Worten
über das Gesicht des Mädchens, dessen Lippen
mechanisch wiederholten: "Der Köhlermartin
hat den Vater erschossen!"

"Jo, jo! Er liegt am Sterben. Dem Kap-
lan hat er's gebeicht."

Ihr zitterten die Knie und sie ließ sich vor
dem Wirtshaus auf einen Treppentritt nieder.
Im Fluge gingen die letzten Tage an ihrer
Seele vorüber. Ein Halbkreis bildete sich um
sie und jeder redete auf sie ein, jeder wußte
etwas, jeder wollte es besser wissen.

"Weißt, Margareth, wegen der Grenz!"

"Sie hatten sich schon vorher hier im Dorf
in den Haar'n."

"Und wenn Dein Vater bei den Schirmtan-
nen die Stein' wollt versehe lasse, gäb's Un-
glückler". Ihr Bruder setzte sich neben sie und
erzählte, wie der Tote immer gesagt, die

Grenze vom Köhlermartin sei falsch und er
thät die Stein' schon wieder an den rechte
Platz bringe' und er wär' an dem Tag auch
mit der Hacke aus gewesen.

"Dann war's der Franz mit?" fragte sie
noch immer im Zweifel, aber doch von hervor-
brechender Freude bewegt.

"Nein, nit!" erscholl es im Chor.

Da kam der Kaplan die Straße herauf und
der Haufe löste sich auf. Der Geistliche ging
auf die beiden Geschwister zu und erzählte
ihnen im Zusammenhang, was der Köhler-
martin für die Deffentlichkeit gesagt hatte.
Befangen hörten beide zu und baten im Stil-
len dem Forstgehilfen alles ab. Und als der
Priester geendigt, reichte ihm Margareth die
Hand und sprach:

"Ich danke recht schön. Es ist so besser!"

Ihre Stimme klang innig und die Worte
waren stockend von ihren Lippen geklungen.
Verständnisvoll lächelte der Kaplan, als er im
Weitergehen meinte:

"Und dem Franz, dem Hirtel, müßt Ihr
wieder gut sein."

Der Burtsch sah bei diesen Worten die
Schwester von der Seite an. Wie ein
Flammenschein ging es über deren Gesicht und
sie schlug die Augen nieder. Er reichte ihr
die Hand: "Ich wollt's ihm vergelte", Mar-
garet, weißt?"

Sie nahm seine Rechte und sagte leise:
"Ich weiß."

Der Wirt hatte, neugierig lauschend, an der
Hausthür gestanden. Er war ganz ungedul-
dig geworden. Jetzt schwenkte er seinen Krug
und rief: "Die Hornerthaler solle lewe!"

"Hoch, hoch, hoch!" rief alles wie im Tau-
mel und führte das Geschwisterpaar auf den
Tanzboden.

Und nun fiel die Musik wieder ein.

Aber die Margareth saß still bei ihrem
Bruder.

"Und nun bist wieder gut mit ihm?"
fragte sie.

"Gewiß."

Dann tranken sie aus einem Glas. —

Es gab wieder einen kräftigen Tusch.

"Auf'm Hirtel sei' Wohl!" riefen die Bur-
tschen und hoben die Gläser und führten den
eben Angekommenen zu Margarethe.

"Hast's gehört, Margareth?" rief er schon
von weitem.

"Du bist ein guter Kerl!" sagte sie, wäh-
rend ihrem Bruder die Worte im Halse stecken
blieben.

"O Margareth, ich hab' Dir das andere noch
nicht gesagt."

"Laß, laß!"

"Du bist mein Glück," kam es rasch aus
seinem Munde und er fiel ihr um den Hals.
"Entzieh' mir Deine Hand nicht wieder. —
Was meinst?"

Die letzten Worte galten dem Bruder des
Mädchens.

"Es ist gut so!" entgegnete der einfach.

"Aber warum sagten die Leut', Du wär'st
gewese?" fragte nun Margarethe.

"Weil sie's vom Köhlermartin gehört habe',
der grad' bei seine Weiler gewese' sein wollt
und weil mir der böß ist weg'u die letzte An-
zeig' im vorige Frühjahr. Ihr wißt doch?"

Der junge Burtsche nickte nachdrücklich.
Dann sagte er: "Jetzt wird er tot sein. Gott
hab' ihn doch selig!"

Es klang fast wie eine Beleidigung für den
Forstgehilfen; aber er ließ sich nichts merken,
wußte er doch, daß die Bergbewohner alle zu-
sammenhielten gegen die Grünböcke. Er zuckte
nur mit den Achseln, als er erwiderte: "Ja,
läßt ihn ruhen."

Die Musik setzte wieder ein und es war ein
Stampfen und Jauchzen in dem Saale, als
feiere man nach langer schwerer Zeit wieder
das erste fröhliche Beisammensein.

Ein Bub kam hereingestürzt und zupfte
den Wirt am Ärmel. Unwillig murmelte
der etwas den Musikanten zu. Sie setzten
die Instrumente ab. Alles sah sich erstaunt

an. Nun nahmen die Burtschen die Mädchen
ab.

Es war stille wie im Grab . . .

Totenkirchhof! —

Margarethe nahm ihren Bruder an dem
Arm. "Laß uns gehen. Ich halt' es heute
nicht aus."

"Komm!"

Und Franz Hirtel ging auch mit ihnen.
Dranßen umschlang er das Mädchen heftig
und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen.
Es ging noch eine Weile an dem Arm des
Geliebten, dann rang es sich los und schritt
mit dem Bruder, der sich kurz verabschiedet hatte,
weiter.

"Bergieb mir, Margareth, Du weißt, ich
wollt —"

Sie aber schloß dem Bruder den Mund
mit der Hand und zog ihn schweigend den
Berg hinan.

Die Nacht wandelte segnend durch die wei-
ten Wälder der Berge und träufelte Trost in
die Herzen, doppelten Trost in die Herzen der
zwei einsamen Bergkinder vom Hornerthal,
von denen das eine verlorene Liebe wieder-
fand und das andere ungerechten Haß be-
grub.

Unterhaltungsaufgabe.

In einem Wirtshaus saßen 21 Soldaten an
drei Tischen, 7 Soldaten an jedem Tisch, während
der Wirt an einem vierten Tisch allein saß. Die

vier Tische bildeten ein Viereck.
Man einigte sich darüber, daß
— derjenige von den Anwesenden,
— der zuletzt übrig bliebe, wenn
— nach und nach jeder siebente
— ausgezählt worden war, die
— ganze Zeche bezahlen sollte;
— die Auszahlung sollte in der

Richtung des Uhrzeigers geschehen, und der Wirt
sollte mitgezählt werden. Jeder siebente verließ
allmählich das Wirtshaus, und zuletzt blieb der
geprellte Wirt allein zurück. Wo hatte die Aus-
zahlung begonnen?

Buchstabenrätsel.

N L L L L ich T
N L L L L ich T

Charade.

Ein Kind der Ersten ist das Ganze.
Ihm dient der Zweiten eh'rne Schaar.
Neues und Neues bringt's in hellem Glanze,
Neu beginnend, wenn zu End' das Jahr,

Es lehrt die Erste überwinden
Was es nur wär' für Bein und Leid.
Schnell ist ihr Lauf, und sie macht,
Das ein Ende hat Herrlichkeit und Pracht.

Doch fast in alle Ewigkeiten
Ein lichter Stern und treuer Hort.
Führt uns das heil'ge Wort der Zweiten
Im Lebensgang zum Himmel dort.

Domonym.

Könnet ihr das Wort mir sagen
So groß, so inhaltschwer?
Ihr könntet damit verjagen
Der Hölle ganzes Heer! —

Auf Gräbern ist's zu finden;
Es spricht von Kampf und Streit,
Von stillen Ueberwinden,
Von ew'ger Seligkeit.

In fürstlichen Palästen,
In Hütten arm und klein,
Beim Kleinsten, wie beim Größten,
Bei allen kommt es ein.

Oft dient's zu stolzem Schmucke
Und trägt sich süß und leicht,
Oft wird von seinem Drucke
Ein steinern' Herz erweicht.

Es weckt vom Sündenschlafe
Und zeigt uns uns're Schuld;
Es deckt uns vor der Strafe
Und bringt uns Gottes Huld.

Nach unsrer Wallfahrt Tagen
Führt's uns in's Vaterland!
Dort wird's die Krone tragen
Aus unsers Heilands Hand!



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 S. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 21, 25-33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Plüthen.“ Und die Menschen werden verschmacht vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbereich kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag ich euch, dieß Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

An der Schwelle des neuen Kirchenjahres.

Nichts ist gefährlicher für den Menschen, lieber Leser, als wenn er das Außergewöhnliche wie Gewöhnliches behandelt, also nicht entsprechend würdigt und beachtet. Das Begegnete einst den Juden, die aus der Erscheinung des Heilandes, so außerordentlich sie war, nicht sehr viel Aufsehens machten. Daher die erschütternde Klage des Erlösers über Jerusalem und seine Bewohner am Tage Seines feierlichen Einzuges: „Das du es doch erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient!“ (Lukas 19.)

Obwohl nämlich Gott immerdar gnadenreich ist, so giebt es doch bestimmte Zeiten Seiner gnadenreichen Heimsuchung, und es ist kein Zweifel, daß diese mit den Aufrufen unserer heiligen Kirche zur geistigen Erneuerung zusammenreffen: die Kirche hat Er ja als Heilsanstalt eingesetzt und ihr Seine Wirksamkeit zugesagt.

Der erste Adventssonntag, als der Beginn eines neuen Kirchenjahres, ist solch' ein außergewöhnlicher Anlaß. Ist genug haben wir das kirchliche Neujahr mitgefeiert, vielleicht aber ohne jede Erneuerung. Dann wäre es endlich an der Zeit, daß wir der ernststen Mahnung unserer Mutter, der Kirche, Gehör schenken, die sie alljährlich in der Epistel des ersten Adventssonntags an uns richtet. Sie bedient sich dabei der Worte, die einst der große Bistherapostel Paulus an die junge Christengemeinde von Rom richtete: „Brüder! ihr wisset, daß die Stunde nun da ist, wo wir vom Schlafe erwachen sollen.“ (Röm. 13.)

Aber, lieber Leser, schlafen wir denn? — Wer schläft, sieht die Dinge nicht, wie sie in der Wirklichkeit sind, sondern wie sein Traum sie ihm vorpiegelt: er freut sich, ängstigt sich, oder er strebt, zürnt, haßt, liebt,

— doch es ist eitel, denn er schläft, und was er zu erhaschen sucht oder flieht, ist Traum. Nun aber, lieber Leser, wachen oder schlafen wir, d. h. sehen wir die Dinge, wie sie in der Wirklichkeit sind oder wie wir sie träumen? Ach, wir führen zumieist ein wahres Traumleben.

Besinnen wir uns nur einmal, womit unsere Seele sich die ganze Woche hindurch beschäftigt! Vielleicht jagst Du mit Anstrengung einem in Aussicht stehenden Gewinne nach; und hast Du ihn errungen, so freut sich Deine Seele. Vielleicht geht Dein ganzes Sinnen und Streben darin auf, Deinen Besitzstand zu vermehren, und in der That wächst Dein Wohlstand. Aber wenn nun ganz unvermutet schwere Verluste kommen, oder wenn gar der Tod Dich unvermutet abriefe: was ist es denn, wofür und worin Du gelebt? Es ist ein Traum! — Vielleicht quält Dich der Reiz ob dem Glücke Deines Nachbarn. Du bist unglücklich. Doch worüber? Du träumst! Siehe, das Glück des Nächsten erscheint Dir als ein großes Gut, ist es aber nicht. Und hättest Du dasselbe, so wärest Du eben, der Du bist, und nichts mehr, wahrscheinlich weniger.

Vielleicht blickst Du in die Welt hinein, wie in ein Himmelreich auf Erden: alles ist voll Glanz und Freude und Lust; Du kommst schier gar nicht aus Deinen Bergnügungen heraus. Ist das eine Seligkeit! Besuche aber nur nicht morgen den Schauplatz der Herrlichkeit! Vielleicht werden bei Deinem Kommen eben die Verzierungen von den Wänden des Festlokals abgerissen oder liegen bereits ordnungslos und unichön auf- und durcheinander. Besuche auch nicht die Genossen des gestrigen Fe'es, zumal wenn es sich bis zu sehr später Stunde hinzog! Du würdest die einen in sichtlich Verstimmung, die andern, über Unwohlsein klagend, an-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. Dezember.** 1. Sonntag im Advent. Cälius, Bischof. Evangelium nach dem hl. Lukas 21, 25 — 33. Epistel: Römer 13, 11 — 14.
 - St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Communion der Elementarschulkinder.
 - Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Communion der Mädchen.
- Montag, 2. Dezember.** Bibiana, Jungfrau und Märtyrin. • Clarissen-Klosterkirche: Gedächtnis aller Verstorbenen der 3. Orden des hl. Vaters Franziskus. 1/7 Uhr Seelenamt.
- Dienstag, 3. Dezember.** Franziskus Xaverius. • St. Andreas: 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Franziskus Xaverius.
- Mittwoch, 4. Dezember.** Barbara, Jungfrau und Märtyrin.
- Donnerstag, 5. Dezember.** Anno, Bischof. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens um 9 Uhr Segens-Hochamt. • Clarissen-Klosterkirche: Abends 6 Uhr Rosenkranz vor ausgelesenem Hochwürdigstem Gute, danach Predigt zu Ehren des allerheilig. Sacramentes und Segen.
- Freitag, 6. Dezember.** Nikolaus, Bischof. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 1/9 Uhr hl. Messe und gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder der Herz Jesu-Bruderschaft, abends 7 Uhr Herz Jesu-Andacht mit Predigt.
- Sonntag, 7. Dezember.** Ambrosius, Bischof und Kirchenlehrer.

treffen; wieder andere kommen Dir in ihrem ganzen Habitus so vernachlässigt vor wie entlaubte Bäume. Das ist die Rehrseite des Jubels und der Freude: es war auch nur ein Traum! — Vielleicht dast Du Dich bei dem Feste „ganz reizend“ unterhalten: süße Worte und Schmeicheleien in Menge entgegennehmen dürfen, und das Herz hüpfte Dir vor Freude. Aber der sie Dir gesagt hat, verläßt Dich vielleicht bei Andern und macht sich lustig über Deine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit: du hast geträumt!

Allein, lieber Leser, wie kommt es denn, daß so oft das, was wir lieben, suchen, hoffen, fürchten, besitzen u. a. ein „Traum“ ist? — Es verhält sich ganz ähnlich so, wie beim gewöhnlichen leiblichen Schlafe. Daß wir da die leeren Gebilde für Wirklichkeit halten und uns über Dinge, die nur Schatten sind, betrüben, ängstigen oder erfreuen, kommt daher, daß — während das höhere Seelenleben (Verstand und Wille) sich nicht bethätigen kann, — das niedrigere Seelenleben, und speziell die Phantasie, herrenlos waltet und oft die abenteuerlichsten Gebilde dem urteillosen und unfreien Menschen als Wirklichkeiten vorführt: Auf ganz ähnliche Weise führen wir auch bei wachendem Leibe ein wahres Traumleben, so oft das gesunde Urtheil und der davon beeinflusste Wille unthätig ruhen, — dagegen die sinnliche Empfindung, der begehrlische Trieb und die blinde Phantasie vorherrschend thätig sind. Nimmermehr könnten die obengenannten Selbsttäuschungen und Träume vorkommen, wenn wir nicht „schlafen“, d. h. wenn nicht, wie beim gewöhnlichen Schlafe Verstand und Wille „ruhen“ und der sinnlichen Empfindung und der ungezügelter Phantasie das Feld überließen.

Soll es darum besser mit uns werden, so müssen wir „erwachen“! Der das aber bewirken will, muß wohl Einer sein, der mit einer überwältigenden Klarheit und Kraft die Irrthümer und Träume der Welt beleuchtet und aufdeckt. Er muß sein, wie der helle, lichte Tag, vor dem alle Finsternis spurlos verschwindet: Es ist Jesus Christus, der Sohn Gottes, der vom Himmel gekommen ist und uns die Wahrheit gebracht hat! Im Hinblick auf Ihn schreibt darum der Apostel weiter in der heutigen Epistel: „Der Tag hat sich genähert.“ Christus ist der Tag, — Er ist das Licht der Welt!

Wenn wir demnächst mit den frommen Hirten im Geiste an der Krippe des göttlichen Kindes niederknien, dann ist es uns als ob ein Lichtstrahl in unsere Seele fiele, als ob wir Seine ermunternde Stimme hörten: „Selig die Armen im Geiste, selig die Sanftmütigen, selig die Trauernden, ja, selig, die Verfolgung leiden um Meinetwillen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ (Matth. 5.)

Der Heiland, lieber Leser, will von neuem zu uns kommen, aber nicht bloß als Gast, sondern in Sein angestammtes Eigentum. Die Seinigen müssen Ihn also wenigstens bereitwillig aufnehmen. Hierzu gehört nicht nur, daß wir an Ihn als den Erlöser glauben, sondern auch daß wir an unsere eigene Erlösungsbedürftigkeit glauben: daß wir Ihn aufnehmen, wie der seiner Erkrankung sich bewußte Mensch den heilenden Arzt aufnehmen pflegt.

Die Wünsche des erwarteten göttlichen Gastes kennen wir; wir haben sie ja aus Seinem eigenen Munde erfahren und sprechen zu Ihm mit dem königlichen Psalmisten: „Ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wirft Du, o Gott, nicht verachten“ (Ps. 50).

S.

Die Riesen der Luft.

Naturwissenschaftliche Studie von Dr. Karl Runge.

Der Wind, das himmlische Kind, das so segensbringend über das Angesicht der Erde hinführt, bald das Segel zu schwellen, bald

Mühlen zu treiben, als sei es sein einziger Beruf, dem Menschen den Schweiß von der Stirn zu trocken, zu welchem Riesen kann dieses Kind erwachsen und Verderben bringend mit schwerem Tritt über Land und Meer schreiten.

Vor mir liegt ein Bericht aus dem Jahre 1541, vielleicht der erste seiner Art, in welchem die Physiognomie eines solchen Riesen recht drastisch geschildert wird.

Als ich auf der Isla Espanola (San Domingo) war, er ignete sich ein schreckliches Unglück,“ heißt es darin, „welches diese Insel bis zur Unkenntlichkeit entstellte hat. — Von Osten kam ein Sturm, wie in diese Inselaner noch nie erlebt. Jedermann der itete sich zum Tode. Es erhoben sich andere Winde, um mit dem Hauptstrom zu kämpfen. Sie schienen zu ringen und sich gegen einander zu stemmen, heulend und kreischend. Bäume wurden dabei zerhackt und zerrissen, die Zweige hierhin und dorthin geschleudert, Felsmassen weit durch die Luft getragen, ja ganze Häuser emporgehoben und mit ihren Inhabern zerschmettert. Im Hafen befanden sich nur drei Schiffe; einige Splinter war alles, was man von ihnen wieder zu sehen bekam.

Bei dem furchtbaren Tumult des Orkans erhob sich ein Gewitter, alles wurde finster, Donner folgte auf Donner, Blitz auf Blitz. Es war eine herzerschütternde Szene. Die Inselaner flüchteten sich zum großen Teil in Erdhöhlen. Als sie wieder zum Vorschein kamen, waren sie sprachlos vor Entsetzen, das durch den Anblick der Verwüstungen nicht vermindert wurde.“

Obgleich man schon damals die Orkane genugsam kannte und fürchtete, ist es erst in neuerer Zeit gelungen, in das eigentliche Wesen derselben einzudringen. Die Hauptzüge gleichen denen des oben beschriebenen Vorfalles. Namentlich charakteristisch ist das Aufsteigen im Osten. Orkane sind, wie sich nun ergeben hat, eine Art von Luftstrudeln, die den westlichen Teil des Atlantischen Ozeans bestreichen. Ihre Wurzeln im Stillen Ozean sind die Typhoons und Cyclonen, während die mildereren Glieder der Familie, als Wirbelwinde, Wasser- und Sandhose, Tornados, Pampero, Teufel usw. in den verschiedensten Theilen der Erde auftreten.

Alle diese scheinen denselben Gesetzen zu unterliegen, die sich nur nach Dertlichkeit und Festigkeit modifizieren. — Man nahm früher an, daß die Orkane auf einer mehr oder weniger schmalen Bahn in gerader Richtung fortstürzten, bis sich allmählich ihre Gewalt brach und abschwächte oder durch andere Winde aufgehoben wurde. Erst in neuerer Zeit hat man durch gewissenhaftes Beobachten und Buchen der Wind- und Wetterverhältnisse auf fast allen größeren Schiffen, durch Vergleichung und Beziehung der einzelnen Daten zu genaueren Resultaten gelangen können. — Einzelne Orkane hat man auf diese Weise über den Ozean von Insel zu Insel, von Schiff zu Schiff verfolgt und so bestimmte Schlässe gezogen.

Im Jahre 1831 that sich ein gigantischer Orkan hervor, der südlich von Barbados entstand und diese Insel entseßlich verheerte und um 1477 Menschenleben ärmer machte; von da aus ging er über St. Lucia, St. Vincent, San Domingo und Cuba, erreichte das amerikanische Festland zwischen Orleans und Mobile, und verlor sich endlich nordöstlich von Newsch. Diesen Weg von 2300 englischen Meilen legte der Orkan in sechs Tagen zurück mit einer Geschwindigkeit, die zwischen 10 und 14 Meilen pro Stunde wechselt. Man hat namentlich bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß der Sturm nicht beständig aus einer Richtung blies, sondern nach kurzer Stille mit erneuerter Heftigkeit aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung ausbrach. Es war gewissermaßen, als ob der Riese seinem Opfer erst mit der einen Hand einen Schlag verabreichte und dann im Weitergehen mit der anderen.

Solche Erscheinung konnte man nicht mit

der alten Anschauung vereinigen, daß der Orkan eine schmale Straße verfolgte und weder rechts noch links abwich; auch war es nicht zu erklären, wie ein Wind mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 12 englischen Meilen pro Stunde solche Verheerungen anzurichten im Stande sein konnte. — So ist man denn zu der Erkenntnis gekommen, daß der Orkan kein ebener, gerade segelnder Wind sei, sondern zwei Bewegungen zeigend, die eine fortschreitend, die andere kreisend und auf eine gewisse Kreisweite beschränkt. Die fortschreitende Bewegung zeigt sich etwas stärker, als die der im Augenblick herrschenden Strömung, und die kreisende betrug über hundert engl. Meilen pro Stunde.

Was nun als das Umschlagen des Sturmes erschien, zeigte nur, daß die Insel oder das Schiff durch die windstille Mitte des Orkans in einen anderen Teil des Windkreises gekommen, wo der Sturm selbstverständlich die entgegengesetzte Richtung haben muß, als im gegenüberliegenden Teile des Ringes. Die Richtung des engeren Windkreises ist je nach der Erdgegend stets dieselbe und zwar in der nördlichen Halbkugel der Erde von Osten, Norden, Westen nach Süden; in der südlichen Halbkugel umgekehrt von Osten, Süden, Westen nach Norden, also dem scheinbaren Lauf der Sonne entgegen.

Diese Kenntnis ist es, welche den Seemann in den Stand setzt, die Bahn seines Schiffes in dem Sturmkreise zu bestimmen und dadurch mancher Gefahr vorzubeugen; namentlich wird er sich nicht durch die nach dem ersten Stoß eintretende Windstille täuschen lassen, denn er weiß, daß er sich dann erst in der Mitte des Orkans befindet und erst die eine Hälfte der Gefahr überstanden.

Die Symptome eines herannahenden Orkans sind sehr charakteristisch. Schon aus der Ferne sieht man eine Wand von Wasserdüsten, wie Nebel, heranrücken. Der Himmel nimmt einen finsternen, schwülen Ausdruck an, die Luft wird sehr heiß, die Wolken sind gerötet, wie von Aufregung, ja manchmal olivengrün gefärbt. Die Sonne, der Mond oder die Sterne zeigen einen fahlen, nebelhaften Schein, ja, man will bemerkt haben, daß die Sonne beim Nahen des Orkans eine blaue Farbe annimmt und sie allen Gegenständen mittelst. — Schon in der Entfernung hört man das Heulen und Brüllen des Giganten und namentlich auf dem Lande kann man kleine Windwirbel bemerken, die inmitten einer täuschenden Windstille sich herumtummeln wie Kinder des Riesen. —

Das sicherste Erkennungsmittel aber für den Seemann bleibt sein Barometer, der ihm schon geraume Zeit vor der eintretenden Gefahr Warnungssignale giebt. „Wer seinen Barometer hütet, hütet sein Schiff.“ Wenn nach starken plötzlichen Schwankungen des Quecksilbers ein verhältnismäßig hoher Ruhepunkt eintritt, so ist ein Sturm im Anzuge. Die Segel werden eingereißt und alle Vorbereitungen getroffen, um ihm kräftig zu widerstehen. Ist der Orkan ausgebrochen, so zeigt die Richtung des Sturmes dem Schiffer selber an, in welcher Höhe er sich zum Mittelpunkt befindet, und er wird daher Schritte unternehmen, sobald als möglich aus seinem Bereich zu kommen. — Auch der Barometer bleibt hierbei sein treuer Ratgeber.

Wir wissen, daß der Orkan ein Luftstrudel ist, der mit dem allgemeinen Winde sich fortbewegt. Infolge der Zentrifugalkraft wird, ähnlich wie beim Wasserstrudel, die Luft sich am Rande des Orkans aufstürmen, während im Centrum die Luft sehr flach und verdünnt stehen wird. — Uebereinstimmend mit dieser Folgerung nimmt das Barometer, je näher es der Außenseite des Orkans ist, einen unverhältnismäßig höhern Stand an, als in der Mitte desselben. Solche Beobachtungen sind es, durch die der Schiffer in den Stand gesetzt wird, selbst in den gefährlichsten Monaten, August, September und Oktober,

der Sicherheit die westindischen Gewässer zu befahren.

Was die Ursachen der Orkane anbetrifft, so sind die Philosophen selbst noch nicht recht einig, ob thermische, ob elektrische oder lediglich mechanische Umstände diese verheerenden Aufstöße zu unserm Verderben erzeugen. Wahrscheinlich vereinen sich alle drei zu diesem Zwecke, selbst die Bewegung der Erde um ihre Achse hilft offenbar, diese Ungeheuer hervorzubringen. — Wahrscheinlich ist, daß sie in der Vereinigung oder besser in dem Kampfe des vom Äquator nach den Polen strömenden heißen Windes mit dem von den Polen nach dem Äquator dringenden kalten Strome gezeugt werden. Wenigstens deutet die Regelmäßigkeit ihrer Fortbewegung sowohl, wie ihre Kreisbewegung darauf hin.

Eine alte Geschichte.

Von Edith von Claar.

Es war ein altes stilles Lehrhaus, dicht vor dem Kirchhof gelegen unter den hundertjährigen Linden. Das Strohdach war vor Alter schon ganz grün bemoozt; zwei Storchfamilien nahmen Jahr für Jahr die lustigen Sommerwohnungen auf beiden Enden der Dachfirst ein. Der gute Leh' er hatte zu ihrer Bequemlichkeit und Sicherheit zwei abgenutzte Wagenräder aufs Dach legen lassen. Unter dem Strohdache bauten Tauben und Sperlinge einträchtig nebeneinander ihre Nester. Rote Kletterrosen und Weisblatt rankten dicht um die Fenster mit den kleinen blauen Scheiben; davor grünte und blühte Grab an Grab, rund um das schlichte Dorfkirchlein herum.

In diesem traulichen Lehrhause wurde noch ein Kind geboren.

Der Lehrer und die Lehrerin waren schon hoch in den Jahren, ihre Söhne und Töchter erwachsen. Fast verwundert standen alle um die alte Wiege und schauten das Kind an. Die Wiege konnte sich zuerst selber kaum in die ungewohnte Lage — oder wohl richtiger: Bewegung — finden; wie erkannt über ihre Thätigkeit schüttelte sie das ehrwürdige Haupt mit den drei goldenen Rosen an jeder Seite und stöhnte und knackte in allen Fugen. Sie hatte seit vielen Jahren ein verstaubtes Stillleben in der Kumpfkammer und dem Strohdache geführt und nur zuweilen eine brütende Taube oder ein halb's Duzend blinde Käselein herbergt. Aber bald kam die alte Wiege in Gang und schaukelte sich so recht behaglich und sommervergnügt in dem hellen Sonnenschein.

„Wie rot das Kind aussieht!“ — sagte die eine Tochter.

„Und wie sehr, sehr klein das Kind ist!“ — die andere.

„Es ist aber doch ein hübsches kleines Kind!“ — sagte die dritte und schüttelte lachend die Rippen in der Wiege zurecht.

Der alte Lehrer hatte stille Thränen in den Augen, da er die Hände auf das Kind legte und betete: „Der Herr segne Deinen Eingang, Du, mein Jüngstgeborenes!“

„Amen!“ — sagte die bleiche Mutter.

Dies war der Eintritt des Kindes in seine sonnige, stille Welt unter den rauschenden Linden in der Nähe der friedlichen Gräber.

Nach einigen Tagen bekam das Kind in der heiligen Taufe auch noch einen hübschen christlichen Namen, doch alle Welt nannte es stets nur das Kind. —

Sacht gingen die Jahre hin über das stille alte Lehrhaus. Das Strohdach war nur ein wenig grüner, die Zweige der Linden senkten sich allmählich etwas tiefer, als würden sie müde, äppiger umgrünter Kletterrosen und Weisblatt die Fenster. Die Reihe der Gräber wuchs von Jahr zu Jahr, aber so langsam, daß die Augen, die täglich aus den hellen Lehrerwohnungsfenstern drüber hinweg glitten, kaum etwas davon merkten. Noch immer klapperten die Störche auf ihren lustigen

Nestern, zwitscherten und gurrten die Sperlinge und Tauben auf dem Strohdach, wenn der Sonnenschein sommerwarm darauf lag.

Das Kind spielte still für sich auf den Gräbern vor der Thür und knospete und blühte von Sommer zu Sommer lieblicher an zu einem großen Kinde mit frischen Wangen und glücklichen blauen Augen und lichtbraunen Locken und einem leichten, fröhlichen Lächeln, alle Welt hatte das schöne, fromme Kind unter den Kirchhofslinden so recht herzlich lieb.

Die älteren Töchter heirateten in die Lehrhäuser benachbarter Dörfer und die Söhne gründeten ihren eigenen Hausstand. Nur das Kind war noch zu Hause, zur Freude und Stütze der alten Eltern.

Die alte Wiege stand schon wieder seit Jahren in der stillen Kumpfkammer unter dem Strohdach und junge Tauben und blinde Käselein kamen abwechselnd in ihr zur Welt. Und dann kam der Schulknecht Gottlieb und holte die Wiege wieder in den Sonnenschein hinunter. Ein Nest mit zwei nackten jungen Tauben hatte er sorglich in einen leeren Dienstkorb ausquartiert.

In der Wiege hatten die Holzwürmer fleißig gearbeitet und wohl eine ganze Meise Mehl geschafft. Als aber Gottlieb in die Bohrlöcher Firnis pinfelte, verging den Holzwürmern die Mäulerlust. Das Kind putzte die goldenen Rosen und bohnte die ganze Wiege so blank, daß man ihr unmöglich ansehen konnte, wie sehr, sehr alt sie schon war.

Und dann wanderte die Wiege munter von einer verheirateten Lehrertochter zur anderen und das Kind holte immer wieder die Kommodenknechtchen aus dem Spinde und stand fromm und fröhlich Gebatter.

Bald kamen auch ganze Wagen voll kleiner goldlockiger Kinder an schönen Sommertagen in das alte Lehrhaus zum Besuch und spielten auf den Gräbern und ließen sich von ihrer lieben, hübschen Tante Kind in die niederhängenden Zweige der Linden setzen und schaukeln.

Ihre Tante Kind ging den Kindern über alles. Es spielte aber auch niemand so lieb und hübsch mit den Kindern und wußte so lustige Lieder und wunderliche Geschichten, wie Tante Kind.

Der alte Lehrer fühlte, daß seine Stunde herannahte. Er und die Lehrerin gingen zwischen den Gräbern umher und suchten sich ein Plätzlein aus, wo sie neben einander zum letzten Erdschlummer gebettet sein wollten. Alle Kinder und Enkel kamen noch einmal in dem alten Lehrhause zusammen und der Vater segnete sie und nahm lächelnd Abschied — auf Wiedersehen!

Und bald entschlummerte der Lehrer im Frieden mit seinem Gott und der Welt — lächelnd und ergeben, wie er gelebt hatte. Er wurde unter der Kapuze am Eingange des Friedhofs begraben. Das Kind pflanzte Rosen und weiße Lilien auf das Grab und betante sie mit vielen heißen Thränen. Während des Witwenjahrs kamen sonntäglich die benachbarten Lehrer und Kandidaten in das Lehrhaus, um dadurch ihre Anhänglichkeit an den alten lieben Kollegen zu bekunden.

Ein junger Kandidat sprach aber gar häufig und immer häufiger in dem Witwenstübchen vor.

Wie sonnig das Kind lächelte und erötete, wenn die Pforte so eigen klang und der Kiesweg unter einem schnellen, leichten Schritte knisterte!

Die Mutter wußte sehr gut, daß der Auge und freundliche Kandidat nur des Kindes wegen kam — und sie dankte ihrem Gott aus vollem Mutterherzen dafür. War auch das Kind glücklich und versorgt an der Seite eines redlichen Mannes, dann konnte sie in Frieden die müden Augen schließen. Seit ihr Gatte von ihr gegangen, war es der alten Frau doch oft recht einsam hier unten.

Als das Gnadenjahr vorüber war, zog die Lehrerin mit dem Kinde in das Witwenstübchen neben der Kirchhofsmauer.

Da lächelte der Kandidat das hoch erötende Kind zum erstenmal und die Mutter segnete beide unter Freudenthränen.

Die Leute im Dorfe freuten sich herzlich mit über den Sonnenschein im Lehrerwitwenstübchen und sagten: „So ist nun auch unser gutes Kind Braut — das wird eine so schmecke, brave Frau Lehrerin, wie man sie auf zehn Stunden in der Kunde vergebens sucht. Schade nur, daß das Kind nicht unsere Lehrerin werden kann, wir werden sein freundliches Herz und die stets hilfsreiche Hand sehr vermisse.“

Das Kind fühlte an der Brust des geliebten Mannes zum erstenmal, daß es doch kein Kind mehr war! Die schlummernde Herzensknospe war gesprungen — die erwachte Blume blühte und duftete in ungeahnter Herrlichkeit — wie glücklich war das Kind!

Dann kam ein Wölkchen und trübte den hellen Sonnenschein im Stübchen an der Kirchhofsmauer — aber doch nur vorübergehend. Der Kandidat wurde als Hilfslehrer in eine ferne Universitätsstadt berufen — bald mußte er ja eine eigene Stelle erhalten und dann kehrte er wieder und das Kind folgte ihm als die glücklich junge Frau Lehrerin.

Wie lächelte das Kind so sonnig, wenn es hinter den knospenden Myrthenstücken am Fenster saß und eifrig an den köstlichen Linen der Ausstattung nähte, das es selber mit der Mutter gesponnen und gebleicht hatte. Es träumte sich bei dieser Arbeit und hinter dem Myrthengrün so hübsch von ihm, den das junge Herz so über Alles in dieser schönen lachenden Welt liebte.

Die Mutter kränkelte und ging immer häufiger zu dem Grabhügel des seligen Lehrers. Dort saß sie so gern im Mondenschein, die gefalteten Hände still im Schoß. Sie lächelte mild, wie die scheidende Sonne — sie war auf den Heimgang gerüstet — ihr Kind war ja glücklich und versorgt!

Und dann kam ein Brief aus der fernen Universitätsstadt — ein fröhlicher glückstrahlender Brief, aber er kostete dem Kinde doch einige heimliche Thränen.

Der junge Hilfslehrer war als Lehrer an das Gymnasium gegangen. Er war ja ein gelehrter, talentvoller Mann von glänzender Beredsamkeit — und ehrgeizig — o, eine stolze Lehreraufbahn voll Ruhm und Ehre konnte ihm nicht fehlen!

Das Kind war nicht ehrgeizig — es hatte so süß von dem stillen Glück unter dem Strohdach eines ländlichen Lehrhäuschens geträumt — und das sollte nun vorbei sein! Vor der vornehmen städtischen Frau Lehrerin bangte dem Kinde fast. Die Mutter aber sagte: „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen!“ Das gab dem Kinde den frohen Mut wieder.

Die folgenden Briefe aus der Universitätsstadt strahlten von den Erfolgen des jungen Lehrers — kein Wörtlein des Bedauerns stand darin, daß vorläufig von der Hochzeit keine Rede sein konnte.

Mit der Zeit wurden die Briefe immer seltener und kürzer. Der Bräutigam entschuldigte sich mit der vielen Arbeit, die seine neue Stellung erforderte.

Das Kind benetzte diese kurzen, dünnen Liebesblätter wohl reichlich mit Thränen, aber heimlich, daß die Mutter es nicht sah. Die Mutter schüttelte still und wehmützig den Kopf bei solchen Liebesbriefen. Sie dachte an die Zeit zurück, wo ihr Lehrer ihr — seiner jungen Braut schrieb. Die Briefe waren doch so ganz anders gewesen — von Gelehrsamkeit und Ruhm und Ehre stand nie ein Wörtlein darin! Die Lehrerin holte die alten vergilbten Briefe sogar wieder aus der Truhe hervor, wo sie neben dem weißen Myrthenkranz und dem Leichenhemde lagen, und las darin; und dann weinte sie nur um so länger auf dem Grabe des Lehrers im Abend-scheine.

Eines Abends blieb die Mutter aber doch gar zu lange auf dem Friedhofe. Als es dämmerte, schob das Kind die Näherer bei Seite und ging der Mutter nach.

Die Mutter saß neben dem Grabe auf einem Bänkchen, zurückgelehnt an die Mauer. Ihre Hände waren im Schoß gefaltet. Der Abendwind hatte eine weiße Grabrose entblättert und über die Mutter gestreut. Das stille lächelnde Gesicht war dem Abentrote zugewendet.

Wie das Kind die Mutter in die Arme schloß — war die Mutter kalt und tot!

Schon blühten die Rosen und Lilien zum dritten Mal auf dem Grabe des Lehrers — jetzt auch auf dem Grabe der Lehrersgattin, aber noch immer kam der junge Lehrer nicht, seine Braut zu holen. Er war sogar nicht einmal zum Besuche in dem Lehrerswitwenhäuschen gewesen, um das verwaiste Kind zu trösten. Immer hatte er versprochen, in den großen Herbstferien zu kommen — aber immer mußte er dann gerade notwendig eine große wissenschaftliche Reise nach England oder Italien machen.

Das Kind saß in dem stillen Witwenhäuschen neben der Kirchhofsmauer und nähte noch immer an seiner Ausstattung — so recht traurig und mutterseelen allein. Das früher so sonnige Lächeln und helle Singen hatte das Kind seit dem Tode der Mutter ganz verlernt.

Zweifelte das Kind an der Treue des geliebten Mannes? O nein — es hatte ein frommes, kindlich vertrauendes Herz.

Da brachte der Postbote dem Kinde einen Brief mit dem Postzeichen der Universitätsstadt. Der Postbote war mit der Zeit eine fremde Erscheinung in dem Witwenhäuschen geworden. Fast flog es wieder wie ein vergessenes Sonnenblüthen über das verweinte Gesicht des Kindes — aber es war das letzte Ausleuchten der Sonne vor dem Untergehen — dann steigt ja die dunkle Nacht herauf.

Der Brief war länger wie gewöhnlich — es standen sehr viel kluge, schön geordnete Worte darin — das arme Kind konnte sie zuerst kaum fassen.

Der junge Lehrer schrieb, daß er immer mehr fühle, sein Genies müsse ungefehlert sein, wenn er das hohe, leuchtende Ziel des Ruhmes erreichen solle — und darum brach der geniale Mann dem Kinde die Treue!

Dem Kinde aber brach das Herz! Lange, lange lag der Brief des strebsamen Mannes im Schoße des Kindes und schwere Thränen tropften auf die einst so teuren Schriftzüge nieder.

Dies waren die letzten Thränen, die das Kind weinen konnte!

Es dunkelte schon im Stübchen, da schauerte das Kind auf aus seinem starren Sinnen. Still nahm es die angefangene Näherer vom Stuhl und legte sie zu dem übrigen schönen Dingen der Ausstattung in den Koffer.

Nimmer hat das Kind den Koffer wieder geöffnet. Auf dem Herde machte das Kind ein Feuer und legte den thränennassen Brief und noch viele andere Briefe in die Flammen. Fröstelnd und zitternd hielt es die erstarrten Hände und das fast erstorbene Gesicht mit den geisterhaften Augen an das Feuer — aber es konnte sich nicht erwärmen — das Herz stand ja still — und dann war die Flamme erloschen!

Vor dem Fenster zogen die Dorfmadchen Arm in Arm vorüber und sangen mit hellen Stimmen nach einer alten melancholischen Weise.

Im dunklen Stübchen kniete das Kind und betete für den Frieden des Mannes, der ihm die Blüte zertreten.

Noch immer lebt das Kind still und einsam in dem Lehrerswitwenhäuschen an der Kirchhofsmauer — es ist mit der Zeit schon ein recht altes Kind geworden. Die Dorfgemeinde hat dem Kinde das Häuschen bis an

sein Lebensende überlassen. Alte Leute lieben das alte, stille Kind wohl noch mehr, wie einst das junge, fröhliche Kind — denn die alte Jungfer Kind ist ein Engel der Liebe und Barmherzigkeit für unser Dorf. Ueberall, wo es etwas zu helfen giebt, ist Jungfer Kind zu finden; sie erzieht und unterrichtet unsere Kinder, pflegt die Kranken, tröstet die Traurigen und führt die Verlorenen wieder auf den rechten Weg zurück — Gott segne Jungfer Kind! — sagte der Totengräber, der mir auf dem Dorfkirchhofe diese Geschichte erzählte.

Wir standen an den Gräbern des Lehrers und seiner Gattin unter der Mauer. Die Gräber waren dicht übergrünt und sorgsam gepflegt.

Hier hatte ich soeben das arme alte Kind mit dem gebrochenen Herzen und den großen stillen Augen sich über die Kelche der Lilien und Rosen neigen sehen.

„Gott segne Jungfer Kind!“ sagte auch ich leise und brach mir eine weiße Rose von den Gräbern.

Allerlei.

* Wie viele Wörter hat die deutsche Sprache? Die Antwort stützt sich wiederum auf die Beantwortung einiger anderer Fragen, z. B. wie viel Gestirne hat das Firmament? Wie viel Spezies hat die bekannte Flora und Fauna? Alles, was der Astronom, der Botaniker, der Zoologe auf solche Frage entgegen kann, wird der Philologe nach seiner Art zur Beantwortung der zuerst gestellten Frage zu benutzen wissen. Wenn man aber berücksichtigt, daß in einem bekannten Wörterbuche das Wort „Tromm“ etwa (nach einer Ueberschlagsrechnung) das 57,400ste ist und daß (nach ziemlich zuverlässiger Schätzung) mit dem Worte „Tromm“ etwa das erste Viertel dieses Wortschazes abschließt, so wird gewiß auch der unermüdlichste Maulheld für dieses Leben versorgt sein und auch die beredteste Streiterin wird den Trost haben, daß ihr immer noch ein „letstes Wort“ zur Verfügung bleibt. Auch hier bewährt sich also der alte Satz: „Mit vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man aus.“ Die wortkargeren Engländer sollen ihren Wörrervorrat auf etwa 100 000 Stück abschätzen, aber ihrem größten Dichter haben etwa 15 000 Wörter genügt, um den ganzen Kreis des Lebens zu umspannen und unter allen Verhältnissen das richtige Lösungswort zu finden. Das alte Testament aber umfaßt noch nicht ganz 6000 Wörter. Ein Geistlicher auf einem friesischen Eiland versicherte, daß ein Tagelöhner seines Kirchspiels lebenslänglich nicht über 300 Wörter verbrauche, wir dürfen demnach wohl annehmen, daß der Mensch durchschnittlich von der Schulbank bis zum Grabe sich mit wenigen Tausend Wörtern durch das Leben hindurchschlägt oder hindurchwindet, und mit diesem geringen Bruchteile des ganzen Wörrerschazes kann sicherlich noch Dummes genug gesagt werden.

* Unterkleider. Mit dem Tragen von „Unterkleidern“ verbindet man heutzutage oft den Begriff des Altväterischen, Philisterhaften. — Vor wenig Jahrzehnten galt es mit mehr Recht als ein Zeichen des Fortschrittes und der Civilisation. So schnell ändern sich die Sitten und Gebräuche. Das klassische Altertum kannte keine Unterkleider; auf nackter Haut trug man die weiten, faltigen Gewänder, — die Reichen in der kühlen Jahreszeit aus Wolle, im Sommer aus Linnen — die Masse des Volkes während des ganzen Jahres aus groben wollenen Stoffen. Die Ritter und Knechte des Mittelalters trugen ihr Wamms (welches ein Unterkleid für die Rüstung bildete) unmittelbar auf der Haut — und Staub, Schweiß, Unsauberkeiten aller Art mögen ein böses Stelldichein sich dajelbst gegeben haben. Die Leuchten des Mittelalters hätten nicht eine so furchtbare Zahl von Opfern gefordert, hätten die Ausfägigen und

Pestkranken nicht ihre Kleider auf bloßer Haut getragen, so daß dieselben den späteren Besitzern den Ansteckungsstoff unmittelbar überlieferten und gleichsam einimpften. Die Pest wurde aus dem Oriente nach Marseille eingeschleppt durch Gewänder aus Tuch. Auf gleiche Weise verbreitete sich noch im Jahre 1711 mit dem Verkaufe getragener Kleider die Pest in dem Städtchen Meyßen bei Frankfurt a. d. O. Erst in dem späteren Mittelalter begann der Gebrauch von Hemden, welche ursprünglich als Bergärtelung galten und ebenso zum „Unterkleid“ für die harten, die Haut kränkenden Oberkleider dienten, wie diese den Rittern als Unterlage unter Rüstung und Panzerhemd. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde der Gemahlin Karls VII. als Zeichen des besondern Luxus, welchen sie trieb, nachgerühmt, daß sie die einzige Dame in Frankreich sei, welche mehr als zwei leinene Hemden besaß. Noch im folgenden Jahrhundert war der Besitz von Hemden so selten, daß es wiederholt vorkam, daß eine Fürstin einem Fürsten ein einzelnes Hemd schenkte, und in vielen Gegenden Deutschlands hat sich mit dem heutigen Tage die Sitte erhalten, daß die Braut dem Bräutigam ein von ihr gefertigtes Hemd schenkt; ebenso fertigen noch heute in manchen Gegenden die Frauen für sich und liebe Angehörige ein Leichenhemd, wie es früher als seltene Bierde und Schmutz geliebten Toten gewidmet wurde, so daß Mancher damals im Sarge zum ersten Mal ein Hemd trug.

Unterhaltungsaufgabe.

|||||

Auf einem Schiffe befinden sich 20 Mann, unter denen ein Regier. Wegen Mangel an genügenden Nahrungsmitteln muß einer der Mannschaft über Bord geworfen werden. Der Regier (der durch ein umgekehrtes Streichholz bezeichnet wird) kann sich in die Reihe stellen wo er will. Wie muß man die Auszählung anfangen, damit der Regier zuletzt zurück bleibt?

Rätsel.

Zweck, Zufall, Rot, Weißbegier
Versammelt mich bald dort bald hier,
Und meistens bin ich schwer zu zählen,
Doch fehlen die ersten Zeichen mir
Bin ich des Hauptes Schmutz und Bier,
Und zu beklagen ist der, dem sie fehlen.
Nimmst Du noch ein Zeichen fort,
So findest Du mich auf Höhen dort
Da diese Bögel sie am liebsten wählen.

Zweifelhige Charade.

Um den am besten ist's bestellt,
Dem es im Ersten wohlgefällt.
Das Zweite hat man lieb,
Wem's trenn ist und kein Dieb.
Das ganze nennt den Mann,
Der für die Erst in Dienst gethan.

Somonym.

Der sperrt das Maul weit auf,
Wem unverhofft geschah,
Was er vorher nicht sah,
Und wird oft ausgelacht.

Das sperrt das Maul weit auf,
Verfchlinget ganze Herden
Von Schafen, Rindern, Pferden;
Wird auf und zugemacht.

Zogogrubb.

Sechs bringen dir Verderben;
Fünf winken dir zum Ruß,
Sie ließen Varus sterben,
Sie schlängeln sich als Fluß.

Lösung der Rätsel aus voriger Nummer:
Unterhaltungsaufgabe: Bei Nr. 6 vom Birte aus auf dessen halter Hand.
Buchstabenrätsel: Nachtsicht.
Charade: Zeitschrift.
Somonym: Kreuz.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. u. S. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Adventssonntag (Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä).

Evangelium nach dem heiligen Lukas I, 26-38. „In derselben Zeit ward der Engel Gabriel, von Gott gesandt in eine Stadt in Galiläa, mit Namen Nazareth, zu einer Jungfrau, die mit einem Manne vom Hause Davids verlobt, welcher Joseph hieß; und der Name der Jungfrau war Maria. Und der Engel kam zu ihr hinein, und sprach: Begrüßet seist du, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern!“

Zum Feste der unbefleckten Empfängnis.

Es wird bereits Licht. Die Morgenröthe der so heiß ersehnten „Sonne der Gerechtigkeit“ beginnt zu schimmern, und ihr strahlendes Rot leuchtet über die Berge in die Thäler hinab, die noch in tiefem Schatten ruhen. Die glückselige Mutter des Messias, deren Geburt der Seinigen vorher gehen mußte, ist selbst heute empfangen worden. Die Erde besitzt damit ein erstes Pfand, daß die verheißene göttliche Erbarmung nunmehr Thatsache werden solle. Der Menschensohn klopft an die Pforte.

Zwei wahre Israeliten, Joachim und Anna, edle Sprossen aus dem Geschlechte Davids, haben die selige Freude, durch die göttliche Allmacht ihre Ehe gesegnet zu sehen. Der Herr, der Seiner Verheißungen gedachte, wird ihnen im vorgerückten Alter ein Kind schenken: Er sendet die weiße, sanfte Taube mit der Botschaft des Friedens zur Erde, um das Ende der Sündflut anzukündigen.

Das Fest der unbefleckten Empfängnis der heiligen Jungfrau ist das feierlichste aller Feste, lieber Leser, die unsere heil. Kirche in der Adventszeit begeht. Und wenn es angemessen war, daß im ersten Teile des Kirchenjahres das Gedächtnis irgend eines Marianischen Geheimnisses gefeiert würde, so steht sicherlich keines in einem so innigen Einklange mit dem frommen Sehnen, dem sich die Kirche in dieser Zeit der Erwartung hingiebt. Die Empfängnis Mariä ist der Vorbote der Geburt Jesu.

Doch suchen wir, lieber Leser, so weit es uns möglich ist, in das Geheimnis der Ratschlüsse Gottes einzudringen, insofern sie zu der unbefleckten Empfängnis Mariä in Beziehung stehen.

Der nämlliche Ratschluß, der von Ewigkeit dahin lautete, daß die Welt durch die Menschwerdung des ewigen Wortes erlöst werden solle, bestimmte offenbar auch die Person, in der das ewige Wort Fleisch annehmen sollte,

und zugleich die Vollkommenheiten, die dieser auserwählten Person zuteil werden sollten, um sie zu der Höhe einer solchen Stellung zu erheben. Jede der drei göttlichen Personen mußte für sich zu diesem erhabenen Werke beitragen.

Der himmlische Vater spricht: Die Kreatur, in der Mein Wort Fleisch annehmen wird, soll die Mutter Desselben Gottes sein, Dessen Vater Ich bin; Ich will sie deshalb mit allen, für eine so hohe Würde geeigneten Vollkommenheiten ausstatten, und die erste dieser Vollkommenheiten soll sein, daß sie keinen einzigen Augenblick befleckt, sondern immer, vom ersten Augenblicke ihres Daseins an, rein sein wird.

Gott der Sohn spricht: Die Kreatur, in der Ich Fleisch annehmen werde, wird Meine Mutter sein, und schon habe Ich für sie das Herz eines Sohnes, der seiner Mutter so viel Gutes zu thun sucht, als er vermag, und ihr an seinen Schätzen und Reichthümern mit Freuden Anteil giebt. Ich werde sie deshalb vom ersten Augenblicke ihres Lebens an mit Meiner Reinheit schmücken und Ich werde ihr Erlöser sein, indem Ich nicht etwa eine vorhandene Makel an ihr austilge, sondern sie vor jeder Makel bewahre.

Der Heilige Geist endlich spricht für Seine Person: Die Kreatur, um die es sich handelt, wird Meine Braut sein, weil Ich in ihr einen Gottmenschen bilden werde; und damit sie dieses Titels würdig sei, sind alle Gnaden, die der Stand eines Geschöpfes überhaupt zu ertragen vermag, nicht zuviel.

So wurde also in den Ratschlüssen Gottes festgesetzt, daß Maria vom ersten Augenblicke ihres Daseins an ganz rein sein solle; daß sie, berufen, der alten Schlange den Kopf zu zertreten, nie unter deren Potmäßigkeit stehen solle; daß das Blut, welches in den Adern eines Gottes zu fließen bestimmt war, an seiner Quelle nicht befleckt werden dürfe, und daß der Satan von dem für das ewige Wort bestimmten Heiligtume nicht die Erst-



Kirchenkalender.

Sonntag, 8. Dezember. Zweiter Sonntag im Advent. Maria Empfängnis. Evangelium nach dem hl. Matthäus 11, 2-10. Epistel: Römer 16, 4-13. Festtags-evangelium nach dem hl. Lukas 1, 26-38. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. St. Andreas: Fest unseres Pfarrpatrons, des hl. Andreas. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Komplet, Umzug durch die Kirche und Ledem. Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachm. 3 Uhr Dankgandacht mit Predigt. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der mar. Jungfrauen-Kongregation, nachm. 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Während der Oktav des Festes Maria Empfängnis ist morgens 9 Uhr Segensmesse. St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Marian. Jünglingskongregation und um 1/9 Uhr für die Schule an der Neuhofstraße. Nachm. 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Jünglingskongregation u. Abends 6 Uhr Andacht, Predigt u. Aufnahmefeier für die Marian. Jungfrauen-Kongregation. Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. St. Anna-Stift: Während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion. Nachm. 6 Uhr Vortrag für die Marianische Dienstmädchens-Kongregation, verbunden mit feierlicher Aufnahme neuer Mitglieder.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Inge erhalten solle. Es wurde in den göttlichen Ratschlüssen bestimmt, daß Maria mit allen Gnaden und Vorzügen der ursprünglichen Gerechtigkeit, wie sie unsere Stammeltern einst besaßen, bereichert und zu einer Heiligkeit erhoben werden solle, welche die Heiligkeit aller Engel und Heiligen zusammen weit übertrifft. Dies war der ewige Ratschluß, den als katholischen Glaubenssatz der Hohepriester Pius IX. am 8. Dezember 1854 verkündete, in Gegenwart von 54 Kardinälen, 42 Erzbischöfen und 92 Bischöfen, unter dem Jubel einer ungeheuren Volksmenge, die alle Räume des größten Tempels der Welt erfüllte und vereint ihre Stimme erhoben hatte, um den Geist der Wahrheit herabzusprechen.

So also wurde das demütigste aller Geschöpfe in seiner unbesleckten Empfängnis von der Kirche Gottes geehrt und verherrlicht. Aber wie sollten auch die Kinder der Kirche nicht mit den freudigsten Gefühlen diejenige ehren, die uns auch in diesen Tagen des Advents wieder die Botschaft des Heils bringt, — sie, die da ist der Abglanz der „Sonne der Gerechtigkeit“! Was sollte aus uns werden, wenn Christus uns nicht rettet? Und nun ist Maria ja Seine Ihm von Ewigkeit her teure Mutter, die heiligste, reinste Jungfrau!

Aber wie nahe liegt es auch, lieber Leser, einmal darüber nachzudenken, wie wir uns auf den Empfang des erwarteten Erlösers vorzubereiten haben, wenn Er so eifersüchtig einst darüber wachte, daß auch nicht die kleinste Makel der Sünde an Derjenigen haften, die Ihn zunächst (als Mutter) aufnehmen sollte! Und wie nahe liegt es daher, uns in diesen Adventstagen die Fürbitte der Unbesleckten zu sichern, die einst den herrlichsten „Advent“ feiern durfte, den es je auf Erden gegeben!

S.

Weihnachtsarbeiten.

Von Auguste Siegel.

Die in den Tapissiergeschäften angefangenen Handarbeiten reihen meistens ein großes Voch in den Gelbbüchel, der ohnedies zur Weihnachtszeit gewöhnlich übermäßig angefüllt wird. Zudem tragen solche Gegenstände nie den Stempel der Individualität des Gebenden an sich, welcher den Hauptreiz ausmachen soll. Es darf eben nicht nur „Handarbeit“, es muß auch Kopfarbeit sein, man soll beim Empfang des Geschenkes sagen können, „das kann nur die und die gemacht haben, dies ist ihre Eigenart, ihr spezieller Geschmack.“ Man versteht auch heute unter dem Wort Handarbeit nicht mehr das bloße Sticken auf Stramin, das Häkeln oder Stricken nach vorherzeichneten Mustern wie einst, sondern jede durch Kopf und Hand zusammengestellte Arbeit ist in dieser Bezeichnung einbezogen, und je phantasievoller dieselbe ist, desto mehr entspricht sie dem Persönlichen, welches jedem Geschenk anhaften soll. Natürlich verfügt nicht jeder über genügende Phantasie — meist ist dieselbe auch durch den Mangel von Eindrücken des Alltagslebens erstickt — da werden einige Fingerzeige in betreff apter und nicht zu kostspieliger Handarbeiten wohl am Platze sein.

Ganz reizend ist z. B. ein Schmuckkästchen aus Milchglas. Man läßt sich vom Glaser die Tafeln für ein kleines Rechteck besorgen, die Länge kann 15 Centimeter, die Breite 10 Centimeter und die Höhe 8 Centimeter betragen. Man braucht also den Boden und Deckel, zwei längliche und zwei kurze Seitenwände. Auf jede dieser Wände — ausgenommen der für den Boden bestimmten Tafel — zieht man verstreute Abziehbildchen ab. Hier spielt der individuelle Geschmack eine Rolle, denn in der Anbringung der Bildchen liegt der Hauptreiz, weil diese wie Malerei auf Glas wirken, und der Laie absolut keine Idee

von der einfachen Technik des Ganzen hat. Sehr hübsch ist es, wenn zwischen verstreuten Bildchen ein Schmetterling sitzt und wenn der Deckel selbst ein großer Blumenstrauß schmückt. Die einzelnen Tafeln werden an den Rändern durch aufgeklebte hellblaue, rötliche oder hochrote Atlasbändchen zusammengeklebt.

Ein aparte und sehr modernes Geschenk ist ein mit Perlenfranzen besetzter Lampenschleier. Man läßt anderthalbmal soviel Florseide als die Breite des betreffenden Schirmes beträgt — und diese dazu gerechnet — in seine Fältchen brennen, und in den oberen Teil des Schirmes näht man innen, etwa 8 Centimeter vom oberen Rande einen schmalen Streifen, durch welchen ein Gummibändchen, welches den Hals des Porzellschirmes umschließt, geleitet wird. Den oberen Rand selbst näht man mit Festschnur in der Art zurück, daß derselbe wie eine Blumentrone aussieht. Vom Gummizug auslaufend, bringt man strahlenförmig herabhängende Schnüre aus kleinen runden Gold-, Silber- oder Stahlperlen an, welche etwa drei Centimeter länger als der Schirm sind, und am unteren Rande Quästchen bilden.

Sehr hübsch sind auch Perlfrausen, welche man nur am unteren Rande des gemalten Porzellschirmes befestigt. Man nimmt z. B. ein gelbesidenes Bassementeriebürtchen in der Breite des Schirmes und reißt — die gelbe Farbe bringt einen besonders angenehmen Lichteffect hervor — gelbe, runde Glasperlen in einer Länge von circa zehn Centimeter an einem Faden. Den Abschluß bildet eine länglich geschliffene Glasperle. Dann zieht man den Faden durch die Perlen zurück, so daß derselbe oben am Bürtchenrande wieder herauskommt. Auf diese Art sind die Perlen zweimal durchsägt, und können nicht reißen, und man kann gleich mit der nächsten Perlenchnur beginnen, ohne den Faden jedesmal vernähen zu müssen.

Ein für ältere Damen sehr geeignetes Geschenk ist ein Beutel aus feinem schwarzen Damenuch, den man am oberen Rande in vier Teile teilt, und jeden einzelnen wie ein großes Tulpenblatt abrundet. Man füllt den Beutel mit einer hübschen lichten Seide, am besten mit hellgrünen oder hellblauen Prokat, bringt unterhalb der Blätter einen Zug an und heftet jedes einzelne der Blätter glatt nach außen hin zurück, so daß das Futter sichtbar wird. Von der Mitte eines jedes Blattes hängt ein langes Quästchen aus feinen, runden Stahlperlen auf den Beutel herab.

Für jede junge Frau, welche Gäste bei sich sieht, ein sehr erfreuendes Geschenk ist ein Tischläufer aus einem der bunt gebläuterten Chinéebänder, welche von jeder Seite durch einen Spitzeneinsatz in der halben Breite des Bandes begrenzt werden. Neben den Einsatz und um den Läufer herum wird die zum Einsatz passende Spitze in derselben Breite wie erste er angenäht, und jede Ecke mit einer Bandmasche aus schmalen Samtbändchen in der Grundfarbe des Läufers geschmückt.

Ganz billig sind auch Parfümbeutelchen für den Salon von denen man etwa 9 Stück an eine Seidenschur oder ein Seidenband in Abständen anbringt, um sie dann an eine Fensterschnalle oder seitwärts an ein Tischchen oder an die Wand zu hängen. Die kleinsten Restchen von Samt, Seide, Blüsch oder Prokat sind zu verwenden. Man schneidet längliche, runde oder viereckige Säckchen, wie sie eben die Reste ergeben, füllt dieselben mit parfümierter Watte, und bindet sie wie jedes Beutelchen zu, daß die obere Kante eine Kälse bildet, an welche auch vorher ein winziges Spitzchen genäht werden kann. Die Samtrestchen bemalt man vorher mit einer Bläse, die einfarigen Seidenrestchen kann man mit Goldnütchen, die man aus Goldfaden macht, verzieren, so daß sich goldene Tupfen bilden, und die Prokatmuster näht man mit Silber- oder Goldfäden, dem betreffenden

Dessein folgend, aus. Statt der Malerei kann man die Samtbeutelchen auch mit Stahlperlen-Verzierungen versehen, je bunter und verschiedener die Beutelchen ausfallen, desto hübscher sehen sie aus.

Ein einfaches Geschenk für Herren ist auch eine Kamm- und Büstentafel für die Reise. Man nimmt naturfarbene Leinwand in der Breite von 60 und der Länge von 25 Centimeter, schlägt von jeder Seite die Leinwand 15 Centimeter zu fikt, so daß sich Taschen wie bei einem Fort-senille bilden, näht die Seitenränder zusammen und sägt diese, sowie die Längsseiten der Taschen mit hochroten Leinenbändchen ein. Vorher jedoch näht man im Flechtstrich mit hochrotem Garn die von eigener Hand geschriebenen Worte „Kämme — Bürsten“ auf je einer Rückseite aus.

Ein Geschenk des hl. Nikolaus.

Skizze von Peter Vliß.

Der Rentner Nikolaus Heiderfeld war in der besten Stimmung. Er kam eben aus seiner Stammkneipe, wo er allabendlich sein Kartspielchen machte. Heute hatte er gut abgesehen; alle seine Mitspieler bewunderten heute sein Glück und beneideten ihn. Ja, wenn sie auch so hätten spielen können wie er!

Befriedigt und wohlgeklaut schritt er durch die hellerleuchteten Straßen seiner Wohnung zu. Der Weg war zwar nicht zu weit, aber Heiderfeld griff doch wacker aus, denn bei der starken Kälte war's nicht gut sein auf den Straßen. Und pünktlich liebte er es, am Abendtisch zu sitzen, das war auch sein Töchterchen, das ihm seit dem Tode seiner Frau die Haushaltung führte, gewohnt. Heute am Vorabend seines Namensfestes wollte er es sich recht gemütlich machen, sein Töchterchen sollte einen guten Grog brauen und dazu konnte er gemütlich sein Pfeifen rauchen.

„Nikolaus, das wird fein!“ murmelte er in den Bart.

Da zog eine Gruppe von Kindern an ihm vorüber, die laut sang:

Laßt uns froh und munter sein
Und uns in dem Herrn erfreuen.
Lustig, lustig, tralleralala
Heut' ist Nikolausabend da.

„Das sind noch so echte Jungens,“ dachte Heiderfeld, „so wie wir damals waren, und das Nikolausliedchen ist auch immer noch das selbe.“

„He, Jungens,“ rief er.
Rasch folgten die Kinder seinem Rufe.
„Singt mir noch einmal das Liedchen und
Ihr erhaltet diese 50 Pfennige.“

Das ließen sich die Jungens nicht zweimal sagen und hell erklang das Lied vom hl. Nikolaus. Heiderfeld gab ihnen dann das Geld und schritt weiter. Noch lange hörte er den freudigen Disput der Kinder über das Geld.

„Ja, wer uns damals so etwas gegeben hätte, als wir von Hans zu Hans zogen,“ murmelte der Rentner. „Und der Bruder konnte doch so schön singen.“ Der Bruder — — Die Stirn des alten Herrn umdüsterte sich, seine frohe Laune war mit einem Male dahin.

Nach kurzer Wegstrecke stand er vor seinem Hause, schloß die Thüre auf und trat ein. Bald sah er oben im behaglichen Wohnzimmer am Kamin und wartete, bis man ihn zu Tisch rief. Immer wieder drang's ihm in die Ohren, was die Kinder gesungen. Wie oft war das Liedchen früher über seine Lippen geflossen, als er noch mit seinem Bruder zu Nikolaus — — betteln ging, betteln, um der guten Mutter Thränen und seinen und des Bruders Hunger zu stillen.

Die beiden Brüder waren ein Herz und eine Seele gewesen, sie hatten Not und Entbehrung getragen seit des Vaters, eines einfachen Schlossergehülfsen, Tode und später, als

sie beide das Tischlerhandwerk erlernt, da geht ihr einziges Bestreben, das liebe Mütterlein zu unterstützen. Doch nach des Mütterleins Tode ward's anders.

Wilhelm, der jüngere von Beiden, hörte nicht des Bruders Bitten und Ermahnungen, er machte sich frei von der brüderlichen Autorität, trat hinaus in die Welt und ging in ihr umher. Nach kurzer Frist ward Nikolaus die betrübende Kunde, daß Wilhelm wegen eines Skandals 5 Jahre Gefängnis erhalten habe. Und später war er verschollen, niemals hatte er etwas von ihm gehört. Und er mochte auch nichts mehr von ihm hören, von ihm, der alle Lehren der guten Mutter in den Wind geschlagen und auf die Bahn der Schande geraten war. Er selbst war bei einem Weiber geblieben, der ihn schämen lernte und ihm die Hand seiner einzigen Tochter gab. So hatte er Glück im Leben gehabt. Schwer aber lag das Geschick des Bruders auf ihm.

Es klingelte an der Thür. Gespannt horchte der Rentner auf; wer konnte in so später Stunde noch kommen? Rasch stand er vom Stuhle auf. Da öffnete sich die Thür und herein trat ein Bote des allgemeinen städtischen Krankenhauses. Er brachte eine Bestellung des Oberarztes, daß Herr Heiderfeld zu einem Kranken gewünscht werde. Ueber die Person desselben vermochte der Bote keine Auskunft zu geben.

Kopfschüttelnd hörte Heiderfeld die Bestellung des Boten an. Wer konnte nach ihm verlangen? Wer mochte der Kranke sein? Doch er besann sich nicht lange, zog seinen Mantel an und folgte dem Boten durch das Schneegestöber, das inzwischen eingetreten war, zum Krankenhause.

Die Krankenschwester führte Heiderfeld durch einen großen Saal, in dem links und rechts die Betten der Kranken standen. Vor einem Bette ganz in der Ecke hielt sie ihren leisen Schritt ein und setzte die Lampe auf einen kleinen Tisch.

Hier dieser Kranke verlangt nach Ihnen. Schonen Sie sein, behandeln Sie ihn mit Güte, denn seine Stunden sind gezählt. Ausgesöhnt hat er sich mit Gott, versagen Sie ihm Ihre Liebe nicht, erleichtern Sie ihm sein Leiden."

Da lag vor ihm ein bleicher Mann, regungslos, die Augen geschlossen. Langsam beugte Heiderfeld sich über ihn. Bestürzt fuhr er zurück.

"Wilhelm!" kam es stöhnend aus seinem Munde.

Der Kranke hatte den Ausruf vernommen. Er schlug die Augen auf und ein freudiger Zug ging über sein bleiches, gramdurchfurchtes Antlitz.

"Nikolaus!" flüsterte er.

Da zuckte es wie ein Feuerstrahl durch das Herz des Angeredeten, vergessen war aller Kummer, den ihm der Bruder bereitet, er umfaßte den Kopf des Kranken und küßte ihn innig. Heiß rannen die Thränen über seine Wangen, lange hielt er still den Bruder umschlungen.

Dann richtete sich mit seiner Unterstützung der Kranke auf.

"Berg' ih' mir, Nikolaus," kam es leise über seine Lippen. "Verzeihe mir alles, was ich Dir an Kummer bereitet. Ich habe durch meinen Leichtsin alle verloren draußen in der Welt, mein Geld und Gut, mein treues Weib. Eines ist mir geblieben, meine beiden Kinder. Sie Dir zu bringen, kam ich her. Sei Du ihnen ein besserer Vater als ich war."

Matt sank er in die Kissen zurück.

"Sei ruhig," tröstete ihn der Bruder, "nun wird alles besser werden."

Der Kranke lächelte still.

Die Krankenschwester trat heran und reichte dem Leidenden ein Glas mit Wasser.

"Schwester," flüsterte er, "bringen Sie uns die Kinder."

Die Schwester ging; nach einigen Minuten kehrte sie mit zwei Kindern, einem Knaben von 11 Jahren und einem kleinen Mädchen von 8 Jahren, das sie auf dem Arme trug, zurück. Die Kinder, die aus dem Schlafe geweckt, trat n schlüchtern an das Bett des Vaters, der sich langsam aufrichtete und sie an seine Brust zog.

"Das ist Onkel Nikolaus," sprach er leise, "habt ihn lieb und folgt ihm brav."

Das kleine Mädchen wandte sich um nach dem Onkel, der es zärtlich in seine Arme nahm.

"Bist Du der liebe Nikolaus, der uns so schöne Sachen giebt?" fragte es.

"Ja," antwortete tiefbewegt mit thränenersätkter Stimme Heiderfeld, "ich bin der Nikolaus und ich will Euch alles geben, was ich habe. Ich will Euch mein ganzes Herz schenken und Euch ein rechter Vater sein."

Ein freudiges Lächeln glitt über die Züge des Kranken. Matt ergriff er die Hand des Bruders und zog sie an seine Lippen.

"Diese Stunde schenkte mir der hl. Nikolaus," flüsterte er leise.

Heiderfeld zog die Kinder auf seine Knie, vertraulich legte sie ihre Köpfe an seine Brust und bald waren sie eingeschlummert.

"Heut' ist Nikolausabend da," sprach das kleine Mädchen im Traum.

Die Schwester brachte die Schlafenden behutsam wieder zu Bett, während Heiderfeld die Hand des still daliegenden Bruders in die seine nahm. Aus seinem Herzen stieg ein heißes Gebet zu Gott empor. — — —

Leise rauschte der Engel des Todes durch das Gemach.

Der Siegelhofer.

Eine Wilderer Geschichte von D. L. M. M.

"Aus der Sach' wird nit! Halt's Maul Frau. Ra' Widerred' nit! Sag's Euch im Guaten und daß Ihr mir keine heimliche G'schichten nit hinter mein'm Rücken anstellt! Ihr kennt mich den Siegelhofer! Merk i die klein' Ungehörigkeit, geht's Rosel ins Kloster. Laß das Gesenne Kathi. Rosel geh' an Dein' Arbeit."

Reinend schlich das Mädchen hinaus; mit gesenktem Kopfe folgte ihr die Mutter.

Der Bauer aber brummte ihnen nachblickend:

"Werd'n schon zur Vernunft kemma, die zwei. Den Weibslent muß man nur alleweil die Truglöpf z'rechtsega. 'S wär no schöner — dem Hallinger Franz mei Madel geben, an Wilderer, dem Unverbesserlichen — eher möcht i selbst — no no — auf was für 'ne dalkete G'danken man komma kann, wenn man sich ärgeren thuat. Den gerich hält i glei — jo — jo — 's ist a Kreuz mit die Weibslentn!"

Es war Brunstzeit. Im Forst schrieten die Hirsche so schön — meinte der Jäger — wie noch kein Jahr.

Durch den in herblichen Farben prangenden Wald schritt gesenkten Hauptes ein Bursch — der Hallinger Franz. Er sah trübselig vor sich hin; als drückte ihn ein schweres Schicksal, hing er den Kopf und ab und zu entfloß ihm ein Seufzer und doch ging der Franz zum Stelldichein mit der Liebsten. War doch heute die Luft rein, das heißt der Siegelhofer in die Stadt, da hatte ihn die Rosel im Einverständnis mit der Mutter in den Wald bestellt. Wie glücklich war der Franz beim Empfang der Botschaft gewesen und nun hatte ihn der Gang durch den Wald so traurig gemacht. Feierlich hatte er der Rosel versprochen müssen, nie wieder zu wildern und er hatte sein Versprechen nun auch schon ein ganzes halbes Jahr gehalten. Aber was nützte ihm die schwere Enthaltbarkeit? Der Siegelhofer hatte ihm ja doch die Braut verweigert.

Rosel wartete schon. Sie hing sich stumm an des Liebsten Hals.

"Mein Bua, mein einziger! Was hab' i aus'standen in diesen Wochen! Ach Franz! jetzt weiß i erst wie schreckli guat i Dir bin. Grab' zum Fressen lieb ha' i Dich."

Da schwand auch seine trübe Laune. Sie kosteten und schäkerten wie eben alle Verliebten thun.

"Alle Heiligen," sagte da plötzlich Rosel, indem sie lauschend den Kopf vorstreckte. "Weißt i glaub' 's kimmt wer. Laß uns halt zur Vorsicht da hinter den Busch treten. I glaub' 's ist der Herr Förster, der braucht mich halt nimmer z'sehen, scho garnit mit Dir Du schlimmer Pub. Do schau — meine Guckeln thun mich do sonst nit leicht trügen — himmlischer Vater!" fuhr sie flüsternd fort. "Mein' Ahnung; duach Di Franz! um Jesu Willen — es ist ja der Vater — no der schlägt uns allezwei miteinander, wenn er uns z'samma finden thuat."

Ja der Siegelhofer war's. Breitpurig, mit der Rechten den Knotenstock haltend, in der Linken ein Paket schlenkernd, schritt er im Gespräch mit dem Förster mächtig aus. Nur wenige Schritte von dem Busch entfernt, blieb der Förster stehen.

"Was ich Euch noch immer hab' fragen wollen Siegelhofer — sagt ist 's wahr, was die Leut' im Dorf z'sammen reden wegen dem Hallinger Franz und Eurer Rosel?"

"Was meint Ihr?" that der Bauer dumm. "Alte Matschbasen giebt's genua im Ort und sie stecken nit allemal im Weiberrock. Na, was reden denn die g'scheidten Leutl von mein'm Madel und dem Hallinger?"

"Na ja," meinte der Förster etwas verlegen. "Was sie so reden thun von die große Liab zwischen die zwei und Eurer Hartherzigkeit und von der Bravheit vom Franzl."

"So," jagte der Siegelhofer grimmig, "so das reden f' die — die . . . Na, i will mir nit den Gustus verderben. Wär ja 'ne alte Rocken, thät i, was die liaben, braven Leutl wollen. Hartherzi bin i? Guat, bin i hartherzig. Und brav ist der Franz? Auch guat, soll er brav sein der Hallinger Franz, aber darum kriegt mein Madel den Wilderer doch nit — nit hier und in Ewigkeit."

"Halt, Siegelhofer, verflüchtigt Euch nit. Denkt Ihr noch ans Marei?"

Des Bauern Kopf sank auf die Brust.

"Eben, weil ich dran denk. Art läßt nit von Art. Der Franzl wird sein sein sein selig's Mutterl — brav und gut — aber auch mit dem harten Köpferl wird's Mareile den Buaben beschenkt haben. 'S war halt 'ne trutzige Art. Biegen oder brechen."

"Aber stark in der Liab." —

Der Bauer lachte kurz und rauh auf. "Ja hab's S' wieder recht, Herr Förster, nur, daß alleweil der Sinn no härter war als Herzl weich."

"Ihr-grollt der Toten eben noch immer und darum wollt Ihr auch den Franzl nicht zum Schwieger."

"Kann scho sein! Daß heißt, was Ihr sagt vom Franz. Daß i der Marei nachtrag — über's Grab hinaus — na — na — i bin doch a Christ."

"Run, daß sie nit nachgehen hat damals, war doch zu Eurem Besten, Siegelhofer."

"Meinen S', Herr Förster? Na ja, mei Weib hat mit ihrem Klumpfuß den schönen Siegelhof zug'bracht, und i bin der Erst in der Gemeind nach dem Herrn Pfarr — na ja, und mit der Liab, dös is wohl allens G'reb. Man giebt sich halt mit den Jahr'n. Aber den Franzl kriegt meine Rosi nimmer. Sagen S' selbst, Herr Förster — hat er nit g'jagt und g'wildert . . .?"

"Man sagt allerlei, Freund."

"Offenbares G'heimnis ist's im Dörfel."

"Seit einem halben Jahr hoacht er aber immer im Häusl!"

"Ja ja, 's kennt man. Nachha schießt a beschnittene Pflanzen desto lust'ger aus. Brav-

heit her — Brachheit htn — mir ist der Bursch z'wider."

"Weil er der Mareile ihrer ist."

"Lassen S' mi aus, Herr Förster. Ein heimlicher ist er! S' Mareile war ehrlich aus sich heraus. Ihr'n Kopf hat's vor sich selber g'habt und als ich mei Mutterl! — 's war ja, Gott sei's g'lagt, ein armjeliges Hascherl und g'haßt hat's mit ihrem armen verdraht'n Hirn mei Marei — aber 's wär am End do allens guat gangen — — jo jo — 's hat nimmer mehr lang z' leben g'habt, 's Mutterl — — aber da war die Marei lang dem Hallinger seine — — na — — vergessen ist's, nit aber vergeben — — nur dem Buben, dem trau i nit. Was gilt's, über ne Weil — dann knallt's wieder in Eurem Forst. Us, wie die Hirschn schreien. 'S wär kein Wunder net . . ." er brach ob, er lauschte leuchtenden Auges in den Wald hinein.

Die Beiden gingen weiter.

Rosel und ihr Schatz aber drückten sich eng zusammen.

"Schatz, jetzt weißt's," flüsterte Rosel. "Ach, 's Herzl drückt 's mir ab. Aber gelt, wir bleiben uns treu?"

Der Franz nickte finster. Er hatte keine Hoffnung mehr; in ihm aber gährte ein Racheplan.

Und nachdem er von Rosel heimgekehrt war, sah er seinen Stügen nach und pökte ihn mit einer Miene, die unabänderliche Entschlossenheit verriet.

Im Dorf herrschte eine große Aufregung. Zwei Ereignisse bildeten das Tagesgespräch. Der Hallinger Franz war auf und davon; einige sagten nach Böhmen hinein zu den Schmugglern oder Grenzaufsehern; andere behaupteten kühn, Franz sei nach Amerika gegangen, weil er die Siegelhofer Rosel nicht vergessen könne. Das zweite Ereignis übertraf an Wichtigkeit das erste: der Siegelhofer war wegen Wilddieberei angeklagt und sah in Untersuchungshaft.

Verhaftet der Erste im Dorf, der Gatte und Vater! Die alte Kathi weinte sich fast die Augen blind. Ihrer unselbständigen Natur fehlte überall der Gatte, der Herr auf dem Hofe. Rosel aber weinte nicht nur um den Vater; fast noch größeren Kummer machte ihr das rätselhafte Verschwinden des Geliebten. Wo war er? Wie erging es ihm? Und was hatte es zu bedeuten, daß gerade in der Nacht nach seinem Verschwinden der Vater verhaftet und bei der Haussuchung im Garten vergraben ein totes Reh gefunden wurde? Rosel ahnte mit Zittern und Zagen einen Zusammenhang zwischen diesem Hund und ihrem Franz. Zwar hatte der Vater bestritten, das Reh vergraben zu haben, im Hause aber war er in der Nacht vorher nicht gewesen und ein Mibi hatte er nicht beschaffen können. Auch beantwortete er die Frage, ob er schwören könne, nicht gewildert zu haben, mit Schweigen. War das beleidigtes Unschuldsgesühl oder . . . ? Ach, der armen Rosel schmerzte der Kopf von all dem ungewohnten Grübeln.

Ja, der Siegelhofer konnte kein Mibi herbeischaffen, ebensowenig seine Unschuld beschwören; nur blieb er dabei, das Reh nicht geschossen und vergraben zu haben.

Die Herren vom Gericht zuckten mit den Achseln, sprachen von Bauernschlauheit und bäurischen Dickhäuteln und blieben doch immer gleich unaufgeklärt.

Einer hatte den Angeber gespielt. Wer? Der Siegelhofer ahnte es. Der Franz. Aber er schluckte seinen Grimm nieder. Was hätte es ihm genützt, zu reden. Er hätte es nur schlimmer gemacht.

So vergingen Wochen. Die Verhandlung schleppte sich hin. Da ereignete sich eines Tages etwas Seltsames. Rosel, des Siegel-

hofers Tochter, verlangte verhört zu werden. Der Franz Hallinger habe ihr geschrieben. Er habe das Reh geschossen und es, um sich an dem harttherzigen Bauern zu rächen, in dessen Garten vergraben. Doch wisse er genau den Grund, warum der Bauer nicht sein Mibi nachweisen könnte. Er, der Franz, sei über die Grenze gegangen, weil er ja doch keine Aussicht habe, die Rosel zu gewinnen. —

Schluchzend hatte Rosel vor dem herbeigerufenen Vater erklärt, daß sie es für ihre Kindespflicht gehalten habe, den Beweis für ihres Vaters Unschuld zu bringen. Ihr Lebensglück sei ja doch vernichtet. So kam der Siegelhofer frei. Aber er war ein anderer geworden, finsterner, dabei verschlossen und fast schon im Umgang mit der Tochter. 's ist was nit richtig mit ihm," meinten die Leute und man besprach den Umstand, daß der Bauer nicht hatte angeben wollen, was er in jener Nacht getrieben; auch die darauffolgende Bemerkung in Franzens Brief ward überdacht; allerlei dunkle Gerüchte waren im Umlauf. Bald sollte der Siegelhofer sich mit dem Teufel um Mitternacht ein Stelldichein geben, bald ließ ihm irgend eine heimliche Schuld keine Ruh. Rosel wurde immer stiller und blässer. Alle Welt bedauerte sie und schalt auf den Vater und den Hallinger Franz.

Der Siegelhofer begann zu kränkeln. Schließlich legte er sich und bereitete sich aufs Ende vor. Er beichtete und besprach sich mit dem Seelsorger lange und mehrere Tage. Darüber sprach man wieder, mutmaßte Ungeheuerlichkeiten. Endlich schien der Bauer Frieden gefunden zu haben. Wieder einmal ging es ihm schlecht. Da ließ er den Pfarrer rufen und dann seine Frau und Tochter. "Rosel," sagte er zur letzteren, "i hab g'wartet bis an mei Sterbestündl. I glaub 's ist jetzt so weit. Schau, i weiß, i hab an Unrecht an Dir gut z'machen. I hab ja lang schon merkt, daß Dir 's Harb ist um den Franz. Schau, Dirndl, wir san all mit einander Menschen, bloß argüündhafte Menschen, und weil 's Mutterl vom Franz, i werd 's ja jetzt bald wiedersehen und ihr mein Unrecht an ihrem Duab'n abbitten, weil die Marei mir früher amal sehr weh g'than hat, darum hab i an Haß auf den Franzl g'habt. Schau, darum habt Ihr beid nit sollen z'sammenkommen, nit wegen der Wilderei. Schau, Kindl, i hab ja selbst gern den Stügen in die Hand g'nomma und in der Nacht, von der i vor Gericht nit hab wollen ansagen, war i auch auf der Birsch. Schau, da muß der Franzl mi g'jeht hab'n und weil er solch ane Mut g'habt hat auf mi, hat er mir eins aufg'wischt. Schön war 's nit. Aber i hab ihm halt verziehen. Und darum, Rosel, sollst 'n hab'n, Deinen Franzl. Der Herr Pfarr' weiß halt, wo er sich aufhalten thuat. Den frag halt, wenn i abg'fahr'n bin aus diesem Leben. Nur schau, Kindl, so lang i leb, da wär 's mir doch zu harb. Du verstehst mi schon. So Kathi, und nu verzeh auch Du und hab Dein Freud an der Rosel ihrem Glück. Aber sag dem Franzl, daß er 's Wildern bleiben lassen soll: 's ist kein Segen nit dabei."

Allerlei.

Unterhaltungsaufgaben.

I.

Ein amerikanischer Streichholzfabrikant findet bei einem Juwelier in Paris ein aus 40 Perlen bestehendes Halsband, welches er zu kaufen wünscht. Da der Preis desselben ihm indessen zu hoch ist, schlägt der Juwelier ihm vor, daß er für die erste Perle ein Streichholz bezahlt, für die zweite 2 Streichhölzer, für die dritte 4 Streichhölzer und so fort: stets die doppelte Anzahl Streichhölzer für jede fernere Perle bis zu der vierzigsten. Der Fabrikant geht hierauf ein. Wie viele Streichhölzer mußte er für das Perlenhalsband liefern, und wie teuer wurde dieses ihm, wenn 1000 Streichhölzer ihm 1 Pfennig kosten?

II.

Wenn 9 Streichhölzer auf dem Tische liegen, wie hier angegeben, und man von jeder der beiden Reihen 1 Streichholz fortnimmt — wie muß man es dann machen, damit wie vorher in jeder Reihe noch immer 5 Streichhölzer liegen?

Rätsel.

Mit D an Deiner Hand,
Mit B im grünen Wald,
Mit G in Deinem Mund,
Mit S am Kleide rund.

Magisches Dreieckrätsel.

a a a a b
b d h o
o p r
r s
s

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen 1. eine bekannte griechische Insel, 2. einen König Israels, 3. einen Teil eines Bagens, 4. einen asiatischen Strom, 5. einen Konsonanten.

Scherzrätsel.

Nimm weg mir Ru
So bin ich wie Ru.

Silbenrätsel.

Es kann die Zweite nur gedeihen,
Wenn sie der Ersten sich kann freuen,
Doch als des Ganzen rohe Forden
Des Manns genannt nach einer Stadt im Norden
Die Zweite verheerten mit Brand und Norden,
Da war von der Ersten nichts in der Zweiten,
Da waren auch für das Ganze böse Zeiten.

Gleichklang-Scherzrätsel.

P liegt nicht in G
Aber in P giebt's R
In P giebt's auch S
Aber R haben niemals S

Stadt-Rätsel.

Stadt in Ostreich ich bin. Rein Name besteht
aus 4 Zeichen.
Vendre den letzten Laut, Stadt in Ungarn ich bin.

Buchstabenrätsel.

S und s [x]

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Unterhaltungsaufgabe: Man zählt derart daß der Regler das erste Mal Nr. 3 bekommt.
Rätsel: Schaar, — Haar — Nar.
Charade: Hausknecht.
Homonym: Thor.
Logogryph: Klippen — Lippen.

Kirchenkalender.

Sonntag, 8. Dezember. Maria Empfängnis. ● Dominikaner-Klosterkirche: Anlässlich des Festes Maria Empfängnis voll. Ablasz für die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft. Nachm. um 3 Uhr ist Vortrag für die Mitglieder des dritten Ordens. ● Ursulinen-Klosterkirche: Marienverein: Vortrag und Aufnahme neuer Mitglieder.
Montag, 9. Dezember. Leocadia, Jungfrau und Martyrin. ● Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 5 Uhr Vortrag für die Mitglieder des christl. Mütter-Vereins.
Dienstag, 10. Dezember. Judith, Jungfrau. ● Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 8 Vereinsmesse mit gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Mitglieder des christl. Müttervereins.
Mittwoch, 11. Dezember. Damaskus, Papst.
Donnerstag, 12. Dezember. Justinus, Martyrer.
Freitag, 13. Dezember. Lucia, Jungfrau und Martyrin. Odilia, Jungfrau.
Samstag, 14. Dezember. Nicajus, Bischof und Martyrin.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 1, 19-28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet: Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, nicht Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Das Zeugnis des Vorläufers.

„Wer bist du?“ So lautete die Frage der Gesandtschaft, und Johannes antwortete: Ich bin nicht Der, für den ihr mich haltet, — ich bin nicht der Messias! Dieser kommt vielmehr nach mir, und ich bin nicht würdig, Ihm die Schuhriemen aufzulösen!

Mit diesen Worten, lieber Leser, weist Johannes offenbar auf die göttliche Natur Jesu hin; denn von keinem, auch noch so hochbegnadeten Menschen hätte der Vorläufer des Messias solches sagen können, ohne die Wahrheit zu verletzen. Hätte er gesagt, er sei höchstens würdig, Ihm die Schuhriemen aufzulösen, so hätte er immer noch sehr hoch von Christus und sehr niedrig von sich selbst gesprochen. Aber eine unendliche Erniedrigung seiner selbst und eine unendliche Größe Christi drückt Johannes aus mit der Versicherung, daß er nicht einmal würdig sei, jenen Dienst an Ihm zu verrichten, der sonst den niedrigsten Sklaven zustand: daß er also Christo gegenüber nicht einmal so viel sei, wie ein Sklave gegenüber seinem Herrn. Der Abstand zwischen einem Sklaven und seinem Herrn mochte also der denkbar größte unter Menschen sein, — aber der Abstand zwischen Johannes und Christus ist größer, er ist ein unendlicher; denn Christus ist Gott, und Johannes ist Sein Geschöpf, das Werk Seiner Hände.

Soll nun die heilige Adventszeit an uns, lieber Leser, ihren Zweck — als Vorbereitungszeit auf die geistige Ankunft Jesu — erreichen, so ist uns vor allem notwendig, was die Kirche uns durch das Evangelium des heutigen Sonntags nahe legt: wir müssen glauben und bekennen, daß Jesus von Nazareth der Sohn Gottes, der Messias und Erlöser der Menschheit ist — müssen aber

auch, nach dem Beispiele des großen Vorläufers, demütig unsere Unwürdigkeit eingestehen, der Einkehr Jesu (in der hl. Weihnachtskommunion) teilhaftig zu werden.

Man sollte nun meinen, es sei nicht so schwer, Jesum für mehr als einen bloßen Menschen zu halten, also an Seine Gottheit zu glauben. Es ist gut, lieber Leser, daß auch Du so sprechen darfst: von Jugend auf hast Du fest und freudig an die Gottheit Jesu geglaubt, da Sein ganzes (irdisches) Leben, all Sein Thun und Wirken und selbst Sein Leiden einen übermenschlichen, göttlichen Charakter aufweist; da Er in Seinen Wunderthaten eine Macht offenbart, wie sie keinem Menschen, sondern nur Gott allein eigen sein kann. Dennoch hat es selbst innerhalb des Christentums zu verschiedenen Zeiten Leugner der göttlichen Natur und Würde Jesu gegeben, und es giebt ihrer auch in unseren Tagen noch, und leider in verhältnismäßig großer Zahl.

Schon im Anfange des 4. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung begegnet uns im Morgenlande die weit verbreitete Irrlehre des Arius, dessen Anhänger leugneten, daß der Sohn Gottes Eines Wesens mit dem Vater sei, vielmehr behaupteten, der Sohn sei ein Geschöpf des Vaters. Und diese höchst gefährliche Irrlehre hatte eine solche Verbreitung gefunden, daß später der hl. Hieronymus (+ 420) sagen durfte: „Es fühlte der Erdkreis, daß er arianisch geworden sei.“ — Allein es bewährte sich auch hier die Verheißung des Herrn von dem ewigen Bestande Seiner Kirche. Das Konzil von Nicäa (325), auf dem nahezu hundert Bischöfe anwesend waren, verworft die Lehre des Arius und schloß ihn mit seinem Anhange von der kirchlichen Gemeinschaft aus. Die Folge war, daß

Kirchenkalender.

- Sonntag, 15. Dezember.** Dritter Sonntag im Advent. Eusebius, Bischof u. Martyrer. Evangelium n. d. hl. Johannes 1, 19-28. Epistel: Philipp 4, 4-7. St. Andreas: Nach der 10 Uhr-Messe Offizium der Männer-Sodalität. St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schule an der Kronprinzen- u. an der Wahrenstraße. Nachm. 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 6 Uhr feierlicher Schluß der Oktav mit Umzug und Te Deum.
- Montag, 16. Dezember.** Adelheid, Kaiserin. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Truderschaft v. gut. Tode.
- Dienstag, 17. Dezember.** Lazarus, Bischof. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. Ursula von Klosterkirche: Von heute ab bis Wehachten ist morgens 6 Uhr Segensmesse, um 8 Uhr Schulmesse. Nachm. 6 Uhr Andacht.
- Mittwoch, 18. Dezember.** Sunibald, Abt. Erwartung der Geburt Jesu. (Quatember). Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abds. 7 Uhr Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 19. Dezember.** Nemefius, Martyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 1/8 Uhr Segens-Gebet.
- Freitag, 20. Dezember.** Julius, Martyrer. (Quatember). Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abds. 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 21. Dezember.** Thomas, Apostel. (Quatember.)

diese Irrlehre, wenigstens im Abendlande, bald ganz verschwand.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte leugneten die sog. Katharer oder Albigenser die Gottheit Jesu. Von Osten ausgehend, nahmen sie ihren Weg immer weiter nach Westen und hatten sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts durch das ganze mittlere Europa — namentlich in den Ländern an der unteren Donau — verbreitet: eine Gefahr für die Kirche, wie sie kaum jemals größer gewesen, so daß Papst Innocenz III. wohl sagen durfte, diese Irrlehrer seien gefährlicher, als die Saracenen! Bekanntlich gab die Sorge für die Bekehrung der Albigenser den Anlaß zur Gründung des Dominikanerordens: Gott erweckte den hl. Stifter desselben in dieser für die Kirche so kritischen Zeit ebenso zur rechten Stunde, wie Er sich einst den hl. Athanasius erwählt hatte als Vorkämpfer gegen die gefährliche Lehre des Arius.

Gegen die Hälfte des 16. Jahrhunderts ging in England aus dem Protestantismus die Schule der sog. Freidenker hervor, die wir jetzt als „Deisten“ zu bezeichnen gewohnt sind. Anfänglich bekannten sie zwar noch Einen Gott, leugneten aber die Offenbarung durch Moses, die Propheten und Christum, den Herrn, und sahen die Evangelien und die Lehren der Apostel als Fabeln an. Von England kamen diese dem Christentum feindlichen Anschauungen nach Frankreich, später auch nach Deutschland herüber, wo namentlich die Protestanteneiniger die Gottheit Jesu leugnen und mit allen möglichen Waffen bekämpfen bis auf den heutigen Tag.

Warum aber — mag der Leser hier fragen — leugnen denn diese „Freidenker“ die göttliche Würde Jesu trotz den erstaunlichen Wundern, die Er vollbrachte, und deren die Evangelisten eine große Anzahl berichten? Nun einfach darum, weil sie diese Wunderberichte nicht glauben; sie halten nämlich Wunderthaten überhaupt für absolut unmöglich, weil nach ihrer Anschauung die Natur von unabänderlichen Gesetzen beherrscht wird, die niemals und unter keinen Umständen aufgehoben werden können. — Wunderthaten aber seien Aufhebungen der Naturgesetze: darum könne es keine Wunder geben. Würden also Wunderthaten erzählt, so könnten solche Berichte nur Fabeln sein.

Diese absonderliche „Weisheit“ in ihrer Hohlheit anzugeigen, ist nicht sehr schwer, — ist aber nicht notwendig christlichen Lesern gegenüber, die an die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der Wunder schon aus dem Grunde glauben, weil deren Zeugnung zweifellos auf einer Linie steht mit der Zeugnung Gottes.

Nun haben wir aber auch nicht nur Kunde von den Wundern, die Jesus während Seines Erdenwandels vollbrachte, sondern sehen vor unsern Augen auch den wunderbaren Erfolg Seiner Lehre, die wunderbare Ausbreitung Seiner Kirche und die durch Seine Erlösungsgnade bewirkten unzähligen Auferweckungen der Menschenseelen vom Tode der Sünde zum übernatürlichen Leben der Kinderschaft Gottes.

Sollten wir darum zweifeln können, daß Jesus wirklich ist der einst von Johannes bezugte Messias, der Retter und Befreier aus dem Sündenland, der Erlöser aus der bittersten Seelennot? Und sollten wir nicht sehnlichst wünschen, auch von Ihm geheilt, gerettet, geheiligt und zur ewigen Seligkeit geführt zu werden?

S.

Weihnachtsgebäck.

Blauderei von Anna Detten.

Mit Zug und Recht preisen wir die „fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“, die da in unseren kleinen heimliche Ahnungen und sehnlichstes Verlangen weckt, während sie in den Erwachsenen eine Fülle wehmütig-seliger Erinnerungen hervorruft. Schon geraume Zeit vor dem Feste beginnt, da die

rührigen und hilfsbereiten Heizermännchen nur noch in alten Sagen vorkommen, in jedem Hause eine gezeigerte Thätigkeit, ein eifriges Rühren und Arbeiten, das auch auf die Küche sich erstreckt.

Es darf nämlich, wenn von dem poetischen Zauber des Weihnachtsfestes die Rede ist, doch nicht ganz übersehen werden, daß auch etwas Materielles dabei mitspielt — in erster Linie die verschiedenen Weihnachtsgebäcke. Jeder Volksstamm, jede Landschaft beinahe hat deren besonders geartete und benannte aufzuweisen, die nach altüberlieferten Rezepten hergestellt werden, um am Christabend in reicher Fülle gespendet zu werden. Den Kindern wässert schon vorher der Mund danach, wenn sie übrig gebliebene Teigreste verzehren dürfen, und sie können sich gar keinen richtigen Christabend ohne das traditionelle Weihnachtsgebäck vorstellen. Den Großen aber, die etwa fern von der Heimat sind, schickt man ihren Anteil, sorgfältig verpackt, rechtzeitig zu, damit sie in der Fremde eine echte Weihnachtsfreude haben.

Es ist bekannt, daß viele von diesen Gebäckreizen auf den altgermanischen Opferdienst zurückzuführen. Es wurden Bilder von den Göttern und den ihnen geheiligten und beim Fest der Winterjonnenuwende zum Opfer dargebrachten Tieren in Teig geformt und gebacken, wie man das heute noch in Schweden findet. Später kamen dann alle möglichen Tiergestalten, in Teig, Zucker oder Marzipan geformt, auf den Weihnachtsmarkt. In Schlesien und Sachsen werden, wie Orwein in seinem Buche „Deutsche Weihnachten“ anführt, „Männer und Schweine, in Steiermark Männer und Hirsche“ aus Semmelteig gebacken. In Schwaben hat man zu Weihnachten „Springerle“, ein Backwerk mit darauf gedrückten Menschen und Tieren, Blumen usw. Im mittleren und nördlichen Deutschland herrschen die Christstollen, Christwecken und -striezel vor; im südlichen ein Gebäck aus gedörrten Birnen oder Birnenmus, Rosinen, Feigen, Honig und dergleichen; im schwäbischen Gebiete Huzelbrot, im bayerisch-österreichischen Mözen- oder Klezenbrot geheißen (Huzel, Mözen sind gedörrte Birnschnitzel). In Steiermark werden anherden noch die Butizen gebacken, ein strudelartiges Gebäck mit Nuss und Kohn gefüllt. Besonders beliebt sind fast in ganz Deutschland die Pfefferkuchen, mit Honig zubereitete Lebkuchen, deren berühmteste Gattung in Nürnberg gebacken wurde und, wie auch in Thorn, noch wird.

Bereits in altchristlicher Zeit waren mit Honig und Butter zubereitete Kuchen eine beliebte Weihnachtsspeise. Sie sollten an den Ausspruch des Propheten Jesaias 7, 15, nach dem unmittelbar vorher die Geburt des Sohnes von der Jungfrau verkündet ist, erinnern: „Butter und Honig wird er essen, daß er wisse, Böses zu verwerfen und Gutes zu erwählen.“ Süß liebte man die Weihnachtsbäckereien; dadurch kam neben dem Honig auch der Kohn zur Geltung: in Steiermark Honig- und Kohnstrudel, in Mähren Kohnkudeln, in Schlesien Kohnklöße, in der Mark Kohnpielen.

Daß man ursprünglich in der Form auch vielfach das in Windeln gewickelte Jesuskind wiederzugeben suchte, lassen noch die beliebten Dresdener Christstollen erkennen, die aus feinem Weizenmehl mit Zuthaten von Rosinen und Korntun und feinen aromatischen Würzen bereitet werden. Ein gewürztes Gericht hieß ehemals „Pfüffer“, und davon ist unser Pfefferkuchen und Pfefferküchen der Name verblieben, wenngleich der Teig dieses Gebäcks wohl Honig und mannigfache Gewürze, jedoch keine Spur von Pfeffer enthält.

Bezeichnender ist jedenfalls der Name Honigkuchen, wofür man wieder in Süddeutschland „Lebkuchen“ sagt. Die Silbe „Leb“ wird verschieden gedeutet; vielleicht hat der alte Christoph Weigel Recht, wenn er meint: „Weil der Honig, sowohl innerlich als äußerlich gebraucht, ein zur Lebensunterhaltung

sehr dienliches Mittel ist und viele hundert Jahre bewährt befunden worden, daß mancher sein Leben dadurch sehr hoch gebracht und nächst Gottes Beihilfe ein hohes Alter erlangt, so mag der von Honig bereitete Kuchen hiervon den Namen „Lebkuchen“ bekommen haben, als welcher das Leben gleichsam stärke und mit neuer Kraft beuge.“

Nach altem Brauch ist es der Leibkompagnie des preussischen Ersten Garde-Regiments zu Fuß Gerechtfame, dem obersten Kriegsherrn und allen kaiserlichen Prinzen, die beim Regiment geführt werden, Pfefferkuchen zu Weihnachten schenken zu dürfen. Die Ueberreichung des in Potsdam hergestellten Gebäcks findet am Vormittag des 24. Dezember durch den Kommandeur der Leibkompagnie statt. Außerdem schenkt aber auch die Stadt Thorn jeden Weihnachten dem Kaiser und der Kaiserin, sowie den großjährig-kaiserlichen Prinzen Honigkuchen, von denen jeder nach altüberlieferter Gewohnheit bei einem Gewicht von 9 Kilogramm 70 Centimeter lang, 40 Centimeter breit und 25 Centimeter hoch ist. Jeder Kuchen wird besonders verpackt und erhält als Beigabe 180 Thorer Katharinen und 150 Stück Lebkuchen. Die sogenannten Thorer „Katharinen“ sind von der Schwester Katharina des Bernhardiner-Klosters bei Thorn, 1312 erbaut, erfunden. Wie auch die braunen Pfefferküche am besten geraten, wenn sie aus möglichst altem Teig gemacht werden, so wurden ursprünglich die „Katharinen“ aus fünfzigjährigem Honigkuchenteig gebacken. Auch der Thorer Mandelkuchen ist mit Mandeln belegter Honigkuchen.

Alle diese Weihnachtsgebäcke, wie auch der Königsberger Marzipan, die Haller und Braunschweiger Pfefferkuchen, die Erlanger und Nürnberger Lebkuchen, die Nacherer Printen, die Frankfurter Brenten oder Breuden und die Baseler Leckerli usw. werden in neuester Zeit massenhaft hergestellt und in alle Welt versandt. Die wohlgeschmecktesten Weihnachtsbäckereien sind und bleiben aber doch diejenigen, welche daheim von der fleißigen Hausfrau selbst hergestellt und auf die Teller unter dem Christbaum gelegt werden. Zum Schluß seien daher noch einige wohlerprobte Rezepte solcher Gebäcke zu Nutz und Frommen unserer geehrten Leserinnen hier mitgeteilt.

Gutes Weihnachts-Spekulatius erfordert 5 Pfund Mehl, 2½ Pfund Zucker, 1 Pfund Butter, 9 Eier, 3 Theelöffel Zimmt, 2 Muskatnüsse, fein gerieben, zwei Messerspitzen, etwa ¼ Theelöffel getöbte Nügelchen und 1 Messerspitze Hirschhornsalz. Man mengt davon einen Teig, hält jedoch ungefähr ¼ Pfund Mehl zum Streuen zurück; der Teig darf nicht zu dünn ausgerollt werden. Man nimmt Holzformen zum Ausdrücken oder Blechformen zum Ausstechen und läßt hierauf das Spekulatius hellgelb backen. In einer Blechschüssel oder einer zugedeckten Porzellschüssel kann man es, wie die meisten ähnlichen Weihnachtsbäckereien, wochenlang frisch erhalten.

Vanille-Brötchen: 7 Eier, 50 Gramm Vanillezucker, 1 Pfund Zucker und 1 Pfund Kaisermehl. Die Eier werden mit dem Zucker eine Stunde lang gerührt, dann kommen der Vanillezucker und das Mehl hinzu. Schließlich formt man von der Masse Häufchen und setzt diese auf ein mit Butter bestrichenes Blech. Ein anderes Rezept: 1 Pfund Zucker wird mit 5 Eiern eine Stunde lang gerührt, 10 Gramm gestoßene Vanille und ¼ Pfund Mehl darunter gemengt. Die Häufchen, welche man daraus formt, setzt man ebenfalls auf ein bestrichenes Blech und läßt sie gar backen.

Chokolade-Makronen: 500 Gramm Zucker, 450 Gramm süße und 50 Gramm bittere Mandeln werden fein gerieben, ebenso 150 Gramm Chokolade, zuletzt mit dem Schnee von 8 Eiern gut durchgerührt. Man formt mit einem Kaffeelöffel kleine Häufchen von der Masse und backt sie auf einem mit Butter abgeriebenem Blech.

Anisbrot: 1 Pfund Butter wird mit der abgeriebenen Schale einer Citrone und 8 Eiern eine halbe Stunde lang gerührt, dann kommt 1 Pfund Kaisermehl und 1 Eßlöffel Anis hinzu. Auf einem mit Butter bestrichenen und mit Mehl bestreuten Blech formt man von der Masse zwei lange Leibe, die gebacken werden. Nachher werden sie in Scheiben geschnitten und nochmals zum Rösten in den Backofen gebracht.

Mandelhäufchen: 6 Eiweiß werden zu einem steifen Schnee geschlagen und mit 1 Pfund Zucker dick verrührt, dann mit 1 Pfd. abgerührter und in längliche Scheiben geschnittener Mandeln vermischt. Man erhält davon etwa 56 Häufchen, die auf ein mit Butter bestrichenen und mit Oblaten belegtes Blech gesetzt werden.

Zimmerkerne: 6 Eiweiß werden zu einem steifen Schnee geschlagen, dann mit 1 Pfund Zucker, 1 Eßlöffel feingestohemem Zimmet und etwas Citronenschale verrührt. Von dieser Masse stellt man ungefähr eine halbe Tasse voll zurück zum Bestreichen. Zu der Hauptmasse kommt noch 1 Pfund ungeschälter, feiner Mandeln; sie wird hierauf $\frac{1}{2}$ Centimeter dick mit Zucker ausgewellt, mittelst einer blechernen Sternform ausgestochen, die Sterne mit der zurückgestellten Masse bestrichen und in nicht zu heißem Ofen gebacken.

Damit genug für diesmal. Möge überall, das ist mein eifrigster Wunsch zum Schluß, das Weihnachtsgebäck wohl geraten und schön ausfallen, damit es den Kleinen wie den Großen gleich gut munde und bekomme, wenn die Kerzen strahlen und die Christbaumlichter durch die „stille, heilige Nacht“ erglänzen!

Der Brandstifter.

Erzählung aus dem Ungarischen von
W. Wimmer.

Wem ist das schmucke Häuschen mit dem roten Ziegeldach und den weißgetünchten Wänden an der Straße, die von Klausenburg nach Pest führt? Davor das Gärtchen mit den zierlichen Blumenbeeten, dahinter die Scheune mit neuem Dach und glatter Tenne, die Stallung mit den blanken Fensterscheiben, und auf dem Hofraum das hochaufgeschichtete Holzlager, der Brunnen mit dem riesigen Schwengel, wie das Alles so nett und sauber ist. Kein Nachbar hat es so.

„Janosch!“ ruft eine Frauenstimme von der Hausflursteige.

Und aus dem Stalle tritt ein Mann in vorgerückten Jahren, eine echte Magnarengestalt. Das ist der Eigentümer des Häuschens.

Janosch war als junger Bursche von 18 Jahren Kutscher bei einem der reichsten Magnaten der Stadt. Niemand trug damals einen schöneren Schnurrbart, knapperen Tischchen und blankere Sporen. Niemand verstand es besser als er, den Mädchen die Köpfe zu verwirren, aber Niemand war auch rascher, fähorniger.

Einst sah er in der Schenke, während die Zigeuner spielten und die Wogen der Tischardtänzer ihn umfluteten. Er mochte nicht tanzen, sondern leerte, die Augen starr auf einen Punkt geheftet, Krug um Krug. Plötzlich sprang er auf, zahlte seine Beche und ging. Sein Herr hatte ihn einen Schurken geheißt, weil gestern die Klappen, die unter seiner Obhut standen, sich so unbändig gebildet, daß die Kutsche sicher gestürzt wäre, wenn nicht Janosch, die Gefahr erkennend, so gewaltig geschrieen und gewettert hätte, daß die Tiere, am ganzen Leibe zitternd, wie eingewurzelt feststanden und er sie nur durch wütende Peitschenhiebe in Bewegung bringen konnte.

Den entehrenden Namen wollte er nicht auf sich sitzen lassen; er mußte sich rächen. Denn daß die Klappen wild und mutig waren, gereichte ihm und ihnen nur zur Ehre. Ueber-

dies hatten sie keinen Schaden angerichtet, sondern ihm gehorcht aufs Wort.

Abends, als der Graf über den Hofraum nach dem Garten ging, trat Janosch vor ihn und sagte: „Euer Gnaden, entlassen Sie mich, ich will Ihnen nicht mehr dienen, denn Sie haben mich beleidigt, so tief, daß ich's nie vergessen kann. Die Klappen mag ein anderer besorgen und zahm machen, daß sie sich nicht mehr so stolz und herrisch tragen. Ich will's nicht; denn ein zahmes Pferd ist nur ein halbes Pferd. Wild wie die Rußtarosse, so lieb' ich sie und Euer Gnaden nicht. Drum geh' ich.“

Der Graf war nicht wenig überrascht. Er stand schon oben auf der Stiege, die in den Garten führte, Janosch vor ihm, an sich haltend, damit ihn nicht die Wut übermeistere und zu Tollheiten verleite.

Als ihm der Graf zu schweigen gebot, trat er ihm näher und rief im wildem Jorne: „Ich will nicht schweigen, denn Sie haben mich beleidigt, das dulde ich nicht. Auch ich bin ein Magyar wie Sie und habe Ehrgefühl wie Sie.“

Der Graf, erzürnt über die letzten Worte, faßte ihn mit kräftigem Arme am Nacken und warf ihn die Gartenstiege hinab.

Winkelnb erhob sich Janosch vom Boden. Sein rechtes Bein war gebrochen. Wochenlang wurde er auf des Grafen Rechnung verpflegt, aber sein Bein blieb steif im Kniegelenk. Janosch war tröstlos.

Während seiner Krankheit besuchte ihn Niemand als ein Mädchen, dem er nie große Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Denn Kollari war nicht schön, aber sie liebte Janosch, wie ihn kein anderes Mädchen liebte.

Er liebte überhaupt kein Mädchen, denn er war zu eitel auf seine Schönheit und wollte Husar werden. Des Grafen Verweis hatte diesen Entschluß in ihm zur Reife gebracht, darum hatte er den Dienst gekündigt.

Jetzt konnte er freilich nicht mehr daran denken. Er war ein Krüppel. Das wurmte ihn so tief, daß er sich oft ein Leids anthon wollte. Und er hätte es auch gethan, wenn Kollari nicht bei ihm gewesen.

Als sie eines Tages an seinem Lager saß, fielen zwei Thränen auf seine Hand, die sie in der ihrigen hielt. Das durchjuckte den Kranken. Er neigte sich zu ihr und sagte: „Weine nicht um mich. Ich kann jetzt kein Husar werden, aber wenn Du mich liebst, Dein Mann.“ Kollari stürzte ihm an die Brust und küßte sein bleiches Gesicht. Dann kniete sie nieder und betete leise.

Beim Scheiden reichte ihr Janosch die Hand und sagte: „Sobald ich dies heillose Haus verlassen kann, gehen wir zum Pfarrer.“

Nach sechs Wochen wohnte das glückliche Paar in einer kleinen Hütte, die ehemals an der Stelle des schmucken Häuschens stand, von dem wir sprechen. Kollari hatte acht Jahre gebient und ein schönes Stück Geld erspart. Janosch die Hütte geerbt. In diese stieß ein kleiner mit Stroh bedeckter Stall, drin standen zwei Pferde von der bekannten, eben so dauerhaften als feurigen siebenbürgischen Rasse. Janosch, zur Feldarbeit untauglich, hatte sie aus Kollaris Mitgift gekauft und war Fuhrmann geworden.

Es verging selten ein Tag, daß er nicht fuhr, weit oder nah, das war ihm gleich, wenn's nur gut bezahlt wurde. Dann fuhr er aber auch nach ungarischer Sitte, so schnell wie ein Pfeil.

Janosch war mit seinem Schicksal zufrieden und murmelte oft, wenn er so dahinsuhr und an sein trautes Weib dachte, in den Bart: „Es ist doch gut, daß ich kein Husar geworden bin. Ueber ich wäre doch einer geworden, wenn der Graf mich nicht —“

Etwas fehlte ihm aber doch, obgleich die Habe sich zusehens mehrte, durch seine Unermülichkeit und seines Weibes Fleiß. Denn Kollari spann und wusch ohne Unterlaß und verdiente fast ebenso viel als er.

Nach einem Jahre kaufte Janosch noch zwei Pferde und nach abermals einem Jahre zu

den vieren noch vier. Er hielt Knechte und schickte nicht selten zwei oder drei Wagen nach entgegengesetzten Richtungen aus und blieb selbst daheim auf Kollaris Breden, wenn der Nord stürmte oder unendliche Regenwolken niederrauschten.

Aber noch immer fehlte ihm etwas und auch ihr. Sie war nie so recht von Herzen froh.

Da — eines Tages lies er die Knechte fahren und blieb bei seinem Weibe, bis er eines Morgens ein schönes, gesundes Knäblein in den Armen hielt. Nun fehlte ihm nichts mehr.

Da erst fuhr er wieder selbst nach Pest und Wien, einmal, zweimal und dann jedes Jahr zwei- und dreimal. Von der Hütte bis zur Scheune dehnten sich die Stallungen und 16 bis 20 Pferde standen darin.

Der Knabe wuchs heran. Janosch dachte bei seinen Fahrten nur an ihn, wie er lernen und dann ein Herr werden, wie er ihn in Pest besuchen werde. Und Ferri lernte brav. Janosch brachte ihn selbst nach Pest. Als der Sohn Doktor der Medizin geworden, holte ihn der Vater wieder ab und erzählte ihm auf der Heimfahrt, daß an der Stelle der alten Hütte ein zierliches Häuschen stehe und wie er Stallung und Hofraum sauber hergerichtet habe und wie die Mutter seiner harre. Ferri freute sich mit dem Freudigen. Sein Herz klopfte hörbar, als ihm der Vater das Häuschen zeigte.

Aber was war das? Die Mutter nicht da! Am Tische vier Soldaten! An den Wänden Rüstzeug! Im Stalle kein Raum für die Pferde des Eigentümers, für die milden Pferde! Gott im Himmel! Was ist das?

„Kollari, wo bist Du denn?“

Auf den Ruf stürzte die Gerufene aus der Scheune herbei. Sohn und Gatte lagen an ihrer Brust.

„Aber was geht hier vor?“ fragte Janosch. „Daß sich die Hölle aufgethan, um mein Haus zu vernichten?“

Kollari erzählte, es sei Einquartierung da. „Die gehört ins Nebenzimmer und die Pferde in den kleinen Stall, wo sie bisher immer gestanden.“

„Das Nebenzimmer sei zu klein und der Stall für kaiserliche Pferde zu enge,“ antwortete Kollari.

„Für zwei Mann und zwei Pferde nicht zu klein und nicht zu enge und mehr gehören mir nicht.“

„Das ist noch das geringste,“ fuhr Kollari fort, „aber sie sind wütend und rüberisch. Gestern haben sie den Keller erbrochen, Wein genommen und Schmalz, heute die Kammer und den Henboden geplündert.“

Janosch schäumte vor Zorn und schwieg. Ferri trat ins Zimmer. Aber es ward ihm unheimlich bei den Menschen, die ihre Plätze am Tisch noch immer inne hatten und Karten spielten.

Er kam zur Mutter auf den Hausflur und dann ins Nebenzimmer. Er war verstört, sie weinte. Janosch war verschwunden. Nach einer Stunde kehrte er zurück. Er hatte Klage geführt und war nicht gehört worden, seine Wut war gestiegen. „Für diese hast du also dein Haus geant?“ fragte er sich selbst, „für Menschen, deren Sprache du nicht verstehst, die sich in deine Wohnung drängen, als wäre sie nicht dein Eigentum? Ist's da nicht besser, nichts zu haben wie drüben die Zigeuner, die in Höhlen wohnen? Nicht besser, nichts zu haben? Wohl, ich will nichts haben als mich, mein Weib und mein Kind. Das Uebrige mögen die da drinnen holen!“

Mit solchen Gedanken trat er ins Zimmer und an den Tisch, wo die Krieger saßen. Er wies sie ins Nebenzimmer. Sie widersetzten sich. Er wollte Gewalt brauchen. Da trat Ferri ein und zog ihn beiseite.

Er ging zu Bett. Aber er konnte nicht schlafen. Immer trat der Gedanke vor seine Seele: lieber nichts haben, als des Sauererworbenen beraubt werden, nicht im Krieg oder von Feinden, sondern mitten im Frieden von den Dienern des Gesezes.

Die Nacht verstrich. Am Morgen trat er an Ferris Bett und sagte: „Geh mit, Du kannst besser als ich mit den großen Herren reden. Sie sollen mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber bei Gott, ich brenne das Haus nieder.“ Ferris kannte seinen Vater, sie gingen. Aber nirgends wollte man sie recht anhören.

Janosch taumelte nach Hause. Abends, als Ferris schlief, zog er Kollari mit sich hinaus auf den Hausflur und sagte: „Morgen bezieht Ferris seine Wohnung in der Stadt, für ihn ist gesorgt; er ist Doktor und ein guter Sohn, er wird für Dich sorgen. Dies Haus wird übermorgen nicht mehr stehen. Ein Raub der Flammen soll es werden mit allem, was drum und dran ist. Du weißt warum.“

„Janosch, um Gottes Willen, was hast Du vor?“

„Kein Wort mehr darüber. Gib mir Deine Hand, wir sind einig.“

Ferris bezog seine Wohnung in der Stadt, die Mutter blieb bei ihm. Janosch trat abends nochmals vor die Trinkenden an den Tisch und forderte das Gestohlene heraus. Sie schlugen nach ihm, sie warfen ihn zur Thür hinaus.

„Jetzt ist es Zeit,“ sagte er.

Nach wenig Minuten stand Scheune, Stall und Haus in hellen Flammen. Prasselnd stürzte das Gebälk zusammen und begrub den mühsamen Erwerb fleißiger Hände und das stille Glück zweier Herzen auf immer.

Janosch glaubte recht gethan zu haben und sprach sich frei über die Gründe aus, die ihn zu seiner That bestimmt. Er wurde auf zwei Jahre ins Buzthaus geschickt.

Kollari blieb bei ihrem Sohn, bis Janosch aus dem Buzthaus entlassen wurde.

Das Häuschen aber ließ der Doktor wieder aufbauen, wie's gewesen, mit Stall und Scheune, wie man's jetzt noch sieht. Man zeigt's, wenn man nach dem Löw-Janosch fragt. Der wohnte noch lange Jahre mit Kollari darin, fuhr aber nicht mehr, sondern arbeitete als Tagelöhner und ließ nicht zu, daß Kollari ein Ersparnis beiseite legte. Er wollte kein Eigentum haben und wohnte nur dem Doktor zuliebe in dem Häuschen. Und wenn ihn dieser besuchte, sagte er oft: „Ferris, mir ist's, als hätte ich nur geträumt, böse geträumt.“

Sine Schreckensnacht.

Skizze von Wilhelm Müller-Weilburg.

Es ist die Nacht des 5. Juli 1562.

In düstern Wäldern, ein Riesenhollwerk voll wilder, phantastischer Grobhartigkeit, ragt die Bergwelt im Gebiete des Drac, der Romanche und Jfère im Dauphin's hoch hinaus in den mächtigen Sternenhimmel.

In der Ferne schimmern silbern die Schneehäupter der Alpen.

Etwas im Hintergrunde erhebt sich ein gleitschergetürmter, lichtumprählter Gigant: der Montblanc.

Still und einsam liegt das Dorf St. Pierre de Chartreuse vor dem Engpasse des Grand Logis im ersten friedlichen Schlummer.

Da naht sich aus den träumenden, reglos im Nachtschweigen ruhenden Wäldern eine dunkle Kolonne vorsichtig spähend dem schlafenden Weiler, der keiner drohenden Gefahr gewärtigen Ortschaft.

Es ist eine der zügellosen Schaaeren des Barons des Adrets, eines berüchtigten Söldnerführers, der, unter dem Vorwand, für die Sache der Hugonotten zu kämpfen, von Grenoble aus das ganze Land, diesen südlichen Teil des vormaligen Burgundenreiches, brandschatzt.

Auch der gegenwärtige nächtliche Streifzug ist in mordbrennerischer Absicht unternommen worden. —

Aus dem tiefen Schatten eines den Weg überhängenden Felsens lösen sich zwei Männer, ein der Hauptmasse vorgehender Beobachterposten, treten an den Führer der Abteilung heran und einer derselben macht die Meldung: „Es scheint doch eine Kunde des beabsichtigten Ueberfalles hier herauf gedrungen zu sein. Vielleicht sind die Mönche trotz aller Geheimhaltung bereits gewarnt worden.“

„Beim T dann laßt St. Pierre unbehelligt. Rasch vorwärts nach dem Kloster, sonst flüchten die weißen Mönche mit ihrem Kleinodien. Ihr Kommando darf uns jedoch nicht entgehen,“ befiehlt des Adrets.

Als die Kolonne um die über dem Aufstieg vorspringende Felsenkuppe am Ufer des Duers biegt, auf welcher hoch oben eine Fichtengruppe sich schwarz von dem Horizonte abhebt und unter welcher vorher die beiden Späher hervorgetreten sind und unter der sich inzwischen die Umrisse der Schatten etwas verschoben und geändert haben, liegt dort halb sichtbar im Lichtkreis der Gestirne die Leiche eines Weibes.

„Unvorsichtige S“ fährt der Führer wütend herum, „wenn die Mönche gewarnt und entwischt sind, ist Euer Leben verfallen.“

Weltverlassen in der majestätischen Einsamkeit des Thales der Berge der großen Chartreuse liegt in der geheimnisvollen Stille der herrlichen Hochsommernacht das Kloster der Karthäuser, Domus Carthusiae, das Mutterhaus dieses Ordens, das einst im Jahre 1084 Bruno von Köln hier am Fuße des Grand-Som gegründet, um fern den Wirren und Händeln seiner Zeit in Vertraulichkeit mit der Natur ein Dasein der Entsagung im Dienste Gottes zu führen.

Es sind die Stunden der Frühmette, die abends um 11 Uhr beginnt und um zwei Uhr endigt.

In der Klosterkirche ist kein Licht mehr entzündet. Nur wenige Altarkerzen brennen noch, vermögen aber nicht das Düstere der weiten, hochgewölbten Hallen zu durchdringen, sondern verbreiten einen schwachen, engbegrenzten Schein, der nicht einmal den imposanten Altar selbst zu erhellen im Stande ist.

Doch empor aus dem Dunkel steigt in mächtigen Tonwellen hinauf zu den Schwebbögen der Deckenwölbung tief melancholisch eine himmlische Psalmodie, der erhabene Hymnus „Veni Creator“ in der ergreifenden Einförmigkeit, der heißen Inbrunst der Gesangsweise des Karthäuserordens.

Plötzlich gestt draußen von dem Klosterthore her ein wildes Triumphgeschrei, wie das Geheul hungriger, javonischer Wölfe, durch die nächtliche Bergeinsamkeit, und beute- und blutig-dringt die Bande des Adrets durch den Hof und die Wandelgänge, in das Heiligtum der Kirche.

Aber ohne einen Moment zu stocken, unermüdet, in der gleichen, seelenerlöschenden, feierlichen Innigkeit tönt der Gesang der Brüder weiter.

Einen Augenblick lang schreckt das Gesindel zurück. Die Erhabenheit einer solchen Todesbereitschaft bleibt auf die Eindringlinge nicht wirkungslos. Da setzt eine Fackel eine alte trockene Wendeltreppe in Brand und bei der aufflackernden Lohe sieht die Kotte, daß nur zehn Mönche vorhanden sind.

Die Uebrigen sind, früh genug benachrichtigt, mit den Reliquien und Kostbarkeiten des Ordenshauses nach Chambery geflohen und entkommen.

Um die Flucht derselben zu decken, haben sich die zehn zurückgebliebenen Karthäuser freiwillig dem Untergange geweiht.

Und ihr Schicksal erfüllt sich. Mit einem Wutgeheul fallen die Mörder über sie her.

Und über den getöreten Brüdern geht die Kirche und das Kloster in Flammen auf. —

Inzwischen hat ein Jäger aus St. Pierre die Leiche des gemordeten Weibes gefunden und die Einwohner des gleichen Dorfes, aus dem auch die Frau stammte, alarmirt.

Da der Feuerschein zeigt, daß es zu spät ist, dem Kloster zu Hilfe zu kommen, erwartet die gesammte, bewaffnete Einwohnerchaft die zurückkehrenden Mordbrenner in einem Hinterhalt, vor welchem ein jäher Felsenabgrund gähnt, im Engpasse am Pic de l'Aiguille.

Allerdings sind die Waffen der Dorfleute zum Teil sehr einfach und anscheinend wenig zum Kampfe geeignet: ländliche Werkzeuge und lange, schwere, zugespitzte Eisenstangen aus dem Balgschmieden.

Jedoch ist die Erregung über die schändliche Blut- und Gewaltthat, sowie über den Ueberfall des Klosters eine furchtbare.

Auch ist ihre Anzahl der der Bande des Adrets weit überlegen. —

Kurz bevor der Tag beginnt, kommen sie heran, die Räuber und Blünderer von Grenoble, siegestrunken, in wüster Unordnung, beutebeladen, keines Ueberfalls gewärtig.

Da rollt plötzlich an der gefährlichsten Stelle des Engpasse eine lebendige, tobbringende Lawine, die Schaar der Wächter, auf die nichtsahnende Söldner nieder und schon der erste furchterliche Anprall schleudert die Hälfte derselben in den Abgrund.

Dann wüten die Waffen der Dorfleute zwischen ihnen.

Schrecken und Entsetzen ergreift die zuchtlose Masse. An Widerstand denkt niemand. Was von der Mannschaft des Adrets nicht fällt, sucht Rettung in der Flucht.

Als im Osten ein lichter Schein das Nahen der Sonne verkündet, verläßt die siegreiche Einwohnerchaft von St. Pierre die ganze Stätte des kurzen Kampfes und eilt dem brennenden Kloster der Karthäuser zu. —

Hoch über dem Gipfel des Grand-Som schwebt ein Adler in das aufsprühende Morgengold.

Diamanträtsel.

a
a a e
e e e f f
h i i i l m m
n o r s s
s t t
t

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und ein volkstümliches Fest nennt. Die übrigen wagerechten Reihen nennen: 1. einen Konsonanten, 2. einen ehbaren Fisch, 3. ein Reinigungsmittel, 4. einen deutschen Strom, 5. eine Himmelsrichtung, 6. einen Konsonanten.

Rätsel.

Mit G ein altes Land.
Mit P im preussischen Land,
Mit R des Gartens wohlriechende Bier,
Mit H immer und immer notwendig Dir.

Buchstabenrätsel.

A. I. K.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Unterhaltungsaufgaben I.: 1099511 627776
Streichhölzer — 10 995 116 Mark 28 Pf.

11.: Man lege die beiden vorigen me. en Streichhölzer wieder hinzu.

Silberträtsel: Friedland.

Scherzrätsel: Monument — Moment.

Gleichklang-Scherzrätsel: Bojen eg nicht in Gosen. — Aber in Gosen giebt's Gosen. — In Gosen giebt's auch Gosen. — Aber Gosen haben niemals Gosen.

Stadtträtsel: Graz — Gran.

Buchstabenrätsel: Großes und kleines Einmalins.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 W. u. S. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 3, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Teuräa und der Landesherr Trachonitis, und Ananias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohepriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieben steht im Buche der Reden Jaias, des Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was trumm ist soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden.“

Der Herr ist nahe!

Wie schon am letzten Sonntage, so leitet auch heute die Kirche ihre Tagzeiten (Brevier) ein mit den Worten: „Bereits ist nahe der Herr: kommt, laßt uns Ihn anbeten!“ — Und beim Eingange der heiligen Messe wiederholt sie jenen Satz des Propheten Jaias, den man füglich als den eigentlichen Adventsgedanken bezeichnen kann: „Tonet, ihr Himmel! aus der Höhe, und ihr Wolken! regnet den Gerechten: auf thue sich die Erde und lasse hervorproffen den Heiland!“ — Mein, lieber Leser, in diesen Worten soll nicht so sehr der Schmerz und Klagenruf in den Vordergrund treten, als vielmehr der freudigen Hoffnung auf baldige Erfüllung dieser Bitte Ausdruck verliehen werden; deshalb reiht sich an dieses Flehen auch sofort der 1. Vers des 18. Psalms: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und das Firmament verkündet das Werk Seiner Hände.“

Vielleicht hat der eifrige Leser das in der „Handpostille“ gefunden, — oder sollte dieses kostbare Buch auch nicht einmal mehr zur Advents- oder Fastenzeit zur Hand genommen werden? Ich kann es nicht glauben; — nun dann wird der Leser aber auch wissen wollen, in welchem Zusammenhange der Preisgefang dieses Verses zu dem Adventsgedanken überhaupt stehe. — Ich fasse mich kurz und sage: Wie mit dem täglichen Aufgange der herrlichen Sonne, als der Quelle des Tages, und mit dem Erscheinen der Millionen Sterne bei Nacht die majestätische Botschaft von der Herrlichkeit Gottes durch den ganzen Weltraum und durch alle Weltzeit ohne Unterlaß geht, so daß sie nicht überhört werden kann — so offenbart sich noch ungleich herrlicher die Liebe Gottes im Reiche der Gnade, dessen geistige Sonne ist Jesus Christus,

der Messias, der Sohn Gottes, der Lehrer der Wahrheit, der Führer der Menschen zur Seligkeit, der Heiland der Welt!

Aus dem Sonntagsevangelium aber sollen wir lernen, was zu einer würdigen Vorbereitung auf die bevorstehende (geistige) Ankunft des Herrn gehört. Es verfehlt uns in jene Zeit, da der Ruf des Herrn an Johannes den Täufer erging. Im fünfzehnten Jahre der Regierung des römischen Kaisers Tiberius beginnt die Messianische Zeit d. h. deren öffentliche Ankündigung durch den Vorläufer des Messias. Tiberius wurde im Jahre 765 nach Erbauung der Stadt Rom — d. i. im Jahre 18 nach Christi Geburt — Mitregent seines Stiefvaters Augustus, so daß sein fünfzehntes Regierungsjahr auf 779 nach der Erbauung Roms oder auf das Jahr 27 unserer christlichen Zeitrechnung fällt, somit — da unsere heutige Zeitrechnung um etwa drei oder vier Jahre von dem wahren Geburtsjahre Jesu abweicht, — in die Zeit fällt, da Jesus etwa dreißig Jahre alt war.

Wie nun in jener Zeit der Ruf des Herrn an Johannes erging, so ergeht derselbe, lieber Leser, an jeden Menschen, dem das Evangelium verkündet wird, und so ist er schon oft an uns ergangen an dem vierten Adventssonntage. Johannes gab dem Rufe des Herrn Gehör und erfüllte treu und gewissenhaft den ihm gewordenen Auftrag; er predigte in der ganzen Umgegend des Jordan die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden und forderte in eindringlicher Rede auf zur Bereitung der Wege des Herrn. Könnten doch auch wir von uns sagen, daß wir dem Rufe des Herrn Folge leisten!

Ein Hauptgrund, warum wir dem heiligen Johannes so unähnlich sind, warum so wenige treue und starke Johannesseelen unter uns sich finden, mag wohl darin liegen, daß

Kirchenkalender.

Sonntag, 22. Dezember. Vierter Sonntag im Advent. Gregor von Spolito. Evangelium nach dem hl. Lukas 3, 1-6. Epistel: 1. Korinther 1, 1-6. ● St. Lambertus: Mittags 12¼ Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Jünglings-Kongregation. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachmittags 4 Uhr Versammlung der Jungfrauen-Kongregation u. Vortrag. ● Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation.
 Montag, 23. Dezember. Dagobert, Victoria, Jungfrau und Martyrin.
 Dienstag, 24. Dezember. Adam und Eva. Heute ist gebotener Fast- und Abstinenztag.
 Mittwoch, 25. Dezember. hl. Weihnachtstfest. Evangelium nach dem hl. Johannes 1, 1-14. Epistel: Hebräer 1, 1-12. Anastasia, Jungfrau und Martyrin. ● St. Andreas: Erste hl. Messe 4 Uhr (Hochamt), darnach ununterbrochen h. Messen, letzte h. Messe 11 Uhr. ● St. Lambertus: Morgens 4 Uhr erstes feierl. Hochamt, 7 Uhr zweites Hochamt, 9 Uhr drittes Hochamt. Nach jedem Hochamte finden stille hl. Messen statt. Nachmittags 1½ Uhr Rosenkranz-Andacht. 5 Uhr Festpredigt nach derselben feierl. Komplet. ● Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Erstes Hochamt morgens 4 Uhr mit zwei nachfolgenden stillen hl. Messen, die drei folgenden hl. Messen beginnen 7 Uhr und die letzten beginnen mit Hochamt um 10 Uhr.

der Ruf des Herrn nur sehr wenige dort findet, wo er den Johannes getroffen hat, — in der Einsamkeit, in der Gütessammlung. Nichts entfernt uns von Gott so sehr, als die weltlichen Zerstreuungen, welche die Seele ganz nach außen drängen, sie in eine Welt voll fremder Gedanken und Phantasiegebilde versetzen und dadurch verwirren und benurhigen. Ja, ist es noch nötig, darauf hinzuweisen, wie auch in christlichen Familien das herrliche, gnadenvolle Weihnachtsfest von Jahr zu Jahr mehr von seinem christlichen Charakter einbüßt? Wie die einen wochenlang vorher träumen von möglichst reichen Geschenken, die sie unter dem Weihnachtsbaum zu finden hoffen, — und wie die andern wiederum ihr Hirn abmarten, um Geschenke ausfindig zu machen, die ihren anspruchsvollen Kindern oder Untergebenen vielleicht genügen! Da bleibt selbstredend keine Zeit übrig, um an die Hauptsache zu denken, und kein Wunder, daß eine rechte Adventsstimmung nicht auskommen will und daß die letzten, die gnadenreichsten Tage der Adventszeit gerade die unruhigsten und an Verwirrung reichsten sind! Bei der katholischen Landbevölkerung ist das gottlob noch anders. Wie in den Ostertagen, so sind auch in den Weihnachtstagen die Beichtstühle unlagert, und eine schier endlose Schar sehnt sich danach, das göttliche Kind (in der hl. Kommunion) ins Herz aufzunehmen, um des seligen Friedens teilhaft zu werden, den die Engel auf den Fluren Bethlehems einst allen verheißen, „die eines guten Willens sind.“

Doch ich habe das Vertrauen, lieber Leser, daß Du ähnlich gestimmt bist, — sonst bliebe mir nur übrig, die Feder hinzulegen. Ich sage also: je näher der große Tag kommt, desto sorgfältiger müssen wir unser Herz gegen alles verwahren, was es allzusehr zerstreuen könnte, desto öfter müssen wir an das große Geheimnis von Weihnachten, an die Liebe Gottes in der Krippe, denken — und dementsprechend an die frommen Gefühle und an die guten Vorsätze, die wir dem göttlichen Kinde für Seine unendliche Liebe und Güte entgegen bringen müssen. Treten doch auch wir in diesen heiligen Tagen zu Seinem Tische hin, um Es mit aller Liebe, deren wir fähig sind, aufzunehmen, um unser Herz zu Seinem Kripplein zu machen! Wie einst die Hirten, werden auch wir zurückkehren in seliger Freude, Gott lobend und preisend ob allem, was der Herr an uns gethan. S.

Schneeflocken. — Weihnachtsgedanken.

Jeder Jahreszeit hat die Natur ein Staatskleid gegeben, woran man sie gleich erkennen kann, wie den König am Hermelin-Mantel, den Ritter an Helm und Schwert.

Um das lockige Haupt des Frühlings wehen leichte, sanfte Westwinde und besäen mit Blüten, wie mit kleinen Silberstückchen, die Straßen die er wandelt und die lichtglänzenden Glocken der Maiblumen läuten ihm Willkommen entgegen. — Der Sommer hat den goldenen Kranz seiner Lehren und sitzt auf dem Thron seiner Gewitterwolken in Majestät wie ein alter König. Mit gelben und roten Blättern spielt der Herbst, bunt ist er angezogen, wie der Hofnarr eines alten Königs; viel Schwänke und Karrenstreiche hat er im Kopf, um den statt der Karrenkappe mit klingenden Schellen Weinblätter hängen, draus die blauen und rötlichen Trauben hervorgucken — und ernste Lehren und Weisheitsprüche im Herzen. Der Winter endlich geht daher, still und schweigsam im Sturmschritt und um ihn flattert der lange, unabsehbare Zug grauweißer Schneeflocken.

Wie sie dahinjagen, sich zusammenballen zu Riesensteinen von grauem verwittertem Granatstein, nun zerreißen und ihre Flocken wie Thränen über die Landschaft streuen und an die Zweige der Bäume, die blattlosen, schmuckberaubten, wie ebenso so viele Perlen und Dia-

manten hängen. Schmerzensstränen sind es nicht, diese Flocken, Freude bringen sie dem kahlen Strauche, umhängen ihn zierlich mit ihrem silbergestickten Schleier: keine Braut trägt ihn besser, reichere Spitzen hat keine Königin. Versorglich breitet die Natur die weiße Schneedecke aus, um kein neugieriges Auge in ihre Werkstätte dringen zu lassen, wo auf den Wink Gottes die schaffenden Kräfte an dem großen buntpfarbigen Teppich weben und wirken, mit dem sie im Lenz uns überraschen wollen.

Wir stehen am Fenster im warmen Gemach und schauen träumerisch hinaus in das Schneetreiben. Gleichen die Flocken nicht genau unseren eigenen Zielen und Gedanken? Gerade so verworren durcheinander jagt das Geschick sie hin. Sie glänzen, wenn sie aus unserer Seele emporsteigen, auch so weiß und unbesleckt und wir hoffen, sie als silberne Sterne am Himmel unseres Lebens aufhängen zu können, bis der Sturm kommt und sie auf die Straße wirft, in den Staub hinein gerade wie die armen Schneeflocken, die zu häßlichen Wasserlachen zusammenriunen. Andere sind glücklicher; sie fallen auf hohe Giebel und spitze Thürme und der Frost nagelt sie fest. Das sind die großen Ziele, nach denen man so lange schaut, trachtet, ringt und rennt, Ruhm und Liebe, Macht und Reichthum, bis auch sie zerschmelzen an der Sonne der Wahrheit und als Nichtigkeiten zerrinnen.

Wenn wir jetzt in diesen Weihnachtstagen über die Straßen eilen und uns die Schneeflocken kalt ins Gesicht schlagen, mahnen sie uns an die Tranklichkeit des Hauses, mahnen sie uns daran, daß dort der schönste Frieden und das reinste Glück zu finden ist. Nicht im Getümmel des sich drängenden Ehrgeizes sucht das Glück, nicht im Tumult der sich bekämpfenden gegenseitig vernichtenden Bestrebungen, sondern zu Hause, wo unterm Weihnachtsbaum das Kripplein aufgebaut ist und das Jesuskind allen Gliedern der Familie zulächelt: „Der Friede sei mit Euch!“ Und Friede im Herrn ist das höchste Glück des Lebens!

Bleibt daheim in den Weihnachtstagen, freuet Euch im Kreise Eurer Lieben! Weihnachten ist ein Fest der Familie. Der Stern, der einst über dem Stalle in Bethlehem stand, er erscheint uns nicht mehr in seinem magischen Lichte, wohl aber können wir am Tannenbaum ihm zu Ehren viele hundert Kerzen anzünden, vor dem Kripplein beten und den Engelsgesang „Ehre sei Gott in der Höhe!“ mit unseren Menschenlippen nachsprechen.

Wenn draußen die weißen Flocken niederrieseln, grüßen wir sie als Botschafterinnen der segensbringenden Weihnachtszeit, als wahre Friedensboten! Mild und warm decken sie die Welt mit weißem Mantel, in jeder Flocke klingt ein leiser Ton, der Friede ruft und Freude!

Friede sei allen Menschen auf Erden und Freude nicht allein im Palast, sondern auch in der kleinsten Hütte und überall erklinge es in frohem Jubelton: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Gute Kameradschaft.

Weihnachtsbild von Friedrich Sted.

Mit beginnender Abenddämmerung des 24. Decembers zogen drei Wanderburschen ihre Straße. Voran schritten nebeneinander zwei alte Straßentreter, deren fischhaariges Gesicht sie als echte Heggimme der Heerstraße kennzeichnete. Der dritte war ein junges Blut, noch nicht eingeweiht in das Straßenleben mit seiner Abstumpfung alles Menschlichen am Menschen.

Es war eiskalt. Der Nordwind trieb den Wanderern einen nadelstarken, feinen Schnee ins Gesicht. An den Bartstacheln der

beiden Alten hingen kleine Eiszapfen um den Mund herum; dem Jüngeren klapperten die Zähne im Mund. Dem armen Burschen froh das Herz im Leibe.

Die Luft hatte eine bleigraue Färbung. Es wurde dunkler. Aus der Ferne blinkten helle Lichter. Die drei Wanderburschen zogen den Kopf tiefer zwischen die Schultern, um die Ohren noch mit dem Rockragen zu schützen. Die Hände hatten sie gekreuzt in die Rockärmel gehoben und dabei den Knotenstock gegen die Brust gedrückt, wie einen Hebling. Es sah eigenartig aus, wie sie beim Gang die Füße umeinander ungewöhnlich hoch zogen, als wagten sie nicht, sie auf den knirschenden Schnee wieder herabzusetzen.

„Wir müssen sehen, daß wir in's Stroh kommen“, meinte der eine der beiden Alten, dessen Legitimationspapiere ihn als Peter Strohmännchen auswiesen, in seinem Galgenhumor, „sonst grinst uns noch der Vollmond mit seinem Kürbisgesicht an und ich kann nun einmal solch' Nachtwächtergesicht nicht ausstehen.“

„Ich seh schon das rote Gesicht über den Wald dort hervormanlaufen; es sieht aus, als wenn sein Eigentümer beschneit wäre“, brummte der andere, der sich Johann Schnack nannte. Eiligen Schrittes ging ein Arbeiter an ihnen vorüber, der ein Tannenbäumchen unter den Arm trug.

„Es ist Weihnachtsabend“, sprach der junge Bursche. Es klang wie ein Seufzer.

Die Häuser und Häuschen im Dorfe waren erhellt, mehr erhellt als sonst — denn der Weihnachtsstern erhellt Häuschen und Herzen.

Die drei Wanderburschen standen in der Durchfahrt des Wirtshauses.

„Na, das Volk steht immer vor der Thür, man mag sie öffnen, wann man will!“ schalt der brummhärige alte Hausknecht und verschwand dann wieder. Bald jedoch kehrte er mit einer Stalllaterne zurück. „So, nun man her mit den Papieren und dann in den Stall hinein; ich will auch meine Ruhe heute haben.“

Man nicht so verächtlich von unserm Schlaftaal reden, Herr Haushof- und Stallmeister, wir sind Freiherrn und bei Kaffe. Erst für fünf Pfennig Schluck, und dann, bitte, etwas mehr Achtung. Hier ist unser Pokal!“ Der brummige Hausknecht verzog sein Gesicht zu einem Grinsen und nahm dann die ihm entgegen gehaltene Flasche aus der Hand des gravitätischen Peter Strohmännchen.

Bevor der Hausknecht jedoch die gefüllte Flasche zurückgab, forderte er das Schlafgeld. Vornehm lächelnd antwortete Peter Strohmännchen: „Wir sind keine Vantiers, die mit der Preche durchbrennen, aber doch, Kamerad Schnack, lege als Reifemarschall die Summe mal aus und buche sie in unserm Hotelkonto.“

„Der Handwerksburschenstall“, wie der Hausknecht den Schlafraum nannte, war nach Ansicht der beiden alten Kunden wohnlich. Frisches Stroh war in Menge vorhanden und in der Ecke stand sogar auf einer großen Kiste, die den Tisch vertrat, ein Krug mit Wasser. Der Schlafraum stand durch eine am Tage offen gehaltene Thür mit dem Kuhstall in Verbindung, daher war er angenehm warm. Der Hausknecht schloß nun die Thür ab und eine direkt auf den Hofplatz führende Thür auf, und entfernte sich durch diese, die drei Kunden sich selbst überlassend.

Die Flasche mit dem Schluck ging von Hand zu Hand.

Schon nach wenigen Augenblicken schliefen Strohmännchen und Schnack so süß in ihrem Strohlager, wie auf Eberdunen. Nur der junge Kamerad konnte nicht einschlafen. Er wälzte sich unruhig auf seinem Lager hin und her; sein Herz ließ ihn nicht schlafen. — Es war Weihnacht und im Herzen Franz Bauers war's auch Weihnacht — in seinem Herzen, aber auch nur in seinem Herzen — — Seine Gedanken eilten zurück in die Zeit

seiner glücklichen Kindheit — nur Kinder können glücklich sein — in das ärmliche kleine Elternhaus, wo trotz der Armut doch auch der Weihnachtsengel Einkehr gehalten, und ihm, dem glücklichen Kinde, ein Tannenbäumchen gebracht mit Kerzen und vielen bunten Sachen, wie sie ein frommes, teures Mutterherz in unendlicher Liebe — unendlicher Liebe für das geliebte Kind sucht und — findet. Wie weh that dem armen Jungen das Herz, hier im Handwerksburschenstall

Hell fluteten die Lichtwellen des Mondes durch das einzige kleine Fenster. Draußen war es tageshell. In der Heimat hatte Franz Bauer am Weihnachtsabend mit vielen anderen fröhlichen Kindern hinterm Fenster gesungen. — Konnte er denn noch singen, so recht aus kindlicher Weihnachtsstimmung singen? — — — Er versuchte es leise — ganz leise — schüchtern — O, ja, er konnte ja noch singen! — — — We, wenn er, der keinen Pfennig besaß, und so hungrig war, wie, wenn er — jetzt wieder — wie einst in der Heimat — sänge und — — — Kuchen — Äpfel — Nüsse und gar ein — paar Pfennige — ersänge — — —

Eine schöne, helle Tenorstimme, zaghaft und zitternd erst, dann aber voll und rein, sang dort hinterm Fenster eines kleinen Arbeiterhäuschens: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind — — —“ Der Sänger schwieg. Die Thür ging auf und verwundert über den schönen Gesang trat eine Mutter in Begleitung fröhlich und neugierig herein schauender Kinder heraus mit einem Teller in der Hand. — „Kuchen, du lieber Gott, Kuchen?“ jubelte Franz in sich hinein. Wie Kinder thun, so biß der hungrige Jüngling bald in das eine, bald in das andere Stück hinein. — Wie er schmeckte, noch ganz so schön, wie dereinst bei Müttern — bei Müttern — — — dereinst — — —

Der Sängergang von Haus zu Haus war ehr lohnend. Es gab Kuchen, Nüsse, Äpfel und Geld — blanke Groschen — Pfennige aus der Hand der Kinder — der glückliche Sänger konnte die Gaben nicht alle mehr bergen —; er mußte sie zu Hause bringen — zu Hause in den Handwerksburschenstall. — Sein Glück wollte nicht enden am heiligen Abend. —

„Komm herein, mein Sohn, Du hast so schön gesungen, nun sollst Du auch mit uns essen; wir sind doch so allein, Vater und ich.“ Mit diesen treuerherzigen Worten führte ein altes Mütterchen ihn in das schlichte Stübchen, wo würziger Tannenduft vom Weihnachtsbaum ihm entgegenströmte und ein reichliches Mahl ihm das Herz lachen machte. O, diese frommen alten Leute, wie gut sie waren und wie lieb gegen den armen, jungen Wanderburschen! — Die Straßen, wie kalt! — Die Menschenherzen hier, wie warm! — Franz mußte essen, immer mehr essen. Müttern füllte immer wieder seinen Teller und dann — dann faltete sie ihre alten, arbeitschwieligen Hände und sprach ein Dankgebet. Franz faltete auch seine Hände und betete mit — betete aus der Tiefe seines Herzens, wie er nie gebeten hatte.

Franz mußte dem Alten alles erzählen, was er auf dem Herzen hatte und als er treu sein Herz ausgeschüttet, da leate ihm der greise Hausvater seine Hand auf das blondlockige Haupt und sagte so menschenlieb:

„Mein Sohn, Du bleibst nun ganz bei uns. Unser alter Hans hat Rheumatismus, der kann nicht mehr mithelfen und ich muß Hilfe in meinem Alter zu Hause und auf dem Acker haben. Du kommst mir grad zu rechten Zeit; ich habe Arbeit für Dich und auch Brot.“

Und Mütterchen setzte gutmütig hinzu: „Zawohl und gleich bleibst Du hier. Die Kammer ist zurecht und das Bett frisch gedeckt.“

Es geht kein Menschenkind allein — die Liebe Gottes schließt es ein. — Franz wäre so gerne gleich geblieben, aber

— er hatte soviel Liebe empfangen am heiligen Abend; er war so reich, so reich beschenkt worden. Mußte er nun nicht auch der alten Kameraden in dem Handwerksburschenstall gedenken?

„So geh' denn, mein Sohn, so geh' und morgen früh komme wieder. Geh' in Gottes Namen, Dein Herz meint's gut“, sprach der Hausvater.

Als die beiden alten Kameraden am Morgen des ersten Weihnachtstages erwachten und sich aus ihrem Strohlager herauswickelten, griff Schnack zu der Flasche, wie es unter ihnen Brauch war. Aber er brachte sie nicht an den Mund — er hielt sie noch wie erstarrt in der Hand, als Strohmann sich neben ihm aufrichtete und wie rebann auf die Kiste in der Ecke des Handwerksburschenstalles blickte.

Strohmann stieß Schnack mit dem Ellbogen an — stumm — wie erschreckt —

Ueber die Kiste waren Zeitungen anstatt des Tischtuches gedeckt. Auf diesem provisorischen Tisch stand in dem Wasserkrug ein Tannenzweig mit drei brennenden Kerzen. Aus drei braunen Thontöpfen stieg ein kräuselnder Dampf empor und der Geruch von Kaffee verbreitete sich in dem Raume — neben jedem Topf lagen Küchlein, Nüsse, Äpfel und je drei Groschen.

Der Anblick war überwältigend. — Die beiden stichelhaarigen Kunden sahen sich einander an und zupften mechanisch an Haar und Bart.

„Ist's Hexerei?“ meinte endlich Strohmann einfüßig und ebenso einfüßig fragte Schnack: „Wo kommt's her?“

„Vom Christkindchen kommt's!“ antwortete Franz, durch Thränen lächelnd. „Ich hab's gestern Abend für uns erjungen.“

Und leise, aus warmen Herzenstiefen sang er: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind auf die Erde nieder.“

Franz Bauer verabschiedete sich von seinen Kameraden und trat seinen Dienst an.

Die beiden alten Kunden zogen schweigend ihre Straße weiter — wohin?

Merkwürdig, es war ihnen, als hörten sie immer wieder: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind auf die Erde nieder.“

Vergessen.

Weihnachtserzählung von E. Steinhäuser.

Den „Gentleman“ nannten ihn seine Kollegen in der großen Fabrik und sie mochten ihn wohl leiden. Als er vor einigen Wochen in der Eisengießerei eintrat, um als Tagelöhner sein Brot zu verdienen, da hatten sie gelacht.

„Was will dieser Schwächling, dieses Mähdgeschicht? Der wird bald die Hände davon lassen. Schaut nur seine Händchen an. Der sollte lieber Federfuchser werden.“

Doch bald waren diese Reden über den stillen Mann, der stets gut gekleidet daher kam und für jeden einen freundlichen Blick und artigen Gruß hatte, verstummt. Und wie er arbeitete! Der Aufseher Egenolf lobte ihn des öfteren, ja er wurde bei dem Direktor dahin vorstellig, man möge dem Tagelöhner Werden, den man auf sein dringendes Bitten eingestellt, einen besseren Posten geben. Er sei doch zu schade für die harte Arbeit. Seinem Wunsch gab man Gehör und trug dem Tagelöhner einen Posten im Bureau an. Aber entschieden lehnte Werden ab.

„Ich will arbeiten, schwer arbeiten“, sagte er und dann murmelte er zwischen den Zähnen — „um vergessen zu können.“

Der Aufseher schüttelte den Kopf und ließ ihn gewähren.

Werdens Beispiel wirkte in der Abteilung, in der er arbeitete, außerordentlich. Hatten früher die Leute oft gemurrt und geklagt über ihr Los, so drängten sie diese Klagen in Gegenwart des „Gentleman“ jetzt zurück, sie nahmen sich ein Beispiel an seinem Verhalten und suchten ihm nachzueifern.

„Wenn er das kann, müssen wir das auch können!“

Eines aber war ihnen rätselhaft. Wo kam Werden her und was war er ehebem? Daß er immer so harte Arbeit geleistet, daß er dazu erzogen, war unmöglich. Der hatte schon bessere Tage gesehen; er mußte auch eine gute Bildung genossen haben, denn die Belehrungen, die er ihnen gab, gingen oft weit über den Horizont ihres Begriffsvermögens hinaus. Wenn sie ihn nach seiner Vergangenheit fragten, wick er ihnen mit liebenswürdiger Wendung aus. Dann versuchte man ihn mitzunehmen in die Wirtshäuser, aber er lehnte immer entschieden ab und wandte sich stets nach Schluß der Arbeit seiner Wohnung in der Vorstadt zu, in der er mit seinem Weibe und einem Kinde lebte. Schließlich ließ man ihn gewähren.

„Laßt den sonderbaren Kauz, laßt den „Gentleman“ gehen“, hieß es allgemein.

Unter der Arbeiterschaft befand sich einer, mit dem der Aufseher seine liebe Not hatte. Nicht allein, daß dieser unsolide war und stets die Schnapsflasche bei sich trug, sondern er suchte auch unablässig durch seine Reden Unzufriedenheit in die Reihen der Arbeiter zu tragen.

„Fink“, hatte der Aufseher schon oft gesagt, „nehmen Sie sich in Acht, das führt zu keinem guten Ende. Lassen Sie das Trinken und Ihre fortwährenden Hegereien und seien Sie besser auf das Wohl Ihrer Familie bedacht.“

„Das sind meine Sachen, das geht keinen Menschen was an“, knirschte der Arbeiter.

Heute, am Tage vor Weihnachten, war die Katastrophe eingetreten. Fink betrank sich während der Arbeit und der Aufseher stellte ihn zur Rede. Da ergriff der Arbeiter einen schweren Hebel und schwang ihn auf den Aufseher. Noch rechtzeitig fiel ihm Werden in den Arm, sonst würde der niederfallende Eisenstab Egenolf schwer getroffen haben.

Das Ende war die sofortige Entlassung Finks, der unter Drohungen und Verwünschungen die Arbeitsstätte verließ.

Die Villa des Fabrikanten Vardenstein war hell erleuchtet. Im Salon hatte man den mächtigen Christbaum angezündet und eben an die Kinder und auch an die Dienerschaft reiche Geschenke verabsolgt.

Kommerzienrat Vardenstein stand im Schatten eines Fensters und schaute gedankenvoll dem fröhlichen Treiben der Kinder zu. Das waren seine Lieben, für die er thätig war, für die er arbeitete und sann und Reichtümer zusammensparnte. Wie würden sie ihm seine Sorgen und Mühen vergelten? Wenn es mit ihnen nicht besser werden sollte, als mit ihr, seiner ältesten Tochter, die er vor Jahresfrist hinausgejagt mit samt jenem Buben, der sie an sich zu fesseln mußte, dann war sein Leben ein liebeleeres, ein verfehltes.

Er knirschte mit den Zähnen. „Verwünscht sei die Stunde, in der ich jenem Menschen, der nichts vermochte, als den Pinsel zu führen, Eingang in mein Haus gewährte. Stierig auf Geld und Gut, stahl er mir das Herz meines Kindes, und all sein Sinnen und Trachten stand doch nur nach ihrem Vermögen.“ — Aber er hatte sich getäuscht! Was blieb ihm, dem Vater, übrig, als er den Burschen vor die Thüre setzte und sein Kind sich gegen des Vaters Willen auflehnte; er mußte auch sein Kind verstoßen! Und so war es gekommen, daß sie von ihm gegangen, seines Traude, hinaus in die Welt. Wer weiß, wo sie verkommen in Armut und Elend?

Der Kommerzienrat preßte die Hand vor die Augen, aber nur eine Minute, dann hob er energisch das Haupt in die Höhe und wandte seine Gedanken wieder dem Spiel der Kinder zu.

Da trat ein Diener an ihn heran und machte ihm eine Mitteilung.

„Sagen Sie dem Herrn, daß ich sofort komme.“

Der Diener entfernte sich; ihm auf dem Fuße folgte Bardenstein bis in den Korridor, wo ein Mann ihn erwartete.

Es war der Aufseher in seiner Fabrik.

„Was bringen Sie, Egenolf, noch so spät?“

„Herr Kommerzienrat, gern hätte ich Sie nicht belästigt, aber es ist eine so dringliche und traurige Sache, daß hier unbedingt geholfen werden muß. Den Herrn Direktor fand ich nicht zu Hause und so kam ich hierher.“

„Schon recht, schon recht! Aber was ist denn geschehen?“

„Der Herr Kommerzienrat wissen vielleicht noch nicht, daß wir heute einen Arbeiter, einen notorischen Trunkenbold, entlassen mußten. Dieser Mensch versuchte schon bei seiner Entlassung auf mich einzudringen, aber es gelang ihm nicht. Als ich nun nach Schluß der Fabrik in Begleitung eines anderen Arbeiters, eines braven und sehr gebildeten Menschen, den seine Kollegen den „Gentleman“ nennen, nach Hause ging, trat der entlassene Arbeiter, ein gewisser Fink, in den Weg. Direkt stürzte er auf mich zu mit den Worten:

„Hab ich Dich jetzt, Du Hallunke!“

Und in seiner Hand blühte ein Messer. Er würde mich unfehlbar getroffen haben, wenn nicht Werden, mein Begleiter dazwischen gesprungen wäre. Leider aber traf der Stich ihn in die Seite. Der Attentäter floh, Werden brach nach einigen Schritten zusammen. Ich holte rasch Hilfe und so brachten wir ihn in seine Wohnung, wo er sich jetzt in ärztlicher Behandlung befindet.“

„Mein Gott, wie kann so etwas am heiligen Abend passieren!“ meinte der Kommerzienrat.

„Ja, Herr Kommerzienrat, leider ist es passiert, aber das Bedauerlichste kommt noch. Dem Manne, der den Stich erhielt, unserem lieben Werden, der ein Muster von Solidität und Fleiß ist, war noch Schrecklicheres beschieden. Sein Weib, das er anbetet, erlitt am Abend, kurz bevor man ihn nach Hause brachte, einen Blutsturz und liegt zu Tode krank auf dem Lager. Not und Entbehrung haben ihr Leiden verursacht. Der Arzt giebt keine Hoffnung auf Genesung. Lassen Sie uns hier rasch helfen.“

Bardenstein war tief erschüttert.

„Ja, lassen Sie uns eilen, hier muß geholfen werden!“

Die beiden Männer beschleunigten ihre Schritte. Still wars auf den Gassen und nur der Schnee knirschte unter ihren Füßen. Droben am Firmamente blühte Stern an Stern; ihrem wunderbaren Lichte wich die Nacht, gerade als wollte es jeden Schatten des Leids von der Erde tilgen.

Vor einem kleinen Hause stand der Aufseher stille.

„Hier sind wir an Ort und Stelle, Herr Kommerzienrat.“

Bardenstein folgte dem voranschreitenden Aufseher. Sie schritten ein schmale dunkle Stiege hinauf bis zur zweiten Etage. Da öffnete sich eine Thür. Ein Herr mit einem Lichte erschien.

„Es ist der Herr Doktor!“ flüsterte Egenolf.

Der Kommerzienrat begrüßte den Doktor und fragte leise: „Wie steht's mit dem Verwundeten?“

Der Arzt senkte still das Haupt. „Er ist toben gestorben!“ murmelte er.

Der Kommerzienrat erschrak; einen Augenblick stand er stille.

„Führen Sie mich zu dem Toten!“

Der Arzt öffnete eine zweite Thür und ließ die Herren eintreten. Es war ein kleines, recht wohnlich eingerichtetes Gemach. Auf einem Tisch inmitten des Zimmers stand ein kleiner Weihnachtsbaum, dessen Lichter noch nicht angezündet waren.

„Hier liegt er,“ sagte der Arzt und deutete auf ein Sofa. „Wir brachten ihn hierher, um eine Frau, die im anderen Zimmer gebettet

ist, nicht zu erschrecken. Der Stich war in die Lunge gegangen, so daß eine Verblutung erfolgte und der Verwundete nicht wieder zum Bewußtsein kam. Drinnen bei seiner Frau ist eine Krankenschwester.“

Der Kommerzienrat trat näher und schaute in das marmorblasse Antlitz des Toten. Einen Moment — dann taumelte er zurück und rief: „Das ist ja Kosmer!“

Ertaunt blickten ihn seine Begleiter an.

Da raffte sich Bardenstein auf; krampfhaft faßte er den Arzt am Arm.

„Doktor, führen Sie mich augenblicklich zu ihr, zu — meiner Tochter!“

„Herr Kommerzienrat — — —“

Bardenstein aber hatte schon die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und war rasch eingetreten. Einen Moment blickte er sich um, dann stürzte er auf ein an der Seite stehendes Bett zu, ließ sich vor demselben nieder und barg sein Haupt in die Kissen.

„Traude, meine liebe Traude!“ schluchzte er auf.

Die Krankenschwester trat herzu mit dem Lichte.

Da erhob sich Bardenstein, zärtlich beugte er sich über die bleiche Frau, die regungslos im Bette lag.

„Sie liegt im hohen Fieber,“ sagte die Schwester.

Die Kranke wandte sich um.

„Max,“ flüsterte sie, „zünde den Weihnachtsbaum für unser Traudchen an. Du bist müde, aber habe nur Geduld, Papa wird schon sehen, daß Du arbeiten kannst, und dann wird er alles vergessen und zu uns kommen — —“

„Traude, meine Traude, Papa ist schon bei Dir,“ stöhnte der Kommerzienrat.

Die Kranke richtete sich auf und blickte ihn mit starren, großen Augen an.

„Ja — — Du bist da, Papa!“

Dann sank sie zurück und über ihr Antlitz ging ein heller Freudenchein.

Bardenstein umringelte seine Tochter liebevoll und preßte sie zärtlich an sich.

„Traude, alles ist vergessen, es soll besser werden!“

„Papa, ich wußte es, Du bist gut. Und wenn Max jetzt kommt, dann nenne ihn Deinen Sohn. Er ist so gut. Viel Leid und Glend haben wir ertragen. Aber — — jetzt hat er gezeigt, daß er arbeiten kann und Du vergißt jetzt — —“

Ermattet sank sie zurück.

Zärtlich küßte Bardenstein sein Kind.

„Papa giebt mir Traudchen!“ flüsterte die Kranke.

Die Schwester, die zur Seite stand, trat an ein kleines Bettchen und hob das dort schlummernde Kind, ein rosiges Geschöpf von zwei Jahren, empor und brachte es zum Bett. Mit beiden Händchen reichte die Kleine nach der Mutter. Liebevoll küßte sie es.

„Papa, hier ist Dein Entschien. Sei ihm gut — —“

Die Kräfte verließen die Kranke. Der Kommerzienrat gab das Kind, das er thranenden Auges küßte, der Schwester zurück und bettete dann seine Tochter in seinen Arm. Still lag dieselbe da mit geschlossenen Augen.

Da stieg wie heller Sonnenschein über ihre Züge.

„Papa,“ flüsterte sie leise, „grüße Max, sage ihm, Du habest — — vergessen. Wir wollen uns dort oben froh wiedersehen und — — Weihnacht — feiern. — Grüße — Max —“

Die Kranke neigte langsam den Kopf — — sie hatte ausgetreten.

„Traude, mein Kind!“ schluchzte der Kommerzienrat.

Durch die helle Weihnachtsnacht erklingen die Glocken zur Christmette, ernst und feierlich. Friede der Welt, vergessen sei alles Leid; Gott hat den Menschen seine unendliche Liebe geschenkt, liebet euch nun auch untereinander! — so tönte es in brausenden Akkorden.

Sirgenkalender.

Dinstag, 25. Dezember. Hl. Weihnachtsfest. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 6 Uhr Christmette. ● St. Anna-Stift: Morgens 6 Uhr 1. h. Messe, es folgen 3 hl. Messen nacheinander. ● St. Martinus: Morgens um 6 Uhr erstes feierliches Hochamt mit zwei folgenden hl. Messen; desgleichen 1/8 Uhr hl. Messen, 8 Uhr zweites Hochamt mit folgenden hl. Messen; 10 und 10 Uhr hl. Messen, 1/11 Uhr letztes feierliches Hochamt. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Hochamt, danach zwei hl. Messen, 1/8 Uhr drei hl. Messen nacheinander. ● Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 3 Uhr feierliche Metten, nach denselben 4 Uhr erstes feierl. Hochamt, 7 Uhr das zweite u. 9 Uhr das dritte feierliche Hochamt, während der übrigen Zeit beständig stille hl. Messen. Die letzten drei hl. Messe beginnen um 1/11 Uhr. — Um 1/6 Uhr ist h. Messe mit Gesang für die Mitglieder des III. Ordens, nach derselben Erteilung des päpstlichen Segens. Am hochheiligen Weihnachtsfeste können die Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft mehrere vollkommene Ablässe gewinnen. ● Franziskaner-Klosterkirche: Nachts 2 Uhr Metten, um 3 Uhr Hochamt mit Predigt; darnach hl. Messen jede halbe Stunde. Morgens 9 1/2 Uhr zweites Hochamt, 10 1/2 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags nach der Andacht Erteilung des päpstlichen Segens für die Mitglieder des III. Ordens. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Hochamt; darauf zwei hl. Messen. Nachmittags 6 Uhr Festandacht. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 5 Uhr erstes feierliches Hochamt, gleich danach zwei h. Messen, 7 1/2 Uhr beginnen nochmals zwei aufeinander folgende hl. Messen. Um 1/9 feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr ist feierliche Komplet. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: 40 stündiges Gebet. 5 Uhr Aussetzung des hl. Sakramentes und drei hl. Messen, 6 1/2 Uhr wieder drei hl. Messen, 8 Uhr Hochamt u. Betstunde bis 6 Uhr Komplet. ● Herz Jesu-Kloster: Morgens 5 Uhr Hochamt eine zweite u. dritte h. Messe anschließend, sowie von 1/8 Uhr an drei hl. Messe; ● Kapelle zu Stoffeln: hl. Messe um 7 Uhr (mit Predigt) 7 1/2, und 8 Uhr (Segen). ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 6 Uhr erstes Hochamt, danach vier hl. Messen, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Vesper.

Donnerstag, 26. Dezember. Stephanus, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Mathäus 23, 34—39. Epistel: Apostelgeschichte 6, 8—16 u. 7, 54—59. ● St. Andreas: Exerzitien für Männer und Jünglinge. Heute Abend um 6 Uhr Eröffnungspredigt. An den Wochentagen abends 8 Uhr. Schlusspredigt am Neujahrstage abends 8 Uhr. — An Wochentagen täglich morgens 1/10 Segensmesse, abends 6 Uhr Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt; nachmittags 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Predigt nach derselben feierliche Komplet. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Wie an Feiertagen. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr hl. Messe, 1/8 Uhr Hochamt ● Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festandacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt. Nachmittags 6 Uhr Andacht. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: 40 stündiges Gebet. Morgens 6 Uhr Aussetzung des hl. Sakramentes und erste hl. Messe, 6 1/2 Uhr die zweite hl. Messe, 8 Uhr Hochamt dann Betstunden bis abends 6 Uhr Komplet. ● Kapelle zu Stoffeln: hl. Messe um 8 Uhr. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 1/8 Uhr Frühmesse, 1/10 Uhr Hochamt, Nachm. 3 Uhr Vesper.

Freitag, 27. Dezember. Johannes, Apostel. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 1/9 Uhr Pfarramt. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: 40 stündiges Gebet. 6 Uhr Aussetzung des heil. Sakramentes und erste hl. Messe, 6 1/2 Uhr die zweite hl. Messe, 8 Uhr Hochamt und Betstunde bis 6 Uhr Komplet, feierliches Tedeum und Schluß.

Samstag, 28. Dezember. Unschuldige Kinder. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 1/9 Uhr Pfarramt.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag in der Oktav der Geburt des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 33-40. Simeon, ein ehrwürdiger Greis und eine Prophetin Anna begrüßen das Kind Jesu im Tempel. „In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon jagete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden.“ „Es war eine Prophetin Anna, eine Tochter Phannels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfräulichkeit sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Wittve von vier und achtzig Jahren. Sie kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht.“ „Diese kam in derselben Stunde hinzu, und pries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten.“ „Und da sie alles nach dem Geheiß des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück.“ „Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“

Vor der Krippe

knieen wir im Geiste mit den frommen Hirten nieder, und ein Strahl jener heiligen Freude, die einst das Herz dieser einfältigen Männer erbeben ließ, trifft auch unsere Seele.

Jesus ist das wunderbare Kind, von dem schon sieben Jahrhunderte vorher der große Seher Isaias, erfüllt vom hl. Geiste, verkündet hatte: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schulter die Herrschaft ruhet, und sein Name ist Wunderbarer, Ratgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst! Seine Herrschaft wird sich mehren, und des Friedens wird kein Ende sein: auf dem Throne Davids und in seinem Reiche wird Er sitzen, daß Er es befeige und stille durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit“ (Is. 6 f.).

Wenn einzelne Orte in den Augen ganzer Geschlechter dadurch eine höhere Weihe empfangen, daß sie die Geburtsstätte großer Männer waren oder der Ort, wo sie unsterbliche Werke des Genies hervorbrachten, was sollen wir dann, lieber Leser, von dem Orte sagen, wo der Sohn Gottes geboren ward? Er muß gewiß ein Wallfahrtsort sein bis ans Ende der Zeiten! Und diejenigen, die ihn nicht wirklich besuchen können, müssen ihre Wallfahrt dahin recht oft im Geiste machen — täglich aber doch wohl in dieser hl. Weihnachtszeit!

Wo die Wiege des Königs David vor einem Jahrtausend gestanden, sollte auch sein großer Sprößling in der Krippe liegen, — so war es verkündet worden durch den Propheten Michäas: „Und du Bethlehem (im Lande Juda) bist keineswegs die geringste unter den Fürstentümern Juda's, denn aus

dir wird hervorgehen der Fürst, der Rein Volk Israel regieren soll“ (Mich. 5, 2).

Wunderbar! das heidnische Rom selbst mußte mit seinem kaiserlichen Edikte der Volkszählung dafür sorgen, daß jene Prophezeiung sich erfülle, wonach der Messias nicht in Galiläa, sondern in Judäa, — daß der „Sohn Davids“ nicht in Nazareth, sondern in Bethlehem geboren werden sollte. Darum sagt der Evangelist Lukas ausdrücklich, Joseph habe sich nach der Davidsstadt Bethlehem begeben, um zugleich mit Maria sich aufschreiben zu lassen. Auf den nämlichen Wegen, die sie jetzt nach Bethlehem führen, war die heilige Jungfrau vor ungefähr neun Monaten zu ihrer Base Elisabeth gepilgert, mit einem Geheimnisse im Herzen, von dem nur sie und der Himmel wußten. Heute sieht die schüchterne Jungfrau einen Gefährten an ihrer Seite, der (infolge göttlicher Offenbarung) das hehre Geheimnis ihres Herzens teilt und als treuer Gatte freudig zu ihrem Glauben, zu ihrer großen Hoffnung sich bekennt. So darf sie also in völliger Sammlung und Ruhe des Geistes, im beglückenden Gefühle ihrer Mutterschaft den weiten Weg nach Bethlehem machen. Wie sonst Niemand in Israel erkennt Maria die Stunde der Gnade, die für ihr Volk nahe gerückt ist. Was ihr einmal im „Magnificat“ über die Lippen geflossen, bleibt von da an der freudige, erhebende Inhalt ihres Denkens und Empfindens.

Die Häuser Bethlehems sind von Fremden überfüllt; auch die Karawanen-Herberge des Städtchens kann niemanden mehr aufnehmen. Maria und Joseph finden keinen Platz; sie müssen in einer benachbarten Grotte Schutz und Unterkunft suchen, die sonst den Tieren als Zufluchtsstätte diente: dort, in dem elen

Kirchenkalender.

- Sonntag, 29. Dezember.** Sonntag nach Weihnachten. Thomas von Canterbury, Bischof und Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 33-40. Epistel: Galater 4 1-7. ● St. Martinus: Nachm. 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Jungfrauen-Kongregation.
- Montag, 30. Dezember.** David, König.
- Dienstag, 31. Dezember.** Sylvester, Papst. ● St. Martinus: Abends 1/8 Uhr Jahresabschlussfeier mit Predigt und Lebenm. ● Dominikaner-Klosterkirche: Abends 7 Uhr Rosenkranz, Predigt und Segens-Andacht mit Lebenm. Das feierliche Hochamt wird dargebracht für die lebenden und verstorbenen Wohlthäter der Kirche und des Klosters. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Abends 5 1/2 Uhr Dank- und Segensandacht mit sakramentalem Segen.
- Mittwoch, 1. Januar.** Neujahr, Beschneidung Christi, Fulgentius. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 21. Epistel: Titus, 2, 11-15. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr hl. Messe, 1/8 Uhr Hochamt. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 1/8 Uhr Frühmesse, 1/10 Uhr Hochamt, Nachm. 3 Uhr Besper.
- Donnerstag, 2. Januar.** Marcellus, Einsiedler. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Rosenkranz vor ausgelegtem hochw. Gute; darnach Predigt zu Ehren des allerhl. Sakramentes.
- Freitag, 3. Januar.** Genoveva, Jungfrau. ● Clarissen-Klosterkirche: Abends 1/5 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Samstag, 4. Januar.** Titus, Bischof und Mart.

den Zufluchtsorte, wird der „Sohn Davids“ geboren, den der Engel angekündigt als den Erlöser, den Erben des ewigen Thrones, den Sohn Gottes! Und diese Thatfache, die allerwichtigste der ganzen Menschengeschichte, wird in so wenigen einfachen Worten vom Evangelisten erzählt, als ob es sich um das letzte der Kinder Bethlehems handelte: „da nun wurden die Tage erfüllt, daß Maria gebären sollte; und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Bindeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war“.

Maria hatte empfangen als Jungfrau und gebar als Jungfrau. Das giebt das Evangelium zu verstehen, wenn es berichtet, daß sie selbst das Kind nahm und es in die Krippe legte: sie konnte nicht die Schwächen und Schmerzen, von denen alle anderen ihres Geschlechtes heimgesucht werden. Der christliche Glaube aber sinkt in tiefster Verehrung vor dieser Frau in die Kniee und in tiefster Anbetung vor dem Kinde, das an ihrem Busen ruht!

Die Hirten stellen im Morgenlande die niedrigste Klasse der Ackerbau treibenden Bevölkerung dar; sie sind die Knechte der Knechte. Wie damals, so sieht man sie heute noch: das Haupt mit einem langen Tuche verhüllt, ein Schaffell auf den Schultern, die Füße nackt oder mit Sandalen versehen, einen Stab aus Eichen- oder Sykomorenholz in der Hand. Sie wachen von Nachtwache zu Nachtwache ab und lagern unter einem vorspringenden Felsen um große Feuer herum.

Auch in jener heiligen Nacht hielten Hirten am Fuße Bethlehems Nachtwache bei ihren Herden, dort, wo die fromme Ruth, die Moabitin, einst Aehren gesammelt. Plötzlich umgiebt sie eine himmlische Helle; ein Engel Gottes steht vor den Erschreckten und spricht: „Fürchtet euch nicht! Ich verkünde euch eine Freude, die groß sein wird für das ganze Volk. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, der da ist Christus, der Herr! Ihr werdet ihn an diesem Zeichen erkennen: ihr werdet ein Kind finden, in Bindeln gewickelt und in einer Krippe liegend.“

Welch' ein Zeichen! Der Messias, Jehova — ein hilfloses Kind! Und wer hätte das niedrigste israelitische Kind in einer Krippe gesucht, als wäre es ausgeschieden aus dem Verbanne des Volkes, ausgeschieden aus jeder menschlichen Behausung! Allein, lieber Leser, gerade dieses Außerordentliche, Unnatürliche der Lage des geheimnisvollen Kindes ist ganz geeignet, um als ein „Zeichen“, als Erkenntniszeichen zu dienen. Ja, auch diese armen Hirten haben die Erscheinung des Messias am allerwenigsten in solcher Gestalt erwartet, — eben daran soll ihr Glaube den Messias erkennen, woran der Unglaube Anderer zu Schanden wird.

Und sie kamen eilends und fanden Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe lag“ (Luk. 2, 16). Der Engel hatte ihnen keinen Befehl gegeben, nach Bethlehem zu gehen; unaufgefordert thaten sie, was die himmlische Botschaft ihnen nahe legte. — Wie oft, lieber Leser, ladet der Herr durch die inneren Einsprechungen Seiner Gnade uns zu sich ein, ohne daß wir folgen! Uns fehlt gar oft die Zeit zum Beten, zur Bewohnung der Predigt, zum Empfange der hl. Sakramente!

Die frommen Hirten fanden Jesum, Maria, Joseph! Was sie weiter gefunden, sagt die Schrift nicht. Es ist genug, diese Drei zu finden! Alle Schätze des Himmels und der Erde sind in ihnen dort im Stalle von Bethlehem! Wer aus uns sollte sie in diesen heiligen Tagen nicht aussuchen wollen?

S.

Der Tannenbaum.

Skizze von Chr. Kjarbøll.

Tanne, Tanne, o du süße,
Brangest hehr in ew'ger Grün.
Ob des Balbes Blätter fallen,
Totenbleich im Wind verwallen:
Dich, im Winter wie im Lenz,
Schmücken frische Lebensstränge.

Wenn der alles erstarrende Winterfroß auf die Pflanzenwelt einströmt, um die Blüten zu knicken, die Blätter zu vernichten, das Lebensgrün zu verwischen und alles mit seinem weißen Todeskleide zu überziehen, dann grünt die Tanne fort und fort, inmitten von Eis und Schnee. Ihr grünes Nadelkleid ist ein rechtes Hoffnungsgrün, wie ein Gnadenbrief des allgütigen Vaters im Himmel, der auch den kalten Gürtel der Erde mit seiner Liebe umfaßt und das Leben vor der Erstarrung schützt. Daher schlägt auch das Herz des Deutschen dem zwar düstern und erusten, doch balsamisch duftenden Tannenwalde ebenso begeistert entgegen, wie dem majestätischen Eichenwalde. Besonders spricht das winterliche Grün der Tanne freundlich und herzwinnend zu dem Menschen. Während die Eiche erst das Gemüt des Jünglings und Mannes entzückt, singen schon die Kinder: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, du kannst mir sehr gefallen!“

Seit alten Zeiten erfreuen sich Tanne und Fichte der dichterischen Verherrlichung. Wie die biblischen Schriftsteller die Cedar des Libanon preisen, so die Griechen und Römer ihre Fichtenhaine. Als immergrünes Gewächs und als Zeichen des auch im Winter nicht ererbenden prometheischen Lebens der Erde, war sie den Naturgottheiten, dem Pan, der Isis und Kybele geweiht, und sie sollte nach der Sage der einen aus dem Körper der von Pan und Boreas geliebten Nymphe Pitys oder des Atlys, Kybeles Liebling, entsprossen sein. Jedenfalls trug zu dieser Deutung als „Symbol des Lebens“ bei, daß die Nadelhölzer im Winter gleich dem Lebensbaume, der davon seinen Namen empfing, die frische Farbe der Nadeln einbüßen, und im Frühling wieder aufleben, wie Goethe sagt: „Der Frühling webt schon in den Birken, und auch die Fichte fühlt ihn schon.“

Auch bei unsern germanischen Vorfahren stand die Tanne in Ehren. Einem besondern Gotte scheint sie indes nicht geweiht gewesen zu sein; trotzdem hielt man vorzugsweise in solchen Gegenden, in denen die Eiche fehlte, besonders schöne und große Tannen für den Wohnsitz der Götter. Gleich den heiligen Eichen galten dieselben für geheiligt und gebannt, und als später die christlichen Sendboten dieselben umhauen wollten, widersetzten sich die Alten dem ebenso, wie dem Fällen der sogenannten Donnereichen. So stand zu Ettenheimsmünster eine uralte Tanne. Als der heilige Landolin sie gefällt und aus dem Holze derselben ein Kreuz geschnitten hatte, wurde er von den Heiden erschlagen.

Der Name unserer Tanne stammt vielleicht von den „Tangeln“, wie die Nadeln auch erst genannt wurden, ab, er wird aber auch wegen des leicht brennbaren Holzes von dem altdeutschen Worte tan (d. i. Feuer) abgeleitet.

Manche schöne Sage umschwebt die Tanne. Ihre quirlförmig stehenden Zweige bilden lauter kleine Kreuze. Dieselben sollen entstanden sein, weil das Kreuz des Herrn aus dem Holze einer Tanne gefertigt sein soll. Das immergrüne Kleid der Tanne hat in der Sage eine zweifache Erklärung gefunden. Nach der einen Sage ist es die Wirkung und Folge des Blutes Christi, welches an dem Stamme des Kreuzes niedergefallen ist; nach der andern ging der Herr einst bei Regen durch den Wald und suchte unter verschiedenen Bäumen Schutz; doch alle hatten ihre Zweige und Blätter gesenkt und ließen Regen auf ihn herniederträufeln; nur die Tanne

breitete schützend ihre Zweige über ihn aus. Zum Lohn ließ der Herr von nun an ihr Laub im Winter und Sommer fröhlich grünen.

Auch die echtdeutsche Sitte, die Tanne als Weihnachtsbaum zu benutzen, findet ihre Erklärung in dem Grünen dieses Baumes zur Winterzeit. Will man sich über seine Bedeutung klar werden, sagt Rogge, so muß man ihn vergleichen mit dem Raibbaum oder Rosenbaum, wie er in vielen Dorfgemeinden zu Johannis aufgestellt wird. Die alten Germanen hatten zur Zeit der Winter- wie der Sommerjonnenvende ein Fest, das den das Gedeihen der Pflanzenwelt fördernden Mächten geweiht war. Beide, der Weihnachtsbaum und der Raibbaum, das ist ein sicheres Ergebnis der Wissenschaft, sind Darstellungen des Vegetationsdämons, den man im Pflanzenleben wirksam dachte. Der grüne Weihnachtsbaum, also auch im Winter das Bild des ungebrochenen Lebens, ist ein Zeichen des nun bald in der Natur zur Geltung kommenden Pflanzenwachstums. Der Lichterglanz erinnert daran, daß die Sonne, die in der dunklen Zeit wenig sichtbar war, nun wieder höher am Himmel steigt und das neue Jahr zum Siege bringt. Wie schön sich mit solchen Anschauungen die christlichen Verbindungen konnten, nach denen der Heiland das in die verstorbene Menschheit neu eingepflanzte Lebensreis und das Licht der im Dunkel schwachtenden Sterblichen ist, erscheint einleuchtend.

Noch an eine andere, tief in unser Volksleben eingedrungene Sitte erinnert die Tanne. Es ist eine allgemein verbreitete Sitte, beim Nichten eines Hauses einen Mai- oder Tannenbaum auf den Giebel desselben zu nageln. Die geschmückte Tanne oder wie es in vielen Gegenden nur noch Sitte ist, der geschmückte Kranz sollen von dem neuerbauten Hause Glück und Sturm fernhalten, und das Haus bis auf Kindeskind grünend und blühend erhalten. Die Nichttanne stellt den Genius des Wachstums dar, deren guter Hausgeist allezeit über der neuen Wohnstätte walten möge.

Im Drömling tragen die Brautjungfern auf dem Wege nach der Kirche dem Brautpaare brennende Lichter auf jungen Tannen voran; und im Wendlande schreiten die Kranzjungfern während der Ehrentänze der Neuvermählten denselben mit brennenden Kerzen geschmückten Tannen voraus. Auch in diesen beiden Gebräuchen soll in der grünenden und mit Lichtern gezierten Tanne der Wunsch Ausdruck finden, das Leben des jungen Ehepaars möge vom Glücke begünstigt sein und grünen und leuchten.

Dem Leben zurückgegeben.

Eine Weihnachtsgeschichte von A. Doullac.

Autorisierte Uebersetzung von A. Helm.

Brausend segt der Wind den Schnee vor sich her; das Haas zittert unter seinem Anprall, und die Wetterfahne dreht sich stöhnend; ächzend auch beugen die Bäume sich unter der Last des Schnees, und der Hund an der Kette heult dumpf und mischt seine Klageklänge in die der erregten Elemente.

Und doch ist es eine festliche Nacht für das Dorf und für die ganze Christenheit. Jung und Alt, Klein und Groß, Arm und Reich, überall diesseits und jenseits des Meeres, auf Bergen und in tiefen Thälern sind die Menschen um die Krippe oder den Weihnachtsbaum versammelt, und in allen Tonarten, in allen Sprachen ertönt der Jubelgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“

Einsam und allein nur sitzt Frau Hadwig, zu Tode betrübt, vor dem flackernden Kaminfeuer.

Ueber die 60 Jahr ist sie schon hinaus, und wenn sie sich auch noch immer gerade und aufrecht hält, wenn die Füße des Gesichts noch nicht vom Alter gesurcht sind, so ist doch

das Haar weiß, wie die Haube, die es bedeckt und die ihr mit dem Rosenkranz an ihrem Gürtel das Aussehen einer Klosterfrau verleiht.

Vor nunmehr 23 Jahren, in einer Christnacht, welche der heutigen gleich, hat Frau Hadwig zum letztenmal ihren einzigen Sohn gesehen; seitdem ist nie wieder ein Lächeln über ihr Gesicht geglitten.

Frau Hadwig war Wittve, aber sie war Mutter, und das tröstete sie über den Verlust des Gatten.

Wenn sie an dem Grabe desselben kniete, dann lehnte der blondkopf ihres Erich an ihrer Schulter, und wenn die Lippen das „Amen“ des Gebetes gesprochen, dann ruhten sie in zärtlichem Kuß auf dem blonden Scheitel, und die Thränen trockneten in einem Lächeln.

Er war ja so schön! und sie war so stolz auf ihren Sohn!

Ihm galten alle ihre Gedanken, er füllte ihr ganzes Sein und Denken aus.

Groß und stark, klug und tapfer und gut sollte er werden!

Und sie ließ ihn in Wald und Feld herumstreifen, wenn sie auch stets in Bangen wartete, bis ihr Knabe wieder daheim war; — und sie ließ ihn, wenn sie auch nicht reich war, nach Belieben von ihrem Geld an die Armen und Nothleidenden ausstellen und gab ihm mit Wort und That in der barmherzigen Nächstenliebe ein Beispiel; — auch Lehrer für Latein und Griechisch hielt sie ihm; und mit 12 Jahren war Erich ein geschickter Knabe mit weichem Herzen und an Körperkraft ein junger Athlet.

Und mutig war er! ... wie hätte er auch anders sein können als Soldatenkud!

Und Frau Hadwig war glücklich ... überglücklich!

Aber das Glück ist ein schöner Vogel ... es setzt sich auf einen Zweig ... und „husch“ ist es auch schon wieder fort!

Der Knabe wurde zum Jüngling, und der Jüngling entzog sich dem Einfluß der Mutter, und anderer Einfluß gewann Gewalt über ihn. Das einst fromme Kind lästerte Gott ... der fleißige Schüler suchte statt der Lehrsäle Trink- und Spielräume auf! Ja, selbst auf dem Felde der Ehre bestand er nicht, und nach einer Unbarmherzigkeit, die er sich gegen seinen Vorgesetzten hatte zu schulden kommen lassen, verriet er die Fahne seines Landesherrn und gesellte sich der Schar des wilden Wilhelm von der Mark, des „Ebers der Ardennen“ zu. Und in einer Christnacht, bei dem glutroten Schein der Fackeln, die eine Szene fürchterlichen Mordens beleuchtete, erkannte Frau Hadwig unter den Eindringenden den eigenen Sohn, ihren kleinen Erich, ihren blondlockigen Knaben von einst unter der Schar der Räuber, welche die Kirche plünderten. Einen Schrei des Entsetzens stieß sie aus und dann umfieng eine tiefe Ohnmacht mildthätig die arme Mutter.

Seitdem hatte Frau Hadwig den Sohn nicht wieder gesehen, nie sprach sie seinen Namen aus ... er hatte seine Mutter vergessen ... die Bekannten vergaßen, daß sie einen Sohn gehabt ...

Aber sie!

Die Zeit war dahingegangen, sie war alt geworden, Wilhelm von der Mark, der „Eber der Ardennen“, war tot und doch lebte, wie eine Christrose unter dem Schnee, in Sorge und Kummer noch immer ein Hoffnungsstimmer in Frau Hadwigs Herzen; und jedes Jahr, wenn weit und breit in Frohsinn und Heiterkeit allenthalben die Weihnacht gefeiert wurde, saß Frau Hadwig allein an dem flackernden Kaminfeuer, um ihren Gedanken nachzuhängen, zu weinen und zu beten, und ab und zu aufzuhorchen, als wenn sie durch das Tosen des Windes die Stimme des verlorenen Sohnes vernehmen müßte, der neuboll zur Mutter heimkehrte.

Der Sturm hat sich gelegt: das ganze Dorf liegt friedlich und still in Schnee gehüllt; auch Frau Hadwigs Augen haben sich im

Schlaf geschlossen, und Friede liegt auf ihrem Gesicht; Schlaf ist Vergessen! und im Traum kann sie noch lächeln!

Blöcklich fährt sie zusammen. Draußen ertönen hastige Schritte, der Hund heult wütend.

Frau Hadwig springt empor, stürzt zur Thür, und schreckensstarr bleibt sie stehen.

Da vor ihr, auf der Schwelle, liegt ein ganz junger Mensch auf den Knien; bittend streckt er die Hände zu ihr empor, Lumpen umhüllten die mageren Glieder und angstvolle, stumme Bitte liegt auf dem abgemagerten Gesicht.

Weit, weit wird das Mutterherz der armen Frau! Das Erinnern an Erich, ihren Erich, überkommt sie mit Macht!

All die verfloßenen Jahre sind wie ausgelöscht; in den jugendlichen, knabenhaften Zügen, in den blonden Locken und in den Augen, die so blau wie die Erichs, glaubt sie den Sohn wieder zu haben.

Und sie öffnet ihm ihr Haus!

Und er tritt über die Schwelle.

Benommen, ja bestürzt von so unerwartetem Empfang ist und trinkt der Landstreicher und erwärmt die erfarrten zitternden Glieder.

Bei der Wärme des Feuers, unter dem sanften mütterlichen Blick Frau Hadwigs steigt das Blut in die Wangen, das Herz schlägt in Dankbarkeit, die Zunge löst sich dem armen Menschen, er fängt an zu sprechen und erzählt in schlichten Worten sein armseliges Dasein.

Joel heißt er und hat weder Vater noch Mutter; er erinnert sich auch nicht je dieselben gekannt zu haben.

Mit Dieben hat er bisher von Raub und unrechtmäßig erworbenem Gut gelebt, wenn gleich er schon im Grunde seines Herzens ein solches Thun verabscheut. Von Häschern verfolgt, ist es ihm geglückt zu fliehen; und seitdem irrt er bei Schnee und Kälte ohne Unterschlupf und ohne Nahrung umher; er fürchtet sich von den einen ergriffen zu werden und fürchtet sich auch zu seinen Spießgesellen zurückzukehren ...

Nichts, gar nichts weiß er ... aber er hat doch das Gefühl, daß es Unrecht ist zu stehlen.

Nie hat er gearbeitet ... aber wenn er einen Hirten seine Herde weiden, wenn er den Bauer das Feld bestellen sieht, oder den Schmied am Ambos, den Handwerker bei der Arbeiter beobachtet, dann wünscht er, wie sie zu sein ... vor der Arbeit fürchtet er sich nicht.

Kein menschliches Wesen hat je zu ihm von der Nächstenliebe gesprochen ... und dennoch hat er oft von seinem Stückchen Brot abgegeben; seinen Hund hat er einem Blinden überlassen und seinen Stock einem Lahmen, und alle Unglücklichen haben ihm leid gethan ...

Auch von Gott weiß er nichts ... nur in den Blicken seiner Spießgesellen hat er das Wort „Gott“ gehört ... aber die Kirche, in die er sich heute Nacht geschlichen und in welcher so feierlicher Gesang ertönte, erschien ihm wunderbar schön, und fer möchte wohl öfter dort sein ...

Nichts, gar nichts weiß er vom Familienleben ... aber durch offene Thüren oder durch die Fenster hat er alte Großväter, junge Mütter, schöne Kinder mit Lachen und Schmerzen und Liebsojungen vereint gesehen; trotz der Qual des Hungers würde er auf all die guten Dinge, die auf den Tischen bereitet gewesen ... auf gerösteten Speck, gebratene Gans, goldgelben Kuchen und Früchte verzichtet haben, wenn er nur einen Augenblick an der Stelle des jungen Menschen gewesen wäre, den eine alte Großmutter so zärtlich in ihre zitternden Arme schloß ...

Stotternd und die Worte suchend, teilt er diese Gedanken, die ihn bewegten, Frau Hadwig mit, und die nimmt sie in ihrem Herzen auf.

Nein, nicht Erich, nicht ihr geliebter, in

Mutterliebe großgezogener Knabe ist es! Aber ein Stiefkind der Menschheit, dem alles fehlt, das zwischen Disteln und Dornen geraten und in dem doch die geheimnisvolle Wunderblume im Herzen lebt, die bei andern, leider, ach leider, trotz aller Sorgfalt, mit der sie gepflegt worden, gestorben und verdorben ist.

Wie es Mütter ohne Kinder giebt, die sich in egoistischem Sehnen nach dem Verlorenen verzehren, so giebt es auch Kinder, die vergeblich nach einem Hauch mütterlicher Zärtlichkeit verlangen ...

Von seinem Kreuz herab hat Jesus seine Mutter Maria noch zu trösten gewünscht, indem er ihr den Apostel Johannes zum Sohn gab.

Hat Gott der trauernden Mutter diesen verlassenen Menschen, der dem verlorenen Sohn so gleicht, zum Ersatz bestimmt?

Frau Hadwig hat nichts erwidert, als der Knabe zu sprechen aufgehört und er sieht sich auf, er fürchtet lästig zu sein ... mit einem listigen Graß und Dank will er zur Thür, aber da hält Frau Hadwig ihn am Arm zurück und sagt:

„Bleib, Joel! Du bist allein ... ich bin es auch ...; ich will versuchen ... eine Großmutter für Dich zu sein ... willst Du das?“

Verwirrt, überrascht und bestürzt, traut er den eigenen Ohren nicht ... er sinkt vor ihr auf die Kniee und küßt die alten, welken Hände ...

Und Frau Hadwig sieht lange, lange auf die blonden Locken, die sie an Erich, wie er mit 16 Jahren sie trug, erinnern und sie seufzt leise:

„Wer weiß? Vielleicht schickt Gott mir als Christgabe wirklich den Sohn meines Sohnes!“

Am Neujahrsorgen.

Skizze aus dem Militärleben von D. Wlster (Berlin).

Freut Euch des Lebens,
So lang' das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht. ...

So spielten die vereinigten Musikcorps der in der Festung M. liegenden Division und die Trommeln der ganzen Division begleiteten die Musik mit ununterbrochenen dröhnenden Wirbeln, daß die Fenster klirrten und die Schlüfer erschreckt aus ihren Federn saßen.

Hinter der Musik schwankte in langsamem Marsche das aus allen Regimentern zusammengestellte Kommando und vor den Leuten trottete mißmutig, verschlafen, der Leutnant Ottomar von Niebäder, der an diesem halbdunklen, kalten, nebelgefüllten Neujahrsorgen die große Reveille durch die Straßen der Stadt zu führen hatte.

Wie ihm die quietschenden Pfeifen in die Ohren gelkten und das Wirbeln der Trommeln in den armen, schmerzenden Kopf dröhnte!

Es war auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, am frühen Morgen die große Reveille anzuführen zu müssen, nachdem man bis vier Uhr auf dem Kasino-Sylvesterbäll getanzt und — getrunken hatte.

Der Champagner war ausgezeichnet gewesen und — und Fräulein Melitta von Birkenfeld, das Töchterchen Sr. Excellenz des Generals von Birkenfeld, Gouverneurs der Festung M., war gar zu lieb, als daß man nicht einige Flaschen auf ihr Wohl hätte leeren müssen.

Ja — diese kleine, süße, liebe Melitta! — Er liebte sie schon lange — aber ihr seine Liebe zu gestehen, hatte er noch nicht gewagt — aus Respekt vor Sr. Excellenz dem Herrn Gouverneur, der ihm einmal vierundzwanzig Stunden Zimmerarrest erteilt hatte, als er ihn in Civil gesehen.

Wie konnte er sich unter solchen Umständen der Tochter Sr. Excellenz nähern,

hatte Se. Excellenz ihm doch selbst gesagt, daß er ein leichtsinniger Windhund sei.

Das war freilich schon ein Jahr her, als er Melitta noch nicht gekannt — er hätte sich seitdem gebessert — wahrhaftig, das hatte er!

Aber der Champagner gestern Abend! — Se. Excellenz liebte es nicht, wenn die jungen Offiziere Champagner tranken — und dunkel kam ihm die Erinnerung, daß Se. Excellenz ihm gestern Abend lachend mit dem Finger gedroht, als er bei der dritten Flasche sah.

Es überriefelte ihn kalt. Er erinnerte sich, daß er dann mit Melitta den Cotillon getanzt und furchtbar viel dummes Zeug geschwätzt — auch von seiner Liebe.

Und nun wurde es ihm mit einem Male siedend heiß.

War das, was er gesprochen, eine Erklärung gewesen? — Was hatte eigentlich Melitta zu all dem Unsinn gesagt? — Wenn er sich nur besinnen könnte?

Er versank in dumpfes Brüten und immer noch quetschten die Pfeifen und wirbelten die Trommeln:

Freut Euch des Lebens,
So lang' noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht.

Die Musik bog auf dem Paradeplatz ein, an dem das Gouvernementsgebäude und die Hauptwache lagen. Die Hauptwache trat in das Gewehr, auf dem Balkon des Gouvernementsgebäudes erschien Se. Excellenz, um dem Konzert der vereinigten Musikkapellen zuzuhören.

Ottomar gab die nötigen Kommandos. Die Abteilung formierte ein nach dem Gouvernament offenes Carré, in dessen Mitte die Musikcorps standen.

Ottomar selbst stand vor der Front seiner Truppe und schielte nach dem Balkon empor, ob er nicht neben der hohen soldatischen Gestalt des Generals dessen liebliches Töchterchen erblickte. Aber Melitta schlief wohl noch den süßen tiefen Schlummer der Jugend.

Ob sie wohl dabei von ihm träumte? . . . Es war mittlerweile heller Tag geworden, ein kalter, grauer Neujahrstag, dessen Nebel zu verdrängen sich die Sonne vergebens bemühte. Die Dächer der Häuser, der Platz, die Straßen waren von einer dichten Decke frischgefallenen Schnees bedeckt.

Nach und nach füllte sich der Platz mit Reugierigen. Ueberall erscholl ein fröhliches Prost Neujahr. Die Glocken der Kirchen erklangen und nun setzten die Musikcorps mit dem alten Choral ein:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen.“

Dem jungen Offizier ward es ganz festerlich zu Mute. Das Kopfweh war verschwunden; mit andächtigen Blick hing er an der schlanken Mädchengestalt, die jetzt neben dem General stand, das Köpfchen an dessen Schulter gelehnt, die Hände gefaltet, den feierlichen Klängen des Chorals lauschend.

Als die letzten Accorde verklungen, verschwand Melitta, aber der General blieb auf dem Balkon bis zum Ende des Konzertes stehen.

Ottomar hatte die Mannschaften entlassen und wollte sich zu dem Kameraden auf die Hauptwache begeben, als eine Ordonnanz an ihn herantrat.

„Se. Excellenz, der Herr Gouverneur wünscht den Herrn Leutnant zu sprechen.“

Der junge Offizier erschrak. Hatte er bei seinem Kommando etwas nicht richtig gemacht? Oder wollte ihn Excellenz wegen des Champagners sprechen?

„Sogleich?“ fragte er.
„Zu Befehl, Herr Leutnant,“ entgegnete der Soldat. „Excellenz erwarten Herrn Leutnant.“

„Gut. Ich komme sofort.“
Ottomar rückte den Säbel und Schärpe zurecht, fühlte nochmals an den Helm, ob er

auch gerade saß, und begab sich dann in das Gouvernament.

Ein Diener führte ihn in das Arbeitszimmer Sr. Excellenz.

„Excellenz werden sogleich erscheinen.“
Dann war Ottomar allein. Er kannte dieses behagliche und doch ernst ausgestattete Zimmer. Hatte Excellenz ihm doch hier 24 Stunden Arrest diktiert.

Eine Portiere verhängte die Thür in das Nebenzimmer. Ottomar glaubte flüsternde Stimmen hinter der Portiere zu hören — jetzt ein leises Lachen, dann die tiefe Stimme des Generals — ein Hin- und Herbüscheln — die Portiere teilte sich und Se. Excellenz trat ins Zimmer.

Ottomar verbeugte sich.
„Excellenz haben befohlen.“
„Aberdings, Herr Leutnant. Ich mache Ihnen mein Kompliment, daß Sie heute rechtzeitig zur Reveille zur Stelle waren, ich hätte es nach dem gestrigen Abend nicht geglaubt.“

Zweifelnd blickte der junge Offizier in das Gesicht Sr. Excellenz, ob er in seinen Zügen nicht die Auflösung des Rätsels dieser Worte fand. Aber ruhig und ernst war dieses Gesicht wie immer.

„Excellenz sind sehr gütig.“ stotterte Ottomar.

„Wenn Sie zu spät gekommen wären, hätte ich Sie wieder bestrafen müssen, Herr Leutnant,“ fuhr Excellenz fort. „Sie haben gestern wieder einmal Champagner gekneipt.“

„Excellenz, es war Sylvester.“
„Freilich — und deshalb will ich Ihnen auch keinen Vorwurf machen. Aber ich möchte Sie doch ernstlich warnen, nicht wieder in Ihren alten Leichtsinne zurückzufallen. Ihr Oberst berichtet mir, daß Sie ein tüchtiger, ernster Offizier geworden, das war mir angenehm zu hören, aber der gestrige Abend sah es mir nicht gerade zu bestätigen.“

„Excellenz.“
„Es war Sylvester — ja, das mag vieles entschuldigen. Aber man hat sich über Sie beschwert.“

„Ueber mich? — Excellenz, ich bin mir nicht bewußt.“

„Sehen Sie, das kommt vom Champagner! Sie sollen einer jungen Dame in einer Weise den Hof gemacht — Sie sollen dieser jungen Dame Dinge gesagt haben, welche, nun, welche zu dieser Beschwerde den Anlaß gaben. Was wissen Sie darauf zu erwidern?“

„Excellenz, ich weiß wirklich nicht.“
Des Generals Stirn runzelte sich.

„Sie wissen nicht, daß Sie dieser jungen Dame von Liebe und Verehrung gesprochen haben und um die Erlaubnis baten, mit ihrem Vater sprechen zu dürfen? Wissen Sie, Herr Leutnant, daß das eine Beleidigung der jungen Dame ist?“

„Excellenz . . . ich . . . ich . . . weiß nicht . . . ich habe nur mit einer Dame davon gesprochen . . . ich bitte tausendmal um Verzeihung.“

„Erinnern Sie sich noch, was Sie der jungen Dame gesagt haben?“ fragte Excellenz und ein schelmisches Lächeln erhellte sein Gesicht.

Den jungen Offizier überriefelte es heiß und kalt.

„Verzeihen, Excellenz . . . nein, ich weiß es nicht mehr.“
entgegnete er der Wahrheit gemäß. „Aber ich weiß, daß ich nur zu einer jungen Dame von Liebe und Verehrung gesprochen haben kann und daß diese meine Worte aus tiefstem Herzen drangen und wenn der Augenblick vielleicht nicht richtig gewählt war, ein solch ernstes Wort zu sprechen, so sind diese doch nicht minder wahr und ich bin bereit, sie heute und in jeder Stunde zu wiederholen.“

„Aber wenn jene junge Dame keine Wiederholung wünscht, mein Herr Leutnant?“

„Dann bitte ich auch meine gestrigen Worte zu vergessen.“ . . .

„Wie Sie sie vergessen haben.“

„Nein, Excellenz — ich weiß jetzt ganz genau jene Worte und ich werde sie nie vergessen!“

„Ist das wahr, Leutnant von Liebäcker?“

„Auf mein Wort, Excellenz!“

„Nun gut . . . so wiederholen Sie mir die Worte.“

„Excellenz . . . ich habe der jungen Dame gesagt, daß ich sie treu und aufrichtig liebe — schon seit einem Jahre — seit jenem Tage, wo Excellenz mir die vierundzwanzig Stunden Arrest diktierten . . . und ich die junge Dame zufällig hier in Eurer Excellenz Zimmer sah . . . seit jener Stunde liebe ich die junge Dame und Excellenz — ich habe mich der beglückenden Hoffnung hingegeben, daß die junge Dame mich wieder liebt.“

„Hat sie Ihnen das gestern Abend gesagt?“

„Ich glaube es.“

„Aha — Sie glauben es, aber Sie wissen es nicht. Nun, da müssen wir die junge Dame selbst fragen.“

Mit diesen Worten schritt Excellenz auf die Portiere zu und schlug sie zurück. Von holder Scham übergoßen stand Melitta da.

„Hier ist die junge Dame, welche sich über Sie beschwert hat, Leutnant Liebäcker. Sie können sie jetzt gleich um Verzeihung bitten und wenn Sie ihre Verzeihung erlangt haben, kommen Sie in das Nebenzimmer, Sie können mit uns frühstücken.“

Damit verschwand er im Nebenzimmer, während sein Töchterchen in grenzenloser Verlegenheit da stand.

In Ottomars Herzen jubelte es auf.

„Melitta, können Sie mir verzeihen.“ . . .

Da blickte sie schelmisch lächelnd zu ihm auf. „Ich hab' Ihnen doch schon gestern Abend verzeihen.“

Er ergriff ihre Händchen, die er stürmisch küßte.

„Melitta, meine süße, liebe Melitta.“ . . . und sein Helm fiel volternd zur Erde und Melitta lag an seiner Brust und er durfte den ersten Kuß auf ihre süßen Lippen drücken.

In Ottomars Herzen aber klang das alte Lied hell auf: „Freut Euch des Lebens — so lange das Lämpchen glüht — pflücket die Rose — eh' sie verblüht.“ . . .

Unterhaltungsaufgaben.

Ein Student in Heidelberg, welcher kein Geld hatte, verlangte solches von seinem Vater, erhielt aber von diesem eine abschlägige Antwort mit dem Bemerkten, er habe ja erst kürzlich Geld erhalten. Der Studiosus ließ aber mit seinem Bitten nicht ab und machte seinem Vater den Vorschlag, er wolle ihm ein Rätsel aufgeben, wenn er, der Vater, es errate, so dränge er ihm kein Geld zu geben. Der Vater ging auf den Vorschlag ein, und der Studiosus gab ihm das Rätsel auf: Was wünscht ein Studiosus von Heidelberg? Die Antwort muß im Namen dieser Stadt liegen.

Buchstabenrätsel.

N l i i i g L
N i i i l a L

Charade.

Im Angesicht der Leute
Seht stets das Erste ihr;
Es trägt so manches Tier
Auf seiner Stirn das Zweite.
Wißt ihr das Ganze jetzt,
Dem die Natur das Zweite
Aufs Erste hat gesetzt?

Zogogrph.

Vier Zeichen bilden mich
Und sechsmal wechsele ich;
Mit B vereine ich,
Mit M reiß ich zu dir,
Mit H bin ich ein Tier,
Mit R dem Kreise gleich,
Mit S sehr wasserreich,
Daß diese Zeichen fort,
Bin ich ein Bindewort.